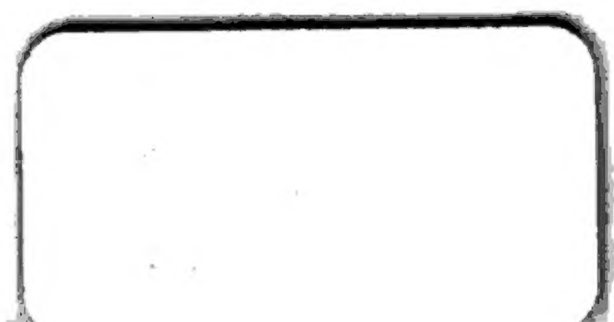
Digitized by Google



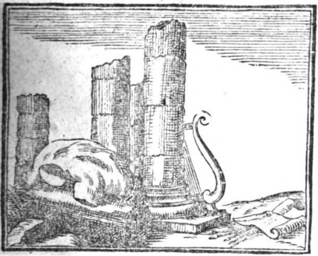
ipell 11.

CHRISTIAN GOTTFRIED SCHULTZE.

Wagner del. Dresden

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK



Neun und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung, 1797.

Digitized by Google

I.

Ueber des Herrn Grafen Fr. Leop. zu Stolberg Uebersetzung auserlesener Gespräche Platon's *), von Karl Morgenstern.

Fear not the anger of the Wise to raise!
Those best can bear reproof, who merit praise.

Pope's Essay on Criticism.

Die in Platon's Schriften herrschende Methode der Untersuchung, welche die Wahrheit so in des Lesers Seele verpflanzt, wie sie in des Schriftstellers eigenen Seele wuchs; welche den Geist zum Denken, nicht bloß über den behandelten Gegenstand, sondern zum Denken überhaupt bildet; uns nicht

*) Auserlesene Gespräche des Platon, übersetzt von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. (Mit dem Motto aus Plat. Alkibiades II.: Τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς. Das Schöne zum Guten!) Erster Theil. Königsberg, 1796. bey Fr. Nicolovius XVI S. Vorrede und 367 S. gr. 8.

nicht nur Philosophie, sondern auch philosophiren lehrt: diese Methode, die sich in so wenigen neuern Werken findet, wird jenen Schriften, gesetzt auch, daß alle in ihnen enthaltene Wahrheiten längst herausgeschöpft, in andere Bücher übergetragen, in diesen tiefer ergründet und vielseitiger betrachtet worden, durch alle Zeitalter der Kultur hindurch eine ewige Dauer sichern. Ein vorzügliches Vergnügen müssen jedem edlern Geiste jene Schriften schon deshalb gewähren, weil bey der lieblichen Morgenröthe der philosophirenden Vernunft, die in ihnen aufgeht und bereits die höchsten Spitzen des durch unser Ahnden von Einheit der Erkenntniß uns gelobten Landes magisch beleuchtet, zwar schon vieles hell und klar erscheint, aber vieles doch nur erst in einem milden Helldunkel, das, eben weil es nicht alles enthüllt, nur desto interessanter ist, indem es der Selbstthätigkeit unsers Verstandes noch genug, und mehr hinzu zu setzen übrig läßt, als wenn wir auf den Gefilden der neuesten Philosophie in der Mittagssonne wandeln. Man nehme dazu den seltnen Genuß, welchen der Umgang eines Weisen gewähret, den die Natur — was sie bey so Wenigen that — eben so sehr mit poetischem als mit philosophischem Genie begabte; den sie eben so warm und innig empfinden, als tiefsinnig denken — eben so glücklich seine Vorstellungen unter bald lieblichen, bald erhabenen Bildern einer blühenden, oft sich hoch empor schwingenden Phantasie vereinigen, als in bestimmten Erklärungen eines fein und scharf

zer-

zergliedernden Verstandes in die letzten Bestandtheile auflösen lehrte. Man betrachte ferner den Geist einer reinern und doch zugleich so menschlichen Sittenlehre, der in Platon's vollendetsten Schriften waltet: die tiefgefühlte Achtung für das Göttliche im Menschen, die allenthalben aus ihnen hervor leuchtet, und seine schöne, gehörig verstanden, auch praktisch so brauchbare Ansicht der Tugend, daß sie nichts anders sey, als Gesundheit und Wohlbefinden der menschlichen Seele, welches durch gute Handlungen genährt und gestärkt, durch schlechte untergraben und zerstört werde u. s. w. Man bedenke endlich den feinen, liberalen, humanen Ton, der die Schriften der Attiker überhaupt, keine aber in höherm Grade auszeichnet, als die Dialogen des Griechischen Weisen, der seinem Schüler Xenokrates den Grazien zu opfern gebot. Man bedenke dieß alles, und zweifle, wenn man kann, ob eine allgemeinere, genauere Bekanntschaft mit der Platonischen Muse wünschenswerth sey, zumal für die Kultur mancher unserer neuesten, besonders jüngern Philosophen, deren Schriften durch übertriebenen Gebrauch erlernter Terminologien, durch Bestreben nach Ersinnung neuer haarspaltender Bestimmungen, und durch gänzliche Vernachlässigung der Sorgfalt für einen lichtvollen, gefälligen Vortrag beynahe ein scholastisches Ansehn bekommen.

Am meisten wird freylich der Umgang jener Muse denen gefallen und genügen, die sie selbst in ihrer eignen Sprache können reden hören, welche

 gleich-

gleichsam die Muttersprache nicht nur der Poesie, sondern auch der Philosophie ist; welche im Munde des geistreichsten, urbansten Völkchens des Alterthums, das nicht nur die Conversation überhaupt, sondern auch die Unterhaltung über philosophische Gegenstände vorzüglich liebte, so unbeschreibliche Reize gewann. Da jenes indeß nur bey einer kleinen Anzahl von Gelehrten der Fall ist: so ist es allerdings erfreulich zu sehen, daß allmählich auch unter uns Männer aufstehn, die mit den dazu nöthigen Talenten entweder ganz, oder doch zum Theil ausgerüstet, sich bemühen, den Griechen Platon zu ihren Zeitgenossen deutsch reden zu lassen. Andere Nationen sind zwar hier, wie bey der Uebersetzung der Alten überhaupt (wenige Beyspiele ausgenommen, wo wir ihnen Meisterwerke entgegen halten können, dergleichen sie nicht aufzuweisen vermögen) uns zuvor geeilt. Die Franzosen haben gute, zum Theil treffliche Uebersetzungen der meisten Platonischen Dialogen von Grou und ein Paar Andern; die Engländer von Floyer Sydenham, Spens und Andern; selbst den Italiänern fehlt es nicht ganz daran. Wir Deutschen haben wenigstens noch keine Uebersetzung des ganzen Platon: denn die Lemgoische ist so gut als gar keine. Wir besitzen zwar einige, mehr oder minder, schätzbare Versuche der Uebersetzung einzelner Gespräche von J. B. Köhler, J. G. Schultheß, J. H. Voß, Fr. Gedike, Schlosser und dem Verfasser der Uebersetzung des Gastmahls in Schiller's Thalia. Dabey blieben aber

die

die meisten größern und wichtigern Arbeiten Platon's noch unübersetzt: denn von solchen deutschen Nachbildungen seiner längern und künstlichern Dialogen, die den Foderungen des Kenners wenigstens größtentheils Genüge thäten, hatte man bisher kaum ein Paar Beyspiele. Und das ist auch nicht zu verwundern, weil zum Gelingen eines solchen Versuchs die Vereinigung von Talenten gehört, die sich selten zusammen finden: philosophischer Geist, Geschmack und Gelehrsamkeit in einem nicht gemeinen Grade: außer einer gründlichen Kenntniß der Griechischen Sprache überhaupt, eine tiefere Kenntniß der Platonischen insonderheit; außer genauer Bekanntschaft mit der ganzen Philosophie, eine innige Vertrautheit mit dem Geist und Inhalt der Platonischen; außer einer nicht geringen Empfänglichkeit für das Wahre, Gute und Schöne im Allgemeinen, vorzüglich auch eine lebendige Phantasie, die, wenn auch nicht zu schaffen, doch die Bilder der schaffenden in reinen Formen treu nachzubilden vermag; außer hinlänglicher Gewalt über unsre Sprache überhaupt, genugsame Uebung und Gewandheit im feinern, urbanern Conversationston.

Voll von diesen Betrachtungen griff ich begierig und mit gespannter Erwartung nach den neuesten Versuchen dieser Art: ich meyne nach der vom Hrn. Grafen F. L. zu Stolberg angefangenen Uebersetzung auserlesener Gespräche; auch nach Hrn. Schlosser's Uebersetzung der Platonischen Briefe. Jetzt von jener; ein ander Mal vielleicht von

dieser. Sollte die Stolbergische Arbeit auch bey weitem nicht alle Foderungen und Wünsche erfüllen, und keinen ganz reinen Genuß gewähren: so verdient das Unternehmen doch alle Aufmerksamkeit, und wenigstens manches von dem, was hier geleistet ist, den aufrichtigen Dank der Freunde Platon's.

Vielleicht wird die Mittheilung der Bemerkungen und Erinnerungen, die sich mir beym Lesen des ersten und bis jetzt einzigen Bandes dieser Uebersetzung darboten, wenigstens denen, die sie selbst gelesen haben oder noch lesen werden, nicht ganz uninteressant seyn. Dem Hrn. Grafen selbst aber, in dessen eigenen Werken ich den vortreflichen, vom Geiste der Alten beseelten Dichter, und den warmen Freund alles Guten und Schönen verehre, werden jene, wenn sie ihm zufällig zu Gesicht kommen sollten, wahrscheinlich willkommener seyn, als allgemeine Lobpreisungen, die den meisten unsrer Recensenten aus guten Gründen so leicht werden. Daß Er demungeachtet in den wenigsten Fällen meiner Meynung seyn werde, das erwart' ich.

Was zuerst die Wahl der übersetzten Dialogen betrift: so wird wohl jeder wünschen, daß 1) solche Stücke gewählt seyn möchten, die vor andern ein allgemeineres Interesse haben; 2) solche, von denen man bis jetzt noch keine lesbare Uebersetzung hatte. Das erste ist wirklich geschehn: denn es gehören insonderheit die beyden längern hier übersetzten Gespräche zu den schönsten Werken der

Pla-

Platonischen Muse. Ist aber auch das andere der Fall? Das Gastmahl ist unstreitig eines der herrlichsten Werke unsers Weisen, in welchem sich sein poetischer, insonderheit sein dramatischer Genius im glänzendsten Lichte, und seine feurige, aber keusche Phantasie in dem interessanten Moment der höchsten, reinsten Begeisterung für das Urschöne zeigt. Dennoch hätte man wohl lieber die Wahl eines andern Dialogs gewünscht, weil wir vom Symposion schon mehr als Eine deutsche Uebersetzung, und, was wichtiger ist, eine sehr gute in Schiller's Neuer Thalia (II. Band. 1793. S. 170—228. 324—386.) besitzen. Diese machte in der That einen neuen Versuch, er müßte denn ungemein vortreflich ausfallen, überflüssig. Nun aber möchte die Stolbergische Uebersetzung, im Ganzen genommen, dem Leser wohl weniger Vergnügen machen, als die in der Thalia gelieferte. Denn die letztere ist frey von den vielen Härten, wodurch der Genuß der andern gestört wird, und hat überhaupt mehr die Leichtigkeit und das muntere Leben des Attischen Tones der Unterhaltung. Sie würde nach meinem Gefühl sehr wenig zu wünschen übrig lassen, wenn sie sich hie und da etwas näher an die Urschrift hielte, und wenn das Kolorit nicht hin und wieder zu modern wäre, was mir besonders bey manchen darin gebrauchten sehr bestimmten Kunstausdrücken der neuern philosophischen Sprache auffiel.

Die Stolbergische Uebersetzung kann, wie jede andere, in doppelter Rücksicht betrachtet wer-

den, einmal in Rücksicht der Sprache, aus welcher, und zweytens in Rücksicht der Sprache, in welche übersetzt worden.

Von der letztern Seite möchte sie wohl am wenigsten Genüge thun, und ein schönes deutsches Werk wohl nur erst werden, wenn vieles darin anders wäre. Man braucht im Buche nur zu blättern, um fast allenthalben zu bemerken, wie sich der Uebersetzer im Gebrauche ungewöhnlicher, schwerfälliger, zum Theil nur noch im Kanzleystyl gebräuchlicher, mancher veralteter, auch mancher ohne Noth neugeprägter Wörter gefällt. Schon dadurch muß der Ausdruck häufig etwas Steifes, Gezwungenes bekommen. — Man fodert Beyspiele? Sehr häufig ist das schleppende derhalben gebraucht, S. 9. 41. 46. 190. 217. 229. 237. ꝛc. — Das veraltete Wort der Schemen kommt ein Paar Mal vor S. 117. 190., wo Schattenbild sehr gut gepaßt hätte. — S. 31. „Die Süße des Geliebten" und S. 29. „der Süße des Umgangs genießen." — „Von dannen, nicht von hinnen habe Boreas sie geraubt." S. 9. — S. 16. für das leichte und kurze ἐνθυμεῖσθαι χρὴ: so geziemet dir zu bedenken, und ebendas. für εἰ χρὴ: wofern es sich gebühren sollte. — S. 177. „Ihr wähnet etwas zu beschaffen, da ihr doch nichts beschaffet." — Der Verfasser sagt ferner sich ungeduldên S. 57., ein Erzarzt S. 204. (welch übelklingendes Wort! für das Griechische ὁ ἰατρικώτατος, der geschickteste Arzt.) — Er

ge-

gebraucht gern die mit der Sylbe **ent** gebildeten Zeitwörter, auch wenn sie entweder an sich, oder wenigstens in der gewählten Verbindung ungewöhnlich sind: z. B. S. 43. „schöne Thaten, welche **der** von Göttern verliehenen Raserey **entspringen.**“ S. 319. in einer Note: Ich habe diese Anspielung dem Diodor **entborgt.**“ — Doch sind unter den neuen Wörtern auch einige nicht ganz verwerfliche. So ist der S. 250. gebrauchte Ausdruck **die Nachzeit** in der Verbindung: „Ruhm für die ganze Nachzeit,“ wenigstens analog und nicht übelklingend. Auch das neue Wort **musenlos** S. 225. für ἄμουσος ist, in Ermanglung eines bessern, vielleicht nicht verwerflich. So ist auch das alte Wort **Lober** aus der deutschen Bibelübersetzung (vergl. Not. 60. zum Phaidros) mit Recht zurück gerufen.

Noch auffallender indeß, als das Ungewöhnliche, das sich der Uebersetzer im Gebrauch einzelner Wörter erlaubt hat, sind die **harten** und dem Genius unsrer Sprache fremden **Wortfügungen** und **Wortstellungen**, die sich fast auf allen Seiten finden. So im **Phaidros**: S. 5. „Was Lysias — in langer Zeit mit Muße geordnet hat, das sollte ich, **sein würdig**, aus dem Gedächtnisse hersagen können, ungeübet, wie ich bin? **Daran fehlet mir gar vieles, wiewohl ich es lieber als Goldes Fülle** besitzen möchte.“ — Das. „Ich weiß gar wohl, daß er die Reden des Lysias **hörend**, sie nicht **nur Einmal gehöret.**“ Ganz wörtliche Uebertragung des Griechischen S. 282. ed. Bip. T. X.

T. X. εὖ οἶδα ὅτι Λυσίου λόγου ἀκούων ἐκεῖνος, οὐ μόνον ἅπαξ ἤκουσεν. So sklavisch übersetzt ja selbst Ficino nicht. Id enim certe scio, sagt er, quod non semel tantum ille Lysiae sermonem audivit. — S. 5. „Da begegnete er einem, der krank ist am Gelüsten nach solchen Reden“ (τῷ νοσοῦντι περὶ λόγων ἀκοήν) zwar wörtlich; aber steif, und fremd im Deutschen. — S. 19. „Gleich als fehlte ihm des Inhalts Fülle über den Gegenstand:“ ὡς οὐ πάνυ εὐπορῶν τοῦ πολλὰ λέγειν περὶ τοῦ αὐτοῦ. Dieses ist Griechische Prose: aber ist jenes Deutsche? — S. 22. „Ich glaube, daß solcher Gründe Beybringung einem jeden vergönnet.“ — S. 67. „(sie sollen) ihrer Liebe wegen beflügelt werden zugleich.“ Wer hätte dieß zugleich am Schlusse des Satzes erwartet? — S. 32. „Wie kann er vermeiden, immer um ihn seyend, zuletzt ihm das vollste Maaß Ueberdrusses zu reichen?“ — Im Gastmahle S. 176.: „Es sind noch keine drey Jahr verflossen, seitdem ich mit dem Sokrates Umgang, und es mir zum Bedürfniß gemacht habe, jeden Tag zu wissen, was er redet.“ Jeder bemerkt die Härte der doppelten Beziehung des habe. Warum nicht: „seitdem ich mit Sokrates umgehe u. s. w.“ — ? — S. 208. „Dieser (Eros) hat die größte Macht, und gewähret uns jede Glückseligkeit, indem er uns zum Umgang unter einander fähig macht, und Freunde zu werden der bessern Götter!“ Die undeutsche Wendung am Schlusse der Periode verdankt man wieder der zu wörtlichen

chen Anhänglichkeit an den Text, wo es heißt: καὶ πᾶσαν ἡμῖν εὐδαιμονίαν παρασκευάζει, καὶ ἀλλήλοις δυναμένους ὁμιλεῖν, καὶ φίλους εἶναι καὶ τοῖς κρείττοσιν ἡμῶν θεοῖς. — Vorzüglich auffallend ist der gar zu häufige, oft dem Genius unserer Sprache, wenigstens unserer Prose (denn was vielleicht in der metrischen Uebersetzung einer Epopöe erlaubt ist, ist es darum nicht in der Verdeutschung philosophischer Dialogen) ganz widerstreitende Gebrauch des activen Particips, fast auf allen Seiten, z. B. S. 16. „Willst du mir glauben, so werd' ich deines Umgangs pflegen, nicht gegenwärtiger Lust fröhnend, sondern gerichtet auf dein künftiges Wohl; nicht überwältiget von der Liebe, sondern mich selbst beherrschend; nicht geringer Anlässe wegen großer Feindschaft, sondern spät und wichtiger Ursachen halben, Raum gebend einem kleinen Zorn; unvorsetzliche Vergehungen verzeihend, vorsetzliche abzuwenden trachtend.“ S. 86. „Hat er mit Rücksicht auf vorhergegangne Erklärung die Rede ordnend sie vollendet?“ S. 190. „Orpheus hingegen — sandten sie zwar, aber nach unvollbrachtem Werk, hervor aus dem Hades, ihm den Schemen des Weibes zeigend, für die er freywillig hinuntergestiegen war, sie selber aber nicht verleihend, weil er, als ein Saitenspieler, auch hier noch weichlich geblieben zu seyn schien, nicht wie Alkestis aus Liebe zu sterben gewagt, sondern ausgesonnen zu haben, wie er lebend hinunterstieg in den Hades.“ Die activen Participia wer-

werden an dieser Stelle den meisten Lesern so wenig gefallen, als andere mißrathene Theile dieser Periode. Nur noch ein Beyspiel. S. 252. „Und jeder möchte wohl solche Kinder vor leiblichen wählen, auf Homeros schauend und auf Hesiodos und auf andre gute Dichter [richtiger auf die andern treflichen Dichter: τοὺς ἄλλους ποιητὰς τοὺς ἀγαθοὺς]; mit Nacheifrung sehend, welche Geburten sie zurückließen, Geburten die ihnen, selbst unsterblich seyend, unsterblichen Ruhm und Andenken gewähren." Kann man solche Constructionen in der deutschen Prose wohl erträglich finden? Am Schlusse dieser Periode kam das unangenehme Particip seyend vor. Dieß braucht der Herr Graf vorzüglich oft. Er sagt z. B. S. 48. „Das wahrhaftig seyende Wesen," um dem Griechischen οὐσία ὄντως οὖσα ganz nahe zu kommen, und auf der folgenden Seite: „die Wissenschaft des wirklich seyenden Wesens."

Auch in der Art, wie die Attischen Anreden der sprechenden Personen deutsch nachgeahmt sind, ist nichts vom Conversationston unsrer Sprache. Das o! pflegen wir, außer wo eine ganz vorzügliche Lebhaftigkeit oder Feyerlichkeit Statt findet, nicht zu gebrauchen. In der Stolbergischen Uebersetzung findet man überall, auch wo gar keine Emphase ist: o Sokrates! o Phädros! o Aristophanes! ꝛc. In gleichem Falle o Freund! S. 3. — „Wohlan, o Bester!" S. 28. 101. — S. 77. o Guter! S. 10. o lieber Phädros! Solche Anreden, wie folgende, sind im deut-

deutschen Gesprächston ganz ungewöhnlich, und hätten wohl mit andern vertauscht werden sollen: „du aber, o Sonderbarer! S. 11. — „Wohlgesprochen, o Vortreflicher!“ S. 21. — „O seliger Phädros!“ S. 23. und S. 35. „Merktest du nicht, o Seliger!“

Noch erhöhen manche Kleinigkeiten den Anstrich des Ungewöhnlichen, und beym Leser das Gefühl der Härte. Dahin rechne ich die vielen Elisionen bey zusammenstoßenden Vokalen, selbst wenn diese durch ein Komma getrennt sind, z. B. S. 39. „Und daß er weit davon entfernt seyn würd', in unsern Tadel einzustimmen?“ Ueberhaupt sind der harten Elisionen gar viele, z. B. S. 205. „diese Ding' in Uebereinstimmung.“ S. 156. „Betrachter erhabener Ding' und Forscher gewesen zu seyn.“ (Wie konnte überdieß Stolberg's feines Ohr an dieser Stelle die in fünf Worten vier Mal so unangenehm wiederkehrende Sylbe er überhören?) S. 114. „Theuth zeigte seine Künst' und sagte.“ S. 12. „und meinen schon lang den Geliebten hinlänglichen Dank erstattet zu haben.“ Das e in lange ist wahrscheinlich weggeworfen wegen der ersten Sylbe des folgenden Substantivs ge. Aber die Kur scheint hier schlimmer, als das kleine Uebel, wenn anders eins da war. — Auf der andern Seite erlaubt sich der Uebersetzer Dehnungen, wie zierete, spielete, für zierte, spielte, die mir wenigstens nicht für den lebhaften, muntern Conversationston zu passen schei-

scheinen, wenn sie auch anderswo ganz an ihrer Stelle sind.

Was den angenehmen Eindruck dieser Uebersetzungen als deutscher Dialogen an vielen Stellen unterbricht, ist noch der Gebrauch mancher Zeitwörter mit jetzt ungewöhnlichen Casibus, überhaupt manche Anomalien, die man bey einem weniger angesehenen deutschen Schriftsteller, zum Theil wohl ohne Bedenken, für Sprachfehler erklären würde. Dahin gehört der gänzlich veraltete Gebrauch des Zeitworts **begehren** mit dem Genitiv an vielen Stellen, wie S. 16. 26. 203. 216. 232. 233. 247., des Zeitworts **erfodern** mit demselben Casu, wie S. 45. „einer langen Beschreibung **erfodern**." Ebenso S. 206. **Bedürfen** regiert wohl den Genitiv: aber auch jenes Verbum? — S. 220. „ihrer mehr **achten**." — S. 12. „Es ist kein Zweifel, daß, **wofern jene es erfodern**, sie diesen Böses erzeigen werden." ἐὰν ἐκείνοις δοκῇ heißen die unterstrichenen Worte im Griechischen. Im Deutschen aber ist hier **erfodern** nicht das schickliche Wort, es müßte denn ganz in der Bedeutung von **fodern**, verlangen, stehn sollen: in **diesem** Sinn aber ist **erfodern** außer dem Kanzleystyle nicht gewöhnlich. — S. 98. „**Ich achte, daß** anstatt **ich glaube, meyne, halte dafür, daß** ꝛc. — S. 58. „Sitten und Anstand, **wo** sie vormals **auf** stolz war" anstatt: **worauf** sie ꝛc. — S. 101. „Alle große **Kunden** erfodern Nachforschung und erhabne Betrachtung der Natur." **Kunde**, in **dieser** Bedeutung, gebraucht man sonst nicht

nicht im Plural. — S. 185. „Also Deß waren sie sämmtlich zufrieden.“ So kann der Dichter wohl sagen. Der Prosaist sagt: damit waren sie sämmtlich zufrieden. — S. 201. „entblößt an Tugend seyn“ (οὐ κεκτῆσθαι ἀρετήν). — S. 207. unterordnet für untergeordnet. S. 268. willführe statt willfahrete. — S. 210. „Der keines von allen diesen wird ihm nun erzeiget.“ — S. 235. Sühnungen opfern sagt man nicht; wohl aber Sühnopfer bringen. — S. 251. „Denn es gelüstet sie des Unsterblichen“ anstatt „nach dem Unsterblichen.“ — S. 304. in einer Note zum Gastmahle: „Bey den Griechen stellten oft die dramatischen Dichter als Schauspieler mit vor. Mit vorstellen wird nicht so absolut gebraucht.

Ich will nun die Stolbergischen Arbeiten als Uebersetzungen aus dem Griechischen betrachten und mit dem Originale vergleichen. Am längsten werd' ich beym Symposion verweilen, weil dieser Dialog den meisten Lesern wohl der interessanteste seyn möchte. Zuerst jedoch nur einige der Erinnerungen und Zweifel, die sich mir beym Lesen des Phaidros darboten. — Daß der Verfasser eine genaue Kenntniß der Sprache der Urschrift zeigt, daß Er nicht nöthig hatte, wie so manche andere deutsche Uebersetzer zu Ficino's Arbeit, oder zu Uebersetzungen in neuere Sprachen, seine Zuflucht zu nehmen, versteht sich bey dem mit Recht geschätzten Uebersetzer des Homeros und anderer Griechischen Dichter von selbst, wiewohl das Eindringen

in den Geist der Griechischen Dichter und ein völliges Verstehen des Philosophen Platon, an sich sehr verschiedene Dinge sind.

In der Uebers. des Phaidros also heißt es von der Oreithyia S. 8.: „Ja ich könnte klügelnd erklären, wie der Wind des Boreas die Jungfrau, als sie mit der Pharmakeia spielete, von den Felsen hinunter geworfen habe." Dazu macht der Hr. Graf S. 130. die Anmerkung: „Die Fabel erzählt, Oreithyia habe Blumen gelesen, als Boreas sie entführte. Es können auch Heilkräuter gewesen seyn. Heilung und Arzney heißt auf Griechisch Pharmakeia u. s. w." Der Sinn dieser Stelle scheint ganz verfehlt. *Φαρμακεία* war eine Quelle, zufolge Timaei Lexic. Plat. p. 268. Ruhnkenii edit. II., dessen Anmerkung zu vergleichen ist. Heyne in seinen Noten zum Apollodor p. 854. vermuthete daher, an unsrer Stelle sey für *σὺν Φαρμακείᾳ* zu lesen *ἐπὶ Φ.* — S. 49. und sonst ist der für *σωφροσύνη* gewählte Ausdruck Bescheidenheit gar nicht erschöpfend. Ein ganz dem Griechischen entsprechendes Wort haben wir Deutschen freylich so wenig als die Römer. Cicero, bemerkt Garve in seinen vortreflichen Anmerkungen zu dessen Abhandlung von den Pflichten sehr richtig, mußte mehrere Wörter häufen, um durch ihre Verbindung, in den Gemüthern seiner Römischen Leser, die Begriffe nach und nach stückweise hervorzubringen, welche das Wort *σωφροσύνη* bey einem Griechen auf Ein Mal hervorbrachte. Temperantia, die Mäßigung, zeigt

im

im genauesten Verstande, nur die Verminderung dessen an, was zu viel; die Besänftigung dessen, was zu heftig ist: moderatio, die Selbstbeherrschung, zeigt die Bestimmung einer gewissen Regel an, welche von der Vernunft vorgeschrieben werden muß. Beydes zusammen, insofern es die Bewegungen der Seele zum Gegenstande hat, machte die *σωφροσύνη* aus. — Auch nach dieser Entwickelung ist die unvollkommene Uebersetzung **Mäßigung** doch wenigstens besser, als das vom Uebersetzer Platon's gebrauchte Wort **Bescheidenheit.** — p. 352. ed. Bip. sagt Sokrates Ἀλλ' *ἢ τὰς Νέστορός τε καὶ Ὀδυσσέως τέχνας μόνον περὶ λόγων ἀκηκοὰς, ἃς ἐν Ἰλίῳ σχολάζοντε συνεγραψάτην, τῶν δὲ Παλαμήδους ἀνήκοος γέγονας;* Darauf antwortet Phaidros: *Καὶ ναὶ μὰ Δία ἔγωγε τῶν Νέστορος. εἰ μὴ Γοργίαν Νέστορα τινὰ κατασκευάζεις· ἤ τινα Θρασύμαχόν τε καὶ Θεόδωρον, Ὀδυσσέα.* Sokrates erwiedert: *Ἴσως. ἀλλὰ γὰρ τούτους ἐῶμεν κ. τ. λ.* Diese Stelle übersetzt der Hr. Graf: „Hast du nur die Redekünste des Nestors (Nestor) und des Odysseus gehört, wenn sie vor Ilion in Stunden der Muße Reden zusammen schrieben, und bist des Palamedes Zuhörer nicht gewesen?“ (Das letzte ist im Originale durch den Gegensatz *τῶν δὲ Παλαμήδους* deutlicher.) **Phädr.** „Wie beym Zeus! ich des Nestors? wenn du mir nicht etwa den Gorgias zum Nestor machst u. s. w.“ Die Antwort sollte übersetzt seyn: „Ja, beym Zeus! auch Nestor's (Zuhörer) nicht: wenn du nicht et-

wa u. s. w." Bey den Worten Καὶ ναὶ μὰ Δία ἔγωγε τῶν Νέστορος ist nämlich die Ellipse: ἀνήκοος γέγονα. Auch Ficino hat die Worte unrichtig gefaßt, welcher übersetzt: Et per Jovem Nestoris orationem audivi. — In der bekannten schönen Stelle über die Raserey, welche von den Musen kommt, heißt es S. 43. „Wer ohne diese Raserey der Musen den poetischen Pfosten nahet, wer da wähnet, durch Kunst ein guter Dichter zu werden, hinschwinden wird der! hinschwinden die Dichtung des Besonnenen vor des Rasenden Poesie!" Hier wollen mir die poetischen Pfosten nicht gefallen. Lieber: die Pforten der Dichtkunst. Für wer da wähnet, lieber in dem Wahne, um näher bey der Wortverbindung des Originales zu bleiben. Der Nachsatz aber ist im Deutschen wohl mißgeglückt. Griechisch lautet er so: ἀτελὴς αὐτός τε καὶ ἡ ποίησις ὑπὸ τῆς τῶν μαινομένων ἡ τοῦ σωφρονοῦντος ἠφανίσθη, Etwa lieber: „unvollkommen bleibt der, und die Poesie eines solchen nüchternen, schulweisen Dichters schwindet hin vor der Dichtung der Rasenden (Begeisterten)." — In der philosophischen Demonstration S. 44. ist ἀρχὴ nicht gut durch Ursprung übersetzt. Princip wäre hier das passendste gewesen. — S. 105. auf der untersten Zeile gehörte wohl im Deutschen nach aber ein nicht in den Satz, obgleich im Griechischen p. 373. Bip. bloß πρὶν steht. — Uebrigens sind viele Stellen im Phaidros sehr gut, zum Theil schön übersetzt, so daß sie sich fast ohne Anstoß mit Vergnügen lesen lassen, wie

wie z. B. S. 102—126. das trefliche Stück des Originals, wo u. a. von den Vortheilen und Nachtheilen der Schrift die Rede iſt. In der Stolbergiſchen Ueberſetzung ſcheint mir Platon's lebendiger Geiſt leichter wieder zu erkennen, als in der Ueberſetzung derſelben Stelle von dem gelehrten und ſcharfſinnigen **Tennemann**, die ſich in ſeinem Syſtem der Platon. Philoſ. I. B. S. 129. ff. findet. Auch ſind wohl beſonders die Stellen gelungen, wo Platon's Vortrag ſich bis zum Poetiſchen erhebt, wie z. B. S. 54. ff., was von dem eignen poetiſchen Genius Stolberg's zu erwarten war. Auch die maleriſche Beſchreibung der Scene des Geſprächs im Phaidros S. 10. läßt nicht viel zu wünſchen übrig. Weniger genügen die Theile dieſes Geſprächs, ſo wie der andern Dialogen in dieſer deutſchen Nachbildung, worin im Griechiſchen ein leichter Geſprächston herrſcht, und die, wo eigentlich philoſophirt wird.

Auf die Ueberſetzung des Phaidros folgt S. 163—172. der Auszug eines Theils von Platon's ſiebenten Briefe von der Hand des Hrn. Prof. **Kiſtemaker**, zur Vergleichung mit einer Stelle in jenem Dialog. Er lieſt ſich gut bis auf kleine Flecken des Ausdrucks, wie S. 170. ſelbe; S. 171. Verſchimpfung.

Jetzt die Bemerkungen, Erinnerungen und Zweifel, die bey mir die Vergleichung der Stolbergiſchen Ueberſetzung des **Gaſtmahls** mit dem Original, zuweilen auch mit der ſchon erwähnten Ueberſetzung in der Thalia, veranlaßte.

S. 175. der Stolb. Uebers. heißt es: O phalerischer Apollodoros! Viel besser der andere Uebersetzer: „He da, gestrenger Herr Apollodorus, Bürger und Zünfter von Phaleron!" Denn das von Platon selbst durch die Worte καὶ παίζων ἅμα τῇ κλήσει angedeutete Scherzhafte liegt eben darin, daß der Bekannte des Apollodoros seine Anrede mit einer Formel macht, die nur vor Gericht und in öffentlichen Versammlungen gebraucht wurde, wo man zu dem eignen Namen eines Mannes auch den Namen des δῆμος setzte, wozu er gehörte. Vergl. das Programm von Schütz: Lectt. Platonicar. Particula I. 1790. — Ueberhaupt ist der ganze Eingang mit dem Gespräch zwischen Apollodoros und seinem Bekannten, in der Thalia lebhafter, feiner, launigter übersetzt. Weniger als die Stellen, welche ein vorzüglich glückliches Talent des Dialogirens erfodern, mißlingen dem Hrn. Grafen, nach meinem Gefühl wenigstens, solche, die Erzählung enthalten, wie z. B. die Erzählung des Alkibiades von seinen Verhältnissen zum Sokrates. Daß übrigens beym Symposion die äußere Form dieses Dialogs, nach welcher Apollodoros die Gespräche Agathon's und seiner Gäste erzählt, ganz beybehalten ist, und nicht bloß die dramatischen Personenzeichen gesetzt sind, wie vom Uebersetzer in der Thalia, daran ist, glaub' ich, Recht geschehn. Denn die andere Verfahrungsart stimmt mit der Einleitung, wo doch einmal die folgenden Gespräche als Erzählungen im Munde des Apollodoros angegeben werden, nicht völlig zusammen,

men, obgleich bey jener das oft wiederkehrende sagte er, sagte ich u. s. w. nicht zu vermeiden war.

S. 186. 187. Stolb. „Indessen genießen wir, die an diesem Ende liegen, nicht gleichen Vortheils mit jenen, (;) denn wenn sie schön, und des Gegenstandes würdig gesprochen haben, so wird uns allen daran genügen. Doch wünsch' ich dem Phädros zu seinem Beginnen Glück. Er preise den Eros zuerst!“ Ἀλλὰ ist nicht denn; und das zweyte ἀλλὰ möcht' ich hier nicht durch doch geben. Der Uebersetzer in der Thalia: „Uns, die wir hier unten sitzen, wird es freylich nicht zum besten ergehen. — Was wird uns nach so vielen zierlichen Reden noch übrig bleiben? Doch die schönen Reden selbst werden unser Trost seyn. So mag denn Phädrus in Gottes Namen beginnen!“ Beyde Uebersetzungen sind nicht so genau, als sie seyn könnten. Die Worte des Originals sind: *καίτοι οὐκ ἐξ ἴσου γίγνεται ἡμῖν τοῖς ὑστάτοις κατακειμένοις· ἀλλὰ ἐὰν οἱ πρόσθεν ἱκανῶς καὶ καλῶς εἴπωσιν, ἐξαρκέσει ἡμῖν. ἀλλὰ τύχῃ ἀγαθῇ καταρχέτω Φαῖδρος, καὶ ἐγκωμιαζέτω τὸν Ἔρωτα.* Vielleicht wäre folgende Verdeutschung treuer als beyde: „Freylich wird es uns hier auf den untern Plätzen nicht gleich gut mit Jenen. Doch wenn nur die Vormänner brav und schön geredet haben, soll's uns genügen. So beginne denn Phaidros in Gottes Namen, und preise den Eros!“ — Beyläufig: Indem ich die Griechische Form Phaidros beybehalte, erlaub' ich mir die Frage: Warum

sagt der Herr Uebersetzer allenthalben Phädros, und Delphö S. 9. 313., halb lateinisch, halb Griechisch? Warum nicht entweder ganz Griechisch Phaidros, Delphoi, oder nach dem lateinischen Phädrus, Delphi? Zumal da er sagt Herakleitos S. 205.; Oreithyia S. 8.; Eileithyia S. 316. Warum behält man das ει im Deutschen bey, aber nicht οι? Darüber wünschte ich Belehrung.

S. 188. ist der Vers des Parmenides übersetzt:

»Vor den andern Göttern zuerst ersann er den Eros.«

Hier ist der Ausdruck ersann unpassend. Auch das er ist wahrscheinlich nicht richtig. Ich sage wahrscheinlich: denn weil das Fragment isolirt da steht, läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden. Vergl. Fülleborn's Ausgabe und Uebers. der Fragmente des Parmenides S. 87.

S. 189. „Und so gesinnet mit einander zu Felde ziehend, würd' ein kleines Häufchen, so zu sagen, alle Menschen besiegen!" So zu sagen ist hier nicht an seiner Stelle. Richtiger der Uebers. in der Thalia: um mit einem Mal alles zu sagen. Denn ὡς ἔπος εἰπεῖν heißt 1) um ein tüchtiges Wort heraus zu sprechen; auch wohl um es kurz und rund heraus zu sagen; 2) um etwas Auffallendes zu sagen. An unsrer Stelle paßt die Bedeutung von Nr. 1. besser. — Der

Aus-

Ausdruck ein kleines Häufchen für ὀλίγοι ὄντες ist zu unedel; das doppelte Particip in Einem Komma möchte hier auch wohl nicht leicht gefallen.

Das. „Denn ein liebender Mann würde lieber erröthen, von allen andern als vom geliebten Knaben gesehen zu werden, es sey, daß er aus seiner Reihe träte, oder daß er die Waffen von sich würfe." Vom lieber Erröthen steht nichts im Text. Es heißt Kap. VI. §. 8. ἐρῶν γὰρ ἀνὴρ ὑπὸ παιδικῶν ὀφθῆναι ἢ λιπὼν τάξιν, ἢ ὅπλα ἀποβαλὼν, ἧττον ἂν δήπου δέξαιτο, ἢ ὑπὸ πάντων τῶν ἄλλων. Ueberdieß ist wohl die ganze hier genommene Wendung etwas undeutsch. Besser der Uebersetzer in der Thalia: „Eher vor den Augen der ganzen Welt, als vor den Augen seines Lieblings, würde der Liebende sein Glied verlassen oder seinen Schild wegwerfen."

Bey der Stelle: Αἰσχύλος δὲ φλυαρεῖ — Ὅμηρος p. 25. ed. Wolf. wundere ich mich, daß der Hr. Graf der scharfsinnigen und sehr wahrscheinlichen, auch von Wolf gebilligten Vermuthung Valckenaer's nicht gefolgt ist, der das Ganze für eine Randglosse erklärt.

Auch bey den schwierigen Worten auf derselben Seite: διὰ ταῦτα — ἀποπεμψαντες, deren Aechtheit in mancher Rücksicht verdächtig ist, hat der Hr. Graf, ohne etwas zu erinnern, ruhig fort übersetzt. Auf die Schwierigkeit dieser Stelle hatte schon Wolf in seiner Ausgabe S. 25. auf-

merksam gemacht. Zu heben suchte sie Schütz in seinen Lectt. Platonicis P. I., der eine doppelte Verbesserung vorschlägt; auch der Uebersetzer in der Thalia S. 187. 188., der eine Verwechselung der Namen Orpheus und Alkestis vermuthet.

S. 193. „Endlich suchen sie die unverständigsten auf, so ämsig sie können.“ ἔπειτα, ὡς ἂν δύνωνται, ἀνοητάτων. Kap. IX. Vielleicht hätte der Hr. Graf nach einer glücklichen Conjektur von Schütz übersetzt, wenn er sie gekannt hätte. Dieser Gelehrte sagt: „Unius literae mutatione huic loco veritatem et elegantiam restituimus; corrigendum scil. est ultimum vocabulum ac legendum ΑΝΟΗΤΑΤΩΣ. Sic tribus partibus constat inter coelestis qui dicitur Amoris et vulgivagi asseclas differentia; primum *sexu* qui ametur, deinde *parte*, quae ametur, corpore an anima; postremo amandi *modo*. Ἀνοητως amare est, libidinibus adeo intemperanter indulgere, ut eas etiam contra naturam expleas; notum est τα ανοητα apud Aristophanem de excessu vel abusu libidinis, et foeda eius turpitudine usurpari.“ Im folgenden (§. 4.) hält derselbe geschmackvolle Philolog die Worte τοῦτο δὲ πλησιάζει τῷ γενειάσκειν für ein Glossem, und, wie ich glaube, mit vieler Wahrscheinlichkeit. Wozu sollte sich Pausanias eine so überflüssige Bemerkung erlaubt haben? Schütz hat auf noch mehrere andere Glosseme in diesem Dialog mit vielem Scharfsinn aufmerksam gemacht, bald mit größe-

rer,

rer, bald mit geringerer Wahrscheinlichkeit. Schade, daß der Hr. Graf dessen Vermuthungen nicht kannte. Denn über Glosseme wäre wohl ein guter Uebersetzer, dem der Zusammenhang des Ganzen und der einzelnen Theile in der größten Klarheit vorschweben muß, ein vorzüglich geschickter Richter.

S. 202. „Als nun — eine Pause entstanden war, weil Pausanias ausgeredet hatte, (denn, sagte er, solchen gleichtönenden Worten nachzujagen, lehren mich unsre Weisen) so rc." Besser der Uebersetzer in der Thalia: „Nachdem nun Pausanias pausirt hatte." Παυσανίου δὲ παυσαμένου.

Kap. XII. §. 6. heißt es: δεῖ γὰρ δὴ τὰ ἔχθιστα ὄντα ἐν τῷ σώματι, φίλα οἷόν τ' εἶναι ποιεῖν, καὶ ἐρᾷν ἀλλήλων. In der Stolb. Uebersetzung: „Denn man muß vermögen, dasjenige, was im Leibe sich anfeindet, auszusöhnen und in Liebe zu vereinigen." Hier ist τὰ ἔχθιστα ὄντα nicht gut übersetzt: dasjenige, was sich anfeindet. Lieber: die feindseligsten Dinge. Sich anfeinden erweckt einen andern Begriff, als feindselig seyn. Von leblosen Dingen paßt überdieß jener Ausdruck gar nicht.

Die Stolbergische Uebersetzung der Heraklitischen Stelle S. 205. halte ich nicht für richtig. Sie lautet so: „Die Einheit, sagt er (Herakleitos) sey zwar eine Dissonanz, stimme aber mit

sich

sich selber überein, wie die Harmonie des Bogens und der Leier.“ Τὸ ἓν ist hier nicht zu übersetzen die Einheit. Denn Herakleitos scheint darunter das Universum verstanden zu haben. Vergl. Sydenham's Note. Die Worte διαφερόμενον αὐτὸ αὐτῷ ξυμφέρεσθαι sind, glaub' ich, von den bisherigen Uebersetzern und Erklärern nicht befriedigend gefaßt und erörtert. Unter andern giebt sie der Uebersetzer in der Thalia: „Das Universum ist in sich selbst verschieden, und doch mit sich selbst übereinstimmend ꝛc.“ Allein ich vermuthe, διαφέρεσθαι heiße hier nicht verschieden seyn, sondern im Streit seyn, und es werde durch die dunkle Stelle nichts anders gemeynt, als die auch sonst bekannte Lehre des Philosophen von Ephesos: Streit und Krieg bewirke das Entstehn des Universums. Von dieser s. Tiedemann's Geist der specul. Philos. I. B. S. 200. Dort muß es aber Not. 2. statt p. 951. heißen p. 195. In Absicht der unverständlichen Worte ὥςπερ ἁρμονίαν τόξου τε καὶ λύρας ist auch mir die scharfsinnige Conjectur des Hrn. Bast in dessen Krit. Versuch über den Text des Platonischen Gastmahls S. 41. das wahrscheinlichste, welcher liest: ὥςπερ ἁρμονίαν τοῦ ὀξέος τε καὶ βαρέος. Herakleitos wollte, denk' ich, sagen: So wie aus Dingen, die zuvor nicht übereinstimmten, vielmehr in Streit waren, nämlich aus hohen und tiefen Tönen, wenn diese durch die Tonkunst in Einklang gebracht werden, Harmonie entsteht: so forme sich das Universum zu einem zusammen stimmenden

Gän-

Ganzen aus vorher mit einander streitenden [des Herakleitos Theorie zufolge aus dem Grundfeuer sich lostrennenden und scheidenden] Elementen.

Ueber die schwierige Stelle Kap. XV. §. 3. p. 48. ed. Wolf. geht der Hr. Graf sehr leicht hin. Er übersetzt stillschweigend: „Als Zeus das gethan hatte, durchschnitt er die Menschen, wie man Eyer zum Einsalzen mit einem Haare spaltet.“ Aber es stehen ja noch einige Worte im Texte. Doch vielleicht haben wir ihn an dieser Stelle, auch nach den Bemühungen der scharfsinnigsten Kritiker (sie sind erwähnt in Wolf's Ausgabe a. a. O., womit noch zu vergleichen ist Ruhnken. ad Timaei Lex. Plat Ed. altera p. 189.) noch nicht ganz in seiner ursprünglichen Gestalt, noch nicht frey von allen Einschiebseln. Darüber, daß die Alten Eyer mit einem Haare gespalten hätten, haben die sämmtlichen Ausleger bis jetzt auch noch keine Parallelstelle geben können. Doch scheint mir die Sache an sich nicht unstatthaft, da man auch heut zu Tage beym Seifekochen die Seife oft mit Drat, allenfalls auch mit einem Pferdehaare, zerschneidet, weil bey einer so weichen Masse das Messer nicht so gute Dienste thut. Dasselbe konnte bey abgesottenen Eyern (denn von diesen muß hier die Rede seyn) statt finden.

Der Anfang der Rede Agathon's Kap. XVIII. lautet so: Ἐγὼ δὲ δὴ βούλομαι πρῶτον μὲν εἰπεῖν, ἧ χρή με εἰπεῖν, ἔπειτα εἰπεῖν. Dieß übersetzt der Hr. Graf: „Zuvörderst will ich den Gesichtspunkt festsetzen, aus welchem ich diesen Gegen-

Gegenstand behandeln werde, und dann zum Inhalt übergehn.“ Der Sinn ist gut ausgedrückt; aber der den Agathon charakterisirende Ton eines zierlich seyn sollenden Gleichklangs am Schlusse der kleinen Sätzchen, welcher aus dem in einem so kleinen Zwischenraum drey Mal wiederholten εἰπεῖν entspringt, ist ganz verloren gegangen; der verfehlten Kürze des ἔπειτα εἰπεῖν nicht zu gedenken. Uebrigens hat die Nachbildung der Rede Agathon's im Ganzen den Charakter des Originals.

S. 226. ist nach der gewöhnlichen Interpunction übersetzt: „Als aber der Liebe zum Schönen dieser Gott entsprossete (entsproß), suchten alle guten Dinge die Götter und die Menschen heim.“ ἐπειδὴ δ' ὁ θεὸς οὗτος ἔφυ ἐκ τοῦ ἐρᾷν τῶν καλῶν, πάντ' ἀγαθὰ γέγονε καὶ θεοῖς καὶ ἀνθρώποις p. 63. ed. Wolf. Der Uebersetzer in der Thalia setzt das Komma nach ἔφυ, und zieht das ἐκ τοῦ ἐρᾷν zum folgenden: „Seitdem aber dieser Gott geboren ist, kam aus der Liebe zum Schönen alles Glück für Götter und Menschen.“ Dieß scheint mir natürlicher und passender. — Die Uebersetzung der zwey Verse gegen das Ende von Agathon's Rede ist dem Hrn. Grafen von seinem Freunde Voß mitgetheilt.

S. 227. sind die Reime in Agathon's zierlicher Prose vom Uebersetzer glücklich nachgebildet: πρᾳότητα μὲν πορίζων, ἀγριότητα δ' ἐξορίζων· φιλόδωρος εὐμενείας, ἄδωρος δυσμενείας. „Die Milde schenket, das Wilde verbannet er; Freundschaft

schaft spendend, Feindschaft wendend.“ Im nächst folgenden ist unstreitig ἵλεως ἀγαθοῖς die wahre Lesart, die sich schon im Stobäus findet, von Fischer angeführt und von Wolf in den Text aufgenommen ist. Der Hr. Graf legt sie S. 307. Hrn. **Kistemaker** bey. Man sieht also, daß er nicht einmal die Wolfische Ausgabe allenthalben verglichen hat. Nach jener Lesart, die ich auch ohne die Auctorität des Stobäus in den Text aufgenommen haben würde, muß es denn in der Uebersetzung heißen: **günstig den Guten.** — θεατὸς σοφοῖς übersetzt Stolberg: **Freude zu schauen den Weisen.** Besser in der Thalia: **geachtet von Weisen.** — Die folgenden Worte ζηλωτὸς ἀμοίροις, κτητὸς εὐμοίροις, haben in beyden Uebersetzungen durch die Umschreibung viel verloren. In der Uebersetzung des Grafen: **werth der Eifersucht aller, die ihn nicht besitzen, wird er Glücklichen zu Theil,** wird auch die Symmetrie der Sätze zerstört. Freylich ist aber von dieser Stelle vielleicht keine Verdeutschung möglich, welche die Gegensätze von ζηλωτὸς und κτητὸς, von ἀμοίροις und εὐμοίροις, in dieser Verbindung ganz erschöpfte.

Die Worte vom Eros: τρυφῆς, ἁβρότητος, χλιδῆς, χαρίτων, ἱμέρου, πόθου, πατήρ, übersetzt Stolberg: **der Zartheit, der Anmuth, des Liebreizes, der Grazie, des Verlangens, der Sehnsucht Vater.** Hiebey bemerke ich: **Anmuth** entspricht keinem von beyden ersten Worten der Urschrift. ἁβρότης möchte in gewissen Verbin-

bungen sich wohl durch Zartheit übersetzen lassen. Hiernach müßte es dann in der Stolb. Uebersetzung das zweyte Wort seyn, nicht das erste. Allein hier scheinen mir alle jene sechs Worte nicht etwas Objectives, sondern etwas Subjectives ausdrücken zu sollen: nicht Eigenschaften des geliebten Gegenstandes, sondern Modificationen in der Seele des Liebenden. Daher möchte τρυφῆς wohl am besten gegeben werden: des feinern Genusses, wie auch schon der Uebersetzer in der Thalia hat. Für ἁβρότης wäre aber dem Obigen zufolge noch ein ganz entsprechender Ausdruck zu suchen. Denn das in der Thalia gebrauchtee der Annehmlichkeit thut nicht Genüge. Etwa der wollüstigen Zärtlichkeit? wenn dieß nicht etwas zu viel sagt. χλιδὴ aber ist gar nicht, was wir Liebreiz nennen; und das in der Thalia dafür gebrauchte der süßern Freuden erschöpft es auch nicht. χλιδῆς würde ich hier geben: der schmelzenden Wonne. Denn es kommt her von χλίω, calore solvo, mollio; dann deliciis frango. Die Bedeutungen des Griechischen Worts findet man am genauesten angegeben in Timaei Lex. Plat., wo Ruhnken's gelehrte Note in seiner zweyten Ausgabe S. 276. zu vergleichen ist. — Für χαρίτων wäre, wenn meine Voraussetzung richtig ist, hier auch ein anderes Wort zu suchen, als Stolbergs: der Grazie. Der Uebersetzer in der Thalia giebt es nicht befriedigend: des höhern Vergnügens. Etwa: der vergeltenden Freuden? Doch vielleicht giebt eine Vergleichung mit Herder's seiner Entwickelung

lung des Begriffs Charis in den Horen 1795. XI. St. S. 18. ff. einen glücklichern Ausdruck an die Hand. — Für ἱμέρου ist das in der Thalia gebrauchte des Schmachtens gut gewählt. πόθου ist allerdings: des Verlangens, oder mit dem Uebersetzer in der Thalia der Sehnsucht.

S. 228. „ich — war vor Schaam in Begriff — laufend zu entfliehen.“ Durch zu große Wörtlichkeit undeutsch. Die Worte ἔγωγε — ὑπ' αἰσχύνης ὀλίγου ἀποδρὰς ᾠχόμην ließen sich etwa übersetzen: „ich — wäre vor Schaam um ein Haar davon gelaufen.“

S. 228. 229. „Ich fürchtete, daß Agathon zuletzt das Haupt des in der Rede gewaltigen Gorgias gegen meine Rede sendend, mich verwandeln würd' in einen sprachlosen Stein.“ Das senden ist hier unpassend, wenn gleich im Griechischen πέμψας steht. Die durch eine andere, gewöhnlichere Wortstellung so leicht, als der Hiatus zu vermeidende Elision scheint hier eben so wenig angenehm, als das Vorsetzen des Zeitworts, womit der Satz sich hätte schließen sollen, wie im Griechischen. Treuer scheint folgende Uebersetzung: „Ich fürchtete, am Ende möchte mir Agathon noch während seines Vortrags (ἐν τῷ λόγῳ) das Haupt des Gorgias, des gewaltigen Redners, gegen meine Rede hin halten, und mich selbst zu einem sprachlosen Stein machen.“ (αὐτόν με λίθον τῇ ἀφωνίᾳ ποιήσειε.)

S. 229. unten. „Schön ist und scheinbar eure Lobpreisung gerathen.“ σεμνῶς ist ja nicht scheinbar. Stattlich war hier schon besser.

Kap. XXI. §. 7. hätte der Hr. Graf mit Wolf eine Parenthese anbringen sollen, wodurch der Text offenbar an Deutlichkeit des Zusammenhanges gewinnt. Ueberhaupt befremdet es, daß nicht die Wolfische Ausgabe, bis jetzt doch unstreitig die beste, bey dieser Uebersetzung zum Grunde gelegt ist.

Kap. XXI. §. 9. heißt es: Εἰπεῖν δὴ τὸν Σωκράτη· Οὐκοῦν δὴ τοῦτό γ' ἐστὶν ἐκείνου ἐρᾷν, ὃ οὔπω ἕτοιμον αὐτῷ ἐστὶν οὐδὲ ἔχει, τὸ εἰς τὸν ἔπειτα χρόνον ταῦτα εἶναι αὐτῷ σωζόμενα τὰ νῦν παρόντα; — Stolb. S. 233.: „Wir kommen also dahin, fuhr Sokrates fort, man liebt auch dann dasjenige, was einem noch nicht eigen geworden ist, und was man nicht hat, nämlich den künftigen und bleibenden Besitz des gegenwärtigen.“ Nicht ganz richtig und genau. Der Sinn ist: „das was man gegenwärtig hat (τὰ νῦν παρόντα) auf die Zukunft erhalten wünschen — heißt dieß nicht eben so viel als ἐρᾷν [dieses, wie der Hr. Graf richtig bemerkt, für Agathon verfängliche Wort bedeutet so wohl lieben als begehren] was einem noch nicht zu Gebote steht, was er noch nicht hat?“

Kap. XXIII. §. 1. καὶ γὰρ πᾶν τὸ δαιμόνιον μεταξύ ἐστι θεοῦ τε καὶ θνητοῦ. Stolb.: „Denn das ganze dämonische Wesen ist mittlerer Art,

Art, zwischen der Gottheit und dem Sterblichen.“ lieber: „denn alles, was zu den Dämonen gehört, ist ein Mittelwesen zwischen der Gottheit und dem Sterblichen.“

In demselben Kap. ist die Personification Πόρος nicht gut durch Betrieb übersetzt. Sonderbar nimmt sich zumal das Wort in der Stolb. Uebersetzung ohne den Artikel aus S. 239.: „Als Aphrodite geboren war, hielten die Götter ein Mahl, zu welchem nebst den andern auch Betrieb sich einfand, ein Sohn der Klugheit.“ Und S. 240.: „Ihm nachstellend, und ihrer Dürftigkeit wegen lüstern, ein Kind von Betrieb zu gebären, legte sich die Armuth zu ihm, und empfieng den Eros.“ Dadurch, daß das Wort im Deutschen ohne Artikel gesetzt worden, ist das Gepräge der Personification eines allgemeinen Begriffs, ganz verwischt. Auch ist Betrieb nicht einmal die Hauptidee des Worts, auf die es hier vornämlich ankam, da Πόρος hier gewissermaßen der Πενία entgegen gesetzt wird, ihr aber in der von Platon angeführten Erzählung eher als jenem, Betriebsamkeit zukommt. Ich würde die Griechischen Worte Poros und Penia beybehalten, und sie in einer Parenthese oder Note dem Zusammenhange gemäß erklärt haben. Diesem zufolge ist offenbar Ueberfluß der Hauptbegriff. Sollte aber Penia deutsch gegeben werden, so würde ich lieber Dürftigkeit als Armuth gesetzt haben, weil von beyden fast gleich viel sagenden Worten das

erstere in diesem Zusammenhange doch bedeutsamer ist.

Kap. XXIV. wird ὦ ξένη, worunter Diotima gemeynt ist, vom Hrn. Grafen S. 242. übersetzt o Fremdling! Wer redet wohl ein Frauenzimmer so an?

Kap. XXV. §. 5. Stolb. S. 246. unten: „So bald das Schwangere dem Schönen nahet, wird es wohlgemuth und ergeußt sich in Wonne, und gebiert.“ Besser, wenn gleich nicht so wörtlich, der Uebersetzer in der Thalia: „Wenn sich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes Wesen mit einem schönen Gegenstande gattet, so wird es in Wonne und Entzückung aufgelöst, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung.“

Kap. XXV. §. 6. ist die kleine Zwischenfrage Ἀλλὰ τί μήν; „Was denn sonst?“ unübersetzt geblieben. Bey demselben §. merke ich beyläufig die sinnreiche Conjectur von Abresch in s. Dilucidd. Thucyd. p. 420. an. Dieser Holländische Kritiker will für ποίησις an dieser Stelle πτοίησις lesen, und diese Verbesserung billigt auch Fischer in seiner neuesten Ausgabe von Platon's Phädon S. 284., der die Bedeutung dieses Worts ausführlich erläutert.

Εἶεν, ἦν δ' ἐγώ heißt nicht, wie es S. 247. übersetzt wird: Sollte das? sondern: „Gut, das mag seyn, sagte ich.“ Worauf Diotima hinzu fügt Πάνυ μὲν οὖν, und dadurch das vom Sokra-

Sokrates in schwächerem Tone Zugestandene stärker bekräftigt.

Am Schlusse von Kap. XXVI. wo davon die Rede ist, wie alles Sterbliche dadurch fortdauere, daß es etwas Gleichartiges, Neues zurücklasse, ist ταύτῃ τῇ μηχανῇ S. 250. nicht gut übersetzt **durch diese Erfindung**. Lieber: **durch diese weise Einrichtung**, oder, mit dem Uebersetzer in der Thalia: **durch diesen Gang der Natur**. Im zunächst folgenden sollte die Hauptidee **der Unsterblichkeit wegen**, wie im Griechischen, voran gesetzt seyn.

Kap. XXVII. Καὶ ἥ, ὥςπερ οἱ τέλειοι σοφισταὶ, Εὖ ἴσθι, ἔφη, ὦ Σώκρατες. Diese Worte scheinen mir zu übersetzen: „Darauf antwortete sie nach Art vollkommner Sophisten: Verlaß dich darauf, Sokrates,“ ungefähr wie sie der Hr. Graf gegeben hat. Der Uebersetzer in der Thalia giebt die Stelle: „Darauf antwortete sie mir ganz im Geiste einer Eingeweihten,“ und macht die Anmerkung, die folgende Rede selbst habe keineswegs das Gepräge einer sophistischen Erklärung in dem schlimmen Sinne des Wortes u. s. w.“ Allein das sagt jener Zusatz auch in der wörtlichen Uebersetzung nicht. Er ist nämlich nicht auf die folgende ganze Rede zu beziehen, sondern bloß auf den mit Vertrauen auf eigne Einsicht von Diotima gebrauchten Ausdruck: Εὖ ἴσθι. Dieses Ausdrucks aber bedienten sich die Sophisten vorzüglich, wie in Platon's Euthydemos p. 10. T. III. ed.

 Bip.

Bip. die Sophisten Euthydemos und Dionysodoros sagen: Ἀλλ' εὖ ἴσθι, ὦ Σώκρατες, τοῦτο οὕτως ἔχειν.

Undeutsch ist wohl folgende Stelle S. 251. „Wessen Seele von Jugend an schwanger gehet mit diesen Früchten, göttlich seyend begehret der, wenn seine Zeit herankommt, zu zeugen und zu gebären. Nimmer wird er im Häßlichen!“ (Eine, wenn mein Gefühl mich nicht trügt, sehr unangenehme Ellipse, wozu das Griechische: ἐν τῷ αἰσχρῷ οὐδέποτε γεννήσει keine Veranlassung gab.) Schwanger seyend gehet er mehr den schönen Leibern nach, als den häßlichen.“

§. 5. ψυχὴ εὐφυὴς ist durch reichhaltige Seele nicht genau übersetzt. Lieber fähige Seele. Oder warum nicht allenfalls ganz wörtlich: wohlgeborne Seele? Durch den Gebrauch von Seelenadel könnte man dieß zu einer leeren Titulatur herabgesunkene Wort selbst wieder adeln.

Im nächst Folgenden S. 253. am Schlusse des XXVII. Kap. sollte es statt „wegen ihrer Kinder“ heißen: wegen solcher Kinder (διὰ τοὺς τοιούτους παῖδας.)

Die dürftige Leibesblüte S. 254. möchte auch wohl keinem gefallen.

Die herrliche, unübertrefliche Rede der Diotima hat an vielen Stellen in der Uebersetzung sehr verloren, z. B. Kap. XXIX. Ὃς γὰρ ἂν μέχρις ἐνταῦθα πρὸς τὰ ἐρωτικὰ παιδαγωγηθῇ, θεώμενος

νος

νος ἐφεξῆς τε καὶ ὀρθῶς τὰ καλά, πρὸς τέλος ἤδη ἰὼν τῶν ἐρωτικῶν, ἐξαίφνης κατόψεταί τι θαυμαστὸν τὴν φύσιν καλόν· τοῦτο ἐκεῖνο, ὦ Σώκρατες, οὗ δὴ ἕνεκα καὶ οἱ ἔμπροσθεν πάντες πόνοι ἦσαν. Stolb.: „Denn, wer bis dahin angeleitet worden, das Schöne nach seinen Ordnungen und auf rechte Weise zu betrachten, der wird, zur Vollendung der Liebeskunde fürder gehend, etwas, das wunderbar seiner Natur nach ist, plötzlich erschauen. Es ist dasjenige, o Sokrates! dessentwegen jene Uebungen alle vorangingen.“ Die Uebersetzung würde schöner, und dem Geiste der Urschrift treuer seyn, wenn sie weniger den Worten getreu wäre. Der Ausdruck **nach seinen Ordnungen** für ἐφεξῆς ist etwas schleppend und ungewöhnlich, auch das Zeitwort **erschauen** wohl nicht gebräuchlich, die Participialconstruction aber mit **fürder gehend**, wenn gleich nicht eigentlich undeutsch, doch hier eben nicht angenehm, und der Zusatz **Es ist** offenbar überflüssig. Besser klingt folgende Uebersetzung in der Thalia, wiewohl diese wieder, ohne sich vom Genius unsrer Sprache zu entfernen, sich etwas näher an die Worte der Urschrift hätte halten können: „Wer in den Mysterien der Liebe so weit gekommen ist, daß er eine so richtige Philosophie des Schönen erlangt hat, der ist der letzten Einweihung nahe. Er steht nun an dem Ziele, wohin alle vorhergegangne Bemühungen allein abzweckten; Ihm offenbaret sich nun mit einem Male der Anblick der ewigen Urschönheit, jenes außerordentlichen Wesens.“

S. 255. immer seyend (ἀεὶ ὄν). Warum nicht ewig? — Wozu ist doch wohl auf derselben Seite (Kap. XXIX. §. 2.) das unbestimmte ἢ ἐν τῷ ἄλλῳ (oder sonst irgendwo) übersetzt: oder in irgend einer Hütte?

Das. §. 4. hat der Nachsatz σχεδὸν ἄν τι ἅπτοιτο τοῦ τέλους dadurch, daß die Partikel dann, welche hätte voranstehn sollen, die letzte Stelle erhielt, ein gezwungenes Ansehn und zugleich einen für das Ohr unangenehmen Schluß bekommen. Der Hr. Graf sagt nämlich: „Wenn nun jemand, durch ächte Liebe zu den Jünglingen geleitet, von jenen Schönheiten sich erhebend, diese Urschöne zu schauen beginnet — die Vollendung erreichet er beynahe dann. Besser: dann ist er beynah' am Ziele.

Das. §. 5. ἐνταῦθα τοῦ βίου, ὦ φίλε Σώκρατες, ἔφη ἡ Μαντινικὴ ξένη, εἴπερ που ἄλλοθι, βιωτὸν ἀνθρώπῳ, θεωμένῳ αὐτὸ τὸ καλόν. Die Stolb. Uebersetzung dieser Periode ist mir undeutlich. „Wer dieses erreichet, o geliebter Sokrates! der stehet auf einer Höh' allda, wenn irgendwo, dem Menschen das Leben werth ist, in der Urschöne Beschauung." Vielleicht ist hier ein Druckfehler. Wörtlich würde die Stelle etwa so lauten: „Hier, theurer Sokrates, sprach die Freundin aus Mantinea, hier, wenn irgend sonst wo, wird es dem Menschen Wonne zu leben, im Schauen der Urschönheit." — Im Folgenden sollte in der Uebers. statt nun es heißen jetzt. Beydes ist nicht ganz einerley.

§. 7.

§. 7. Das veraltete: Schemen der Tugend für εἴδωλα ἀρετῆς würde ich auch hier nicht gebraucht haben, da das Griechische dazu keine Veranlassung giebt. Warum nicht Schattenbilder der Tugend?

Diotima's Rede endigt so: τεκόντι δὲ ἀρετὴν ἀληθῆ, καὶ θρεψαμένῳ, ὑπάρχει θεοφιλεῖ γενέσθαι, καὶ εἴπερ τῳ ἄλλῳ ἀνθρώπῳ, ἀθανάτῳ καὶ ἐκείνῳ. Dieser schöne Schluß ist durch die harte, undeutsche Wortstellung im Nachsatze, ganz mißlungen: „Gebiert er aber, und erziehet wahre Tugend, so muß er den Göttern werth, und — wofern je ein Mensch es ward — unsterblich werden auch er!" Lieber: — dann wird er ein Liebling der Götter, und, — wenn das irgend eines Menschen Loos ist — der Unsterblichkeit Erbe.

Kap. XXX. §. 1. Εἰπόντος δὲ ταῦτα τοῦ Σωκράτους, τοὺς μὲν ἐπαινεῖν, τὸν δὲ Ἀριστοφάνην λέγειν τὶ ἐπιχειρεῖν κ. τ. λ. Der Hr. Graf giebt dieß: „Da Sokrates ausgeredet hatte, lobten ihn einige, Aristophanes aber war in Begriff etwas zu sagen u. s. w." Der Uebersetzer in der Thalia: „Nachdem Sokrates aufgehört hatte zu sprechen, erschallten ihm Lobsprüche von allen Seiten. Aristophanes — wollte etwas sagen." Die letztere Uebersetzung drückt sich viel stärker aus, als das Original: nicht gut. Denn Platon ist viel zu fein, als daß er der Rede, die eigentlich seine Meynung, und mit der ganzen Fülle seiner ange-

strengtesten Beredsamkeit vorgetragen, enthielt, bey den Zuhörern einen so starken Eindruck zuschreiben sollte. Diesen nach Verdienst zu bestimmen, überläßt er den Lesern. Er sagt nur τοὺς μὲν ἐπαινεῖν. Bey der dem Agathon in den Mund gelegten, durchaus in dessen Charakter gedichteten Rede, welche (wie man aus den Aeußerungen seines Sokrates, das ist aus seinen eigenen sieht) ihm selbst gar nicht genügte, drückt er sich dagegen ganz anders aus: Εἰπόντος δὲ τοῦ Ἀγάθωνος, πάντας ἔφη ὁ Ἀριστόδημος ἀναθορυβῆσαι τοὺς παρόντας, ὡς πρεπόντως τοῦ νεανίσκου εἰρηκότος καὶ αὑτῷ καὶ τῷ θεῷ. — Auf der andern Seite sagt die Stolbergische Uebersetzung wohl etwas weniger, als Platon sagen wollte. Offenbar stellt dieser die übrige Gesellschaft und den Aristophanes gegen einander über (τοὺς μὲν — τὸν δὲ Ἀριστοφάνην). Ich würde also übersetzt haben: „Nachdem Sokrates ausgeredet hatte, lobten ihn die Andern, Aristophanes aber war im Begriff etwas zu sagen.“

Kap. XXX. S. 257. „Die angestoßene Thüre des Vorsaals:“ ein undeutlicher Ausdruck. Es ward stark an die Thüre gepocht.

S. 258. „Agathon rief den Knechten zu: Knaben, werdet ihr nicht hinsehen?“ Stolb. Der Uebersetzer in der Thalia: „Geschwind, Sklaven! sagte Agathon, sehet zu! u. s. w.“ Beyde verfehlen hier den feinen Ton des humanen Attischen Herren; der erste durch den Ausdruck Knechte, der andere durch den Ausdruck Sklaven und

durch

durch den Imperativ. Im Original steht: τὸν οὖν Ἀγάθωνα, Παῖδες, Φάναι, οὐ σκέψεσθε; lieber so: Kinder! wollt ihr nicht nachsehn?

§. 8. ist ζηλοτυπῶν με übersetzt eifersüchtelnd mit einem nicht unglücklich geprägtem neuem Worte. Doch liegt zum Diminutiv im Griechischen kein Grund.

Kap. XXXI. ist ὀκτὼ κοτύλας übersetzt acht Maaß. Dieser unbestimmte Ausdruck ist nicht gut gewählt, weil bey vielen Lesern dadurch leicht die Idee von größern Maaßen erweckt wird, als wovon hier die Rede seyn kann, da Alkibiades ein Gefäß, das mehr als acht Kotylen hält, auf Ein Mal austrinkt. Der Griechische Ausdruck Kotylen war also hier beyzubehalten und in einer Note zu erklären.

S. 261. sind die Worte Was du befiehlst, dir muß man gehorchen, durch ein Versehen zu dem Homerischen Verse hinzu gesellt. Im nächst Folgenden ist οὖν (also, demnach) in der Uebersetzung vergessen.

S. 264. „Bist du nicht auch als Flötenspieler bewundernswürdiger als jener?" Man sieht, der Uebersetzer folgt der Interpunction in den ältern Ausgaben. Aber unstreitig ist die schon von Stephanus vorgeschlagene und in Wolf's Ausgabe Kap. XXXII. §. 2. aufgenommene Interpunction besser: ἀλλ' οὐκ αὐλητής; πολύ γε θαυμασιώτερος ἐκείνου.

Kap.

Kap. XXXIII. §. 8. werden die Worte ἀλλὰ ἰστέον ἤδη, τί ἐστι τὸ πρᾶγμα in den frühern Ausgaben durch ein bloßes Komma von den vorhergehenden Worten getrennt. Hiernach hat der deutsche Uebers. die ganze Stelle so gefaßt: „Da ich nun auch auf diese Weise nichts ausrichten konnte, beschloß ich dem Manne mit Gewalt zuzusetzen, nicht von ihm abzulassen, wenn ich ihn einmal ergriffen hätte [dafür sollte es heißen: da ich doch einmal den ersten Schritt gethan hatte: ἐπειδήπερ (quandoquidem) ἐγκεχειρήκειν], und endlich zu wissen, wie ich mit ihm dran wäre.“ Der Hr. Graf bezieht also die letzten Worte, wie die vorigen, auf den Vorsatz des Alkibiades. Allein alsdann würde Platon, dünkt mich, geschrieben haben, nicht: τί ἐστι τὸ πρᾶγμα —; sondern τί εἴη τὸ πρᾶγμα. Dieß mag auch Ficino gesehn haben. Dieser faßte daher jene Worte so, als ob sich Alkibiades hier an die Zuhörer wende. Und darauf schelnen mir die Worte zu führen. Audite, übersetzt der angeführte Florentiner, quam vehementer huic insidiatus sim. Unter der Voraussetzung der Richtigkeit dieses Sinnes setzte Wolf ehmals in seiner Ausgabe statt des Komma der frühern Editionen ein Punct vor ἀλλά. Mit Recht. Dennoch bleibt die übrige Lesart zweifelhaft. Sehr glücklich und leicht ist Wyttenbach's Verbesserung in der Bibliotheca Critica Vol. I. p. 50.: ἀλλ' ἰτέον ἤδη ἐπὶ τὸ πρᾶγμα: doch endlich zur Sache! (nämlich zur ganz offenen Erzählung der verführerischen Nachstellung).

Kap.

Kap. XXXIV. μηδὲν ποικίλλειν wird S. 270. übersetzt: nicht mehr faseln. Allein es ist, wie es auch Wolf S. 109. erklärt: keine Winkelzüge machen.

Kap. XXXVI. im Anfange, S. 275. der Uebers. hätte die Anspielung auf den Homerischen Vers in der Odyssee, Rhaps. IV. v. 242. oder 271. in der Verdeutschung angedeutet und in den Noten bemerkt werden sollen.

Kap. XXXIX. §. 2. ἅτε μακρῶν τῶν νυκτῶν οὐσῶν wird übersetzt: „weil es schon tief in der Nacht gewesen." Allein der Sinn ist: „Da die Nächte damals lang gewesen." Man sieht daraus, das Gastmahl war im Winter. Einen solchen Wink läßt Platon nicht vergebens fallen. Er erklärt dadurch seinen Lesern die Möglichkeit der langen Gespräche. So deutet er in den Gesetzen ausdrücklich an, es sey an einem langen Sommertage und von der Morgenröthe an gewesen, daß der Athener mit Kleinias und Megillos die weitläuftigen Gespräche auf der gemeinschaftlichen Reise anstellt. s. Legg. lib. III. p. 119. ed. Bip. T. VIII. cf. lib. VII. p. 368. Ebenso giebt auch Cicero nach Platon's Beyspiel in seinem Werke de Legibus einen Wink, die darin enthaltene Unterhaltung habe an einem Sommertage Statt gefunden. De Legg. II. c. 27. extr.

So wohl der Uebersetzung des Phaidros als des Symposion sind ausführliche Anmerkungen angehängt. Die erstern gehn von S. 127—162.

162., die andern von S. 282—324. Es sind 1) historische, literarische, antiquarische; 2) kritische über die Lesart; 3) ästhetische; 4) endlich vermischte, worin zufällige Gedanken mit Seitenblicken auf Philosophie und Literatur unsers Zeitalters vorkommen, z. B. S. 154. 160. und 161. 288. Die von der ersten Art enthalten meist bekannte Sachen. Einige davon wird indeß auch der Kenner des Alterthums gern lesen; besonders solche, wo der Verfasser aus eigner, auf seiner Reise nach Italien und Sicilien gehabten Ansicht manches erläutert; wie z. B. in den Anmerkungen zum Phaidros Not. 67. und 86.; in den Noten zum Gastmahle S. 300. und 303. Gelegentlich sind auch metrische Uebersetzungen kleiner Gedichte und poetischer Fragmente der Alten eingeschaltet, die man mit vielem Vergnügen liest. So S. 283. eine Inschrift auf den Tempel der Aphrodite zu Athen; S. 289. ein Fragment aus Hesiodos, S. 293. des Theokritos Inschrift auf die Bildsäule der Aphrodite Urania; S. 321. ein kleines Fragment aus den Wolken des Aristophanes, und S. 136. eine lateinische Inschrift unter der antiken Statue einer schlummernden Nymphe, alles übersetzt vom Verfasser. Außerdem von seinem Bruder S. 146. die bekannte von Longinus aufbehaltene Ode der Sappho und S. 297. das kleine lyrische Gedicht des Kallistratos auf Harmodios und Aristogeiton von demselben; und von Voß ein Fragment Agathon's S. 284. Uebrigens verdient bemerkt zu werden,

daß

daß der Hr. Graf die häufig angeführten Stellen der Ilias mit einer edlen Bescheidenheit überall nicht nach seiner eigenen bekannten Uebersetzung, sondern alle Mal nach der Vossischen angeführt hat.

Der kritischen, den Text der Urschrift betreffenden Anmerkungen sind nur sehr wenige, und diese nicht von besonderer Bedeutung. Wichtiger sind die Noten ästhetischen Inhalts, in welchen einige sehr artige Bemerkungen über Sokratische Delikatesse und Ironie an einzelnen Stellen, und über manche feinere, leichter zu übersehenden Züge der Platonischen Kunst vorkommen, z. B. beym Phaidros Not. 32. und 26., und beym Gastmahle Not. 68. und 95. Dahin kann man auch die Fingerzeige auf Wortspiele rechnen, wie zum ersten Dialog Not. 22. 34. 51., zum zweyten Not. 6. — Noch finden sich verschiedene Anmerkungen gemischten Inhalts, die, wenn sie auch nichts Neues enthalten, sich doch angenehm lesen, z. B. S. 310. über Euphemie; S. 295. über die Weiber bey den Alten, insonderheit in den Darstellungen der Dichter. S. 306. steht eine allgemeine philosophisch-lexikalische Bemerkung, dergleichen man mehrere wünschte. Es wird nämlich sehr richtig erinnert, daß weder Griechen noch Römer den Ausdruck schaffen hatten. Das Römische creare heißt eigentlich zeugen und erzeugen. Nur von christlichen Schriftstellern ward es für schaffen gebraucht. Vorher fehlte Griechen und Römern mit dem Worte der Begriff. — Philosophi-

sophische Anmerkungen, die Platon's Raisonnement genauer entwickelten oder prüften, erinnere ich mich nicht gefunden zu haben.

Ich machte eben auf solche Stellen in den Noten aufmerksam, die mir besonders lesenswerth schienen. Jetzt noch von einigen Mängeln derselben im Einzelnen.

Einige literarische Anmerkungen sind verhältnißmäßig wohl zu lang gerathen, wie die Note vom Lysias S. 127. 128., da das darin enthaltene Bekannte nichts zur Erläuterung Platon's beyträgt. — Daselbst werden Cicero's Worte: Fuit Lysias egregie subtilis atque elegans übersetzt: „Außerordentlich fein und elegant war Lysias." Aber fein heißt subtilis nicht, wenn vom genere dicendi die Rede ist, sondern ungefähr so viel, als tenuis: schmucklos, simpel. — Die ziemlich ausführliche Anmerkung über den Dämon des Sokrates S. 138. 139. möchte wohl nach allem, was schon darüber geschrieben ist, sehr wenig befriedigen. — S. 143. macht der Uebersetzer, nach Ramsay, aufmerksam auf die Uebereinstimmung, die man zwischen den Platonischen und den Ideen der alten Rabbinen finde. Diese Uebereinstimmung, setze ich hinzu, ist wohl nicht zu verwundern, da die kabbalistischen Juden Platonische Ideen borgten. s. Tiedemann's Geist der specul. Philos. III. B. V. Hauptstück. — Unter dem Chalkedonier, von welchem Sokrates im Phaidros (S. 365. Zweybr. Ausg.) sagt, er habe eine vorzügliche

Stärke

Stärke darin, Mitleiden für das Alter und für die Dürftigkeit zu erregen, zum Zorne zu reizen u. s. w. ist wohl nicht, wie der Hr. Graf in der 74. Note S. 155. vermuthet, Likymnios gemeynt, sondern der Sophist Thrasymachos, der bekanntlich aus Chalkedon war. — Gegen die historische Wahrheit der in der zunächst folgenden Note erwähnten bekannten Anekdote von Protagoras und Demokritos s. wichtige Zweifel in Meiner's Geschichte der Wiss. in Griechenl. II. B. S. 174. — In den Noten zum Gastmahle heißt es S. 190. von den Schriften des Parmenides bloß: „Sie scheinen Träume seltsamer Philosophie enthalten zu haben." Enthielten sie wirklich nicht etwas mehr als Träume? s. Fülleborn's Sammlung und Uebersetzung der Fragmente dieses Philosophen. — Auf derselben Seite heißt es vom Akusilaos, er habe „prosaische Auszüge aus dem Hesiodos geschrieben." Allein dieser Mann, einer der ältesten Weisen, scheint nur in den meisten Dingen, nicht in allen, dem Hesiodos gefolgt zu seyn, da manche seiner von den Alten angeführten Stellen mit Hesiodos nicht übereinstimmen, wie z. B. bey Apollodoros B. II. Kap. I. S. 77. in Heyne'ns Ausg.

An vielen Stellen der Uebersetzung wären für die Klasse von Lesern, für welche die Noten vorzüglich bestimmt zu seyn scheinen, zum völligen Verständniß des Originals wohl noch Anmerkungen nöthig gewesen. Ich will wenigstens beym Symposien

posion noch einiges dahin Gehörige nachweisen. Zu S. 186. sind bey dem von einem gelehrten Lobredner des Salzes Gesagten Wolf's Anmerkungen zu seiner Ausgabe des Gastmahls S. 17. und desselben Prolegg. ad Demosth. Orat. adv. Leptin. p. XXXV. Not. 2. zu vergleichen. — Die in der Rede des Aristophanes S. 217. der Uebers. erwähnte Begebenheit von der Trennung der Arkadier durch die Lakedaimonier hätte historisch erläutert werden sollen, zumal da Platon bey dieser Stelle bekanntlich sich einen Anachronismus erlaubt hat: s. Wolf in der Einleitung zum Gastmahl S. LV. und S. 53. — Ueber Diotima hätte auf Friedrich Schlegel's sehr interessante Abhandlung in der Berliner Monatsschrift Jul. u. Aug. 1795, verwiesen werden können. — Erklärungen des Messos von dem Poros und der Penia S. 239. der Uebers. finden sich bey Sydenham's Englischer Uebersetzung und in Wolf's Anmerk. S. 75. Außerdem vergl. Plotin. Ennead. III. lib. VI. c. 8. 9. — Bey S. 230. der Uebers. Z. 3. 4. (die Griech. Worte sind: *ἡ γλῶττα οὖν ὑπέσχετο· ἡ δὲ φρὴν οὔ*) hätte die Anspielung auf den bekannten Vers in Eurip. Hippolytus v. 616. bemerkt werden sollen. — S. 253. Z. 4. ff. erwartete man eine Anmerkung über die feyerliche Einweihung zu den Eleusinischen Mysterien: s. Wolf's Ausg. S. 89. Aber auch die Anspielung selbst, die in den Griechischen Worten liegt, ist in der deutschen Uebersetzung nicht deutlich ausgedrückt. — S. 320 gesteht der Hr. Graf, sich keiner Fabel zu erinnern, welche

welche den Ajas unverletzbar vorstelle. Doch kommt in mehreren Scholiasten und im Suidas vor, daß dieser Held am größten Theile seines Körpers unverwundbar war; s. *Bachet* de *Meziriac* in dessen Commentaires sur les Epitres d'Ovide T. I. p. 247. 248. — Ueber die Silenenfiguren, die als Gehäuse dienten, Bildsäulen darin vor Staub zu verwahren, wäre eine erläuternde Anmerkung nöthig gewesen, da der Umstand sonst wohl nicht leicht vorkommt; s. Wolf's Anm. S. 101. und 105. — S. 270. hätte bey der Uebersetzung der Worte: *καὶ εἴτις ἄλλος ἐστὶ βέβηλός τε καὶ ἄγροικος, πύλας πάνυ μεγάλας τοῖς ὠσὶν ἐπίθεσθε* die Anspielung auf den Orphischen Vers, den Platon hier im Sinne hatte (Fragm. Orph. ed Gesner. p. 357.) bemerkt werden sollen. — Auf derselben Seite vermißt man auch eine Note über die abergläubische Gewohnheit der von einer Natter Gebissenen, zu Zauberformeln und Amuleten ihre Zuflucht zu nehmen. Solcher Mittel gegen Andere, die nicht gebissen waren, zu erwähnen, schämten sie sich. Es ist darüber vorzüglich nachzusehn, was Petr. *Petitus* in seinen Miscell. Obss. lib. II. c. 15. p. 122—130. (nicht III. 15, wie in Wolf's Ausgabe S. 107 durch einen Schreib- oder Druckfehler steht) mit gelehrtem Fleiße gesammelt hat.

Noch darf ich nicht unbemerkt lassen, daß auch in den Noten, wie in der Uebersetzung, der Hr. Graf sich Härten des Ausdrucks erlaubt hat, die

man aus einer schönen deutschen Prose hinweg wünscht; z. B. S. 139. „Nachher habe der Mörder einer, wieder Kraniche fliegen sehend, ausgerufen.“ — S. 127. in den Noten: „Lysias von Ursprung ein Syrakusier, ist auch ungewöhnlich, anstatt: von Geburt ein Syrakusier.

Ich bin bey Prüfung der Uebersetzung der beyden größern Dialogen dieses Bandes so ausführlich gewesen, daß der hier vergönnte Raum vom dritten und kleinsten der übersetzten Gespräche, Jon, mir nichts mehr hinzu zu setzen erlaubt, als daß davon im Ganzen eben das gilt, was bey den beyden andern erinnert ist. Insonderheit finden sich auch hier ungewöhnliche deutsche Ausdrucksarten, z. B. S. 328. „Und ich achte besser als irgend einer über Homeros zu reden.“ S. 342. „Viele hangen von Homeros, ergriffen von ihm.“ Die Anmerkungen zu diesem Dialog hätten sich schon durch den Gebrauch der Ausgabe, die der ehmalige Conrector Müller in Altona besorgte, leicht vollständiger machen lassen. Hie und da findet man auch in den vom Hrn. Grafen zum Jon gelieferten Anmerkungen einiges, was nicht unmittelbar zum Texte gehört, und zugleich nichts Neues enthält, wie S. 364. eine halbe Seite über Archilochos, dessen Liebesgeschichte u. s. w., da doch Platon an dieser Stelle seiner nicht einmal erwähnt.

Zum Beweise der Aufmerksamkeit, womit ich dieses Werk gelesen habe, diene noch die Anzeige einiger unbemerkt gelassener Schreib- oder Druckfehler. S. 49. „wirst ihnen Ambrosia vor, und netzet ihn (worauf geht das ihn?) mit Nektar?“ — S. 58. gehört das Komma hinter Ich meine, und ist nach Homeriden auszulöschen. — S. 228. wird für eilte, Furcht hegete? wohl zu lesen seyn: „eitle Furcht hegte?“

Noch verdient die einen Bogen starke Vorrede Erwähnung. Sie enthält Betrachtungen über das Verhältniß Platon's und Xenophon's zum Sokrates, und der Weisheit desselben zur Weisheit der christlichen Offenbarung. Der darin herrschende Ton ist Erbauungston eines Mannes von warmem, tiefem Gefühl und einer lebendigen Phantasie, die seine Vorstellungen in schöne Bilder kleidet. Man hört in der Vorrede mehr den begeisterten Dichter, als den kalt prüfenden Prosaiker. Uebrigens ist, wie ich glaube, auch hier, wie in so vielen andern Schriften, manches auf Rechnung des durch musterhaftes Leben und Lehren unsterblich verdienten Sokrates gesetzt, was nach genauerer Prüfung mit der größten Wahrscheinlichkeit als Eigenthum seines jüngern Freundes Platon erscheint. Auch wird der Ton gewisser religiöser Aeußerungen in der Vorrede (z. B. S. XII. XIV.) einen Leser, der den Werth der Moral der edelsten Weisen des Alterthums, wie der christlichen Sittenlehre, durch unpartheyliche Prüfung kennt und gern gegen

beyde gerecht ist, ein kleines gutmürhiges Lächeln abnöthigen, ohne ihn gerade in dem wohlthätigen Gefühl moralischer Andacht zu stören, worein ihn manche schöne Stellen dieser Vorrede gewiß versetzten.

II.

Mythologische Briefe von Joh. Heinr. Voß. Königsberg bey Nicolovius 1794. Erster Band XVIII. u. 262 S. Zweyter Band XXII. u. 334 S. gr. 8.

Diese Briefe sind einer strengen Revision und Censur des herrschend gewordnen Systems der griechischen Mythologie gewidmet. Da der berühmte Verf. derselben das Herrmannische Handbuch der Mythologie als das Hauptwerk ansah, worin die Resultate der neuesten Meynungen und Vorstellungen über die alte Fabel vorgetragen worden, so hat er seine Pfeile unmittelbar gegen dieses, mittelbar aber gegen die ganze Heynische Schule und vorzüglich gegen den Stifter derselben gerichtet. Es ist in der That für die Wissenschaften nichts ersprießlicher, als daß Männer von Fach, die von keiner Partey eingenommen, von keinen Vorurtheilen geblendet, von kei-

keiner Leidenschaft irregeleitet sind, kurz, daß völlig neutrale Männer ein Lehrgebäude, das sich zum herrschenden erhoben und nun von der Menge auf Treu und Glauben angenommen wird, der sorgfältigsten Prüfung von Neuem unterwerfen und die letzten Gründe desselben aufsuchen. Die Erscheinung, daß ein Mann von vielumfassender Kenntniß der Alten und von großem Scharfsinn ein solches Unternehmen beginnt, konnte denen, die Wahrheit über alles schätzen, nicht anders als willkommen seyn: wiewohl es ihnen nicht zu verdenken war, wenn sie mit etwas ungünstigem Vorurtheil gegen die Unpartenlichkeit des Urhebers zum Lesen dieser Briefe kamen, da ihnen die auffallende Erbitterung bekant war, mit welcher der Verf. alles, was aus der Feder des Göttingischen Philologen kommt, seit einiger Zeit behandelt. Leider tragen auch diese Briefe unverkennbare Spuren aufgeregter Leidenschaft, die den Verf. so oft vom geraden Gange der Untersuchung abwärts geführt, zu Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten veranlaßt, zu kleinlichen Kritelenen angetrieben und selbst zu der unbilligen Maasregel bewogen hat, aus einem mehrere Jahre alten Hefte der Heynischen Vorlesungen über griechische Alterthümer Stellen auszuheben und daraus gegen Heyne zu argumentiren. Wer möchte nicht, auch ohne Kephisch oder Apollisch gesinnt zu seyn, solche Flecken aus dieser Schrift wegwünschen? Wer kann es gut heißen, ohne sein eignes Herz dabey verdächtig zu machen, daß ein alter Mann von Heynens Verdienst, der doch wohl

selbst in seinen Fehlern mit Achtung und Schonung behandelt zu werden verdiente, durchaus auf die verächtlichste, höhnischste und entehrendste Weise behandelt und wie ein Schulknabe gehofmeistert und gezüchtigt wird! Mit allen den würdigen Männern, die, wie Hr. Voß wohl weiß, den polemischen Geist dieser Briefe höchlich mißbilligt haben, wünschten wir zur wahren Ehre des Verf., daß er es hätte über sich erhalten können, mit Verleugnung alles persönlichen Grolls, sich lediglich an die Sachen zu halten; im kalten, ruhigen Tone der Untersuchung zu prüfen und die Ergiebnisse seiner Forschungen der fremden Beurtheilung auszustellen. Noch itzt würde das reichhaltige Werk durch eine castrirte Ausgabe, worin der polemisirende Ton in den bloß lehrenden umgesetzt würde, an Kürze, Anmuth und Ueberzeugungskraft gewinnen, und der Urheber desselben würde bey den Nachkommen weniger als ein Mann streitbaren Andenkens genannt werden!

Die ersten Briefe sind dem allgemeinen Räsonnement über die neueste Behandlungsart der alten Fabel gewidmet, an welche sich denn die Untersuchungen über die äußere Gestalt der alten Gottheiten und die Umbildungen, welche dieselben erlitten, anreihen. Das Ganze dreht sich größtentheils um die Prüfung der beyden Hypothesen herum, daß die ältesten Gottheiten geflügelt, und daß sie geschwänzt und gehörnt gewesen seyn sollen. In diese sind aber eine Menge gehaltvoller Nebenbetrachtungen und Erörterungen eingewebt, so daß

diese

diese Schrift für diejenigen, welchen mythologische Aufklärungen wichtig sind, unentbehrlich ist.

Im dritten Briefe des I. Bandes erklärt sich der Verf. vorläufig über die beliebte Art die älteste Fabel zu behandeln und zu deuten. So viel uns deutlich ist, stimmt er in der Hauptsache ein, weicht nur in einzelnen Punkten ab, warnt vor Spitzfindigkeit, vor Mißbrauch, vor zu weiter Ausdehnung der Idee, nach welcher man die Urfabeln erklärt. Hören wir sein kurzes Glaubensbekenntniß über Entstehung der alten Fabel S. 13. f. „Sobald der Mensch von der nährenden Eichel zur Eiche emporsah, und woher die, und er selbst, der essende, entstanden sey, nachdachte; drängte sich ihm die sinnliche Vorstellung auf: Alles entstand aus Erde, Wasser und Luft.“ Zusammenhang und Folge in diesen Sätzen ist nicht sehr deutlich und bündig. Der Sinn scheint der zu seyn: „Sobald der Mensch über die Ursachen einzelner Erzeugnisse der Natur und seiner selbst nachzudenken anfing, drängte sich ihm auch die Vorstellung auf, daß die ganze sinnliche Welt eine Ursache haben oder irgend woher entstanden seyn müsse.“ Also glaubt der Verf. daß das Nachdenken über die Ursachen der Dinge erst durch das Einzelne geweckt und so durch einen Vernunftschluß aufs Ganze übergetragen worden, und daß der Mensch z. B. erst gefragt habe: Woher bin ich, woher ist dieser Baum, ehe er fragte: Woher ist die ganze Natur? Allein außerdem, daß der Geschichte nach und aus begreiflichen psychologischen Gründen der Mensch erst über das

Ganze nachzudenken und zu philosophiren anfing, ehe er auf das Einzelne und auf das, was ihm gerade zunächst lag, aufmerksam ward, so sieht man auch leicht ein, daß der, welcher zuerst die Frage aufgeworfen hätte, woher der Eichstamm und woher er, der Mensch, selbst komme, sich würde geantwortet haben, daß jener von seinem Mutterstamm, dieser von seiner Mutter das Daseyn habe, und so durch einen regressum in indefinitum fort; so daß er auf diesem Wege gewiß nicht würde auf die Entdeckung geführt worden seyn, daß alles aus Erde, Wasser und Luft entstanden. Ueberdem war, um zu dem allgemeinen Urtheile zu gelangen: Alles ist aus diesen drey Elementen entstanden; eine Induction aus einer Menge einzelner Gegenstände erforderlich, in denen man die gemeinschaftlichen Merkmale der Zusammensetzung aus Wasser, Erde und Luft (Feuer mit eingeschlossen) hätte antreffen müssen: Dieß setzte aber eine geschärftere und geübtere Denkkraft voraus, als man Elementarschülern dieser Kunst zutrauen darf; wenn auch nicht die Geschichte der Meynungen lehrte, daß man sich in früherer Zeit noch andre Dinge, auch Wasser allein, als den Grundstoff aller Dinge gedacht hat. Der Verf. fährt fort: „Woher diese denn? (Erde, Wasser und Luft.) Aus der Sonderung einer unförmlich gewirreten Masse von rohen Urstoffen, um deren Entstehung er so wenig, als um einen anfangslosen Sonderer, sich bekümmerte.“ Wie kam es denn, daß der Mensch, welcher in der Erforschung der Ursachen bis zu den ersten Ur-

stoffen hinaufstieg, hier auf einmal stehen blieb und sich gedankenlos befriedigte? Der Verf. hätte doch wenigstens antworten können: weil ihm die Sinnenwelt keine andere Gegenstände darbot, die er als Ursache jener Urstoffe hätte annehmen können. Indeß fährt der Verf. unerwartet so fort: „So wirksame Wesen (die Urstoffe), dachte er ferner, müssen in sich eine Urkraft und davon abhängige Kräfte enthalten; und diese inwohnenden Geister bildeten sich ihm als Personen in Menschengestalt." Wie konnte denn also der Verf. sagen: er bekümmerte sich nicht um die Entstehung der rohen Urstoffe; da er ihn ja hier ausfindig machen läßt, daß diese Urwesen gar keine Entstehung haben, daß sie selbstständig, ihr Daseyn von und durch sich selbst haben, daß sie also wesentlich von allen andern Kräften verschieden sind, welche ihnen ihr Daseyn verdanken, also nicht selbstständig sind? Diese Urstoffe haben folglich Urkräfte in sich, oder, mit andern Worten, inwohnende Geister in Menschengestalt, und dieses sind die ältesten Götter. Wir fragen nur: Ist diese haarfeine Metaphysik jener Kinder im Denken wahrscheinlicher, ist diese Vorstellungsweise einfacher und kunstloser als die itzt herrschende, daß der rohe Mensch noch gar keinen Unterschied zwischen Geist und Körper gekannt, daß er keine Gottheit in einem Körper wohnen lassen, sondern die Urstoffe selbst, und nicht bloß diese, sondern alle große, erhebende, außerordentliche, furchtbare Gegenstände der Natur, als Sonne, Mond, Meer, Felsen ꝛc. belebt und zu Gottheiten d. h. zu

Wesen

Wesen von unermeßlicher Kraft und Stärke, gemacht und gar nicht zunächst oder vorzüglich durch Anwendung des Gesetzes der Causalität auf seinen Begriff von der Gottheit geleitet worden sey? „Daher die Gottheiten, sagt der Verf. weiter, Gäa, Uranos, Pontos, samt ihren Zeugungen und Sipschaften, und der Altvater Chaos: aus dessen wüstem Tumult, durch den befreundenden Eros, zuerst die Erdveste als eine Scheibe über den Tartaros, samt dem inwendigen Erebos und Schattenreiche, sich formte, dann die Erde von selbst die wölbende Himmelsveste und die Gebirge erhob, und um die Mitte zu Fassung des innern Meers sich senkte. Zu diesen göttlichen Fabelpersonen der Weltentstehung gesellten sich andre der Erdkunde und der Sittlichkeit: wie im Westen am Eingang des Erebos und des Tartaros der Herrscher des umkreisenden Weltstromes Okeanos, und die Begriffe Nacht, Tod und Schlaf, Träume, Schicksale, Krankheiten und Plagen, als Personen gedacht; am östlichen Ende hinter Kolchis, die Gottheiten des Lichts und der Sonne. Die Kinder des Uranos und der Gäa, von dem Alleinherrscher Uranos zurückgesetzt, kamen durch den jüngsten Kronos, der seinen Vater zu entmannen sich erkühnte, zu Aemtern der Weltherrschaft, und wurden von dem zürnenden Vater Titanen, oder Ausstrecker, genannt. Aber Kronos, unter welchem die goldene Zeit blühete, ward wiederum, seiner Mishandlungen wegen, von dem aufrührischen Sohne Zeus überwunden, und mit den meisten der Titanen in

den

den Tartaros verstoßen; nur dem friedlichen Okea-
nos, dem Helios, der Eos und Selene blieb ihre
Würde; in der anderen Aemter theilten sich Zeus
Brüder und Kinder, daß Zeus für Kronos Herr-
scher der Luft, Poseidon statt des Pontos Meer-
herrscher, und Aides an des Erebos Stelle König
des Schattenreichs ward.“ Mit dieser einsichts-
vollen Auseinandersetzung sind wir sehr einver-
standen.

So weit wäre des Verf. Art, diese Gegen-
stände anzusehn, noch immer nicht wesentlich von
der neuern verschieden: (denn daß er in der Ablei-
tung der ersten Begriffe von der Gottheit abwei-
chende Vorstellungen hat, thut nichts zur Sache)
und wenn er gleich gegen das neuere Wort: Phi-
losophem eine besondere Abneigung zu erkennen
giebt, so ist er doch selbst nicht dagegen, wenn man
jene älteste Erzählungen, weil Gegenstände der Na-
tur und der Sittlichkeit als handelnde Personen
auftreten, allegorische nennen will. Dagegen
dringt er stark und standhaft darauf, daß man
nicht jede einzelne Handlung, die jene Urgott-
heiten als Personen ausüben, aus den Eigen-
schaften des Grundwesens deutele, worin es
seiner Ueberzeugung nach die neuern Fabelerklärer
häufig versehen haben. Es ist überhaupt bey der
Allegorie eine bekannte Vorschrift, daß man nicht
in jedem Worte einen versteckten Sinn suche und
alle einzelne Punkte bestimmt deute, die aber hier
um so mehr statt finden muß, wenn, nach des
Verf. Behauptung, die ursprünglich personifizir-
ten

ten Naturkräfte oder Sinnbilder sittlicher Vorstellungen nachher als selbstständige Wesen, nicht mehr nach dem Begriffe, der mit ihnen eigentlich und ursprünglich verbunden war, handeln. Ueberdem ließ man gewiß bald den physischen oder sittlichen Sinn gewisser Nationalfabeln aus der Acht, und so reihte Phantasie, Aberglaube und frommer Betrug an die Urfabeln und an die Thaten der Urgötter eine Menge andrer Geschichten an, bey denen man keine Wissenschaft vom ursprünglich allegorischen Charakter der Fabel nahm. So wichtig und wahr aber auch diese Bemerkung im Allgemeinen ist, so sehr vermißt man noch eine bestimmte Grenzlinie, wie weit die physische Deutung gehen dürfe und wo man aufhören müsse zu deuten. Verwandelte der philosophirende Verstand des Menschen anfangs die Urstoffe und Naturkräfte in Gottheiten, so deutete er gewiß auch die Wirkungen, Veränderungen und Erschütterungen derselben durch Handlungen an, die er jenen Gottheiten beylegte. Die dichterische Erfindungskraft erlaubte sich freylich auch Zusätze, die keine besondre Deutung zulassen; aber wie soll man nun Allegorie in jedem gegebnen Falle von dem unterscheiden, wo keine vorhanden ist? Wollten wir auch zum Gesetze machen, nur da einen allegorischen Sinn anzunehmen, wo er ohne alle Künsteley angenommen werden könnte, so würde doch auch dieser Canon äußerst unsicher und schwankend seyn. Sicherer und wenigerm Zweifel ausgesetzt möchte seyn, was der Verf. hierüber weiter sagt S. 15. „Viel weniger noch ist solches

(die

(die allegorische Deutung) bey den jüngern, aus vergötterten Vorfahren der verschiedenen Stämme allmählich erhöhten, Besitznehmern der alten Naturwürden erlaubt: um deren Persönlichkeit ich nicht einen Pfifferling gäbe, wenn sie keinen Schritt thun könnten, ohne was zu bedeuten. Am allerwenigsten finde der Unfug Statt, daß man Umdeutungen nachhomerischer Jahrhunderte einmenge, da Weltweisheit und Priesterschaft, mit Wohlwollen jene, diese mit List, den altväterischen Bildern der Anbetung einen vernunftmäßigeren Sinn unterschoben, und da vollends die, theils von der Mystik, theils von der bildenden Kunst, veränderten Göttergestalten, den Grammatikern die willkührlichsten Einfälle entlockten."

Das Mitgetheilte ist ungefähr das Wesentliche aus dem Räsonnement, das der Verf. über die Deutung der alten Fabeln vorausschickt; man sieht, er streift nur über die Oberfläche dieser Untersuchungen hin und berührt im Vorbeygehen einige freylich nicht unwichtige Gegenstände, aber er erschöpft nicht. Wie gern würde man seine Meynung über so manche andre Quellen der Fabelerklärung, Hieroglyphe, Mysterien, Local, Etymologie, Dichtersprache, rohe Bildersprache ꝛc. hier vernommen haben!

Außer den obigen Erinnerungen über die neuere Philosophie der alten Fabel, beschäftigt sich auch der prüfende Geist des Verf. mit der neuen, von Herrmann ausgeführten Eintheilung der Fabeln

deln nach der Zeit, 2) den Dichtarten und 3) den örtlichen Verhältnissen. Die Bemerkung, daß man die Fabeln nach dem Zeitalter scheiden und anordnen müsse, hält der Verf. im Ganzen für richtig, aber für sehr gemein und gar nicht neu, da schon der ehrliche Natalis Comes die unverächtlichen Vorräthe seines mythologischen Speichers nach dem Zeitalter aufzuschichten gesucht habe (Br. 3. S. 12.), quod erat demonstrandum; denn wir können wenigstens in unsrer Ausgabe des Natalis Comes gar wenig Spuren davon wahrnehmen, ausgenommen, daß gewöhnlich die Belege aus dem Homer und Hesiodus vorangeschickt sind, worauf ein Heer von Stellen griechischer und lateinischer Schriftsteller in bunter Reihe durcheinander folgt. Unzufrieden ist aber der Verf. damit, daß Hermann die älteste Gestalt der Fabel blos aus dem Homer und Hesiodus dargestellt habe; er verlangt vielmehr (Br. 8. S. 47.) „eine vollständige Sammlung, nicht nur aller bekannteren Fabeln von Göttern und Göttersöhnen, die in den vorhandenen Werken jener ältesten Dichter entweder behandelt, oder zufällig berührt und angedeutet; sondern zugleich aller in allen Bruchstücken verborgenen, so viele man dem Hesiodus und so viele man den nächsten Zeitgenossen und Nachschreibern des Hesiodus, einem Kadmus, Akusilaus, Eumelus, Pherecydes, und anderen, in deren erster Umänderung die vorige Gestalt noch zu erkennen ist, zueignet.“ Bey welcher Vereinigung so mancher Werke doch noch immer viel Verschieden-

arti-

artiges und aus sehr verschiednen Zeitaltern zusammenkommen würde; dahingegen es doch wirklich wichtig und nützlich ist, das für sich und abgesondert beysammen zu haben und leicht übersehen zu können, was im Homer und Hesiodus die ältere Fabel betrifft, weil aus diesen Dichtern alle folgenden schöpften und die Fabeln nur nach ihren verschiednen Zwecken motivirten.

Denn, was auch der Verf. Br. 6. 7. gegen die Eintheilung der Fabeln in epische, lyrische und dramatische sagen mag, daß er nicht begreife, wie das Eigenthümliche von irgend einer Dichtart nicht blos den Ton des Gesangs stimme, sondern auch die gesungene Fabel selbst wesentlich umändere; so scheint uns doch etwas Wahres an jener Idee zu seyn. Jede Dichtart hat ihre bestimmte Sphäre und ihre eigenthümlichen Zwecke, nach welcher sie gewisse Fabeln verschmähte, andere aufnahm, gewisse Züge aus einer fabelhaften Geschichte aushob und darstellte, andre übergieng oder verschleyerte, sogar Zusätze, Abänderungen, Ausschmückungen sich erlaubte.

Der lyrische Sänger z. B. verherrlichte in seinen Hymnen, in seinen Siegesliedern u. s. w. insonderheit die einheimischen Gottheiten und Helden einzelner Land- und Ortschaften: dieß veranlaßte ihn, nicht sowohl die allgemeinen Fabeln von den Göttern und Heroen zu besingen, als besondre Stammsagen, örtliche oder einheimisch gewordne Fabeln zu berühren, diese zum Preise seiner

Götter und seiner Landsleute noch mehr auszuzieren, ins Schönere zu arbeiten, und ihnen solche Richtungen und Formen zu geben, wie sie die beste Wirkung hervorbringen konnten, ohne sich darum eine grobe Verfälschung der Volksfabel zu Schulden kommen zu lassen.

Von den dramatischen Dichtern hat es wohl keinen Zweifel, daß sie sich noch mehr Freyheit mit dem ganzen Götterstaat herausnahmen, daß sie eine und dieselbe Fabel bald ernsthaft im Trauerspiele behandelten, bald im Lustspiele oder im satyrischen Dramá ins Lächerliche zogen, daß sie die Keime solcher mythischen Sujets, im Homer und andern alten Dichtern, die zur dramatischen Behandlung geeignet schienen, nach eigner Willkühr und eignem Geschmack entwickelten und ausbildeten, daß sie die Fabeln dem Geschmack, der Cultur, der politischen Richtung, die ihr Volk und Zeitalter hatte oder bekommen sollte, anpaßten und die Götter nach Gutdünken diese oder jene bürgerliche und sittliche Rolle spielen ließen.

Ueberhaupt, je weiter die Fabel vom altväterligen Glauben zur bloßen Dichtermaschine herabsank, desto freyer schaltete die Dichtkunst mit ihr, und so mochten allerdings in die verschiednen Dichtarten verschiedne und eigenthümliche Neuerungen und Abänderungen kommen, welche genauer anzugeben und auseinanderzusetzen wohl kein so verwerflicher Gedanke wäre.

Die

Die Vertheilung der Fabeln nach ihrem Local hat ihre mehresten Schwierigkeiten und wird daher vom Verf. (Brief 9.) mit Recht verworfen. Gleichwohl ist die Beachtung des Locals vieler Fabeln von der äußersten Wichtigkeit und eine Hauptquelle zur Enthüllung mancher dunkeln Fabel. Ein großer Theil der fabelhaften Sagen gehörte nämlich ursprünglich einer einzigen Gegend an, die nachher anderswohin verpflanzt, umgestaltet, ausgebildet, oft in die allgemeine Nationalfabel Griechenlands übergetragen wurden. Ihre erste Heimath demnach sowohl als das neue Local, welches sie in der Folge erhielten, oder überhaupt die Geschichte ihrer Veränderung, giebt gemeiniglich den Schlüssel zur Erklärung ihres Sinnes und ihrer eigenthümlichen Beschaffenheiten. Freylich verlassen uns oft die Zeugnisse der Alten, um dieß jedesmal auszumitteln, und schon darum ist ein Handbuch der Mythologie nach dieser Eintheilung nicht auszuführen.

Immer würde ein solches mythologisches Handbuch, das den ganzen Vorrath der Fabeln nach der Zeitfolge sammelte und dabey überall, wo es thunlich wäre, die vom Local herkommenden Eigenheiten oder auch die Veränderungen, die sich Dichter ihrer Gattung oder ihrem Zweck zu Liebe verstattet haben, sorgfältig angäbe, den Vorzug vor allen andern verdienen.

Vom 13ten Briefe an beginnen die gelehrten Untersuchungen über die geflügelten Gott-

heiten, in welchen gegen die Winkelmann-Heynische Vorstellung ausgeführt wird, daß den ältesten Griechen alle Gottheiten ohne Flügel, sowohl zu Fuß als im Wagen, sich fortschwingen; und daß desto neuer ein Dichter sey, je mehrern Göttern er Flügel, diesen Nothbehelf der bildenden Kunst, anheftet. Unsers Dafürhaltens stützten sich viele, welche der ursprünglich Winkelmannischen Hypothese ergeben waren, eines Theils auf das Daseyn sehr alter, vorzüglich sogenannter Etrurischer Kunstdenkmäler, die wohl gar noch über Homers Zeitalter hinauszugehen schienen und Flügelgottheiten aufwiesen, andern Theils aber auch auf Gründe, die vom muthmaßlichen Fortgang von der Rohheit zur Cultur hergenommen waren. Daß der rohe Mensch, das Vermögen der Götter, sich schnell von einem Orte zum andern durch die Luft zu bewegen, nicht in ihnen, sondern in äußern hebenden und tragenden Maschinen suchen und den Gottheiten daher Flügel zuschreiben würde, schien so natürlich; daß die bildende Kunst in der frühern Zeit dieses Nothbehelfs am wenigsten entbehren konnte, da es ihr an Geschmeidigkeit und Geschicklichkeit fehlte, die schnelle Fortbewegung der Götter auf andre Weise deutlich zu bezeichnen, schien einleuchtend. Homer, konnte man sagen, machte seine Götter immer menschenähnlicher und nahm ihnen daher auch die Flügel ab. Ihre vogelschnelle Bewegung legte er der ihnen inwohnenden Kraft bey. Die Kunst trat in seine Fußtapfen und entflügelte ebenfalls die Gottheiten,

die

die sie anderwärts schadlos zu halten suchte. Spätere Dichter und Künstler führten nach und nach die früheste, rohe Vorstellung der Beflügelung zurück, eben weil es die rohe und uralte war und sie sich mithin durch den Anstrich des Alterthümlichen empfahl. Auf diesem oder einem ähnlichen Wege gelangte freylich Winkelmann nicht zu seiner Meynung von der Beflügelung der ältesten Gottheiten. Sein geschichtlicher Beweis, daß Nonnus aus einer alten Ueberlieferung beym Sanchoniathon allen Göttern, die vor dem Typhon nach dem Nil flohen, Flügel beylege, daß mithin in den ältesten Zeiten die Flügel allen Göttern gemein gewesen, ist so schwach, daß die Entkräftung desselben kaum des Aufwandes von Gelehrsamkeit werth war, die der Verf. darauf verwendet hat. Allerdings ist die Fabel von der Flucht der Götter vor dem Typhon, wie der Verf. ausführt, jüngern Ursprungs und zwar ungefähr aus Pindars Zeitalter. Wenigstens ist erst um diese Zeit die ursprüngliche Fabel von der Flucht der ägyptischen Götter vor dem Typhon, so wie Spuren von ihr im Herodot 2, 156. und Hellanicus S. 41. (S. Sturzens Anmerk. dazu S. 44.) vorkommen, gräcisirt, oder auf griechische Götter angewendet worden. Die Einmischung des Pan in dieselbige würden wir nicht gerade mit dem Verf. als Beweiß der Neuheit der Fabel anführen, da dieser erst später in die ältere Fabel verflochten, oder durch Umdeutung des in der Aegyptischen Fabel vorkommenden Mendes, vielleicht noch richtiger, des

Esmun, Schmun in Chemmis in Thebais, hineingekommen seyn könnte.

Durch eine gelehrte und ziemlich vollständige Induction zeigt nun der Verf., daß die ältesten Gottheiten und Götterthiere, vom Homer an, ziemlich tief herunter flügellos gedacht worden. Auch aus den Werken der alten Kunst wird das nämliche Resultat herausgebracht, wiewohl in diesem Stücke die noch mehr würden leisten können, welchen ein größerer Vorrath von Werken über die alte Kunst zu Gebote stände. Eingestreut und durch jene Untersuchungen herbeygeführt sind manche schätzbare Erörterungen, z. B. über das Alter und den Verf. des homerischen Hymnus an den Hermes, wofür der Verf. den Homeriden Cinäthus hält. In der neuesten Ausgabe der homerischen Hymnen findet man diese Hypothese gewürdigt und Gebrauch von den übrigen Bemerkungen des Verf. über einzelne Stellen des Hymnus gemacht.

Wenn der Gang der ältesten Götter nicht durch Flügel unterstützt wurde, wie konnten sie denn weite Reisen durch die Luft und über die Meere machen? Der Verf. antwortet Br. 20. S. 122. „So oft ein homerischer Gott einen etwas weiteren Weg vorhat, bindet er entweder goldene Fußsohlen unter, deren geheime Kraft ihn windschnell über Land und Gewässer hinträgt; oder er fährt, wenn ungewöhnliche Weite, oder Gefährlichkeit, oder Pracht es erfordern, in einem schwebenden Wagen, welchen luftwandelnde Rosse mit über-

natür-

natürlicher Geschwindigkeit ziehn." Es ist eine äußerst scharfsinnige Vermuthung, daß die goldnen ambrosischen Sohlen, welche die Götter gewöhnlich bey vorhabenden Reisen anlegen, eine besondre Zauberkraft gehabt haben sollen, welche ihnen Hephästos, der, wie allen metallnen Hausrath der Götter, auch diese verfertigt haben muß, mitgetheilt habe. Der Verf. zeigt Br. 29. S. 187. f., daß die Werke des Hephästos wie von lebendigem Geiste beseelt waren, und daß eine besondre Schwungkraft in sie gelegt war, wie in die vulcanische Rüstung des Achill, welche den Helden wie Flügel hob, Il. 19, 386. Also erleichterten und beförderten höchst wahrscheinlich auch diese goldnen Fußsohlen die luftigen Reisen der Himmlischen, wenn man auch nicht auf den Ausdruck beym Homer rechnen wollte: die Sohlen trugen die Götter über Land und Meer, auf welchen Eustathius einen besondern Nachdruck legt. Was von den Sohlen gilt, wird Br. 28. auf die Wagen angewendet, die vermuthlich ebenfalls durch Hephästos Kunst in übernatürlicher Leichtigkeit dahin rollten. Einverstanden mit dieser sehr wahrscheinlich gemachten Hypothese glauben wir nur voraus bemerken zu müssen, daß man nicht fast alle, oder die meiste Schwungkraft der Götter in ihren Sohlen suche, sondern den Göttern selbst diesen Charakter ihrer Göttlichkeit lasse. An einem leichten, gehobenen, geschwungenen Gange waren die Gottheiten zu erkennen, wie dieß wahrscheinlich der Sinn von Il. 13, 71. ff. dem Zusammenhang nach ist.

Ihrer Schwungsohlen ungeachtet, können sie doch nicht gut fortkommen, wenn sie durch Verwundung oder eine Schwäche der Füße selbst leiden. So war der Gang des hinkenden Hephästos langsam und mühsam Il. 20, 36. (Voß S. 142.) und Ares, durch eine Wunde geschwächt, wird von einer Dunstwolke in den Olymp geführt Il. 5, 864. (Voß Bd. 2. Br. 21. S. 175. f.). Die Götter und ihre Rosse werden durch ihre Reisen ermüdet, wie Here Il. 4, 25. ff. klagt, und Zeus droht Il. 8, 402. die hurtigen Rosse am Wagen der Here und Pallas zu lähmen, sie also, ungeachtet sie den göttlich beschwingten Wagen zogen, und, nach des Verf. Meynung, selbst durch ein magisches Beschläge gehoben wurden, zur ätherischen Reise ungeschickt zu machen.

Dem Verf. genügt es nicht im Allgemeinen die Hülfsmittel angegeben zu haben, deren sich die Götter zu ihren Wanderungen bedienten; er versinnlicht uns noch mehr die Art ihres Luftganges. In Br. 22, 4. versucht er darzuthun, daß die homerischen Götter 1) nicht mit geschloßnen Füßen schweben oder hingleiten, sondern in ordentlichen Schritten einhergehen, indem sie einen Fuß nach dem andern setzen; 2) daß sie Schritte von erstaunenswürdiger Ausdehnung machen.

Wir wollen die Gründe für beydes angeben, oder aus der Zerstreuung, in der sie sich hier finden, sammlen. Aus der angeführten Stelle Il. 5, 778., wo es von der Here und Athene heißt: sie wandelten

delten, schüchternen Tauben am Schritte gleich, möchte sich unsers Bedünkens weder das Eine noch das Andre darthun lassen. Here und Athene hatten, vom Olymp herab, die schreckliche Niederlage ihrer geliebten Griechen gesehen und nichts eiliger zu thun, als ihnen beyzuspringen. In stürmender Eile treiben sie ihre Rosse durch die Lüfte nach Troja, steigen beym Simois aus, und laufen nun in ängstlicher Hast die Ebene hinan ins Getümmel der Schlacht. Hier ist wohl nicht von der gewöhnlichen Art zu gehen, sondern von einem ängstlichen Gange, von kurzen, trippelnden Schritten, ähnlich dem trippelnden Laufe (nicht Fluge) der Tauben, die Rede! Gewisser scheint uns die schon einmal von uns angeführte Stelle Il. 13, 71., wo gesagt wird, man erkenne leicht die Götter am Gange ihrer Füße und Schenkel, welches doch offenbar nicht auf ein bloßes Schweben, wobey Füße und Schenkel ruhen, sondern auf die Bewegung der Füße und Schenkel geht, welche beym gewöhnlichen Gange der Menschen statt hat. Aber auch außerdem braucht Homer von dem Gange der Götter ganz dieselben Ausdrücke wie vom Gange der Menschen; er läßt sie gehen, laufen, hinauf- heruntersteigen, springen, mit den Füßen vorwärts schreiten, (Poseidon Il. 13, 17. ποσι προβιβας) so daß Homer gewiß auch hierin seine Götter menschenähnlich gebildet hat, indem er sie mit wechselnden Schritten einhergehen ließ.

Die zweyte Behauptung des Verf. war, daß die Götter mit Leichtigkeit und Kraft ansetzend auf

festes Land, auf Wasser oder Dunst, in Schritten von ungeheurer Ausdehnung einherfahren, und durch diese übermenschlichen Schwünge des magisch erhabenen Fußtritts mit wenigen Schritten von einem Ende des Erdkreises zum andern gelangen, wie aus mehreren Stellen des Homer dargethan wird. Wir wiederholen hier nicht, was von Heeren im N. T. Merkur gegen diese Vorstellung von Schritten, die über ganze Länder weggingen, eingewandt worden, welches uns auch nicht einmal mehr ganz gegenwärtig ist; aber auffallend ist es uns, daß Homer, der doch von seinen weitschreitenden Helden die Ausdrücke braucht: *μακρα βιβας*, *ευ διαβας*, seinen Göttern nicht ebenfalls und mit noch weit größerm Rechte Prädicate von ihren Riesenschritten beygelegt haben sollte, welches unsers Wissens nie geschieht: denn auch der Ausdruck vom Poseidon Il. 14, 361. *μεγα προθορων εκελευσε* bezieht sich wohl nicht auf weite Schritte, sondern auf ein heftiges Aufspringen. Freylich sagt Homer ausdrücklich, daß die Götter von einem Berge zum andern in großer Entfernung geschritten, aber er sagt uns nicht, ob mittelbar oder unmittelbar. Es findet sich, so viel wir wissen, nur eine Stelle Il. 5, 770. — 2, wo den Gäulen der Here und Athene wirklich außerordentlich weite Sätze beygelegt werden, nämlich, so weit als ein Mann von einer Warte herab in die Ferne sehen könne! Allein so groß auch an sich der Raum ist, den diese dießmal ungewöhnlich angestrengten Rosse mit einmal überspringen, so ist er doch nur eine Kleinigkeit gegen

gen

gen die über ganze Länder und Meere mit einmal wegschreitenden Götter, und fällt überdem nicht so sehr bey der Schilderung von flüchtigen Pferden auf, bey denen man ohnedieß weite Sprünge gewohnt ist! Wir bekennen daher, daß uns jene über Land und Meer in unermeßlicher Weite wegsetzenden Götter der wildesten nordischen Einbildungskraft zwar wohl würdig, aber nicht in Homers Geist und Phantasie zu seyn scheinen, daß wir daher geneigter sind, uns folgende Vorstellung vom Gange der Götter zu machen. Sie schreiten mit wechselnden Füßen auf ihren metallenen Sohlen in gewöhnlichen oder vielleicht etwas weiten Schritten ungefähr so auf der Dunstfläche oder dem Meere fort, wie unsre Schrittschuhläufer: aber von Zeit zu Zeit machen sie Ruhepunkte, oder vielmehr, sie lassen sich mit einem Anlauf irgendwo, am liebsten auf Bergen, stürmend nieder, um durch die heftige Abschnellung des beschuhten Fußes, mit erneuerter und verdoppelter Schwungkraft weiter fortschreiten zu können. Wenn daher Homer sagt, daß eine Gottheit in 3—4 Sätzen vom Olymp nach Troja gelangt sey, so zählt er wohl nur die erneuerten Ansätze, wodurch der Fuß jedesmal gestärkt und von Neuem beschwingt wurde, nicht aber die einzelnen Schritte, welche die Luft- oder Meerwandelnden Götter machten!

Uebrigens, glaube ich, daß noch folgende Bemerkungen hier an ihrer Stelle sind. Ein leichter, geschwungner, rascher Schritt, eine große Behendigkeit in der Bewegung, war allerdings den Göttern

tern eigen; aber ob auch durchaus der stürmende, wilde, furchtbare Gang, den uns die Ilias mehrentheils angiebt, könnte doch noch bezweifelt werden. Die Homerischen Beyspiele sind von der Art, daß wir bey ihnen jedesmal einen besondern Grund angeben können, warum die Götter mit solcher Eile, Heftigkeit und Ungestüm einhergehen. Bald eilen sie, ihre Lieblinge aus dringender Gefahr im Kampfe zu entreißen; bald treibt sie Zorn, Wuth und Rachgier; bald haben die Gesandten der Götter schleunige Bötschaften zu bestellen; bald wollen sie sonst einen Zweck erreichen, um dessen willen sie alle ihre Kräfte aufbieten, oder ihre Rosse, wenn sie fahren, gewaltig antreiben, damit sie so schnell als nur möglich ans Ziel kommen. Ist es ausgemacht, daß die Götter eben so ungestüm daherschritten, in eben so gewaltigem Sturm Land und Meer durchzogen, wenn die Absicht ihrer Reise war, Freunde zu besuchen, Opfern der Sterblichen beyzuwohnen, von einem Lieblingsorte zum andern überzugehen, wo sie keinen besondern Anlaß zur Beschleunigung ihres Ganges hatten? Als die Götter beym Homer zu den frommen Aethiopen ziehen und von ihnen zurückkehren, wird wenigstens nichts vom stürmischen Gange gesagt.

Wir haben uns zu lange bey der Untersuchung über den Gang der homerischen Götter aufgehalten, als daß wir den Verf. in der Verfolgung dieses Gegenstandes durch die nachhomerische Zeit begleiten könnten. Nur aus dem 29. Briefe müssen wir noch seine Vermuthung über die Art, wie

die

die Götterrosse so übernatürliche Geschwindigkeit besaßen, mittheilen.

Der Verf. tritt hier in die Fußstapfen seines Namensverwandten, J. Voß, der in seinem Commentar zum Catull S. 48. den erzfüßigen Rossen des Homer eherne Hufeisen giebt. Auch unser Voß hält die Vermuthung nicht für zu gewagt, daß Hephästos, der den Gang der Götter durch goldne Sohlen erleichterte, auch der göttlichen Rosse natürliche Leichtigkeit durch einen ehernen Beschlag der Hufe zu unermüdeten Sprüngen auf Wasser und Dunstluft erhöht habe. Allein, wenn man im ganzen Alterthume, bis auf das neunte Jahrhundert nach Chr. herab, keine sichern Spuren vom Gebrauch der Hufeisen gefunden hat (S. Beckmann Beyträge z. Gesch. der Erfindungen, 3r. B. 1stes St. N. 6.), so ist es doch äußerst gewagt, dem Homerischen Zeitalter aus einer so unbestimmten Angabe die Kenntniß oder Idee von solchen Beschlägen beyzulegen; und der Verf. würde wenigstens nicht so sehr gegen die Wahrscheinlichkeit verstoßen haben, auch der Analogie der Hephästischen Beschuhung der Götterfüße näher gekommen seyn, wenn er statt des ehernen Beschlags lieber angenommen hätte, daß Hephästos den Götterrossen eine eherne Beschuhung verfertigt habe, dergleichen auch schon bey den Alten vorkommt (S. Beckmann), die man den Pferden aus und an hätte ziehen können. Aber auch diese Erklärungsweise würden wir auf keinen Fall zu der unsrigen machen, vielmehr glauben, daß der alles so umständlich beschrei-

schreibende Homer, der uns so oft vorerzählt, wenn seine Götter die Schuhe anlegen und sich zu einer Reise zurüsten, auch bey der Beschreibung der An- oder Abschirrung der Götterpferde nicht würde versäumt haben, der Abnahme oder Anlegung der Hephästischen Erzschuhe zu gedenken. Dagegen stimmen wir der Meynung derer bey, welche unter den erzgehuften Rossen solche verstehen, die vorzüglich feste, starke und unverwüstbare Hufe haben, welche Eigenschaft zu der Zeit, da man noch weder Beschuhung noch Beschlag der Pferde kannte, sehr geschätzt wurde, und daher der Götterrosse am würdigsten, ihnen auch wegen ihrer weiten Reisen am unentbehrlichsten war. Ohnedem gesteht ja auch der Verf. selbst, daß den raschfliegenden Götterrossen eine außerordentliche Behendigkeit angebohren sey. Wie könnte es einem auch wahrscheinlich vorkommen, daß alle die auf der Erde zerstreuten und aus Göttersaamen entsprungnen Rosse, wie die Rosse des Achilles, der Pegasus u. s. w. sämmtlich vom Vulcan beschlagen worden! Noch eher wäre dieß von denen denkbar, welche im Olymp selbst waren und die Götterwagen zogen.

Die letzten Briefe des 1. Bds. beschäftigen sich damit, zu beweisen, daß auch die Erzeuger dämonischer Rosse, die Harpyien, die Winde, Pegasus, der goldne Widder, die Eselein der Götter im Gigantenkampfe, in den ältesten Zeiten unbeflügelt gedacht, später beflügelt worden. Ueber die Harpyien hat sich der Verf. umständlich verbreitet. Sie waren, nach ihm, bey den ältesten Dich-

Dichtern, wegraffende Sturmgottheiten in schöner weiblicher Gestalt, die ohne Flügel durch die Lüfte wandelten; gegen die Zeit des Aeschylus wurden sie zu häßlichen, geflügelten Jungfrauen umgebildet. In der Gestalt schmutziger Raubvögel oder Halbvögel erscheinen sie zuerst beym Aristophanes, dem Komiker Anaxilas, wozu man noch den Euripides Jon 917. fügen kann, hernach beym Apollonius und Virgil. Die spätern Dichter haben noch scheußlichere Mißgestalten aus ihnen geschaffen. Hiebey wird auch der Antheil auseinandergesetzt, den sie an der Argonautenfabel haben.

Bey der Bestimmung der Gestalt der Harpyien im Homerischen Zeitalter, geräth der Verf. Br. 31. wieder stark mit Heyne und Hermann zusammen. Heyne hält die Harpyie Podarge, welche am Ocean weidete und Füllen gebahr, für ein thierartiges Wesen, und Hermann geradezu für ein Pferd, folglich die Harpyien überhaupt für geflügelte Pferde. Hr. Voß weiß der Podarge sehr sinnreich ihre menschlich weibliche Gestalt zu retten. „In dem älteren Volksliede, sagt er S. 199. f., woraus Homer die Fabel als bekannt nur obenhin anführt, müssen die Umstände ungefähr also gelautet haben. Die schönlockige Harpyie Podarge, die mit ihren Schwestern am Westgestade des Okeanos wohnte, ward von dem benachbarten Zefyros geliebt. Auf einer blumigen Wiese überrascht, verwandelte sie sich, der Gewaltsamkeit zu entgehn, in eine weidende Stute. Aber der lüsterne Gott nahm die Gestalt eines Hengstes, und erzeugte zwey Füllen,

len, die von ihm, als einem Windbeherrscher, und von der Mutter, einer Sturmgöttin, übernatürliche Schnelligkeit ererbten.“ Allein für die ursprüngliche Roßgestalt der Podarge scheinen uns doch folgende Gründe überwiegend: 1) Die Winde scheinen sich überhaupt gern mit Stuten in Liebe vereinigt zu haben; wie denn auch Boreas sich mit den Stuten des Erichthonius Il. 20, 223. begattete, indem er sich in einen Hengst verwandelte, welches Zephyr bey seiner Vereinigung mit der Podarge nach Vossens Muthmaßung auch gethan hat. Die Veranlassung zu dieser Fabel scheint uns einzig Bilder- und Dichtersprache zu seyn, in der man die Windschnelligkeit gewisser Rosse ausdrücken wollte, sie also Erzeugte vom Zephyr oder Boreas nannte; dieß ist auch Heynens Meynung. Einen ganz andern Ursprung scheint das Mährchen von der Empfängniß der Pferde in Lusitanien durch den Favonius zu haben, über welches Voß sagt: „Heyne mische die lange nachher gefabelte Windempfängniß in Lusitanien als Veranlassung jener homerischen Fabel ein;“ da Heyne doch mit klaren Worten nichts weiter sagt, als, in dem Mährchen von der Windempfängniß in Lusitanien werde auf jene homerische Sage angespielt! 2) Der Name, Podarge, Schnellfuß, stimmt nicht zu einer weiblichen Gottheit, aber wohl zu einem Rosse. Denn abgesehen davon, daß das Wort αεγος, schnell, beym Homer wenigstens nicht als Prädicat von der Schnelligkeit der Menschen oder Götter gebraucht, sondern nur Maulthieren und Hunden Il. 1, 50.

bey-

beygelegt wird, welche leztre Il. 24, 211 αεγιποδες und Il. 18, 578. Od. 17, 62 αεγοι ποδας heißen: so kommt der Name Ποδαεγος von einem Pferde des Hector Il. 8, 185 und von einem Pferde des Menelaos Il. 23, 295 vor. 3) Als einen, freylich schwachen, Nebengrund darf ich noch anführen, daß beym Quintus, der den Cyklikern folgt, die Harpyien wirklich als Pferde vorkommen, indem er 1, 165 ff. erzählt, die Penthesilea habe ein schönes und schnelles Pferd geritten, welches sich unter den schnellen Harpyien ausgezeichnet und welches ihr des Boreas Gemahlin, Orithyia, zum Gastgeschenk gegeben habe. Ich möchte daher, nicht die homerischen Harpyien überhaupt für Rosse halten, da von den übrigen nichts gesagt wird, was auf die Natur eines Rosses führen könnte; sondern da das Wort Αρπυιαι nur ein Appellativum gewesen zu seyn scheint, welches überall stürmende, raubende, wilde Wesen bezeichnete, wie es denn auch mit θυελλαι vertauscht wird, so können wohl verschieden gestaltete und geartete Wesen unter diesem allgemeinen Namen begriffen worden seyn, die nur etwa die stürmende Schnelligkeit ꝛc. mit einander gemein hatten. So scheinen mir denn die Harpyien, welche nach dem Homer unversehens Menschen aus Gesicht und Gehör wegraffen, jene personificirte Sturmwinde zu seyn, die im Dienst der Erinnyen waren und vom Virgil selbst Furiae genannt werden, die nämlichen vermuthlich, welche Hesiodus Aello und Okypete nennt: dahingegen eine dritte, dem Hesiodus unbekannte,

vielleicht auch in den Homer, der den übrigen Harpyien keine besondern Namen giebt, aus einem andern Dichter eingeschobne, Namens Podarge, als ein Sturmpferd gedacht werden zu müssen scheint, dessen besondere Bestimmung wir weiter nicht wissen.

Der 36ste Brief ist dem Pegasus gewidmet. Die Flügel desselben erkennt der Verf. erst im Euripides an. Wir glaubten, schon Pindars geflügeltes Roß im eigentlichen Sinne verstehen zu müssen, weil bey ihm Bellerophon aus der Luft, die Amazonen, die Chimära und die Solymer bekämpft, und es sich zwar leicht denken läßt, daß ein Pferd mit übernatürlicher Schwungkraft über den Dunstkreis hineilen und durch erneuertes Ansetzen von Zeit zu Zeit seine Kräfte stärken, aber nicht so gut, daß ein Pferd, ohne das Hülfsmittel der Beflügelung, sich lange schwebend in der Luft erhalten könne. Zu erweisen, daß des Pegasus Aufnahme an Zeus Krippen beym Pindar auf die Versetzung unter die Gestirne gehe, überlassen wir dem Verfasser selbst. Uns scheint Pegasus überall vor dem Aratus nicht als Sternbild vorzukommen. Wo sagt Hygin, wie S. 251 angeführt wird, daß Pegasus, nach Abschüttlung des Bellerophon, auf dem Helicon die Hippokrene eröffnet habe?

Den Beschluß des ersten Bandes macht die Bemerkung, die sich aus den vorhergegangenen Untersuchungen ergeben hatte, daß alle malerische

Beflü-

Beflügelung bey den Dichtern um den Anfang der Tragödie allmählig Eingang gefunden habe. Zur deutlichern Uebersicht davon stellt der Verf. in den ersten Briefen des zweyten Bandes eine reiche Gallerie von Flügelgöttern auf, die er nach gewissen Classen ordnet, nemlich 1) solche, bey denen die Flügel schwebende Gewandtheit 2) sittliche Flüchtigkeit und 3) bey denen sie Geisteserhebung bezeichnen. Es ist äußerst lehrreich, diese Gallerie zu durchwandeln, weil man zugleich eine Menge neuer und anziehender Bemerkungen über die ausgestellten Gottheiten obenein bekommt. An die geflügelten Gottheiten schließen sich die Reit- und Zugthiere der Götter, die Göttervögel, die Göttertragenden Meerungeheuer, Bemerkungen über die Beförderung des Luftganges durch Winde, das Tragen durch Wolken, an, abermals mit einer Menge beyläufiger Aufklärungen. Nur eine von diesen eingestreuten Erörterungen heben wir aus Br. 8. 9. aus.

Hier wird die Bedeutung der Eos und ihr Lauf, genauer als bisher geschehen, bestimmt. Zwar bemerkt schon Villoisons Schol. B. zu Il. 7, 433, daß die Eos bald von der Zeit kurz vor Sonnenaufgang, bald von der Zeit vom Sonnenaufgang bis Mittag, bald vom ganzen Tage gebraucht werde; aber viel deutlicher und überzeugender ist es hier auseinandergesetzt, daß der Begriff der Eos oder Aurora weit mehr als unsre Morgenröthe in sich fasse und überhaupt Helle, Tag, anzeige, daß folglich die Eos die Licht- oder Tagesgöttin sey,

daß sie vor dem Helios des Morgens aufgehe, vor dem Sonnenwagen her die Bahn des gewölbten Himmels vom Morgen zum Abend durchlaufe und sich am Abend durch das westliche Himmelsthor in den Ocean senke. Alles dieß hat in den vom Verf. angezognen Stellen keinen Zweifel; nur stießen wir beym Durchgang der Eos durch das westliche Himmelsthor an und erinnerten uns dabey einer uns auch nicht ganz deutlich gewordnen Stelle Bd. I. Br. 27. S. 172 von den westlichen und östlichen Himmelspforten, aus welchen die Götter vom Himmelsgewölbe auf unsre Erde herabkommen können, und von denen der Verf. dort sagt: „Der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge steigen durch die östliche aus dem Ocean in den Himmel auf und gehen durch die westliche wieder im Ocean unter." Wenn der Helios des Morgens aus dem Ocean durch die Himmelspforte auf das eherne Himmelsgewölbe hinanstieg, so würde er ja über das Himmelsgewölbe hinwandeln, und seine Strahlen würden der Erde nicht leuchten; allein er betritt nicht den eigentlichen Himmel, sondern wandelt unter ihm über den Dunstkreis, höchstens über den Aether hin; wie kann er also durch die Himmelspforte fahren, wovon wir uns auch keiner Stelle erinnern als Ovid Met. 2, 155. ff. und Lactanz de Phoenice 43, wo es doch ungewiß ist, ob das Thor dem Himmel oder dem Pallast des Helios in Osten angehört. In der vom Verf. angezognen Stelle des Apollonius steht nicht, daß Helios durch das Thor des Olymp fahre.

Steigt Helios wirklich in jenen beyden Stellen durch die Himmelspforte an den Himmel hinan, so darf man sich diesen nicht mehr nach alter Art als eine metallne Fläche denken.

Der Verf. wendet das, was er über den Lauf der Eos herausgebracht hat, auf eine Stelle der Aeneide an, bey der er sich in Spott und Hohn über Heynen ergießt. Wir wollen dieses Räsonnement etwas näher beleuchten, um an einem Beyspiele zu zeigen, daß Leidenschaftlichkeit den Verf. oft bethört und irre leitet, wenn er mit seinem Gegner zusammentrifft. Die Stelle betrifft die Zeit, wenn Aeneas in die Unterwelt ging und wieder herauskam. Ueber Heynens Erklärung der Worte Virgils Aen. 6, 255, Aeneas habe gleich vor seinem Eingang in die Unterwelt geopfert, und Hekate sey erschienen primi sub lumina solis et ortus, drückt sich der Verf. S. 81. so aus: „Bey jener deutlichen Angabe des ersten Morgenlichtes (Aen. 6, 255.), da die Höllenfahrt [so drückt sich der Verf. aus] anfängt, versichert Heyne, man müsse die Zeit nach Mitternacht denken, tempus a media nocte intelligendum esse; und beruft sich wegen der Mitternacht auf Servius, der durch den hellwerdenden Aufgang nur des altrömischen Tages Anfang vor Mitternacht angezeigt findet, ingleichen auf Cerdas Beweisstellen, daß den Unterirdischen nach Mitternacht pflegte geopfert zu werden. Also ist der Morgen hier Mitternacht! [Dieß sagt Heyne keinesweges, sondern er versteht ja

ja die Zeit nach Mitternacht, *sub* lum. solis et ortus, gegen den Morgen zu, wo bald der Morgen anbricht, der Tag zu grauen anfängt. Ein bekannter Sprachgebrauch!] Nein das ist er doch wiederum nicht. Denn oben bey den Varianten schreibt Hr. H. einen anderen ab, seinen Burmannus, der den wahren Anbruch des Lichts erkennt, und V. 535 jener mitternächtlichen Aurora spottet. [Das nun eben nicht, vielmehr bekennt er selbst, sich nicht herausfinden zu können, wenn er nicht annehme, Auroram de nocte jam cursum suum instituere versus initium diei, quo demum apparet mortalibus.] Nun ist also der Morgen ein wirklicher Morgen! Ein Beyspiel zu den vielen, wo Hr. H. unten etwas anders sagt als Hr. H. oben.“ [Dieser Widerspruch ist hier wie an einigen andern Stellen des Commentars zum Virgil, wo ihn der Verf. entdeckt, bloß in seinem Kopfe. H. hat in den Varianten den Burmann nicht abgeschrieben, sondern er erwähnt mit Billigung der Burmannischen Bemerkung, daß hier die Lesart Einiger sub limina solis nicht passe, weil dieses sich auf den Ort des Sonnenaufgangs, sondern sub lumina, weil dieses sich auf die Zeit desselbigen beziehe. Lumen solis ist also freylich der Sonnenaufgang, aber sub lumina solis ist und bleibt die Zeit nach Morgen hin, und wird von Heyne weder von der Mitternacht, noch von der Zeit des Sonnenaufgangs, sondern von der zwischen beyden liegenden Zeit erklärt. Statt dieses vermeinten Widerspruchs bey H., worüber

der

der Verf. so sehr triumphirt, können wir einen wirklichen bey Voß angeben, indem er selbst sub lumina solis erst vom Morgen, dann wieder von der Nacht nimmt. Das Erstre haben wir schon gesehen, das letztere kommt S. 77 vor, wo er seinem Freunde, der lieber annehmen wollte, es sey während des Besuchs in der Unterwelt Nacht gewesen, zuruft: „Wie? Abfahrt in der Nacht und Wiederkehr, worauf es allein ankommt, haben Sie ja." Also hier ist sub lumina solis von der Nachtzeit erklärt und Hr. V. hinten sagt etwas anders als Hr. V. vorn. Daß man übrigens nicht gerade zur Nachtzeit in die Unterwelt zu gehen brauchte, lehrt Aen. 6, 127. Noctes atque dies patet atri janua Ditis.] Aber wir sind mit dieser Stelle noch nicht aufs Reine. Die Erscheinung der Hekate spricht doch wohl mehr für H. als für V.; denn unsers Wissens wird diese nie bey Tage aus der Unterwelt hervorgerufen. Daß dieses Opfer aber gleich nach Mitternacht gebracht wurde, dafür zeugen auch die Stellen des Silius und Apollonius, welche der Verf. S. 78 für die entgegengesetzte Meynung zu benutzen sucht. Virgil weiche von Homers nächtlichem Todtenopfer bey den Kimmeriern ab und folge einer eignen Sitte der Avernischen Todtenbeschwörung, wo das Opfer des Morgens dargebracht worden, wie man aus dem Silius 13, 404 ersehe. Wie sonderbar, daß man aus dem Silius die besondern Einrichtungen der Avernischen Todtenbeschwörung besser als aus dem Virgil erkennen soll, da Silius offenbar die

Kimmerische Todtenbeschwörung nachbildet und der jüngere Scipio bey ihm, wie Ulyß beym Homer, nicht die Unterwelt selbst durchwandert, sondern die Schatten an die Schwelle derselben hervorruft und die Unterwelt von da aus überschaut, dahingegen Aeneas beym Virgil wirklich in die Unterwelt hinabsteigt und alle Gegenden derselben durchirrt! Der ganze Beweis aus dem Silius gründet sich aber eben auf den streitigen Ausdruck v. 404 sub lucem, den dieser aus dem Virgil entlehnt hat, und der bey ihm so zuverläßig als beym Virgil von der Zeit unmittelbar nach Mitternacht und vor dem Morgen zu verstehen ist, wie schon die Vergleichung mit v. 413. 41. f. zeigt. Wäre die Todtenbeschwörung im eigentlichen Sinne gegen Morgen geschehen, so wären ja die Schatten, die sich doch nach altem Glauben nach Mitternacht in die Unterwelt zurückziehen mußten, (S. Aen. 5, 739. f.) am Morgen aus dem Erebos heraufgestiegen und hätten wenigstens bis zum Anbruche des vollen Tages oben bleiben müssen, weil sie lange Unterredungen mit dem Scipio hielten. Beym Apollonius 3, 1195. vergl. 1029. wird sogleich nach Mitternacht Anstalt zum Todtenopfer gemacht; nachdem es vollendet ist, steigt Hekate hervor, Jason zieht sich zurück, und als er zu seinen Gefährten zurückgekehrt ist, geht die Eos erst auf. Noch zum Ueberflusse führe ich eine Stelle an, wo die Annäherung des Morgens unmittelbar nach Mitternacht gesetzt wird Aen. 5, 738. f. torquet medios Nox humida cursus: E[illegible] saevus

equis

equis Oriens (der Orthros, Aufgang) adflavit anhelis.

Doch wir müssen zum V. 535 über die Eos eilen, die eigentlich des Verf. Excurs herbeygeführt hat. Nachdem Aeneas das Todtenreich durchwandelt und sich mit den Schatten seiner Freunde unterredet hat, roseis Aurora quadrigis Jam medium aetherio cursu trajecerat axem. H. hält dieß für Angabe der nun endenden Nacht. Aurora, die von Osten nach Westen zwischen der Dämmerung und dem Aufgange der Sonne fahre, habe schon die Hälfte oder einen großen Theil ihres Laufes zurückgelegt, folglich sey der Anbruch des Tages ganz nahe. Man wird begreifen, daß V., nach seiner gutgegründeten Behauptung, daß die Aurora sowohl wie die Sonne den ganzen Tag die Himmelsbahn durchfahre und sich erst am Abend in den Ocean senke, dieser Heynischen Erklärung seinen Beyfall versagen müsse, und die Stelle von der Zeit verstehe, wo Aurora bereits die Mittagshöhe erreicht hat, folglich die Hälfte des Tages schon verflossen ist. Diese Meynung unterstützt er noch durch andre, aus dem Zusammenhang gezogne Gründe, von denen hernach. Itzt nur soviel. Auch ohne die Vossische Lehre vom Tageslauf der Aurora anzufechten, ließe sich doch vielleicht Heynens Erklärung dieser Stelle retten, wenn man medium axem, wie auch H. erinnert, nur nicht zu sehr nach dem Buchstaben nimmt, sondern, wie es der Sprachgebrauch zuläßt, von der Höhe des Himmels in Osten versteht. Aurora hat unstreitig

schon die Höhe des Himmels erreicht und einen Theil der Himmelsbahn durchlaufen, ehe die Sonne mit ihrem Wagen am Himmel hinauffährt. Vgl. eine ähnliche Stelle, die offenbar vom frühen Morgen handelt, Aen. 7, 25. f. Jamque rubescebat radiis mare et *aethere ab alto* Aurora in roseis fulgebat lutea bigis. Zwar leugnet der Verf., daß Nox ruit, welche Worte die Sibylle dem Aeneas zuruft, und die H. von der sinkenden Nacht erklärt, anders als von der einbrechenden Nacht, wie Aen. 2, 250. 8, 369., verstanden werden können, und übersetzt deswegen S. 77 die Nacht stürzt daher. Allein, so wie diese Worte im Deutschen, oder: die Nacht eilt, zweydeutig sind und vom Heraneilen und Davoneilen der Nacht gesagt werden können, so scheint auch das Nox ruit ein allgemeiner Ausdruck zu seyn, der eben sowohl auf das Herabeilen in den Ocean als das Herauseilen aus demselben bezogen werden kann.

Aber noch ist ein trifftiger Grund für des Vf. Erklärung übrig, von dem er auch mit aller der ihm eignen Derbheit gegen H. S. 83 f. Gebrauch macht. „Rechnen Sie einmal nach. Die Zeit zwischen Dämmerung und Aufgang, da Aurora den Umlauf macht, soll eine Stunde dauern. In Italien dauert sie keine halbe; aber wir wollen nicht kargen. Kurz vor der Dämmrung stiegen sie hinab; und jetzt, nach so vielen Begegnissen und Gesprächen, hatte Aurora einen Theil der Stunde verbraucht. Es war also ungefähr eine halbe Stunde ver-

verstrichen. Hätte Aeneas Flügel an den Fersen und geflügelte Worte gehabt; in einer halben Stunde so viel zu wandern und zu plaudern, war unmöglich. Mehr Zeit erfoderte die einzige Unterhandlung mit Charon und die Ueberfahrt. Doch habe Aeneas in so kurzer Zeit so vieles beschaft, was treibt ihn die grämliche Sibylle? Sie haben ja für Elysium noch den langen lieben Tag vor sich. Oder wann müssen sie zurück! Hr. H. will mit der Sprache nicht recht heraus: „Von der Zeit der Rückkehr melde der Dichter nichts, also brauche man sich darum nicht zu bekümmern.“ — Bravo! — „Indeß nach der Weise der Todtenopfer müsse Aeneas wohl mit anbrechendem Tage die Unterwelt wieder verlassen.“ — Dann freylich! Aber gleichwohl, in der übrigen halben Stunde wird er nicht weniger leisten als in der vergangenen. Was erlebte jener arabische Prinz nicht alles in dem Augenblick, da er den Kopf ins Wasser steckte!“ So viel Schein der Verf. auch für sich haben mag, so läßt sich ihm doch folgendes entgegenstellen: 1) Aeneas steigt nach Heynens Erklärung kurz nach Mitternacht in die Unterwelt; von da, bis zum Sonnenaufgang kann man doch gewiß einige Stunden rechnen, also kommt eine beträchtlichere Zeit heraus als der Verf. annimmt. 2) Es giebt eine poetische von der wahren verschiedene Zeit, bey der man nicht ängstlich nachrechnen darf. Sie kann einem des Homer so kundigen Gelehrten, wie der Uebersetzer der Ilias und Odyssee ist, unmöglich dort entgangen seyn. Nur ein Beyspiel aus

dem

dem Homer, welches meine Behauptung hinlänglich ins Licht stellen wird. Der Herold Idäos geht Il. 7, 381 gegen Morgen (ἠῶθεν) aus Troja hinab zu den Schiffen der Griechen, trägt der Versammlung seinen Auftrag vor; es wird darüber gestimmt; er erhält Bescheid, kehrt nach Troja zurück und überbringt die Antwort. Und nun erst geht V. 421 die Sonne auf. Wenn man gewöhnlich von Troja bis ans Gestade des Meeres eine Entfernung von 3 — 4 Stunden annimmt, so erhellt daraus, wie viel Stunden auch ein guter Läufer zum Hin- und Hergehen müsse gebraucht haben, zumal da er doch auch in der Versammlung der Griechen aufgehalten wurde, und daß dieß alles wohl nicht in der wirklichen Zeit von der Eos bis zum Sonnenaufgang abgethan werden konnte, zumal wenn man mit dem Verf. annimmt, daß die Zeit zwischen der Morgendämmerung und dem Aufgang der Sonne nur eine halbe, höchstens eine volle Stunde in jenen Gegenden betrage! — Nach allem, was hier ausgeführt worden, finden wir also weder Widersprüche noch Ungereimtheiten in Heynens Erklärung. Wir sind zwar darin noch ungewiß, ob wir mit ihm glauben sollen, daß die ganze Reise innerhalb der Zeit nach Mitternacht bis zum Sonnenaufgang vollendet worden, oder ob wir in diesem Stücke der Vossischen Meynung beytreten sollen: allein darin sind wir völlig Heynens Meynung, daß unter den Worten sub lumina solis die Zeit nach Mitternacht zu verstehen ist.

Sehr

Sehr beherzigungswerth, aber auch einer umständlicheren Prüfung, die wir hier nicht anstellen können, bedürftig sind die Briefe 29. 37. über die Behauptung neuerer Mythologen, daß in den ältesten Zeiten Griechenlands Gottheiten gehörnt und geschwänzt gewesen, worin gezeigt wird, daß die für uralt gehaltnen halbthierischen und übrigen Gottheiten des Waldes und Feldes, als Pan, die Satyrn, Silenus, auch Priapus, jüngern Ursprungs sind. So viel scheint allerdings zu erhellen, daß diese Götter sämmtlich erst nach dem Homer von den Griechen aufgenommen und in so fern neu sind; daß sie aber zum Theil aus dem frühern Alterthum und zwar aus den Morgenländern abstammen und nur nach Griechenland mit Wechselung der Namen und Anpassung ihrer Individualität an die Nationalfabeln verpflanzt worden, läßt sich von Einigen ziemlich wahrscheinlich machen. Die Satyrn scheinen vorzüglich durch die Spiele bey den Bacchusfesten, am meisten durch das satyrische Drama in allgemeinen Umlauf gebracht und mannichfaltig umgestaltet worden zu seyn; auch Pan scheint sehr früh in diesen eine Rolle gespielt zu haben, und nicht erst, wie eine andre Sage will, kurz vor der Marathonischen Schlacht den Athenern bekannt geworden zu seyn, (Voß Briefe Bd. 1. Br. 13. S. 78.) wenn anders die Verse des Thespis beym Clemens von Alexandrien, (Strom. 5. S. 570 C.) ächt sind, worin der Παν δικερως angerufen und auf seinem Altar Käse und Honig geopfert wird. Indem der Verf. zeigt, daß unter Ho-

Homers Gottheiten noch gar keine halbthierische Gestalt und daß der gewöhnliche Gang der Kunstbildung allmählige Entedelung der Menschengestalt zur thierischen sey, erläutert er dieses auch am Beyspiele der Fabel von den Centauren, die erst im Zeitalter Pindars roßleibig geworden. Gleichwohl habe man die Centaurinnen mit Roßgliedern verschont, wovon doch der Verf. das Gegentheil beym Ovid Met. 12, 405 ff. sehen kann. Das Zwittergeschlecht mehrerer Gottheiten, die man dem rohen Alterthume beyzählen zu müssen geglaubt hatte, setzt der Verf. weit herunter in die Zeiten der spätern Orphiker und überhaupt der mystischen Philosophie.

Eine gelehrte Erörterung über das **Knochenopfer** beym Hesiodus Theog. 535 ff. beschließt die mythologischen Untersuchungen dieses Bandes im 38—40. Briefe. Ein wichtiger Beytrag zur Erläuterung der dunkeln Opfergebräuche! Bittre Ausfälle auf seine Gegner sind in diesem Abschnitt nicht gespart. Der Verf. verwechselt gleich anfangs mit Villoisons Scholiasten zu Il. 15, 187 ff. die Theilung des Himmels, des Meeres und der Unterwelt beym Homer und andern, wobey die **Erde** noch ungetheilt blieb, mit der spätern Vertheilung der Erde in Sicyon oder Mekone, welche Hesiodus berichtet und auf welche sich auch Pindar Ol. 7, 100. zu beziehen scheint. „Bey jener heiligen Ausgleichung nun, sagt der Verf., vertrat Prometheus seine Menschen als Anwald, damit nicht die Götter für die übernommenen Schutzämter

ihnen

ihnen zu lästige Pflichten und Gebühren auflegten." Woher es doch wohl der Verf. geschöpft haben mag, daß Prometheus hier als Anwald der Menschenrechte auftrat? Will er diese Vertretung der Menschen vielleicht nur auf die Opfer bezogen wissen, da Hygin (bey Voß S. 323.) erzählt, Prometheus habe, um seinen Menschen die Kostbarkeit ganzer Opfer zu ersparen, von zwey geschlachteten Stieren das Fleisch in das eine Fell, und die Knochen in das andre gehüllt und dem Jupiter die Wahl gelassen? Aber diese Sage ist ja ganz von der Hesiodischen verschieden, aus welcher nicht erhellet, ob Prometheus die menschenfreundliche Absicht hatte, den Menschen auf immer das Opferfleisch zu retten und den Göttern die Knochen zu überlassen, sondern nur der Kitzel, den Zeus zu überlisten. Nach dem Lucian Prometh. 3. und dem Scholiasten des Aeschylus, bestellten die Götter den Prometheus selbst zum Austheilen des Opferfleisches. Seitdem Zeus, fügt Hesiodus seiner Erzählung bey, sich vom Prometheus überlisten lassen, opfern die Menschen den Göttern weißes Gebein. Heyne und Wolf waren beym Hesiodus über die Sitte des Knochenopfers befremdet, die nun der Verf. aus mehreren Stellen der Alten bestätigt hat. Fürs erste glaubt er sie in allen homerischen Stellen zu finden, wo μηρια verbrannt werden, (S. Il. 1, 459 ff. 2, 413 ff. Od. 3, 456 ff. 14, 427 f. Il. 8, 240. 15, 373. 22, 170. 24, 34.) indem er dieses Wort nicht von den Schenkeln, wie gemeinhin, nimmt; sondern, nach Anleitung

der

der Grammatiker, von den Schenkelknochen. Μηροι, lehrt er, nach diesen, sind beym Homer, Schenkel, die aber bey ihm nur ausgeschnitten, niemals verbrannt werden. Μηρια oder zusammengezogen μηρα, ist das Verkleinerungswort von jenem und bedeutet das, was aus den Schenkeln, μηροι, ausgeschnitten wird, also die Schenkelknochen. (Demungeachtet überträgt der Verf. in seiner Uebersetzung des Homer μηροι und μηρια ohne Unterschied Schenkel). Etwas Willkührliches scheint allerdings in diesen Deutungen der Grammatiker zu liegen und ich hätte Lust zu glauben, daß sie auf diese Deutung der μηρια erst durch Hesiods Zeugniß von den Knochenopfern geleitet worden, auf welches sich auch Apollonius im homerischen Wörterbuche beruft. Im Homer sehe ich nicht, was diese Erklärung nothwendig machen sollte. Dagegen scheinen bey den nachhomerischen Schriftstellern μηροι und μηρια als gleichbedeutend mit einander verwechselt zu werden; so beym Sophokles Antigone 1006 ff., den der Verf. S. 312. anführt; so beym Bion Klage um Adonis (Voß S. 311.); so sagt auch Apollonius 1, 433. ιερα μηρ' εταμοντο, welches gewiß zerschneiden, nicht herausschneiden heißt. Demnach bleibt es noch zweifelhaft, ob die Knochenopfer wirklich bereits im Homer vorkommen. Mit gewisserm Erfolg hat der Verf. die Sitte derselben aus spätern Dichtern dargethan. Auf Hesiods Erzählung, von der Veranlassung derselben, berufen sich Clemens und Apollonius im Homerischen Wörterbuche, und jener führt Stellen aus

mehre-

mehreren griechischen Lustspieldichtern an, worin die Sitte, Schenkel- und andre Knochen den Göttern zu opfern lächerlich gemacht wird. Man vergleiche mit ihnen eine Stelle aus der kleinen Thebais und aus einem Comiker oder Verf. eines Satyrspiels auf den Oedipus, bey Bruncks Scholiasten des Sophokles, Oedipus Kol. 1375. Den wahrscheinlich spätern Gebrauch, den Göttern auch Eingeweide zu opfern, hat der Verf. S. 315 durch Beyspiele erhärtet, mit denen man noch ein ziemlich altes Beyspiel in einem kleinen Bruchstücke des Antimachus N. 73 S. 107 der Schellenbergischen Sammlung verbinden kann.

Zum Beschluß ladet der Verf. freundliche Gehülfen zum Anbau des unermeßlichen Fabelgefildes ein. Er selbst wird noch einen Band von Briefen, der aber noch nicht erschienen ist, dem Apollo und der Artemis widmen, worin die ursprüngliche Verschiedenheit des Apollo und Helios, der Artemis und der Selene, und die nachherigen Umbildungen dieser Gottheiten, gezeigt werden sollen.

Um das ganze Werk des Verf. in allen seinen Theilen und Untersuchungen zu verfolgen, müßte man ein eignes Werk schreiben. In einer Rez. konnten wir nur einzelne Parthieen ausheben, um das Ganze zu charakterisiren, um den Werth der Untersuchungen darzuthun, um durch etwanige Gegenerinnerungen fernere Uutersuchungen zu veranlassen. Es schien um so weniger nöthig, den Inhalt aller Briefe vollständig anzugeben, da wir das

Werk längst in den Händen der Liebhaber solcher Untersuchungen wußten, und da überdieß jedermann, vor beyden Theilen, eine ganz ins Einzelne gehende Inhaltsanzeige der Briefe finden und nachlesen kann. Wenn wir uns erlauben zu sagen, daß den Verf. sein Eifer für die gute Sache und sein ungünstiges Vorurtheil gegen die Heynische Schule, die er, wie Hans Jacob weiland die Encyklopädisten, als einen Bund von Leuten, die sich gegen ihn und gegen alles, was nicht von ihnen ausgeht, verschworen haben, ansieht, zuweilen über die Gränzen des Anstandes, der Billigkeit, der Humanität hinausgeführt hat, so hoffen wir darum nicht, daß er uns zu denen rechnen werde, die er in der pathetischen Vorrede zu brandmarken und dem Richtstuhle der Nachwelt zu übergeben droht, weil sie von dem Urheber der Briefe als Menschen zu reden sich herausgenommen haben. Wir kennen den Verf. dieser Briefe aus dem Gerücht und aus vielen seiner Gedichte, die Abdrücke eines edlen Herzens sind, als einen achtungs- und liebenswürdigen Mann; um so viel weher that es uns, seit einigen Jahren, ein Betragen von ihm angenommen zu sehen, durch welches mancher seiner Verehrer an der Güte seines Charakters irre geworden ist.

III. *Hym-*

III.

Hymni Homerici cum reliquis carminibus minoribus Homero tribui solitis et Batrachomyomachia. Addita est Demetrii Zeni versio Batrachomyomachiae dialecto vulgari et Theodori Prodromi Galeomyomachia. Textum recensuit et animadversionibus criticis illustravit Car. Dav. *Ilgen*, Philos. et LL. OO. Prof. P. O. in Acad. Jenensi. Halle b. Hemmerde 1796, XXXVI. u. 674 S. gr. 8.

Man wird für diese Ausgabe im voraus gewonnen, wenn man die fruchtbaren, in einen lebhaften und unterhaltenden Vortrag eingekleideten Betrachtungen der Vorrede und die Erzählung von dem liest, was der Verf. durch diese Ausgabe leisten wollen und geleistet zu haben glaubt.

Der Verf. unternimmt es, das hohe Alterthum gegen den Vorwurf der Undankbarkeit zu rechtfertigen, den es sich oft dadurch zugezogen, daß es so wenig Kenntniß von dem Leben und den Schicksalen seiner ältesten Barden nahm, ja deren

Namen kaum auf die Nachwelt fortpflanzte. Die Erhaltung so vieler alten Gesänge durchs Gedächtniß bezeugt schon den Werth, den sie auf ihre Nazionalgesänge legten. Allein die Namen, die Geschichte der einzelnen Sänger waren ihnen gleichgültiger, weil sie den singenden Individuen keinen besondern Werth beylegten, sondern den Gesang überhaupt für eine göttliche Kunst hielten, und der Meynung waren, daß sich die Götter durch den Mund der Barden vernehmen ließen: daher nicht diesen, sondern einzig den Göttern der Ruhm und Preis dafür gebühre. Wurden gleich diese Barden bey ihrem Leben als Gottbegeisterte Männer geehrt und vorgezogen, so ehrte man doch nur die Gottheit in ihrer Person, und sie hörten auf der Gegenstand besondrer Achtung und des Andenkens zu seyn, sobald ihre Muse verstummt war. Die große Aehnlichkeit, die sich bey der Einfalt jener Zeiten unter den Dichtern und Gedichten finden mußte, bestätigte den Wahn, daß eine und ebendieselbe göttliche Kraft in allen Barden lebe und webe. Man bediente sich daher, wenn man von alten Liedern und ihren Sängern sprach, des Collectionamens: der göttliche Sänger, ohne die Sänger genauer mit Namen zu bezeichnen und von einander zu sondern. Die einzige Art der Auszeichnung, die man früh wahrnimmt, scheint, nach dem Verf., die zu seyn, daß man gewisse Classen der Sänger mit besondern Namen benennte, welche Appellativa nachher fälschlich für Namen einzelner Sänger gehalten wurden. So will der Verf.

scharf-

scharfsinnig die alten Bardennamen: Linus, Musäus, Orpheus, Homer, gedeutet wissen. Er konnte auch die Namen der Musen, die auf die verschiednen Gattungen der Dichtkunst und Musik Beziehung haben, für diese Meynung anführen. Dennoch, so wie die Namen der Musen weit jünger als Homer sind, so scheint auch jener Klassenname nicht recht in ein Zeitalter zu passen, das vielleicht noch keine verschiedne Dichtarten anerkannte. Auch scheint in der Wortableitung jener Namen, zu denen man auch den Phemius rechnen kann, nichts vorzukommen, was auf bestimmte, einzelne Klassen der Dichtkunst führen könnte: dagegen kommt es uns wahrscheinlicher vor, daß jene meist gleichbedeutende und überhaupt einen Sänger bezeichnende Namen großentheils örtlich waren, und daß z. B. die Jonier alles, was sie von alten Gesängen kannten, den Homer, die Thebaner den Linus, die Thrazier den Orpheus, die Athener den Musäus zuschrieben. Die richtige Bemerkung des Vf., daß jene Dichternamen als bloße Appellativa anzusehen, leidet eine weitere Ausdehnung und erhält eine wechselseitige Erläuterung durch die Namen, die wir von den ältesten Künstlern verschiedner Gattungen finden. Dädalus war der Collectivname, den man den unbekannten Urhebern der ältesten Kunstwerke bey den Griechen beylegte; was Er bey den Griechen war, war Mamurius Veturius d. h. artifex memoriae veteris bey den ältesten Römern. Tekton, ein Sohn des Harmon, ist ein ähnlicher bedeutender Name beym Homer

Il. 5, 59 ff., bey welcher Stelle Villoisons Scholiast den Namen eines Sängers Terpiades aus der Odyssee anführt. Eben so verhält es sich wohl mit dem Namen des von der Minerva gelehrten Künstlers Argus (von ἄεργος mit dem verstärkenden α), der den betriebsamen Kunstarbeiter bezeichnet.

Aus jenem Glauben des Alterthums an den göttlichen Ursprung der Gesänge leitet der Verf. auch die wichtige Folge her, daß die Sänger jener Zeit ohne Bedenken an fremde Lieder die ihrigen anreihten, wenn sie sich zur Fortsetzung und weitern Ausführung eines von einem frühern Barden gefeyerten Gegenstandes gedrungen fühlten, und daß sie so ihre Gesänge mit fremden vermischten. Es war ja dieselbe Gottheit, die durch den Mund jener ältern Dichter geredet hatte, von der auch sie begeistert wurden, und so verschieden die Sänger und die Zeiten waren, deren Lieder in Eins verschmolzen wurden, so galten doch alle diese Erzeugnisse der Dichterbegeisterung für Werke der nämlichen göttlichen Kraft.

Spätere Jahrhunderte, noch nicht durch die Fackel der Kritik erleuchtet, nahmen auf Treue und Glauben an, was ihnen die Ueberlieferung für Werke Eines Dichters ausgab, hielten jene uralten Collectionamen für eigne Namen einzelner Sänger und vermehrten die Verwirrung in hohem Grade, indem sie noch manche namenlose Gesänge derselben Gattung und von ähnlicher Manier denselben alten Dich-

Dichtern zuzählten. So kam es denn, daß einem Homer ein zahlloses Heer von Gesängen zugeschrieben wurde, zu denen auch die Homerischen Hymnen gehören. Von diesen kann nur der Hymne an den Delischen Apoll Anspruch auf Homers Namen, in so fern er eine bestimmte Gattung und Weise uralter Dichter in sich begreift, machen; von den übrigen größern und ganzen Hymnen gehört der auf den Pythischen Apoll und die Aphrodite zur neuern Homerischen Schule der Nachahmer, und der Hymne an den Hermes und die Demeter zu einer von der Homerischen Schule ganz verschiednen Gattung. Dieß wenige sagt der Verf. hier zur allgemeinen Charakterschilderung der vorzüglichsten Homerischen Hymnen; doch finden sich in einzelnen Anmerkungen zu den Hymnen Gründe und weitere Ausführungen des hier angedeuteten.

Von S. XVII. an werden die Verdienste verschiedner Gelehrten um diese Hymnen, eines Martin, Barnes, Clark, Pierson, Rhunken, Ernesti, Groddeck, Mitscherlich, Matthiä, gewürdigt, an deren Vorarbeiten sich der neue Herausgeber anschließt. Er ist mit dieser Ausgabe zweyen Gelehrten zuvorgekommen, die mit ähnlichen Gedanken umgingen. Der Eine derselben, Hr. Prof. Mitscherlich in Göttingen, scheint allerdings durch andre wichtige literärische Unternehmungen für itzt ganz von diesem Vorhaben abgekommen zu seyn; allein Hr. August Matthiä in Holland hat seinen Plan so wenig aufgegeben, daß er vielmehr, auch nach der Erscheinung der Il-

genschen Ausgabe, wie Amsterdammer Briefe sagen, ernstlich an die Ausführung desselben denkt, um so mehr, da er sich ein ausgedehnteres Ziel gesteckt hat, und außer der Kritik auch Wort- und Sacherklärungen in seinen Plan aufnehmen wird.

Der Verf. hat mit Sorgfalt und Geschicklichkeit die bekannten kritischen Hülfsmittel und Vorarbeiten benutzt, und theils aus ihnen, theils aus eignem sehr glücklichen kritischen Genie die Homerischen Hymnen in einer ganz neuen, auf jeder Seite verbesserten und ihrer ursprünglichen Reinigkeit näher gebrachten Gestalt auftreten lassen. Die freye Weise, mit der er dabey zu Werke gegangen, wird freylich, wie er selbst ahndet, nicht Jedermanns Beyfall erhalten; allein seine kritische Kühnheit entfernt sich doch weit von der Willkühr der Brunckischen Kritik, und wird von ihm in den umständlichen Anmerkungen jedesmal mit Gründen der Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit unterstützt. Außer den Hymnen findet man in dieser Ausgabe auch die übrigen kleinen dem Herkommen gemäß mit Homers Namen prangenden Poesien. Der Batrachomyomachie, die durch den alten Froschmäusler, der neulich wieder in einem neumodigen Gewand erschienen, auch zu einem deutschen komischen Volksgedicht geworden ist, hat der Verf. aus guten Gründen die neugriechische Uebersetzung des Demetrius Zenus (nebst Crusius lateinischer Uebersetzung und griechischen Scholien) zur Begleitung mitgegeben, überzeugt, daß die neugriechische Sprache aus der altgriechischen Land-

und

und Bauersprache entstanden und in vielen Stücken sogar mit der Sprache des gemeinen Lebens, so wie sie zu Homers Zeiten geredet wurde, übereingekommen sey.

Wir kommen zu den Anmerkungen, die von S. 187—668 hinter dem Texte fortlaufen und zu dem Gelehrtesten und Scharfsinnigsten gehören, was die deutsche Kritik hervorgebracht hat. Der Verf. giebt die Verschiedenheit der Lesarten an und beurtheilt sie, rechtfertigt die im Text befolgte Lesart, theilt seine Vermuthungen und Verbesserungen mit, geht die Meynungen und Verbesserungs-Versuche der andern Gelehrten durch, und liefert überhaupt einen sehr vollständigen kritischen Apparat. Obgleich sein Hauptzweck Einschränkung auf die Kritik war, so führt doch selbst dieser eine Menge vortrefflicher, sehr gelehrter Sprach- und Sachuntersuchungen herbey, von denen Einige zu kleinen Abhandlungen angewachsen sind, und man kann bey einigen Vorkenntnissen schon mit dieser Ausgabe zum Verständnisse der Hymnen ausreichen, zumal da der Text von unzählichen verdorbnen Stellen gereinigt und dadurch eine Menge Schwierigkeiten und Dunkelheiten verschwunden ist.

Am ausführlichsten und reichhaltigsten ist des Verf. Commentar über die Hymnen an den Delischen und Pythischen Apoll, den Hermes, die Aphrodite und die Demeter; unter diesen sind aber die Anmerkungen zum Hymne an die Aphrodite verhältnißmäßig die kürzesten. Die übrigen Hym-

nen sind noch kürzer abgefertigt. Der Commentar zur Batrachomyomachie ist dagegen wieder ausführlicher und enthält die genau auseinandergesetzten Gründe von vielen Hauptverbesserungen, welche dieses verdorbne Gedicht unter den Händen des Verf. erhalten hat. Schade ist es indessen doch, daß der Verf. keinen Gebrauch von Goeß Batrachomyomachia Homero vulgo adscripta und von Seidenstückers Abh. die Batrachomyomachie aus innern Gründen dem Homer abgesprochen in den Aufsätzen pädag. und philolog. Inhalts S. 63 ff. gemacht hat. Eben so vermißt man in den Anmerkungen zum Hymne an die Aphrodite die Benutzung des doppelten Specimen annotationum in Hom. Hymnum in Venerem von Aug. Matthiä, welches in Ruperti's Neuem Schulmagazine steht.

Da es nicht möglich ist, den Verf. durch dieses ganze Werk Schritt für Schritt zu begleiten, so wollen wir ihn wenigstens ein Stück Weges, nämlich durch den Hymne an die Demeter, verfolgen, den wir als eines der merkwürdigsten Stücke, das auch vom Verf. mit ganz besonderem Fleiße, nach dem Vorgange mehrerer vortrefflichen Köpfe, hauptsächlich eines Ruhnken und Mitscherlich, bearbeitet worden ist, hier vorzugsweise ausheben.

Der Verfasser schickt eine Einleitung voraus, worin er die Meynungen vom Ruhnken und Ignarra über den Hymne entkräftet und seine eigne mittheilt. Zu den auch hier angezognen vier Stel-

len des Pausanias, in denen des Homer. Gesanges an die Demeter gedacht wird, kann, um der Vollständigkeit willen, eine fünfte gesetzt werden 8, 37. S. 677, wo die Zusammenstellung des Homer mit dem Pamphus verräth, daß vom Homerischen Hymne die Rede ist. Der Verf. hebt Ignarra's Zweifel gegen die Aechtheit des noch vorhandnen Homerischen Hymne, die aus der Stelle des Pausanias, worin er das Alterthum der Narzisse aus dem Pamphus, nicht aber aus dem Homer, beurkundet, gezogen ist, eben so wie Mitscherlich dadurch, daß es dem Pausanias hier nicht um mehrere Autoritäten, sondern um ein Zeugniß des höchsten Alterthums zu thun sey, wozu der vorhomerische Pamphus hinreichte. Aber eine andre Stelle des Pausanias 1, 38., worin gesagt wird, Homer sowohl als Pamphus haben die Töchter des Keleus, Diogeneia, Pammerope und Säsara genannt, da doch unser Hymne vier Töchter und zwar mit ganz andern Namen angiebt, bestimmt den Verf. zu folgendem Urtheil: unser Hymne sey nicht der vom Pausanias unter Homers Namen angeführte, sondern ein andrer alter Hymne, der dem Pamphus und Homer, vielleicht auch dem Musäus, nachgebildet worden. Allerdings gab es im Alterthum mehrere berühmte Hymnen an die Ceres, aus denen unstreitig die spätern Nachahmer immer wieder neue bildeten und zusammensetzten. Ein Verzeichniß der hie und da erwähnten Hymnen an die Ceres wird hier anzuführen nicht unzweckmäßig seyn. 1) Pamphus beym Pausan.

2) Mu-

2) **Musäus** Pausan. 1, 22. S. 53. 4, 1. S. 281. 3) **Eumolpus** Weihungen der Demeter, Besuch derselben beym Keleus und die Uebergabe der Mysterien an die Töchter des Keleus erwähnt Suidas. 4) **Erechtheus** soll nach dem Nonnus 19, 78 zuerst in einem vaterländischen Hymne gesungen haben, daß Keleus mit der Metaneira und seinem Sohne Triptolemus die Ceres zu Athen bewirthet. 5) **Lasus von Hermione**, von dessen Hymne sich der Anfang erhalten hat, Athenäus 10, 21. S. 455 C. 14, 5. S. 624 E. 6) **Archilochus** besang in den Ἰοβάκχοις das Fest der Demeter und ihrer Tochter nach dem Hephäst. S. 55. 7) **Pindar**. S. Schneider Fragmenta S. 83. und Versuch über den Pindar S. 48. 8) **Bakchylides**. Vermuthlich ist er Verf. eines Hymne auf die Ceres, denn der Scholiast des Aristophanes Acharn. 47 sagt, er erwähne des Keleus in seinen Hymnen, und der Scholiast des Hesiod Theog. 913., die Proserpina sey, nach dem Bakchylides, aus Kreta entführt worden. 9) **Aristokles**, dessen kleiner Hymne an die Demeter zu Hermione beym Aelian Thiergesch. 11, 4 steht. Der spätern Orphischen Hymnen, die sich erhalten haben, nicht einmal zu gedenken. Menander (de encomiis S. 1. c. 6.) rechnet unter die Gegenstände der mythischen Hymnen den, daß die Demeter vom Keleus aufgenommen worden.— Was nun jene Bedenklichkeit des Verf. anlangt, die von der Namen-Verschiedenheit der Töchter des Keleus in unserm Hymne und in Pausanias Homerischen Hym-

ne

ne hergenommen ist, so würde uns diese doch nicht allein bestimmen seiner darauf gegründeten Muthmaßung beyzupflichten. Pausanias konnte aus einem Fehler des Gedächtnisses dem Homer und Pamphus zuschreiben, was er bloß in diesem gelesen hatte: oder die vom Pausanias erwähnten Namen könnten vielleicht, wie Ruhnken vermuthet, nach V. 476. ausgefallen seyn, welche Lücke nach Wegwerfung des von Mitscherlich und Ilgen mit Recht für eine Glosse erklärten V. 476. etwa so zu ergänzen wäre. Ceres zeigte:

Εὐμόλπου τε βίῃ, Κελεῷ θ', ἡγήτορι λαῶν,
δρησμοσύνην θ' ἱερῶν, τοῦ τ' ἔφραδεν ὄργια παισὶ,
Παμμερόπῃ καὶ Σαισάρῃ κὴ Διογενεία.

Allein damit ist die Schwierigkeit noch nicht ganz gehoben; denn immer bleibt es sonderbar, warum die Ceres drey andre Töchter des Keleus sollte eingeweiht haben und nicht vielmehr die Viere, welche V. 109 f. genannt werden und die ihr wesentliche Dienste geleistet hatten. Darum und aus andern Gründen, welche die Beschaffenheit des Hymne an die Hand giebt und von denen beym Durchgehn des Hymne Beyspiele vorkommen werden, sind wir in so weit mit dem Verf. einverstanden, daß wir den Hymne nicht in seiner ursprünglichen Gestalt haben; doch scheint der unsrige nicht sowohl eine Nachahmung des Pamphus und Homer, als vielmehr der Homerische Hymne selbst zu seyn, der aber unter den Händen der Rhapsoden allmählig so viele Zu-

säze,

säße, Erweiterungen und Einschiebsel theils aus dem eignen Genie der Rhapsoden erhalten, daß er dadurch eine ganz neue Gestalt gewonnen hat. Vermuthlich ist alles, was sich auf die Eleusinischen Mysterien bezieht, aus dem Hymne des Musäus, Eumolpus, oder aus irgend einem alten Orphischen Weihgesang zum Homer hinzugekommen; andre Stellen z. B. 489—94. verdanken einem Rhapsoden ihr Daseyn. Auf diese Weise konnte Pausanias wirklich die Namen der drey Töchter in dem zu seiner Zeit längst interpolirten homerischen Hymne V. 476 finden, wiewohl sie nicht eigentlich dem Homer, der vier Töchter des Keleus mit andern Namen anerkannt hatte, zugehörten, sondern einem andern Sänger, aus dessen Hymne der Homerische bereichert worden, und von dem auch die Verse 284—91 herrühren müssen, worin ebenfalls nur dreyer Töchter des Keleus gedacht wird. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, würde nun der Homerische Hymne an die Demeter nicht mehr, wie der Verf. in der Vorrede sagt, ganz, sondern nur zum Theil und in Rücksicht der fremdartigen, ihm aufgedrungnen Zusäße für unhomerisch zu halten seyn.

Gleich bey V. 4. treffen wir auf eine gelehrte Untersuchung über die Ableitung und Bedeutung des Wortes Χρυσάορος, welches häufig als Beyname von Göttern vorkommt. Zu den angezogenen Beyspielen fügen wir einen Tempel des Zeus χρυσάορος in Karien beym Strabo 14 S. 454, 29. Gegen Mitscherlichs Erklärung, der Homerische

rische Hymne bezeichne damit die Ceres mit goldnem Schwerte, welche von ihm gelehrt unterstützt wird, macht der Verf. die gegründete Einwendung, daß Ceres wohl nur in jüngern Kunstwerken und Schriftstellern mit dieser Bewaffnung vorkomme, und sucht es überhaupt wahrscheinlich zu machen, daß χρυσάορος nach der Sprachähnlichkeit von συνάορος, τετράορος u. s. w, von εἴρω, ἀείρω, ich verbinde, abzuleiten sey, mithin die Göttin mit goldnem Gürtel bezeichne, welches Beywort ihr sehr angemessen sey. Uebrigens hat der Verf. aus Δήμητρος zwey Worte δὴ μητρὸς gemacht, damit nicht in einem Satze der Name der Göttin (vergl. v. 1.) zweymal vorkäme.

Die Gegend, aus welcher Proserpina entführt wurde, glaubte Ruhnken in V. 17 genau bezeichnet und erklärte das Nysische Gefilde von Nysa in Karien, wahrscheinlich irre geleitet durch eine Anmerkung Spanheims zum Callimachus (H. Cer. 9.), in welcher aus einer Stelle des Strabo weit mehr gefolgert wird als darin liegt. Ohnedem ist jener Name der Karischen Stadt vielleicht jünger als der Homerische Hymne, indem Stephanus von Byzanz, Athymbra und Pythopolis als die ältern Namen, Nysa als den neuern angiebt. Hr. Ilgen hätte also hier die Ruhnkensche Meynung verlassen müssen. Hesychius erwähnt allein funfzehn Oerter Namens Nysa, und in der Fabel des Dionysius wird Nysa bald da, bald dorthin gerückt, so daß man es nicht leicht festhalten,

noch

noch überall, wie hier, die geographische Lage genau bestimmen kann.

Bey V. 24 geht der Verf. die Versuche der Gelehrten durch, die ἐλαῖαι der Moskauer Handschrift zu verbessern, welche wir noch durch eine Conjectur von Huschke, die in den Jen. gel. Zeitungen stand: ἀγλαόκαρπος Ἰουλώ, bereichern können. Hr. J. nimmt Ruhnkens Verbesserung in den Text: ἑταῖραι; doch schlägt er noch ein andres Wort, das den Zügen der Handschrift weit näher kommt, vor: Ἑλεῖαι, von ἕλος, als Beyname der Nymphen der Flüsse und Seen, welchen die Töchter des Ozeans, die hier gemeint sind, ebenfalls vorstehen. Das Beywort dieser Oceaniden, ἀγλαόκαρποι, erklärt er wie Mitscherlich von den schönen Händen. Orpheus (H. 50, 11) giebt es auch den Nymphen, und eben so wie es der Homerische Hymne V. 4 der Demeter beylegt, kommt es auch zweymal im Orpheus (Hymn. prooem. 6 und Fragm. p. 383) von dieser Göttin vor.

In V. 20—39 stellen sich uns Bedenken dar, die wir von den Auslegern kaum berührt, noch weniger befriedigend aufgelöst finden. Proserpina schreyt laut zu ihrem Vater Jupiter auf, als sie von der Wiese, auf der sie mit ihren Gespielinnen Blumen gepflückt hatte, entführt wird; aber keiner der Götter noch der Menschen hören ihr Geschrey. Und wie kam das! Selbst ihre Gespielinnen hörten es nicht, die doch in der

Nähe

Nähe waren. Nur Hekate und Helios vernahmen ihre Stimme. Und warum wurde sie gerade von diesen beyden und nur von ihnen gehört? Was Hr. J. darauf antwortet, daß Hekate das Klaggeschrey vernommen, möchte schwerlich befriedigen. Endlich vernimmt doch die Mutter das Geschrey ihrer Tochter! Auch das erregt Verwunderung, daß Helios nach V. 27 ff. beym Schmause im Tempel sitzend die Stimme der Entführten hört, die er doch nach V. 69—81 während seines Taglaufes mit ihrem Räuber gesehen zu haben scheint. Vergl. V. 35, wo die Entführte die Stralen der Sonne erblickt. Uns scheint hier das erste große Einschiebsel eines Rhapsoden vorzukommen. Der Homerische Hymne hört nach unsrer Vorstellung mit dem 21sten Verse auf und fängt wieder mit dem 33sten an. Nach seiner Erzählung würde Proserpina in ziemlicher Entfernung von der Unterwelt entführt; denn sie sieht noch lange, während ihr Räuber mit seiner Beute davon eilt, Erde, Himmel, Sonne und Meer. Sie schreyt laut auf; die Berge und Meere hallen ihr Geschrey wieder, und ihre abwesende Mutter vernimmt es. Auch Hekate hatte es gehört und Helios hatte gesehen, wie sie vom Pluto geraubt wurde. Eingeschoben aus einem andern Hymne des Musäus oder Orpheus sind dagegen V. 22—31. Nach diesem muß wahrscheinlich Proserpina am westlichen Ozean, wie es auch in Orpheus Argonautengedicht vorgestellt wird, nahe am Eingang in die Unterwelt entführt worden seyn, so daß Pluto sogleich

mit der Entführten in den Abgrund fuhr und Niemand folglich weder im Himmel noch auf Erden ihre Stimme vernahm, außer der Hekate, die sich der Dichter am Eingang der Unterwelt wohnend dachte, und dem Helios, der von seinem Tagewerk ausruhend am westlichen Ozean, also an der Gränze der Unterwelt, vermuthlich bey den frommen Aethiopen schmauste. Die so äußerst müßigen Verse 30—2, welche dasselbe sagen, was V. 17—20 dagewesen ist, hat der Rhapsode aus den letztern zusammengesetzt, um den durch die eingeschobenen Verse zerrissenen Zusammenhang wieder aufzunehmen: „Diese sich sträubende, sage ich, entführte Polydegmon," u. s. w. Vergl. Jlgens Anmerkung.

Auch bey V. 25 hätte der Herausg. Ruhnkens Anmerkung von der Grotte der Hekate in Samothrake weglassen können, da nach seinem eignen richtigen Urtheil hier kein bestimmter Ort angegeben werden soll. Dagegen verdient es angemerkt zu werden, daß Hekate gar nicht beym Homer, sondern erst im Hesiod und nachher häufig in der Orphischen Theologie vorkommt. Merkwürdig aber ist es, daß sie in unserm Hymne nicht die wichtige Rolle wie beym Hesiod spielt, sondern als untergeordnete Dienerin und Begleiterin der Demeter erscheint. Wirklich war sie nach dem Orpheus eine Tochter der Ceres und nach andern Dienerin derselben. S. Bruchstück des Orpheus S. 404, 6 beym Gesner, Schol. Appollon 3, 467 u. Schol. Theokrit 2, 12. Ἀΐεν hat in unserm Hymne hier und

und V. 250 die erste Sylbe lang, gegen Homers Gewohnheit, bey dem sie, ausgenommen Jl. 21, 388, kurz ist.

V. 35—7 erklärt der Verf. mit Mitscherlich ἔλπεσθαι durch hoffen, weil gleich darauf ἔλπις in derselben Bedeutung vorkomme, in guten Schriftstellern aber nicht leicht verwandte Wörter in verschiednen Bedeutungen kurz nach einander gebraucht würden. Wir theilen eine auf diese Behauptung sich beziehende Stelle aus einem Briefe des Herren Groddeck in Polen zur Beherzigung mit: „In einem gnomischen Fragment des Solon heißt es unter andern: Χρήματα δ' ἱμείρω μὲν ἔχειν, ἀδίκως δὲ πεπᾶσθαι οὐκ ἐθέλω· πάντως ὕστερον ἦλθε δίκη; wo δίκη offenbar nach dem ganzen Zusammenhang für τίσις, poena, steht, obgleich das unmittelbar vorhergehende ἀδίκως, was doch wohl ein verwandtes Wort von δίκη ist, in seiner gewöhnlichen Bedeutung genommen werden muß. Ein andres Beyspiel finde ich beym Homer Jl. 1, 558 und 561, wo das beym Homer so vieldeutige ὀΐω einmal fürchten, argwohnen und hernach errathen übersetzt werden muß, welches mir aus dem Beysatz: οὐδέ σε λήθω zu erhellen scheint: Immer eräthst du meine Gedanken, Absichten, Handlungen und ich kann nichts vor dir verbergen.“ Die Aechtheit des 37sten Verses hat der Verf. gut gegen Mitscherlich vertheidigt.

In V. 49. 50 ist χρο' ἀτάλλετο eine leichte und glückliche Verbesserung für χρόα βάλλετε. Die vorhergehenden Worte sind nach Ruhnkens Aenderung abgedruckt: νέκταρος ἠδυπότοιο πάσσατ' ἀκηχεμένη, für die Lesart der Handschrift: νέκτ., ἦδε πότοιο πᾶσα τ'ά. Uns scheint die Stelle aus dem Hesiod, dessen Theog. 912 ff. auch genau mit unserm Hymne v. 2 ff. übereinkommt, Theog. 796 f. οὐδέ ποτ' ἀμβροσίης καὶ νέκταρος ἔρχεται ἆσσον βρώσιος entweder vom Verf. des Hymne oder von einem Rhapsoden entlehnt zu seyn und aus ihm so verbessert werden zu müssen: Οὐδέ ποτ' ἀμβρ. κ. νέκταρος ἦλθε ποτοῖο Ἆσσον.

In einer sehr gelehrten Anmerkung zu V. 58 bestreitet der Verf. Mitscherlichs Behauptung, daß ἄναξ für Königinn stehen könne und erklärt die gemeine Lesart: σοὶ δ' ὦκα λέγω, ich will es dir gerade heraus, ohne Umschweif sagen.

Eine schätzbare Verbesserung hat V. 64. erhalten. Statt des Sinnlosen: Ἠέλι', αἴδεσσαί με θέας ὕπερ liest der Verf. αἴδ. με Θείης ὕπερ. Ich beschwöre dich, o Helios, bey deiner Mutter Thea; setze dich an ihre Stelle, wie ihr zu Muthe seyn würde, wenn sie ihren Sohn verloren hätte.

Sollte V. 77 f. statt: οὐδέ τις ἄλλος αἴτιος ἀθανάτων nicht Homerischer seyn: οὐδέ τοι ἄλλος? Il. 3, 164 οὔτι μοι αἰτίη ἐσσί ꝛc. Vgl. Od. 2, 87.

V. 87 vertheidigt der Verf. durch folgende Erklärung: Quibuscum habitat, horum dominus sorte factus est. Im Anfang des Verses liest er ναιετάει um des Metrums willen.

Wir zweifeln, ob der Verf. mit Recht aus V. 97 vergl. mit V. 153 ff. schließt, die Eleusinier hätten damals eine aristokratische Regierungsverfassung gehabt, kraft deren die Großen abwechselnd regiert hätten. Es war wohl hier die gewöhnliche Verfassung jener Zeiten: der König regierte mit den Aeltesten und Vornehmsten zugleich.

Den Brunnen Parthenius bey Eleusis, an dem sich Ceres nach ihren Irrsalen niedergelassen haben soll, hat der Verf. zum V. 99 ganz wegdisputirt. Der Sprachgebrauch leidet erstlich nicht, zu sagen: ἕζεσθαι Παρθενίῳ mit Weglassung des Vorwortes παρά. Zweytens wird von keinem Schriftsteller des Parthenius bey Eleusis erwähnt, dagegen andre den Brunnen Kallichorus nennen, bey dem auch nach unserm Hymne hernach der Ceres ein Tempel erbaut wurde, in welchem sie sich aufhielt. Zwar will Mitscherlich die Einerleyheit des Namens Parthenius und Kallichorus unter andern daraus wahrscheinlich machen, daß auch in Paphlagonien ein und derselbe Fluß beyde Namen geführt habe: allein der Verf. zeigt das Ungegründete dieser Behauptung, die Mitscherlich mit Brunck zum Apollon 2, 904 gemein hat. Sie scheint sich vorzüglich auf eine Stelle in Orpheus Argonautikon 729 f. zu gründen, die aber mit Recht vom

Ruhnken ep. cr. 2 S. 254 für unächt erklärt wird. Beym Apollonius kommen die Argonauten eher zum Kallichorus als zum Parthenius, und jener war in Bithynien, dieser an der Gränze zwischen Bithynien und Paphlagonien. Vergl. Schönemann Geographia Argonautarum S. 10 An die Stelle der Lesart der Handschrift: Παρθενίῳ Φρεάτι hat daher der Verf. eine ihm vom Prof. Wolf mitgetheilte glückliche Verbesserung gesetzt: πὰρ θείῳ φρέατι, der also vom Dichter vorzugsweise der göttliche genannt wird, so wie anderwärts dem Kallichorus ehrende Beynamen gegeben werden, wie in Euripides Supplices 392 Καλλίχορος σεμνὸς und V. 619 Καλλίχορον θεᾶς ὕδωρ.

Bey der Angabe der Ceres V. 123, sie komme aus Kreta, hätten die Ausleger bemerken sollen, daß diese Erdichtung wahrscheinlich dem Homer abgeborgt sey, bey welchem Odysseus mehrmals sich für einen Kreter ausgiebt. Wie die Ceres V. 126. sagen konnte, die Seeräuber wären mit ihr bey Thorikum gelandet, da sie doch V. 133 f. versichert, sie wisse nicht, in welchem Lande und unter welchen Menschen sie sich befinde, ist uns dunkel, wenn wir nicht V. 126 für eine Glosse oder einen Zusatz aus einem andern Hymne erklären und V. 125 u. 127 so aneinander knüpfen: οἱ μὲν ἔπειτα ἠπείρου ἐπέβησαν ἀολλέες, ἠδὲ καὶ αὐτοῦ (ibi) δεῖπνον ἐπηρτύνοντο.

In V. 153 ergänzt der Verf. mit Ruhnken οἶδα zu ἡ μὲν Τριπτολέμου. Weniger hart wird die

die Verbindung durch eine einfache Verbesserung, welche Heyne in den Gött. gel. Anzeigen vorgeschlagen hat: ἢ μὲν — ἢ δὲ, wozu aus V. 156 ἄλοχος herausgenommen werden muß. Wirklich hat die Handschrift: ἠδέ.

Bey V. 176 ist eine Vermuthung vom Brunck, Anhang zum Apollon 3, 875, welcher für ἐπισχόμεναι vorschlägt ἀνασχόμεναι, übergangen. V. 203 behält der Verf. παρασκώπτουσα bey und erklärt es: Scherze mituntermischend.

Befremdet hat es uns, zu sehen, daß auch dieser scharfsichtige Kritiker, wie seine Vorgänger, ohne Anstoß bey V. 188. 9. vorbeygegangen ist. Wie? Ceres sollte, als sie ins Haus der Metaneira tritt, die Schwelle mit den Füßen, die Decke mit ihrem Haupte berührt und die Thüre mit göttlichem Glanze erfüllt haben? Und nachdem sie sich so in ihrer göttlichen Hoheit gezeigt, sollte Jambe es gewagt haben, mit ihr allerhand Kurzweil zu treiben? Metaneira hätte sagen können: Weib, du scheinst mir nicht von niedriger, sondern von vornehmer, königlicher Geburt zu seyn; sie hätte das Mütterchen zur Pflegerin ihres Kindes angenommen und ihr großen Lohn für treue Dienste versprochen? Der Dichter hätte V. 275 ff. sagen können: Die Göttin habe erst beym Weggehn aus dem Hause der Metaneira, nachdem sie sich zu erkennen gegeben, die Gestalt eines alten Weibes abgelegt und sich in göttlicher Hoheit, Größe und Glanz, der das ganze Haus erleuchtet, gezeigt? Dieß alles

widerspricht dem ersteren gänzlich. Uns scheint V. 189 eine Glosse zu seyn, deren muthmaßliche Veranlassung wir gleich angeben wollen. Den vorhergehenden Vers lesen wir aber so: ἡ δ᾽ ἄρ᾽ ἐπ᾽ οὐδὸν ἔβη ποσὶ γραῖα (für καί ῥα) μελάθρου. Sie blieb an der Schwelle stehen und wollte aus Kummer nicht in den Saal gehen, noch weniger sich niedersetzen. Die Stelle erhält ihre Erläuterung aus Od. 4, 716 ff., die der Hymnendichter wahrscheinlich vor Augen hatte, von der Penelope: Τὴν δ᾽ ἄχος ἀμφεχύθη θυμοφθόρον, οὐδ᾽ ἄρ᾽ ἔτ᾽ ἔτλη δίφρῳ ἐφέζεσθαι — ἀλλ᾽ ἄρ᾽ ἐπ᾽ οὐδοῦ ἷζε πολυκμήτου θαλάμοιο, οἴκτρ᾽ ὀλοφυρομένη. Ein Grammatiker, der den Sinn dieser Worte nicht recht fassen und gewisse Verse im Homer oder auch selbst die Stelle des Kallimachus Hymne an die Ceres V. 59 f., wo Ceres den Erdboden mit den Füßen, den Olymp mit dem Scheitel berührt, in Gedanken haben mochte, suchte auch hier dieses erhabene Bild in dem hinzugefügten Verse anzubringen, in welchen er auch den die Gottheit umgebenden Glanz aus V. 278 — 80 aufnahm. Der 190ste Vers ist keine Einwendung gegen diese Vermuthung der Verfälschung. Ceres behielt auch in der Gestalt eines abgelebten Weibes Spuren ehmaliger Schönheit und Würde, ein königliches Ansehen. Vergl. 214 f. Darum sagte auch eine von Keleus Töchtern, von welchen sie doch mit nichten für das, was sie war, erkannt wurde, (V. 111) sie werde überall als Pflegerin aufgenommen werden, weil sie ein Gottähnliches Ansehen habe

V. 159.

V. 159. Diese Züge und Spuren hoher Geburt und königlicher Würde also, nicht aber geflissentlich von der Ceres gegebene Zeichen der Göttlichkeit waren es, welche die Metaneira beym Anblick der Alten mit Ehrfurcht, Verwunderung und Schüchternheit erfüllten.

Der Verf. schützt V. 204 ἵλαον σχεῖν θυμὸν gegen die Anfechtungen der Kritiker, erklärt aber ἵλαος nicht mit Voß von einem heitern, sondern richtiger von einem versöhnten Gemüth. Im Vers 228 rechtfertigt er nach Mitscherlich aus guten Gründen das Wort ὑποταμνόν; nur kommt es uns wegen des im folgenden Verse stehenden ὑλότομον, das jenem entspricht, vor, als wenn auch dort ὑλοταμνόν gelesen werden müsse. V. 253 liest A. Matthiä im zweyten Probestück der Anmerkungen zum Hymne an die Venus: ἀπὸ ἕο γ' ἧκε πέδονδε nach Il. 12, 295. Vergl. Il. 5, 343. In V. 262. muß man wohl θάνατον καὶ γῆρας für κῆρας lesen, wegen der Beziehung dieser Worte auf ἀθάνατον καὶ ἀγήραον V. 260. Der Verf. hält V. 265—7 für eingeschoben aus einer alten Sage von einem bürgerlichen Kriege in Eleusis zur Zeit des Demophon. V. 289 lautet itzt also: ἐλοῦον ἀπ' ἀσπαίροντα. Des eingeschobnen Vorwortes hätte es zur Ausfüllung des Verses nicht bedurft, wenn auch die Lesart der Handschrift: ἐλούεον verwerflich wäre, was sie doch nicht ist. S. Hermann de metris S. 72. Eine Stelle, welche viele Kritiker beschäftigt hat, V. 344 f. ist nun auch sehr lesbar durch eine nicht

allzu kühne Verbesserung geworden: πολλ' ἀκαζομένη μητρὸς πόθῳ· ἡ δ' ἔτ' ἄπλητον ἔργοις θεῶν μακάρων ὀλοὴν μητίετο βουλήν, d. h. mater vero indesinenter adhuc perniciosum rebus deorum beatorum meditabatur consilium. V. 365 hätten die Ausleger wohl ein paar Worte zur Erklärung beyfügen sollen, in wiefern Persephone nicht nur über die Todten, sondern auch über die Lebenden herrsche, nämlich in so fern als sie auf das Thun und Lassen der Menschen achtet und einst in der Unterwelt das Böse an den Todten bestraft. S. Orpheus Hymne 69, 3 f. Der Ausdruck δεσπόζειν spielt vielleicht auf den Beynamen Δέσποινα an, welchen Persephone führte. S. Pausan 8, 37. In V. 372 f. verbindet der Verf. λάθρη ἀμφὶ ἑ νωμήσας und erklärt es: hinterlistig bey sich nachdenkend, wie er nemlich verhindern möchte, daß Persephone nicht stets bey ihrer Mutter bleibe. In V. 386 wird die verdrängte Lesart der Handschrift zurückgerufen. Bey der großen Lücke der Moskauer Handschrift von V. 387—400, von welchen nur halbe Zeilen, einzelne Wörter und Buchstaben übrig geblieben sind, ist es ein wahres Wagstück, daß der Verf. alle diese Verse ex ingenio ergänzt und die Lücke so ausgefüllt hat, daß man beym Lesen nicht mehr so unangenehm wie bisher unterbrochen wird. Man wird das Scharfsinnige und Glückliche dieses Versuches nicht verkennen, über welchen sich der Verf. sowohl in einer dem Texte untergesetzten Note, welche auch die verstümmelten Verse, so wie sie in der Hand-

schrift befindlich waren, angiebt, als in den hinten befindlichen kritischen Anmerkungen erklärt und rechtfertigt. V. 413. verdammt Mitscherlich, weil nicht abzusehen sey, warum sich Persephone zum Essen des Granatapfels habe zwingen lassen, da sie ja die Wirkung desselben nicht vorher gewußt habe. Die Art, wie der Verf. diesen Vers rechtfertigt, sie habe aus Freude und heftiger Gemüthsbewegung nicht essen mögen, und habe darum dazu genöthigt werden müssen, möchte manchem auch etwas gezwungen vorkommen. Es wundert uns, daß es keinem Ausleger aufgefallen ist, unter den Namen der Gespielinnen der Persephone V. 424 auch die Pallas und Diana zu finden. Denn obgleich verschiedne Schriftsteller berichten, daß diese beyden Göttinnen damals mit unter den Blumensammlerinnen gewesen, so erwartet man doch nach V. 5 bloß Töchter des Ozeans in Persephonens Gefolge. Das Verzeichniß der Nymphen V. 417 ff., hinter welchen auch Pallas und Artemis stehen, ist also entweder aus einem andern Hymne in den Homerischen aufgenommen worden, oder wenigstens ist V. 424 aus irgend einem andern Dichter hier eingeschoben.

Unter die schönsten Verbesserungen rechnen wir die der Verse 428. 9, wo Persephone nach der leichten Abänderung eines Wortes und der Interpunktion sagt: *νάρκισσον δ', ὃν ἔφυσ', ὥσπερ κρόκον, εὐρεῖα χθών, αὐτὴ ἐγὼ δρεπόμην περὶ χάρματι.* Die Narzisse aber, welche die Erde an Menge dem Krokus gleich hervorbrachte, pflückte ich

ich vor Freude. Dennoch scheint uns noch nicht reine Bahn hiermit gemacht zu seyn. Wir wollen auf gutes Glück eine Conjektur mittheilen, und die Gründe, die uns zur Aendrung bewogen haben, beyfügen: θαῦμα τ' ἰδέσθαι, Νάρκισσον, ὃν ἔφυσε δόλον χθὼν εὐρυάγυια, αὐτὴ u. s. w. Nach der gemeinen Lesart gehörte θαῦμα ἰδέσθαι zu den unmittelbar vorhergehenden Blumen; allein man erwartete diesen Ausdruck vielmehr von der wunderschönen Narzisse, und ich habe es daher durch eine ganz kleine Veränderung als Apposition zu dieser gezogen, welches vollkommen mit V. 10 übereinstimmt. Die Erde brachte die Narzisse hervor θαυμαστὸν γανοῶντα, σέβας τότε πᾶσιν ἰδέσθαι 2c. Die Worte ὥσπερ κρόκον haben, theils wegen des kurz vorher schon genannten Krokus, theils wegen der Härte des Ausdrucks: Die Narcisse wuchs wie Saffran d. h. mit so vielen Schößlingen und Häuptern hervor, etwas Mißfälliges: überdem scheint V. 10 der offenbar hier wiederkehren soll, unsre Veränderung zu verlangen. Daß die letzte Sylbe in Νάρκισσον in dieser Verbindung lang gebraucht werden könne, braucht wohl keines Beweises.

V. 437 scheint uns eine Glosse von Vers 435 zu seyn. V. 440 liest der Verf. ἐκ τοῦ οἱ πρόπολος καὶ ὀπάων ἔπλετ' ἀνάσσῃ, welches, wenn wir ihn anders richtig fassen, diesen Sinn giebt: Seit dieser Zeit war ihr (der Ceres, zu Gute) Hekate Dienerin und Begleiterin der Königin Persephone. V. 445 denkt der Verf. mit

Ruhn-

Ruhnken zu νεῦσε ein ausgelaßnes Zeitwort etwa δωσέμεν aus V. 444 oder besser ἔσεσθαι, und führt Beyspiele ähnlicher Auslassungen aus dem Homer an. Diese sind aber von ganz andrer Art, und die Verbindung; νεῦσε οἱ κούρην—τὴν μοῖραν ὑπὸ ζόφον möchte nicht ganz von Härte zu befreyen seyn, wenn man nicht etwa zu einer Vermuthung, wie folgende seine Zuflucht nehmen will. V. 443. ὑπέδεκτο δὲ τιμὰς Δωσέμεν, ἅς κεν ἕλοιτο μετ' ἀθανάτοισι θεοῖσι, Ναιετάειν δὲ κόρην ꝛc. scil. ὑπέδεκτο aus dem unmittelbar vorhergehenden. Vergl. V. 396. 399. Nach V. 450 ff. war schon vor jener Zeit im Rharischen Gefilde Getraidebau gewöhnlich, welche nicht gemeine Sage bemerkt zu werden verdient. In V. 456 setzt der Verf. statt ἀσταχύων, welches Wort gleich vorher da war, das sehr passende: ἀγκαλίδων, Gelage, Geschwater. Paßt in V. 457 ἔνθ' ἐπέβη πρώτιστα; da die vom Zeus gesandte Rhea nicht weiter als hieher d. h. nach Rharium zur Demeter zu gehen hatte, oder wäre angemeßner: ἔ. ἐπ. τάχιστα? V. 475 liest Jacobs exercitationes crit. Th. 1 S. 96 f. ὄργι' ἀγαστά. Der Verf. vermuthet mit Recht, daß V. 477—81 und V. 485—8, welche den Zusammenhang der Erzählung unterbrechen, mit einer höhern Salbung abgefaßt sind und die Glückseligkeit der Eingeweihten preisen, aus einem andern Weihgesange hieher versetzt worden. Die letzten Verse unsers Hymne waren nach dem Verf. V. 475. 482—4. Das Uebrige gehört einem fremden Hymne und Rhapsoden an.

Nach

Nach so vielen gegebenen Proben bedarf es unsrer Versicherung nicht, daß der Hymne an die Demeter an sehr vielen Stellen, wo er es etwa noch bedurfte, berichtigt und aufgeklärt worden; auch das, was wir oben sagten, es sey außer der Kritik noch manches für die Erklärung geleistet worden, bezeugen die von uns aufgestellten Beyspiele. Wir haben, durch des Verf. Beyspiel gereizt, unsre eignen Gedanken und Einfälle vielleicht weniger sparsam mitgetheilt als es der Zweck erfordert hätte. Sehr viel zieht uns noch in dem überaus reichhaltigen Commentar zu den Hymnen an den Delischen und Pythischen Apoll an; aber wir wüßten nicht, wenn wir aus diesem Reichthum das einzelne Merkwürdigere auszeichnen wollten, wo wir anfangen oder aufhören sollten. Nur mit einigen Bemerkungen, die der nicht weniger gelehrte Commentar zum Hymne an den Hermes veranlaßt, wollen wir die Anzeige dieses Werkes beschließen.

In einer gelehrten Einleitung wird gezeigt, daß der Hymne alle Eigenschaften einer Epopöe, wie die Ilias, an sich trage, und der Inhalt dieses Epyllion so angegeben: Dolus Mercurii in acquirendis honoribus. Der Verf. entwickelt diesen und zieht auch das Resultat, daß der Hymne des Homer würdig, ihm wenigstens nicht weit nachstehen würde, wenn sich nicht die Sprache so gar weit von der Homerischen entfernte, wie dieß Voß in den mythologischen Briefen gründlich gezeigt habe. Mit Recht verwirft aber der Verf. Vossens Vermuthung, daß der Rhapsode Cynäthus

thus der Verf. des Hymne gewesen seyn möchte. Denn ein Homeride, wie jener war, mußte sich die Art und Sprache Homers ganz anders zu eigen gemacht haben, als man dem Verf. des Hymne nachsagen kann. Indeß dächten wir, daß das ganze Gedicht, auch außer der augenscheinlichen Verschiedenheit der Sprache, einen Charakter und Anstrich habe, der nicht in das homerische Zeitalter passe. Nicht allein ist in der Hauptfabel, die zum Grunde liegt, etwas Komisches, sondern in der ganzen Ausführung sind so viele komische Züge angebracht, die kaum der Würde und dem Ernst der homerischen Muse anstehen würden und eher auf ein Zeitalter hinweisen, wo das Komische ein Gegenstand der Dichtkunst wurde. Von dieser Art sind, um nur Einiges auszuheben, das neugeborne Knäblein, das aus seiner Wiege auf Beute ausschleicht; die lächerliche Weise, wie der Knabe rücklings mit seiner Heerde aus Pierien nach dem Peloponnes wandert; die kindisch drollichte Nachahmung der Opferfeyerlichkeiten; seine Lüsternheit nach Fleisch; sein Durchgang durch das Schlüsselloch; sogar der Wind, den er — streichen läßt u. s. w.

V. 75—8 ist die sonderbare Art, wie Hermes mit der Rinderheerde die Reise nach dem Peloponnes macht, von manchem, auch, wie wir glauben, von Voß (mythol. Briefen 1, 107) falsch gefaßt worden. Er hat, muß man sich denken, alle Kühe mit Stricken zusammengebunden und zieht sie bey diesen (s. Ilgen zu V. 409 S. 449) rückwärts so, daß ihre Köpfe nach der Gegend gerichtet

richtet sind, von welcher sie herkommen, indem er vor ihnen vorausgeht, gleichfalls rückwärts, mithin so, daß er den Kopf nach ihnen richtet, auf welche Weise er sie am besten regieren kann und denselben Zweck zugleich erreicht, um dessen willen sie rückwärts getrieben würden, nämlich, damit Phöbus nicht merke, daß Hirte und Heerde von seiner Wiese abwärts gegangen. Da der Zweck durch diesen Kunstgriff erreicht schien, so ist es nicht ganz deutlich, warum Hermes seine Sandalen wegwirft und sich eine andre Beschuhung von Zweigen verfertigt. War dieß freylich ein gewöhnliches Fußwerk, dessen sich Hirten bedienten, wenn sie etwa einen langen beschwerlichen Weg zu machen hatten, um etwas Weiches unter den Füßen zu haben, wie der Verf. behauptet, der V. 82 sinnreich, aber unsers Dafürhaltens unnöthiger Weise emendirt, so könnte man denselben Zweck bey dem Kinde mit zarten Füßen voraussetzen: allein wenn man die Schilderung dieser Beschuhung V. 80 ff. 222 ff. 342 ff. liest, so sieht man sonnenklar, daß sie von ganz außerordentlicher Art war, wirkliche Gebunde von Tamarisken und Myrtenreißern, die Hermes unter den Füßen befestigte und wodurch er die Fußstapfen wahrscheinlich so verwirren oder so sonderbar gestaltet machen wollte, daß man gar nicht wußte, ob ein Mensch des Weges gekommen sey, oder daß man sie für Fußstapfen eines Ungeheuers ansehen mußte, wie sie Phöbus selbst V. 222 ff. beschreibt. Auf eine ähnliche Weise erzählen andre Schriftsteller, Hermes habe Gebunde von Zweigen

gen an den Schwänzen der Kühe befestigt. Freylich sagt Hr. Ilgen mit Recht, ein so unbehülfliches und plumpes Fußwerk müsse das Wandern eher aufgehalten als beschleunigt haben, da Hermes doch nach V. 85 seine Schritte dadurch beschleunigen wollen. Allein dieß können wir nicht für Hermes Absicht halten, der als Gott auch mit der unbehülflichsten Beschuhung schnell fortkommen konnte: Vielmehr scheint uns V. 86, so wie die beyden vorhergehenden, die der Verf. umklammert, das Werk eines Grammatikers zu seyn, der sich die Art und Ursache zu erklären suchte, warum Hermes sich selbst ein paar Schuhe von Baumzweigen in der Eil verfertigte: man mag nun übrigens für αὐτοπρεπὴς lesen wie man will.

Der Verf. macht sich große Schwierigkeiten bey V. 97. 8 ὀρφναίη δ' ἐπίκουρος ἐπαύετο δαιμονίη Νὺξ ἡ πλείων, τάχα δ' ὄρθρος ἐγίγνετο δημιοεργός und erklärt den letztern Vers für Glosse eines querköpfigen Grammatikers. Uns dünkt dieß nicht. Der größere Theil der Nacht, (sagt der Dichter,) welcher dunkel war, war vorüber, und der Morgen fing bald an zu grauen. Da ging der Mond erst auf. Es ist den Dichtern gewöhnlich, der nahen Rückkehr des Orthros, Oriens, Morgens, gleich nach Mitternacht zu denken. S. die Parallelstelle Il. 10, 251 und Virgil Aen. 5, 738 f. Dawider streitet nicht, wie der Verf. meynt, V. 140 ff., daß Hermes παννύχιος geopfert habe: denn dieses Wort muß man nicht zu sehr nach dem Buchstaben nehmen. Es bezeichnet

hier einen, den übrigen Theil der Nacht, so wie einmal in der Iliade gesagt wird: sie stritten πανημέριοι, den übrigen Theil des Tages. Welches Verhältniß wäre auch dieß: Hermes verließ gegen Abend Arkadien; kam nach Sonnenuntergang nach Pierien, trieb die Heerde von da nach Elis, und alles dieß wäre ungefähr vom Abend bis zur Mitternacht geschehen, und Merkur hätte beynahe die ganze Nacht mit dem Opfern zugebracht? Konnte er in so kurzer Zeit die weite Hin- und Herreise zurücklegen; so brauchte er gewiß noch viel weniger Zeit zum Schlachten und Opfern. Es bleibt also dabey; als er nach Elis kommt, ist der größere Theil der Nacht vorüber. Der Anbruch des Orthros V. 98 ist nahe. Als er aber nach vollbrachtem Opfer nach Arkadien zurückkommt, geht der Orthros auf V. 143. Der Verf. macht sich vergebliche Schwierigkeit, wie das alles so geschwind habe geschehen können. Warum fiel ihm nicht die weit größere Schwierigkeit ein, wie Hermes vom Sonnenuntergang bis in die Nacht eine so weite Reise nach Thrazien und von da zurück habe machen können? Wir wagen es nicht zu bestimmen, ob der Dichter geglaubt habe, daß diese Schwierigkeit durch die bekannte Behendigkeit der Götter gehoben sey, und daß Hermes so gut wie die nicht zu ermüdenden Götterkühe, (V. 103) eine so weite Strecke in so kurzer Zeit zurücklegen können: ja wir finden nicht allein nichts von diesem Gesichtspunkte angedeutet, sondern die Art, wie der Gott mit den Rindern nicht über Berge und Klüfte wegschreitet,

tet, sondern über den festen Boden hinwandelt, ferner sein und seiner Heerde umgekehrter Gang, lassen doch gar nicht auf einen besonders schnellen Lauf schließen. Wir möchten daher die Auflösung jener Schwierigkeit nicht in dem schnellen Laufe des Hermes, sondern eher in der Langsamkeit der poetischen Zeit aufsuchen, nach welcher, wie auf dem Theater, so vieles in einem Tage oder in einer Nacht verrichtet werden kann als in unsrer prosaischen oder wirklichen Zeit nimmermehr. Bey Gelegenheit jenes Opfers, das der Knabe Hermes bringt, wünschten wir wohl vom Verf. angemerkt zu sehen, warum Hermes V. 128 f. das Opferfleisch in zwölf Theile zerlegte. Hatte er dabey etwa die zwölf großen oder Olympischen Götter im Sinne, so dürfte dieß vielleicht die erste Stelle seyn, wo auf diese bestimmte Anzahl angespielt wird.

Noch einer Stelle, in welcher einige Dunkelheit zu zerstreuen seyn möchte, wollen wir hier gedenken. Apollo ließ sich nicht durch die umgekehrten und verwirrenden Fußstapfen täuschen, sondern verfolgte den Räuber seiner Heerde, so lange ihm die sandige Gegend die Spuren zeigte (Vers 340 f.). Da ihn aber die Spur auf härterem Boden verließ, kam er ungewiß nach Onchestus in Böotien, wo er durch einen Weinbergsarbeiter erfuhr, ein kleiner Knabe habe auf eine schlaue Weise die Rinder vorbeygetrieben. Auf diesen erhaltnen Wink setzte er seinen Weg fort und erhielt nun durch einen Vogel ein Zeichen, aus dem er erkannte, daß der Knabe Hermes der Dieb sey,

V. 212 ff. Wie konnte der bedeutende Vogel ihm zu dieser Entdeckung verhelfen? Ich weiß dieß nicht anders als dadurch zu erklären, daß Apoll folgende Umstände combinirte: Daß der Räuber ein Knabe sey, hatte er gehört; daß es mehr als ein gemeiner, sterblicher Knabe sey, konnte er aus der listenreichen Ausführung der That schließen. Itzt sah er einen Vogel vor ihm her nach dem Peloponnes zu fliegen, wo Hermes, wie er vermuthlich wußte, kurz vorher gebohren war. Dieß zusammengenommen überzeugte ihn, kein andrer als dieser könne der Räuber seyn. Befremdend bleibt es freylich dabey noch immer, wie Apollo mit seiner prophetischen Gabe zwar die Geburt des Hermes gewußt, aber, daß er der Räuber sey, vorher nicht gewußt haben sollte. Jener bedeutende Vogel flog vermuthlich vor dem Apoll her und zeigte ihm den Weg, den er gehen mußte, bis in die Gegend von Pylos, wo er wieder Spuren des Räubers und seiner Heerde antraf, die ihn sicher ans Ziel führten.

Wir beschließen hier ungern die Anzeige eines Buches, das, außer einer ausgebreiteten kritisch-philologischen Gelehrsamkeit, auch die vorzügliche Eigenschaft besitzt, durch den ihm inwohnenden, untersuchenden und entwickelnden Geist, das eigne Nachdenken zu reizen und die Hervorbringung neuer Ideen zu befördern. Es verdient darum auch besonders in den Händen junger Freunde eines geistvollen Studiums der Alten zu seyn.

IV. Die

IV.

Die heiligen Gräber zu Rom, und die Gebete. Zwey satyrische Gedichte von J. D. Falk. Leipzig in der Sommerischen Buchhandlung. 1796. 272 S. 12.

Mit Vergnügen zeigen wir unsern Lesern die Erscheinung eines Gedichtes an, das theils um seines eigenthümlichen Verdienstes, theils um der Hoffnungen willen, zu denen es berechtigt, die Aufmerksamkeit des Publikums in einem vorzüglichen Grade verdient.

Ein Dichter, welcher seinen Eintritt in die Welt mit einem satyrischen Gedichte macht, zeigt einen mehr als gewöhnlichen Muth, ein mehr als gewöhnliches Vertrauen auf seinen poetischen Beruf. Er erregt Erwartungen, welche man sich bey einer andern Gattung nicht leicht erlauben wird. Ein Lied, eine Ode, eine Idylle setzt eine blühende Einbildungskraft, einen gebildeten Geschmack voraus; die Satyre setzt dasselbe voraus und noch etwas mehr. Bringt der, welcher sich dieser Gattung widmet, nicht einen mehr als gewöhnlichen Beobachtungsgeist, einen Vorrath wissenschaftli-

cher Kenntnisse, Philosophie und Laune hinzu, so wird er umsonst nach der Vollkommenheit in einer Gattung streben, die mehr den Mann als den Jüngling an sich zieht, aber auch recht eigentlich geschickt ist, das Alter des Verstandes mit den Spielen der Einbildungskraft auszusöhnen. Denn wenn den Jüngling das Weib und die Poesie zuerst durch die Schönheit ihrer Gestalt reizt, ehe er den die Gestalt beseelenden Geist bemerkt, so achtet der Mann oft nur erst dann auf jene, wenn seine Aufmerksamkeit durch die Aeußerungen des Geistes erregt worden ist. Der satyrische Dichter verspricht Unterhaltung des Verstandes und der Einbildungskraft; dieß hat er mit dem didactischen Dichter überhaupt gemein: will er uns aber noch insbesondre mit seinem bedenklichen Geschäfte aussöhnen, so muß er mit allen den oben erwähnten Eigenschaften ein lebhaftes und inniges Gefühl für das moralisch Gute verbinden, das seinen Darstellungen wie eine Folie zum Grunde liegen und sie mit ihrer ganzen Wärme durchscheinen muß. Nichts ermüdet so leicht, nichts ist so verhaßt, als der kalte Spott des bloß witzigen Kopfes, der sich über die Gebrechen der Menschheit freut, wie sich Kritiker über die Verdorbenheiten alter Schriftsteller freuen, weil sie ihnen Gelegenheit verschaffen, ihren Scharfsinn zu zeigen. Was anders, als dieses Gefühl für das Gute und Edle, liegt der verschiedenen Empfindung zum Grunde, mit welcher das Gemüth bey der Lectüre der Satyren eines Horaz und Boileau erfüllt wird? von denen der erste den Werth

der

der Tugend, deren Gesetze er vielleicht bisweilen übertrat, immer auf das innigste fühlte; der andere die Gesetze derselben zur Nothdurft erfüllte, ohne je ihren Werth zu fühlen. Daher bleibt der Leser bey dem erstern oft ungewiß, ob er mehr den Dichter lieben, oder mehr sein Werk bewundern soll; während er bey dem andern ungewiß ist, ob er ein Werk bewundern soll, dessen Verfasser er durchaus nicht lieben kann.

Jene Achtung für die Tugend und das ihr verwandte Wohlwollen gegen das menschliche Geschlecht, (eine Eigenschaft, die wir dem satyrischen Dichter durchaus nicht erlassen können, wenn er uns anhaltend vergnügen soll, und deren Mangel allein schon hinreichen würde, die Satyren Juvenals hinter die Horazischen zu setzen) wird sich bey moralischen Gegenständen, bey der Betrachtung der herrschenden Sitten am besten entwickeln. Der satyrische Dichter muß ein aufmerksamer Beobachter seyn. Auf sein Vaterland, auf seine Zeitgenossen muß er zunächst wirken; aber um dieses nähere Ziel sicher zu erreichen, muß er sich ein weiteres stecken, und seine Blicke von dem Menschen zu der menschlichen Natur erheben. Nicht bloß die äußere Gestalt der menschlichen Thorheiten muß er fassen, obschon auch diese mit der vollen Kraft der Phantasie zu fassen ein großes Verdienst ist; auch ihren Quellen muß er nachspüren, die sich unter jedem Himmel ergießen, wenn schon die verschiedene Natur des Bodens, auf dem sie entspringen, ihnen eine mannichfaltige Richtung giebt.

Ob der Gegenstand übrigens von großer oder geringer Wichtigkeit sey, ist in Rücksicht auf das poetische Verdienst gleichgültig; aber dennoch kehren wir am liebsten zu dem Gedichte zurück, das, alles übrige gleichgesetzt, sich mit dem beschäftigt — quod magis ad nos pertinet et nescire malum est; das uns am lebhaftesten mit dem Gefühle des Guten und Edeln erfüllt.

Die beyden vor uns liegenden Gedichte behandeln unter verschiedener Form Einen Hauptgedanken. Die Anmuthungen, welche die Menschen in ihren Wünschen und Gebeten der Gottheit machen, müssen, eben sowohl wie die Klagen über die Ungerechtigkeiten des Himmels, einer Vernunft, welche die Welt als ein Ganzes betrachtet, in einem hohen Grade aberwitzig scheinen, so leicht sie auch sonst der Kurzsichtigkeit des Verstandes verziehen werden können. Der Zusammenhang der irdischen Dinge, aus einem höhern Gesichtspunkte oder von dem Grabe her betrachtet, zeigt die Weisheit der Weltregierung in einem ganz andern Lichte, als sie uns in dem beschränkten Gesichtskreise des physischen Auges erscheint; obgleich selbst auf der Erde schon dem aufmerksamen Beobachter häufig Beyspiele entgegentreten, die ihn auf eine überzeugende Weise belehren, daß gar oft das, was der blödsichtige Wunsch der Zukunft abforderte, in seiner Verkettung mit andern Dingen, zum Unglück, das, was die eben so blödsichtige Furchtsamkeit floh, zum Glücke führte. So oft auch diese Ideen vorgetragen, erwiesen und versinnlicht worden sind, so

bieten

bieten sie dennoch dem Dichter noch immer neue Seiten und eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit von Verknüpfungen dar. Kann man aber wohl das Gemüth oft genug reizen, sich über die Gegenwart in Regionen zu erheben, wo sich die Mislaute getäuschter Hoffnungen und Wünsche in der Harmonie des Ganzen auflösen, und unsre Blicke auf den, wenn gleich nur idealischen, Zusammenhang der Dinge zu richten, dessen Betrachtung das bewegte Herz beruhigt und es mit einer stillen genügsamen Heiterkeit erfüllt? Jedes Beyspiel von Verkettung unerwarteter Peripetien, welche die Erfindungskraft des Dichters wahrscheinlich zu machen und seine Phantasie lebhaft darzustellen weiß, kann als ein Glied der Induction gelten, durch welche jene viel umfassende Idee dem Verstande faßlich gemacht und dem Herzen nah gelegt werden kann. Das Ganze spiegelt sich in dem Einzelnen, und indem die Einbildungskraft durch die fruchtbarste Darstellung dieses Einzelnen bis zu den Gränzen ihrer Kraft getrieben wird, bewegt sie den Geist, sich über die Untiefen der sinnlichen Welt zu erheben, und in der Betrachtung des Ganzen seine eigne höhere Bestimmung fühlen zu lernen.

Wenn Hr. Falk in dem ersten seiner beyden Gedichte nicht allen Vortheil aus diesem Stoffe zog, den er ihm darbot, und den seine Talente ihm daraus zu ziehen verstattet hätten, so liegt dieses vielleicht hauptsächlich daran, daß er an den Faden der Hauptidee einiges anknüpfte, welches ihn allzuweit von jener entfernte, und dessen Bearbeitung ihn fast

mehr beschäftigte als die Bearbeitung dessen, was den vornehmsten Gegenstand des Gedichtes ausmachen sollte. Wir werden auf diesen Punkt zurückkommen, wenn wir einige andere Bemerkungen vorausgeschickt haben.

Der Verfasser hat dem ersten Gedichte die epische Form gegeben und die allgemeinen Wahrheiten, welche das Ziel und der Zweck desselben seyn sollten, in einer Reihe von Begebenheiten dargestellt, die sich zu einem nicht uninteressanten Ganzen vereinigen. Die Scene der Handlung ist in Asien. Unter dem dünnen Schleyer eines fremden Costum zeigt uns der Dichter die Sitten und Thorheiten unsers Vaterlandes; und es ist ihm durch dieses, der satyrischen Gattung nicht ungewöhnliche Mittel sehr gut gelungen, mehrere alltägliche, und eben darum nicht beachtete Vorurtheile mit Erfolg anzugreifen. Die Thorheiten, der Aberglaube und die Vorurtheile verschiedner Nationen unterscheiden sich nur durch ihre Namen; und oft finden wir uns überrascht, wenn wir bemerken, unter einem fremden Namen unsere eigne Thorheit verlacht zu haben. Wir dünken uns weise aus eben dem Grunde, aus welchem uns das kleinste Insekt groß erscheint, wenn es unmittelbar vor unsern Augen vorüberfliegt. Wie so manches das uns in unsrer Heymath groß oder wichtig, oder wohl gar heilig und ehrwürdig dünkt, erscheint uns, einen halben Erddiameter weit von uns weggerückt, klein, unbedeutend und lächerlich!

Einige

Einige Proben mögen zeigen, mit welchem Erfolge der Witz des Verfassers die Lächerlichkeiten unsers Zeitalters angreift. In dem zweyten Gesange wird in das Audienz-Zimmer des Sultan Achmet, in welchem ein künstlicher Hahn aufgestellt ist, welcher jede, auch die kleinste Unwahrheit durch Krähen anzeigt, ein Bote mit Nachrichten von dem Heere eingeführt. Er hebt mit folgenden Worten an:

»Lang' herrsch' Achmet über seine Knechte!
Bis der Mond nicht mehr erhellt die Nächte,
Bis die Sonn' erlischt am Firmament.«
Giaur, du närrst mich, glaub' ich? — Immer besser!
Da begönne ja mein Thronsuccesser
Bey Laternenschein sein Regiment.

»Herr ich komm!« Nun gut! das seh ich! Weiter!
»Aus dem Lager deiner tapfern Streiter
Komm' ich; eine Schlacht gewannen wir.
Perser blieben tausend: Unser hundert.«
Plötzlich stockt der Bothe hier verwundert;
Denn es überkräht der Hahn ihn schier.

Kaum war, fuhr er fort, die Schlacht gewonnen;
Sultan, so nahm die Armee besonnen
Etwas rückwärts die Position;
Panisch sich verbreitend herrscht das Schrecken
Bey dem Perserheer; denn wir entdecken
Wohl auf funfzehn Meilen nichts davon.

Jetzt, jetzt darf die Taktik offenbaren,
Welch ein Vorzug kriegsgeübten Schaaren
Vor Gesindel in der Schlacht gebühr'.
Achtlos auf des Feldherrn Wink vom Hügel
Retirirte unser linker Flügel
Meisterhaft aus eigner Wahl und Kühr.

Zwar ein Regiment, nebst dem Gestücke,
Ist zur Zeit vom Rückzug noch zurücke,
Doch — das hält uns wohl den Rücken frey —
Hundert Stück Kanonen, fünfzig Mörser
Ließ uns der total geschlagne Perser.
Jeglicher von uns schlug ihrer drey.«

Kasamut, laß dich nicht unterbrechen! —
»Der Soldat brennt Nadirs Tod zu rächen,
Seinen« — Nun, schon wieder hältst du an?
»Herr, willst du, daß ich den Hahn entferne?«
Laß nur, Kasamut, ich hör' ihn gerne. —
»Seinen Schutzgott nennt dich Ispahan.«

So treffend ist die Satyre an mehrern Stellen dieses Gedichtes. In dem zweyten Gesange hält der Dichter den Regenten, in dem dritten dem Volke einen Spiegel vor, indem er dort den Nimbus ihrer falschen Größe vor dem Hauche der Wahrheit zerfließen läßt, hier die Symptomen der Volksregierung mit Farben, welche größtentheils von den neusten Begebenheiten entlehnt sind, schildert. Wir heben einige Stellen aus der Rede eines persischen Egaliseurs aus, in welcher die Entbehrlichkeit der Wissenschaften gezeigt wird:

Sucht

Sucht von Metaphysik das zu fassen,
Was die Vorsicht den Pythagorassen,
Platon offenbart und Epiktet!
Was durch Abstraction in allen Landen
Große Köpfe wußten und verstanden:
Daß der Mensch nichts weiß und nichts versteht.

Statt das Elend thätig abzuwenden,
Schreiben Philosophen, in sechs Bänden,
Von dem Uebel, das uns drückt, ein Werk.
Bessert das uns arme Menschenkinder?
Ach! wir hätten gleich sechs Uebel minder,
Schriebt, ihr Herrn, uns keinen C... sb... g.

— — — — — —

Lernt man Sprachen nur um sie zu sprechen;
Wozu todte Sprachen? Was zerbrechen
Wir uns da den Kopf erst mit Latein?
Wie viel Sprachen, glaubt ihr, sprach wohl Abel?
Die Philologie entstand in Babel;
Kann sie Alla wohlgefällig seyn?

Von den schönen Künsten muß vor allen
Dir das erste Loos, o Kochkunst, fallen!
Du bleibst aller Künste Königin!
Wollen unsre Damen, wie sie pflegen,
Auf die Mahlerey beyher sich legen,
In den Morgenstunden — immerhin!

— — — —

Laßt uns die Prozesse selber führen!
So erspart man die Gerichtsgebühren.
Schwatzt mir ja vom Eigenthum nichts vor!
Dieser Pelz, der jetzt den Fürsten wärmet,
Wärmte Bären einst und ihr, ihr lärmet,
Zieht der Bär das Fell euch über's Ohr?

Sagt,

Sagt, was giebts da viel zu prozessiren?
Statt auf zweyen, geht der Bär auf Vieren;
Statt Vernunft gab ihm Natur Instinkt;
Seinen Pelz verdankt ihr der Diane;
Euer Fleisch verdankt Er seinem Zahne,
Und unleugbar jure, wie mich dünkt u. s. w.

Es würde überflüßig seyn, den Inhalt der Handlung darzulegen. Ein Auszug der Begebenheiten würde nur eine undeutliche, vielleicht eine falsche Vorstellung von dem Ganzen geben; und so werden einige Worte hinreichen, um unsre Bemerkungen denen verständlich zu machen, die noch nicht mit dem Gedichte bekannt seyn dürften. Die Hauptperson der Handlung ist Ismael. Sein grausamer Tod ist das Mittel, durch welchen Persien von dem Joche der Tyranney befreyt wird. Ein Seraph entführt den Todten in höhere Regionen. Um ihn von der Kurzsichtigkeit der Sterblichen und der Thorheit ihrer Wünsche zu überzeugen, ertheilt er ihm die Macht, drey Gebete zu erhören, die so eben von der Erde zum Himmel emporsteigen. Nach Verlauf einer kurzen Zeit kehrt er mit seinem Schützling auf die Erde herab. Die Folgen von der Erhörung jener Gebete entwickeln sich und mit ihnen enthüllt sich Ismaels Augen die Weisheit der Weltregierung in der Verkettung der menschlichen Schicksale.

In der Erfindung des Zusammenhanges der Begebenheiten, und in der Beziehung der einzelnen Theile auf das Ganze und die dem Ganzen zum

Grun-

Grunde liegende Idee, hat uns der Verfasser nicht vollkommen Genüge geleistet.

Daß in den Begebenheiten, welche als Beyspiele einer wunderbaren Verknüpfung der unerwartetesten Ereignisse angeführt werden, die Wirkungen der Ursache so nahe liegen, war vielleicht nothwendig, wenn der Dichter seinen Plan nicht allzuweit ausspinnen wollte; aber unvermeidlich wurde es durch die Einschaltung sehr ausführlicher Episoden, deren einige die Haupthandlung so weit zurückdrängen, daß sie sich fast ganz den Augen des Lesers entzieht. Der Mangel des Verhältnisses der untergeordneten Theile zu dem Ganzen, und eine gewisse Härte und Gewaltsamkeit in der Verbindung derselben, machen den Leser bisweilen geneigt zu glauben, daß der Dichter die Episoden nicht sowohl aus der Handlung herausgesponnen, sondern vielmehr zu einem schon vorhandenen Vorrathe satyrischer Gemählde eine Handlung gesucht habe, durch die er dieselben zu einer Art von Ganzen vereinigen könne. In der That aber sind diese Gemählde nicht sorgfältig genug in den Rahmen eingepaßt.

Eine gewisse Eilfertigkeit, die Handlung zu den einmal festgesetzten Punkten hinzuführen, bemerken wir, in dem ersten Gesang, in der Rede des Seraphs an Ismael. Der letztere erblickt in dem Tempel des Verhängnisses die so eben verlassene Erde — eine Dichtung, welche mit dem Vorhergehenden nicht sonderlich zusammenhängt und ebenfalls die Absicht, das folgende herbeyzuführen,

verräth — er sieht eine Wolke von Weihrauch aus den Moscheen und Synagogen emporsteigen und ruft den Betenden mitleidsvoll zu:

— o Thoren,
Ihr betäubt umsonst der Götter Ohren!
Nimmer horchen sie auf Euer Flehn.

Als ich gestern an den Altarsstufen
Inbrunstvoll zu Rom sie angerufen:
Zeigt mir meinen Retter, meinen Freund!
Warf mich unter Nadirs Elephanten
Mein Verhängniß, und zum Troste sandten
Mir die Götter — meinen Todesfeind.

Ismaels Klagen sind ungegründet; sein Gebet war, ohne daß er es wußte, erhört worden, und der Mann, den er in dem Augenblicke seines Todes gesehen hatte, war allerdings der Freund und Retter, um dessen Erscheinung er die Götter angefleht hatte. Dieß hätte ihm der Seraph zeigen, oder, da der Dichter einmal die Auflösung des Geheimnisses bis an das Ende des Gedichtes aufsparen wollte, ihn erinnern sollen, seinen Wahn nicht für Wahrheit zu halten und die Enthüllung des Verborgenen und Räthselhaften von der Zeit zu erwarten. Was aber hier dem Seraph in den Mund gelegt wird, ist durch das Vorhergehende schwerlich herbeygeführt worden:

Jüngling, nachtvoll sind des Ew'gen Pfade,
Sprach der Seraph, groß ist seine Gnade,
Bete, schweig' in diesem Labyrinth!

Jene

Jene Kett' ist Glied in Glied verschlungen;
Wiß' daß Glück und Zufall Lästerungen
Seiner gränzenlosen Weisheit sind.

Wenn zwischen diesen Worten des Seraph und der Rede Ismaels ein innerer Zusammenhang ist, so hat der Dichter wenigstens nicht genug Sorge getragen, ihn in das gehörige Licht zu setzen. Der Zusammenhang der folgenden Stanze mit der vorhergehenden ist, wo möglich, noch dunkler:

Laß uns dort vor jene Spiegel treten,
Und erhöre drey von den Gebeten,
Allmachtsvoll ertheil' ich dir die Kraft.
Wenig Zeit nach des Gebets Erhörung
Laß erkunden uns, was durch Gewährung
Für ein Gut dem Beter du verschafft.

Der Dichter scheint hier, um zu seinem Ziele zu gelangen, eine Kluft zu überspringen, über welche der bedachtsamere Leser selbst einen Uebergang zu suchen gezwungen ist.

Der zweyte Gesang, ohne Zweifel der glänzendeste Theil des Ganzen, in welchem sich der Witz des Verf. und sein Talent zur Satyre am vollkommensten entwickelt, hängt mit der Haupthandlung durch allzu schwache Fäden zusammen, um nicht als eine unverhältnißmäßig ausgesponnene Episode betrachtet zu werden. Der Verfertiger des künstlichen Hahns, welcher hier seine Rolle spielt, ist einer von den drey Betenden, deren

Wünsche Ismael erhört hat. Das Automat ist gelungen; der Sultan hört davon, kauft es dem Künstler ab und läßt ihm, damit er kein ähnliches Kunstwerk mache, beyde Hände abhauen. Man sieht den Grund dieser Grausamkeit nicht recht ein. Was uns aber bey dieser Begebenheit in Verwunderung setzt, ist, daß es der Seraph unternimmt, auch hier die Wege der Vorsehung zu rechtfertigen und, was noch mehr ist, darzuthun, daß hierdurch das Beste des Künstlers befördert worden sey:

Hungers wäre Otschakey gestorben,
Trotz dem Künstlerruhm, den er erworben,
Ließ ihm seine Hand der Großsultan.
Jetzt verpflegt ihn bis ans Lebensende
Achmet mitleidsvoll — —

Nicht ungefällig hat der Dichter Euphrosybens Geschichte mit der Episode im zweyten Buche verknüpft. Warum aber beschenkt Achmet das Mädchen, das ihn belügt, wenn nicht vielleicht der Seraph unvermerkt das Herz des Sultans gelenkt hat, um seinem Ismel zu beweisen, daß aus Bösem Gutes komme? Warum muß ferner Euphrosybe entehrt, und zwar, wie es scheint, mit ihrem guten Willen, in die Arme ihres Geliebten zurückkehren? Warum muß sie ihre Keuschheit für Geld verkauft haben? Warum muß sie überhaupt vor dem Sultan eine so unedle Rolle spielen? Wir müssen gestehn, daß uns dieser Theil des Gedichts keine angenehme Empfindung gemacht hat. Der

Dichter hat einen Charakter, welchen er edel hätte halten können, ohne hinlänglichen Grund herabgesetzt; oder vielmehr, er hat die Herabwürdigung desselben noch überdieß durch einen unmoralischen Grund zu rechtfertigen versucht:

— gebricht's an Tugend Euphrosiben,
Desto treuer wird sie Lindor'n lieben,
Im Bewußtseyn der geheimen Schuld.

Niemals, dünkt uns, sollten freye unmoralische Handlungen als eine Quelle des moralisch Guten vorgestellt werden; niemals sollte aus ihnen der Trost fließen, welcher das nothwendige Uebel begleiten darf, daß es vielleicht zum Glücke führe. Und ist es überhaupt auch nur wahrscheinlich, daß ein Mädchen, welches sich seine Tugend abkaufen ließ, seinem Gatten eine desto treuere Liebe zubringen werde?

Eine auffallende Unwahrscheinlichkeit enthält der Anfang des Gedichtes und wird gegen das Ende desselben wiederholt. Ibrahim, Ismaels Todfeind, aber ein edler Mann, rettet ihn und Thirza, Ismaels Gattin, mit Gefahr seines eignen Lebens gegen den Angriff einer Schlange. Ismael erkennt ihn nicht, und als er verschwunden ist, sucht er dankbar den unbekannten Retter unermüdlich, aber immer vergebens auf; und als er ihn endlich in dem Augenblicke seines Todes wieder erblickt, erkennt er in ihm seinen Todfeind, aber nicht seinen Retter. Wie dieses zugehe ist nicht erklärt. Wenn

uns aber dieser sonderbare Gedächtnißfehler hier in Verwundrung setzt, so muß er dieses noch mehr im dritten Gesange thun, wo er unter noch auffallenderen Umständen wiederholt wird. Nach Ismaels Tode kömmt Ibrahim zu Thirza, die ihn vor ihrer Verbindung mit Ismael geliebt hatte. Als er in ihr Haus tritt, erkennt sie in ihm den Mann, der sie gegen die Schlange vertheidigt hat; aber weder damals hatte sie in diesem Manne ihren Geliebten erkannt, noch erkennt sie ihn auch jetzt, bis sie seinen Namen auf dem Gürtel gelesen hat. Wenn dieses nicht in einem sehr hohen Grade unwahrscheinlich ist, so muß man wenigstens gestehn, daß es der Dichter an der ausführlichen Entwickelung der Umstände habe fehlen lassen, unter denen ein solches Erkennen und Nichterkennen als möglich gedacht werden könnte.

Wenn wir den Umriß dieses Gedichtes, die einzelnen Glieder desselben, ihre Verbindung unter einander und ihre Beziehung auf den Zweck des Gedankens betrachten, ohne Rücksicht auf das größtentheils wohlgerathene Detail, so scheint es uns nicht, als ob der Dichter von einem festen Plane ausgegangen sey, oder als ob er immer hinlänglich der Versuchung widerstanden habe, zu den einladenden Gegenden, die er neben seinem Wege erblickte, hinzueilen und, statt seine Reise fortzusetzen, in dem Genusse des Reizenden zu schwelgen. Diese Nachgiebigkeit gegen Versuchung — welche der Verf. mit vielen und vortreflichen Dichtern gemein hat — verbunden mit dem Umstande, daß er

selbst

selbst bey diesen Spatziergängen wiederum auf neue Abwege geräth, hat unter den Theilen des Ganzen ein Misverhältniß hervorgebracht, welches alle Schönheiten des Details, aller Reichthum des Witzes und der Laune nicht ganz verbergen kann. Offenbar ist in Achmets Zimmer Danischmendens Rede über den Aberglauben (31—53 St.) nur um ihres reichhaltigen Stoffes und ihrer vielfältigen Beziehungen willen so lang, und die Beyspiele getäuschten Wunderglaubens in derselben um ihrer komischen Kraft willen so gehäuft. In dem dritten Gesange ist aus ähnlichen Gründen die Rede des persischen Revolutionärs und die Beschreibung von Tsinks Schicksalen so unverhältnißmäßig ausgesponnen. In der erstern ist der Gedanke zu weit verfolgt und der Charakter des Redenden scheint bisweilen dem Witze des Dichters aufgeopfert. Auch an andern Stellen ist dieses geschehn. Den Witz in der Antwort, welche im zweyten Gesange ein Poet dem reizbarsten aller Sultane giebt, der ihm die Hyperbeln seines Lobgedichtes vorrückte, hätte ihr Autor zuverläßig mit nichts geringerm als seinem Kopfe bezahlen müssen:

Sultan, in dergleichen Epitheten
Herrscht licentia poetica:
Hier gilt nicht die Logik strenger Denker,
Wie in Prosa. — Schrieb auch sonst der Henker
Für gekrönte Häupter Carmina.

Des Ueberflusses im Einzelnen, der zum Theil aus einer nicht recht zweckmäßigen Gelehrsamkeit, (wie in

in der 2ten St. des 1sten Ges.) zum Theil aus dem allzu langen Verweilen bey einem glücklichen Gedanken entspringt, dürfen wir hier nur mit einem Worte Erwähnung thun.

Bey einem Dichter von entschiedenen Talenten darf ein Kunstrichter hoffen, seinen Tadel sehr bald entkräftet zu sehn; und meistentheils eilen die Einsichten eifriger Schüler der Kunst dem öffentlichen Urtheile vor. Milton sagt irgendwo, um ein Werk von dauerndem Werthe zu schreiben, bedürfe ein Dichter des göttlichen Beystandes und des heiligen Geistes; einer ausgebreiteten und auserlesenen Lectüre, einer großen Beharrlichkeit und einer gewissen Kenntniß aller edeln Künste. Wenn es mit dieser Behauptung seine Richtigkeit hat und sich der Beystand des Himmels in der Kraft des Genies offenbart, so zweifeln wir nicht, daß Hr. Falk alles besitze, was zur Hervorbringung eines Werkes von dauerndem Werthe, eines Werkes, das ihm selbst genüge, erforderlich ist. Das einzige, was seinen Arbeiten mangelt, wird eine größere Uebung ersetzen können; das, was keine Uebung ersetzen kann, mangelt ihnen nicht.

Daß dieser Dichter das Bedürfniß der Vollkommenheit hat, das einen entschiednen Beruf jederzeit begleitet, lehrt schon eine flüchtige Vergleichung der gegenwärtigen Gedichte mit seinen frühern Versuchen. Die Versification ist geschmeidiger, der Ausdruck freyer und leichter geworden. Indessen sind hier, wie zum Theil schon die von uns angeführ-

führten Stellen zeigen, noch nicht alle Schwierigkeiten gänzlich besiegt. Noch scheinen sich die Worte bisweilen unwillig in das Sylbenmaaß gefügt zu haben; die Reime sind nicht immer gefunden, sondern bisweilen gesucht, bisweilen hart. Azurnen und Urnen (S. 54. St. 107.) reimt nicht, so wenig als Werk und Carlsberg (S. 151. St. 56.). Auch minder empfindliche Ohren werden sich nicht mit Versen vertragen, wie folgende sind:

Durch des Lebenspfades Labyrinth.
Ueber einen Hahn sein Mund ausstieß.
Und sprach laß den Hahn mir, Otschakey.
Und weint dem Gott Jakobs Dank und Preis.
Bloß an einen Fliegenfuß aufhing.

Der Ausdruck selbst ist nicht immer richtig, nicht immer klar genug; aber auch da, wo er richtig ist, scheinen die Worte bisweilen zu ihrer Pflicht gezwungen zu seyn. Im Ganzen fehlt der Sprache unsers Dichters jenes Ansehn der Sorglosigkeit, welches die höchste Belohnung des Fleißes ist, jene leichte, zwanglose Anmuth, die mit dem Scheine einer mühlosen Geburt in einem glücklichen Augenblicke täuscht.

Das zweyte Gedicht, die Gebete, welches zuerst im Göttingischen Musenalmanach von 1796. abgedruckt worden ist, erscheint hier mit einigen Zusätzen. Es ist voll von starken Gemählden und nach-

nachdrucksvollen Versen, und giebt von der Energie des Dichters einen noch vortheilhaftern Begriff, als die heiligen Gräber. Da erst ganz vor kurzem ein anderer Rezensent in dieser Bibliothek seine Meynung über dieses Gedicht gesagt hat, so erlauben wir uns nicht, von neuem darüber zu urtheilen.

V.

Vermischte Nachrichten.

Deutsche Litteratur.

Attisches Museum; herausgegeben von C. M. Wieland. Ersten Bandes erstes Heft. Im Verlag Heinrich Geßners Buchh. in Zürich. 1796. 8. 152 S. Nicht leicht hätte der berühmte Herausgeber des attischen Museum seine hohe und gefühlte Achtung für das griechische Alterthum auf eine gültigere Weise bewähren können, als durch die Unternehmung dieser Zeitschrift, die, wenn sie, wie wir nicht zweifeln, ihre Verheißungen erfüllt, wenn sie den Geist erhält, mit dem sie sich ankündigt, sehr viel dazu beytragen kann, eine

der

der merkwürdigsten Nationen der Welt, deren Sitten und Denkungsart Wieland so oft in dem zauberischen Lichte der Dichtkunst gezeigt hat, theils durch ihre eignen, zweckmäßig bearbeiteten Schriften, theils durch Abhandlungen, soviel bey einer solchen Entfernung der Zeit möglich ist, auch in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Der erste Platz in diesem Museum ist, dem in der Ankündigung gegebenen Versprechen zu folge, neuen und mit dem äußersten Fleiße ausgearbeiteten Uebersetzungen der vorzüglichsten Werke attischer Schriftsteller aus dem Jahrhunderte des Perikles und Alexander, besonders der Redner Isokrates, Lysias, Demosthenes und Aeschines, der sokratischen Philosophen Xenophon und Plato, und der Dichter Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes gewidmet, ohne doch die spätern Schriftsteller, welche sich nach den Attikern der blühendesten Zeiten gebildet haben, einen Julian und Libanius, einen Alciphron, Aristänet und Longus ganz zu vernachlässigen. Jeder Schriftsteller wird durch kleine historische Abhandlungen über sein Leben und seinen Charakter theils eingeführt, theils begleitet, und jeder Uebersetzung werden die, zu besserm Verständniß und Genuß des Originals nöthigen oder dienlichen historischen, erläuternden, beurtheilenden und berichtigenden Anmerkungen beygefügt. Außer diesen Uebersetzungen aber wird es auch eigne Aufsätze von verschiedener Art und Form enthalten, welche die Aufklärung, Darstellung und Berichtigung interessanter Materien, Mythologie, Ge-

schichte, politische Verfassung, Litteratur und Kunst, Philosophie, Sitten und häusliches Leben der Griechen überhaupt und der Athener insonderheit betreffend, zum Gegenstand haben werden.

Den größten Theil des vor uns liegenden ersten Stückes nimmt die Uebersetzung des Panegyricus von Isokrates ein. Diese berühmte Rede schien in einer doppelten Rücksicht zur Eröffnung des Museum geschickt; erstlich, weil sie die Gründe, auf welche Athen seine Ansprüche an einen gewissen Vorrang unter den griechischen Staaten stützte, mit eben so viel Kraft als Genauigkeit auseinander setzt; zweytens, weil sie als eines der vorzüglichsten Werke des Mannes, welchen Cicero den Vater der Beredsamkeit nennt, am besten im Stande war, denen, welche mit der Beredsamkeit Athens noch unbekannt sind, einen Begriff und Vorgeschmack dessen zu geben, was sie davon zu erwarten haben. Auf den Panegyricus sollen mit der Zeit noch einige andere der interessantesten Werke dieses Redners, und auf diese eine ausführliche Nachricht von dem Leben und den Schriften desselben, eine Entwickelung des besondern Charakters seiner Beredsamkeit und die genauere Prüfung der Urtheile, welche berühmte Männer alter und neuer Zeit über ihn gefällt haben, folgen. Dem Panegyricus ist nur dasjenige vorausgeschickt, was zum bessern Verständnisse desselben erforderlich schien; aber auch in dieser, nur für einen beschränkteren Zweck gearbeiteten Abhandlung ist der fruchtbare Saame dessen, was künftig um-

ständlicher auseinander gesetzt werden soll, reichlich ausgestreut.

In dieser Einleitung erkennt der Verf. dem Panegyricus, in Ansehung der an die Ausführung eines für sich schon wichtigen Gegenstandes verschwendeten Kunst, der prächtigen Composition, der meisterhaften Haltung und Vertheilung der Lichter und Schatten, des weislich gebrauchten Reichthums schöner. großer und erhabner Gedanken, und der Vereinigung aller Eigenschaften, welche den Styl und die Manier des Isokrates auszeichnen, unter den übrigen Werken dieses Redners den obersten Rang zu; daß er aber, wie Plutarch, Quintilian und Longin sagen, zehn oder funfzehn Jahre auf die Ausarbeitung desselben gewendet habe, erklärt er für ein grundloses Vorgeben, welches keine Widerlegung verdiene. Nimmt man diese Sage freylich in dem Sinne, in welchem Plutarch (T. II. p. 350. F.) sie, wie es scheint, einer Tirade zu gefallen, verstanden hat, als habe Isokrates zwey oder drey Olympiaden einzig und allein an die Bearbeitung dieser Rede verschwendet, so verdient sie allerdings mit Verachtung verworfen zu werden; daß aber dieser sorgfältige Schriftsteller sie eine ziemliche Reihe von Jahren in seinen Händen behalten, sie zu wiederholten malen ausgefeilt, und zu ganz verschiedenen Zeiten Zusätze zu derselben gemacht habe, leugnet auch Hr. W. nicht, und es erhellt schon aus dem Umstande, dessen Erörterung ein Theil dieser Einleitung gewidmet ist. Das 39. Cap. nämlich ist,

den

den ausdrücklichen Worten des Redners zufolge, in dem siebenten Jahre des Krieges geschrieben, welchen der König von Persien mit dem Könige von Salamine, Evagoras, führte, und zehn Jahre lang (bis Ol. XCVIII. 4.) dauerte. Die Zeit, in welcher Isokrates jenen Theil seiner Rede schrieb, muß in das erste Jahr der XCVIII. Ol. gefallen seyn. Gleichwohl sind diejenigen Thatsachen, welche Isokrates in derselben Rede den Spartanern zur Last legt, aus einer spätern Epoche. Es sind die Folgen des berüchtigten Friedens des Antalcidas, welcher im zweyten Jahr der XCVIII. Ol. geschlossen wurde, und die bis auf das 2te und 3te des XCIX Ol. hinaufgingen. Dieß giebt also wenigstens einen Zeitraum von fünf Jahren, binnen denen sich Isokrates mit diesem Werke beschäftigt habe. Uebrigens hat der sonderbare Widerspruch, welcher sich hier in der Zeitrechnung findet und von Morus (in dessen Ausgabe des Panegyricus S. XVII. ff.) genau auseinandergesetzt worden ist, diesen Gelehrten auf die Vermuthung einer Interpolation, oder einer Vermischung zweyer verschiednen Rezensionen, oder endlich einer sonderbaren Nachlässigkeit von Seiten des Redners geführt. Hr. Hofr. Wieland ist andrer Meynung. Er glaubt, Isokrates habe die Worte im 39. Cap., denen zufolge der Panegyricus Ol. XCVIII. 1. geschrieben seyn mußte, absichtlich stehen lassen, obschon der Krieg zu der Zeit, als er die Rede herausgab, wirklich geendigt war, weil es seiner Absicht, die persische Macht so klein und verächtlich als möglich vorzustellen, ange-

angemessen war, sich zu stellen, als ob ihm der Ausgang des cyprischen Krieges unbekannt sey, und sich bloß bey dem Umstande aufzuhalten, daß er, aller Anstrengungen des persischen Monarchen ungeachtet, schon sechs Jahre gedauert und noch immer nicht das Ansehn habe, zum Nachtheil des Evagoras auszufallen. Diese Vermuthung zu unterstützen, zeigt der Verf. an einigen in der That sehr auffallenden Beyspielen, welche Freyheiten sich die griechischen Redner und namentlich Isokrates in der Behandlung historischer Thatsachen erlaubt hielten, wenn es darauf ankam, sie ihren rednerischen Absichten anzupassen. Nach seinen Vorstellungen von den Rechten eines Redners, hatte er also nicht nöthig, jener den Evagoras betreffenden Stelle, die er zu einer Zeit geschrieben hatte, als der Krieg noch fortdauerte, bey der Herausgabe seiner Rede, wo derselbe geendigt war, eine andere Wendung zu geben, da die von ihm gewählte unter allen, die er hätte gebrauchen können, wohl diejenige seyn mochte, die, mit der wenigsten Abweichung von der Wahrheit, zu seiner Absicht, die persische Macht in den Augen seiner Mitbürger zu verkleinern, am besten paßte.

Die Absicht des Isokrates bey Verfertigung dieser Rede, und der Geist, der sie, so wie mehrere seiner Werke in Rücksicht auf sein Vaterland beseelt, ist, wie es uns scheint, in dem letzten Theile der Einleitung eben so richtig gefaßt, als vortreflich dargestellt. Die Tugend und Weisheit der ältern Zeiten, der Gemeingeist, welcher die Einwoh-

wohner von Attica und dem übrigen Griechenland, in einigen Unternehmungen, wenn gleich nur auf eine kurze Zeit, beseelt hatte, schien ganz dem Geiste des Egoismus, der Ungerechtigkeit und des Eigennutzes gewichen zu seyn. Isokrates hofte, durch Anstrengung aller seiner Talente, diesen verbannen, und jenen zurückführen zu können, und alle seine Reden athmen die allein wahren Grundsätze einer Staatskunst, die in bloßer Anwendung der Moral auf die bürgerliche Gesellschaft und die Verwaltung eines gemeinen Wesens besteht. Der Erfolg hat gezeigt, daß die ganze Kraft der Gründe, mit denen er seiner Nation das einzige Mittel ihrer Erhaltung empfahl, und die ganze Fülle der Beredsamkeit, mit welcher er sie zu unterstützen wußte, ohne Wirkung geblieben ist, und daß auch hier, wie in ähnlichen Fällen fast immer geschieht, das augenblickliche Interesse und die selbstsüchtigen Leidenschaften einen entschiednen Sieg über die Wahrheit erhalten haben. Worinne dieses Interesse bestand, wird sehr befriedigend gezeigt. Auch war es in der That, wie S. XXV. bemerkt wird, keine geringe Selbsttäuschung des Redners, wenn er zu den Atheniensern, die er vor sich hatte, von den Tugenden und großen Thaten ihrer Vorfahren sprach, da die meisten von ihnen Fremdlinge oder Söhne freygelassner Sklaven waren, mit denen man die durch den peloponnesischen Krieg und andere Unfälle so sehr verminderte Zahl der Bürger vollständig zu machen gesucht hatte. Von einem Volke, wie dieses war, konnte man sich, der Natur

der

der Sache nach, nicht viel versprechen, und man hat, bey einer kaltblütigen Betrachtung der Umstände, keine Ursache sich zu verwundern, daß ein Unternehmen, welches man bey der Lectüre des Panegyricus eben so leicht als glorreich und vortheilhaft findet, unausgeführt blieb. Isokrates war indeß von seinem Vorschlage so voll, daß er in der Folge noch mehr als einmal, und sogar noch in seinem 90. Jahre in seiner Rede an den König Philipp von Macedonien, mit allem möglichen Ernst und Eifer, auf denselben zurückkömmt.

Auf diese Einleitung folgt der Grundriß der Rede, in welchem die Gedankenfolge und der Zusammenhang der Materie mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit dargelegt wird. Zur Beurtheilung der Kunst des Redners ist diese Arbeit unentbehrlich, und sie ist auch denen, welche den Panegyricus im Originale lesen wollen, um desto mehr zu empfehlen, da sich in der Ausgabe von Morus kein anderes Argument, als das griechische, von Hieronymus Wolf, findet.

Die Uebersetzung selbst ist sowohl des Originals als ihres Verfassers würdig. Daß sie mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt und einer Anstrengung gearbeitet sey, wie ein solches Werk des eigensinnigsten Fleißes forderte, dafür könnte schon die Versicherung des Uebersetzers bürgen; aber auch bey eigener Prüfung wird man in ihr die Treue und Richtigkeit, die Gewandheit und Leichtigkeit finden, durch welche sich eine Uebersetzung zu dem Range

eines

eines Originals erhebt. So wie aber auf der einen Seite bey der großen Verschiedenheit des Genius der griechischen und deutschen Sprache, die zwanglose Annäherung der Uebersetzung an die Urschrift, zu der größten Bewunderung auffordert, so muß jener Umstand auf der andern Seite dem Uebersetzer zur Entschuldigung gereichen, wenn er die künstliche und durch den freyen Gebrauch der Partizipien so sehr erleichterte Verschlingung des griechischen Perioden, wo sie nur mit Hintansetzung der Deutlichkeit erreicht werden konnte, dem Genius seiner Sprache aufgeopfert hat. Indessen hat er sich doch, so viel wir haben bemerken können, die Freyheit, Einen Perioden in mehrere aufzulösen, und die Ordnung der Sätze in ihnen zu verändern, so selten als möglich, und nur da, wo es die Noth erheischte, genommen. Wir können dieses Urtheil nicht besser rechtfertigen, als wenn wir eine Stelle zur Probe ausheben, die den Leser nicht nur durch ihren Inhalt, der so lebhaft an Begebenheiten der neusten Zeit erinnert, sondern auch durch die in ihr herrschende feurige Beredsamkeit mit sich fortreißt. „Und nach so vielen Verdiensten, heißt es im XXXII. Abschnitt, um das gemeine, (gemeinschaftliche) Vaterland, nach so großen Beweisen, wie entfernt wir sind uns (nach) fremden Eigenthums (e) gelüsten zu lassen, untersteht man sich noch, uns Vorwürfe dieser Art zu machen? Und wer sind unsre Ankläger? Eben diejenigen, die an den berüchtigten Decemviraten Theil genommen, ihre eigne Vaterstädte zu Grunde gerichtet, und so unge-

ungeheure Greuel verübt haben, daß die Uebelthaten ihrer Vorgänger klein dagegen scheinen, und künftigen Bösewichtern keine Möglichkeit, es ihnen zuvorzuthun übrig bleibt; die immer die alten Maximen und Tugenden der Spartaner im Munde führen, während ihre Handlungen mit beyden im offenbarsten Widerspruch stehn, und die das Schicksal der Melier gar mächtig zu Herzen nehmen, wiewohl sie selbst nie wieder gut zu machende Ungerechtigkeiten an ihren eignen Mitbürgern zu begehen fähig waren. (Vielleicht getreuer und nachdrücklicher: Die das Schicksal der Melier laut beklagen, selbst aber an ihren eignen Mitbürgern die gröbsten Ungerechtigkeiten zu begehen Muth hatten). Denn was für ein Frevel könnte genannt werden, den sie auszuüben vergessen hätten? oder wo ist unter allen möglichen Schandthaten eine, die für sie zu ungeheuer gewesen wäre? Sie, die, so lange sie die Gewalt in Händen hatten, alle Stellen mit den unverständigsten Leuten besetzten, weil sie nur auf solche sich völlig verlassen zu können glaubten, Verräthern als Männern von großen Verdiensten mit der höchsten Achtung begegneten, und, um ihr eignes Vaterland ungestraft mishandeln zu können, sich nicht schämten, sogar vor Heloten wie Sklaven zu kriechen! Sie, die den eigenhändigen Mördern ihrer Mitbürger mehr Ehre bewiesen als ihren leiblichen Eltern, und uns alle in einen solchen Grad von wilder Gefühllosigkeit hineingeschreckt haben, daß wir, die in den Tagen unsrer vormaligen Glückseligkeit auch für unsre kleine Leiden oder Unglücksfälle bey Vielen Mitleiden zu finden gewiß

ren, itzt, wegen (der) Menge der Uebel, die uns selbst zu Boden drücken, für fremdes Elend kein Gefühl mehr haben. Denn diese Unmenschen ließen niemanden so viel Zeit, daß er mit einem andern hätte trauern können. Wen haben sie nicht angefallen? Wer konnte sich weit genug von allen politischen Geschäften entfernt halten, daß er nicht demungeachtet mit Gewalt in den Jammer hineingezogen wurde, den diese übelthätige Wesen über uns gebracht? Und solche Leute, die ihren eignen Städten so schändlich mitgespielt haben, schämen sich nicht der unsrigen unverdiente Vorwürfe zu machen? Unterstehen sich, uns Urtheile, die in öffentlichen und besondern Händeln vormals bey uns gefällt worden, vorzurücken, sie, die in drey Monaten mehr Menschen ohne gerichtliche Untersuchung umgebracht haben, als unsre Republik in der ganzen Zeit ihrer Regierung gesetzmäßig verurtheilt hat! Und wer vermöchte erst die Landesverweisungen, die Staatsumkehrungen, die räuberischen Confiscationen, die an Jünglingen und Frauen verübten Gewaltthätigkeiten aufzuzählen, die diese Ungeheuer zu verantworten haben? Doch es ist genug, wenn ich überhaupt sage, daß das ärgste, was man uns zur Last legen kann, durch einen einzigen Volks-Beschluß hätte gehoben werden können: da hingegen die von diesen Menschen verübte Mordthaten und Abscheulichkeiten niemand jemals zu vergüten im Stande seyn wird."

Die zahlreichen, dieser Rede beygefügten Anmerkungen enthalten nicht nur alles das, was

dem

dem Dilettanten in der alten Geschichte und Litteratur zur Aufklärung aller in den Sachen liegenden Schwierigkeiten nöthig seyn dürfte, sondern auch noch überdieß manchen feinen Wink über die Kunst des Redners und die von ihm gewählten Ansichten der Begebenheiten. Wer Wielands Anmerkungen zu den Briefen und Satyren des Horaz kennt, wird schon erwarten, daß er sich auch hier nicht auf das nothdürftige eingeschränkt habe. In der That machen so manche eingestreute Züge von Laune, und der philosophische belebende Geist, der diesen Anmerkungen eingehaucht ist, den größten Theil derselben zu einer eben so anziehenden als unterrichtenden Lectüre.

Den übrigen Theil dieses Heftes füllt das erste Buch des Agathodämon, einer Geschichte, die, wie es scheint, die Absicht hat, unter dem Gewand der Erdichtung das Gemälde eines zwar nicht glücklichen, aber darum nicht minder interessanten Zeitraumes der Geschichte zu geben. Da dieses erste Buch nur die Einleitung enthält, so verschieben wir unser Urtheil so lange, bis die Fortsetzung den Schleyer von den Geheimnissen, welche der Anfang verspricht, etwas weiter zurückgeschoben haben wird.

Nekrolog auf das Jahr 1794. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Deutschen. Gesammelt von **Friedrich Schlichtegroll.** Fünfter Jahrgang. Erster Band. Gotha bey Perthes. 1796. 350 S.

350 S. Von den in diesem Bande enthaltenen Biographieen gehört vornehmlich die ausführliche und interessante Biographie des im J. 1794 verstorbenen Obristlieutnant von Mauvillon für unsre Bibliothek. Er war zu Leipzig den 8. März 1743 geboren. Sein Vater bestimmte ihn für das Studium der Theologie; da er aber beym Lesen mehrerer theologischen Werke seine Meynungen schon zu abweichend von den Meynungen der Kirche fand, ging er von diesem Entschlusse ab, behielt aber immer eine entschiedne Neigung für dieses Fach. Von seinem 13ten Jahre an, genoß er den Unterricht auf dem Carolino zu Braunschweig, wohin sein Vater als Professor der französischen Sprache im Jahr 1756 berufen worden war. Gegen den Wunsch seines Vaters, trat er beym Anfange des siebenjährigen Krieges als Ingenieur in Hannöverische Kriegsdienste und legte unter dem Obersten Wallmoden den Grund zu seinen ausgebreiteten militärischen Kenntnissen. Nach geendigtem Kriege nahm er seinen Abschied, da er keine Hoffnung zu einem nahen Avancement sah, und da sein Vater wünschte, daß er sich der Rechtsgelehrsamkeit widmen möchte, begab er sich nach Leipzig, wo er seine Studien mit dem größten Eifer betrieb, bis er Zeuge von der niedrigen Handlung eines Rechtsgelehrten wurde, die ihm eine solche Abneigung gegen diese Wissenschaft beybrachte, daß er plötzlich in seinem Studiren abbrach. Während seines Aufenthalts zu Leipzig, gab er die Uebersetzung der Briefe der Mad. Sevigne und Briefe über die Kochische

Schau-

Schauspielergesellschaft heraus, deren Freymüthigkeit ihm vielen Verdruß machte. Im J. 1766 ging er als Collaborator nach Ilefeld, wo er die alte Litteratur mit Eifer studirte. Von hier kam er als Ingenieur und Lehrer der Kriegsbaukunst nach Cassel, wo er seine bekannten Briefe, über den Werth einiger deutschen Dichter, schrieb und an mehrern kritischen Werken Antheil nahm. Auch seine Uebersetzung des Ariost, der Geschichte beyder Indien, und der Werke Türgots fallen in jene Zeit. Sie war die angenehmste seines Lebens, wo er des Umgangs mehrerer geistreichen und einsichtsvollen Männer genoß. Sein Charakter und seine Kenntnisse verschafften ihm die ausgezeichneteste Achtung bey dem Hessischen Militär. Im J. 1778 wurde er als Hauptmann bey dem neu errichteten Cadettencorps angestellt. Einige Jahre darauf nahm ihn die Gesellschaft der Alterthumsforscher zum Mitgliede auf, und er schrieb einige in dieses Fach einschlagende Abhandlungen. Im J. 1785 erhielt er den Ruf an das Carolinum nach Braunschweig, dem er um desto freudiger folgte, da seine Arbeit bey dem Cadettencorps eben so beschwerlich als unbelohnend gewesen war. Gleich in das zweyte Jahr seines Aufenthaltes in Braunschweig fiel seine Bekanntschaft mit Mirabeau, dessen Umgang ihn bezauberte. Wenn er von ihm sprach, sagte er oft halb scherzend: „Der Mann muß noch einmal verrückt werden; denn es ist unmöglich, einen so ungeheuren Verstand zu haben, ohne toll zu werden.“ Der Graf theilte seinem Freunde den Plan

des berühmten Werkes über die preußische Monarchie mit, und bewog ihn zur Theilnahme bey der Ausführung desselben. Wie groß Mauvillons Antheil an diesem Werke war, ist jetzt zur Genüge bekannt. Nach einem ähnlichen Plane wollten beyde über England schreiben, und Mauvillon schmeichelte sich mit der Hoffnung, dieses Land, die große Quelle des Lichtes in Europa, wie er es nannte, in Begleitung seines Sohnes und des Grafen zu bereisen. Mirabeaus Tod vernichtete die Ausführung dieses Plans. In den letzten sechs Monaten, die der Graf lebte, schien er seinen Freund vergessen zu haben; er schrieb nicht mehr an ihn. — Die Erscheinung von Brandes bekannten Werk, über die Weiber, unterbrach Mauvillons statistische Arbeiten. Nicht leicht hatte man ihn über etwas, das ihn nicht unmittelbar anging, so aufgebracht gesehn, als über die in jenem Buche aufgestellten Meynungen. Die Folge dieses Unwillens war eine Schrift, die er unter dem Titel: **Mann und Weib** herausgab. Im Jahr 1792 fing er die Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zu bearbeiten an. Er starb nach einer Reise, während welcher er die Geschichte des Erbfolgekriegs in dem historischen Almanach und einige andere litterarische Arbeiten unternommen hatte. Mauvillon besaß bey großer Lebhaftigkeit des Geistes einen festen Charakter. Er liebte den Scherz, selbst wenn er der Gegenstand desselben war, und seine gute Laune war nicht leicht zu stören. Sein Grundsatz war, man müsse bey einer traurigen Stim-

mung

mung sich nur einige Zeit heiterer anstellen, wenn man dieß wirklich werden wolle. Die Beharrlichkeit in seinen Meynungen ging bey ihm oft zu weit. Er fuhr fort, eine einmal vertheidigte Meynung auch dann noch zu behaupten, wenn er schon vom Gegentheil überzeugt war, ja er tadelte es sogar an andern, wenn sie ihr lautes Urtheil über etwas änderten. Man muß es beklagen, daß ein Mann, der soviel für die Wahrheit zu wirken im Stande war, der guten Sache durch eine tadelnswürdige Rechthaberey schadete. Tadelnswürdig aber war diese um desto mehr, da er in seinen Behauptungen oft einem Hange zur Paradoxie folgte, der ihm nach und nach zur Gewohnheit geworden war. Ueber seinen Styl wird richtig geurtheilt, er sey kräftig aber nachlässig. Man sieht ihm eben so sehr die Leichtigkeit an, mit welcher er seine Ideen entwickelte, als die Eilfertigkeit, mit welcher er sie zum Druck beförderte.

Des C. Plinius Secundus Lobrede auf den Trajan aus dem Lat. übersetzt und mit nöthigen Einleitungen und Anmerkungen begleitet, von M. Dav. Ludew. Wigand. 1796. XIV. u. 297 S. gr. 8. Leipzig bey Schwickert.

Wer so gut einstudirt seine Debütrolle als Schriftsteller spielt, wie der Verf. dieser Uebersetzung, zeigt Achtung für sich und für das Publikum, und verdient Aufmunterung zu fernern litterarischen Unternehmungen. In einer gelehrten, aber zu weit ausholenden und mit überflüßigen Abschwei-

schweifungen überladenen Abh. über die Gattung des Panegyrikus überhaupt, mit Beziehung auf das Werk des Plinius, will der Verf. den Panegyrikus vom Gebiete der Oratorie, wie er sich ausdrückt, ausgeschlossen und vielmehr der Gattung der lyrischen Dichtkunst einverleibt wissen, wodurch unsers Dafürhaltens nichts gewonnen, die Gränze der Beredsamkeit und Dichtkunst nur verwirrt würde. Liegt im praktischen Zwecke der Charakter der Beredsamkeit, so ist dieser bey Lobreden überhaupt, und insonderheit in Plinius Lobrede auf den Trajan, nicht zu verkennen, wie Plinius selbst 3, 18 zu erkennen giebt. — Auf diese Abh. folgt eine Schilderung des Charakters und der Thaten des Trajan nach den Zeugnissen der Geschichtschreiber, um durch Vergleichung derselben mit dem Vortrage des Plinius zu erweisen, daß dieser zwar sein Urbild verschönert, aber im Ganzen ein treues, treffendes Gemälde desselben aufgestellt habe. Um dieses zu leisten, brauchte der Verf. nur bis in das dritte Regierungsjahr des Trajan, in der Erzählung der Thaten desselben, zu gehen, weil Plinius in diesem die Lobrede auf den Kaiser hielt; allein es ist doch angenehm, die Abschilderung seines ganzen Lebens beysammen zu haben. Hier hat der Verf. auch die wichtigsten Vorwürfe, die man dem Trajan gemacht hat, zu entkräften gesucht, unter andern wegen der angeblich unter seiner Regierung vorgefallenen Verfolgung der Christen, welche durch das 10te Buch der Pliniusschen Briefe hinlänglich entkräftet werden, wie in der bekannten Havercaat-

schen

schen Schrift ausführlich dargethan wird. Der Vf. sagt bey dieser Gelegenheit S. 48: „Wie? kann man glauben, daß ein Mann, der von der Gottheit so würdige Begriffe hatte, als Plinius am Ende des fünften Capitels seiner Lobrede blikken läßt rc. sich zum Weekzeuge grausamer Verfolgungen habe gebrauchen lassen?“ Aber er vergißt hier, was er in einer Anm. zum Panegyrikus S. 79. Not. 3. richtig bemerkt, daß man aus einzelnen Stellen eines Redners durchaus nicht auf seine theologischen Meynungen schließen dürfe.

Auf die Uebersetzung ist vom Anfang bis zu Ende sichtbare Sorgfalt und Anstrengung verwandt. Sie ist nicht blos treu und wahr in Rücksicht auf die Uebertragung des Sinnes und der Gedanken; sie bildet vielmehr den Charakter von Plinius Schreibart und Beredsamkeit meist glücklich nach. In den beygefügten Anmerkungen wird alles Geschichtliche erläutert; dunkle Stellen erhalten ihr Licht; Bemerkungen aus der praktischen Philosophie und Aesthetik werden eingestreut, auch Winke zu Parallelen zwischen der alten und neuen Zeit.

Wenn wir Raum hätten ins Einzelne zu gehen, würden wir mehr Stoff zu Lob als zu Tadel finden. Wer die Schwierigkeiten, die mit der Uebertragung dieser Prachtrede verbunden sind, kennt, wird nicht erwarten, daß sie hier alle überwunden, daß alle Stellen richtig und aufs vollkommenste übertragen sind. Nur um den geschickten Uebersetzer auf einige solcher Stellen zu künftiger

Verbesserung hinzuweisen, führen wir noch einiges an.

Das erste Kapitel ist vollkommen der Urschrift würdig übersetzt. Wir würden nur sehr unbedeutende Kleinigkeiten dabey zu erinnern haben, als am Ende über den Uebelstand, daß die Worte: **daß meine Rede** und **daß in meiner Rede**, fast unmittelbar hinter einander folgen. Gleich darauf ist **Freymüthig** ein Druckfehler für **Freymüthigkeit.** In einer schweren Stelle des 2ten Kap. in der Mitte scheint uns dagegen der Sinn verfehlt zu seyn. Sollten wir auch nicht ganz das Rechte treffen, so führen doch unsre Erinnerungen vielleicht den Verf. darauf, dieses zu finden. Plinius bemerkt die treffenden Urtheile des Röm. Volkes über ihre Kaiser und namentlich über den Trajan, und nun fügt er auch die Urtheile und die Stimmung des Rathes gegen den Trajan bey. „Was also sollen wir eigentlich an ihm erheben? Sollen wir seine fast göttliche Hoheit, oder seine Menschlichkeit, Mäßigung und Herablassung einstimmig rühmen?“ Wir übersetzen so: Und was thun wir (der Rath)? Erheben wir insgesammt seine Götter-Gleichheit, oder vielmehr seine Menschlichkeit, seine Mäßigung, seine Leutseligkeit? — „Ja was kann dem Volke, was dem Senate angenehmer seyn, als der ihm von uns ertheilte Beynahme des Besten?“ Vielleicht so: Was kann ächt bürgerlicher und des Senats würdiger seyn, als daß wir ihm den Beynamen des Besten gegeben haben? „Wie menschlich, wie billig klingt es nicht zu sagen:

gen: Heil uns und Heil ihm! Und mit wechselseitigen Wünschen zu bitten: Er mache uns glücklich! Er höre unsern Dank! Nicht anders, als ob wir schweigen würden, wenn er das nicht schon gethan hätte.“ Plinius scheint zu sagen: Welche Sprache der Vertraulichkeit und Gleichheit reden wir, wenn wir uns und ihn zugleich glücklich preisen, und wenn wir abwechselnd ausrufen: Er mache uns glücklich, und: Er höre unsern Dank dafür, gleich als würden wir ihm nicht danken, wenn er uns nicht glücklich machte! — In den folgenden Hauptstücken sind uns wieder nur einige ganz kleine Flekken vorgekommen, welche blos einer Andeutung bedürfen, c. 4 fin. in der Uebersetzung der Worte: caesaries ornata festinatis senectutis insignibus: c. 5. ut iam principi. Allein bey Kap. 10 verweilen wir noch ein wenig. Plinius Worte: *longam huic nomini aetatem, longam gloriam precarere*, werden übersetzt: „Du batest die Götter um lange Dauer dieses Verhältnisses und des damit verbundenen Ruhmes.“ Uns scheint alles dafür zu seyn, daß *Nomen* auf den Nerva geht: du batest für ihn, der dich adoptirt hatte, um langes Leben und langen Ruhm! Dem entsprechen bald darauf die Wort: *Audita sunt vota tua, sed in quantum etc.* Dein Flehen ist zum Theil erhört worden, in so fern es dem Greise zuträglich war, d. h. dein Wunsch um längeres Leben des Nerva ist zwar nicht erfüllt worden, aber der Wunsch um langen Ruhm desselben. Denn daß Nerva's Ruhm unsterblich sey, wird bis ans

Ende

Ende des Kap. ausgeführt. Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die vom Verf. vorgeschlagne Verbesserung: *Non* audita sunt vota tua, nichtig ist, und der Absicht dessen, was der Redner sagen wollte, widerspricht. Die Uebersetzung weiter durchzugehen, ist uns nicht erlaubt. Wir bemerken nur noch, daß einige ausländische Worte, wie Kap. 13 ein griechischer Maitre und Kap. 15 eine Campagne, nicht edel genug für den Vortrag des Panegyristen sind. S. 109. steht erschreckte für erschrak.

Englische Litteratur.

Poems on various Subjects, by *J. T. Coleridge*, late of Jesus College, Cambridge, 12mo. 1796. 200 S. Die mannichfaltigen Gedichte dieser Sammlung eines als Redner nicht unberühmten Mannes, zeigen wahres poetisches Talent. Kühnheit der Einbildungskraft, Stärke und Erhabenheit der Empfindung, scheint dem Verf. eigenthümlicher als Feinheit und Zartheit des Geschmacks; ob ihm gleich auch die Darstellung sanfterer Gefühle nicht mislingt. Sein Versbau ist nicht immer harmonisch, sein Ausdruck nicht immer züchtig genug; die Fülle von Metaphern und der häufige Gebrauch zusammengesetzter Beywörter macht denselben bisweilen schwülstig. Das erste Stück a Monody on the Death of Chatterton enthält einige schöne und rührende Stellen; im Ganzen aber ist der Gang des Dichters wild und unregel-

regelmäßig. Gefälliger erscheint die Phantasie des Verf. in den Songs of Pixies, einer Art von Feen, an die der gemeine Mann in Devonshire, als eine Gattung gutmüthiger, dem Menschen geneigter Wesen glaubt. Folgendes Gemälde scheint aus den Bildern der Ariels und Oberons zusammengesetzt:

When Evening's dusky car
Crown'd with her dewy star
Steals o'er the fading sky in shadowy flight;
On leaves of aspen trees
We tremble to the breeze
Veil'd from the grosser ken of mortal sight.
Or haply at the visionary hour,
Along our wildly-bow'rd, sequestred walk,
We listen to th' enamour'd rustic's talk;
Heave with the heavings of the maiden's breast,
Where young-eyed Loves have built their turtle-nest;
Or guide of soul subduing power
Th' electric flash, that from the melting eye
Darts the fond question and the soft reply.

Or thro' the mystic ringlets of the Vale
We flash our faery feet in gamesome prank;
Or silent sandal'd, pay our defter court
Circling the spirit of the western gale,
Where, wearied with his flower-caressing sport,
Supine he slumbers on a violent bank;
Then with quaint music hymn the parting gleam,
By lonely Otter's sleep-persuading stream;
Or where his waves, with loud unquiet song

Dash'd

Dash'd o'er the rocky channel froths along;
Or where his silver waters smooth'd to rest,
The tall trees shadow sleeps upon his breast.

Hence! thou lingerer, light!
Eve saddens in to night.
Mother of wildly working dreams! we view
The sombre hours, that round thee stand
With down-cast eyes (a duteous band!)
Their dark robes dripping with the heavy dew.
Sorc'ress of the ebon throne!
Thy power the pixies own;
When round thy raven brow
Heaven's lucent roses glow,
And clouds, in watry colours drest,
Float in light drapery o'er thy sable vest:
What time the pale moon sheds a softer day
Mellowing the woods beneath its pensive beam;
For mid the quiv'ring light 'tis our's to play
Aye-dancing to the cadence of the stream.

Eine Abtheilung dieser Sammlung enthält unter dem Titel: Effusions, kleine Gedichte von mannichfaltigem Inhalte und Form, die zum Theile dem Lob der Freyheit, zum Theil, aber nur selten, der Liebe gewidmet sind. Ein vorzügliches Gedicht der letztern Gattung ist folgendes:

One kiss, dear maid! I said and sigh'd —
Your scorn the little boon denied.
Ah why refuse the blameless bliss? —
Can danger lurk within a kiss?

Yon viewless Wand'rer of the Vale,
The Spirit of the Western Gale,

At Morning break, at Ev'nings close
Inhales the sweetness of the Rose,
And hovers o'er the uninjur'd Bloom
Sighing back the soft perfume.
Vigor to the Zephyr's wing
Her nectar breathing kisses fling;
And He the glitter of the Dew
Scatters on the Rose's hue.
Bashful lo! she bends her head,
And darts a blush of deeper Red.

Too well those lovely lips disclose
The triumphs of the op'ning Rose:
O fair! o graceful! bid them prove
As passive to the breath of Love.
In tender accents, faint and low,
Well pleas'd I hear the whisper'd „No!"
The whisper'd No! how little meant!
Sweet Falsehood, that endears Consent!
For on those lovely lips the while
Dawns the soft relenting smile,
And tempts with feign'd dissuasion coy
The gentle violence of Joy.

Sehr glücklich ist in dem folgenden der Ton der Zärtlichkeit getroffen:

When Youth his fairy reign began
Ere sorrow had proclaim'd me man;
While peace the present hour beguil'd,
And all the lovely prospect smil'd;
Then, Marg! 'mid my lightsome glee
J heav'd the painless sigh for thee!

And when, along the waves of woe,
My harrass'd heart was doom'd to know

The

The frantic burst of outrage keen,
And the slow pang that gnaws unseen;
Then shipwreck'd on Life's stormy sea
I heav'd an anguish'd sigh for thee!

But soon reflection's power imprest
A stiller sadness on my breast;
And sickly Hope with waking eye
Was well content to droop and die,
I yielded to the stern decree,
Yet heav'd a languid sigh for thee!

Den unbedeutendsten Theil dieser Sammlung machen die poetischen Episteln aus. Zum Schlusse stehen: Religious Musings, a desultory Poem written on Cristmas Eve; ein langes Gedicht, voll erhabner Stellen, obgleich im Ganzen dunkel und ungefeilt.

Poems and Fugitive Pieces. By *Eliza.* 172 S. 12. 1796. Das Verdienst dieser Gedichte besteht in einer leichten Versification; aber die Verfasserin zeigt weder einen vorzüglichen Grad von Einbildungskraft, noch von Witz. Gleichwohl hätten die Gedichte, welche Comic Poetry überschrieben sind, einigen Antheil des letztern haben sollen. Eines der besten Stücke ist: The rural Courtshin, oder: the infant Loves of Licidus and Annet.

The Progress of Civil Society. A Didactic Poem in six Books. By *Richard Payne* Knight. 4. 155 S. 1796. Dieses Gedicht

dicht verdient zu den bessern in der didaktischen Gattung gerechnet zu werden. Der Verf., welcher Einsichten und Kenntnisse mit einem richtigen Geschmack vereinigt, beschreibt in dem ersten Buche den rohen Anfang der menschlichen Gesellschaft und schildert die Sitten der Jäger-Nationen. Die Empfindungen, welche beyde Geschlechter vereinigen, sind in folgenden Zeilen sehr gut dargestellt:

From the same source the attractive power began
Which changed the wandering brute to social man.
First native lust the rugged savage led
To the rank pleasures of his lawless bed;
Promiscuous glowed the fierce instinctive flame,
Unchecked by reason and unawed by shame;
'Till often cloyed whit what he oft desired,
His passions sickened and his nerves grew tired;
Then lull'd in intervals of soft repose,
The social thought of sympathy arose,
The converse of the soul the sense beguiled,
And dalliance turned to gentle friendship smiled;
Still growing habit the fond couple binds,
Connects their interests and unites their minds;
Their rising offspring closer draw the chain,
Strengthen each link and bid its force remain;
Congenial hopes and mutual wishes rise,
And weave connubial with parental ties.

Die Beschäftigung der Menschen mit der Viehzucht, macht den Inhalt des zweyten Buches aus. Der Verf. nimmt an, daß die religiösen Gefühle in der Muße des Hirtenlebens ihren Ur-

sprung genommen haben. Die wichtigen Folgen, welche hieraus entspringen, und die mannichfaltigen Gestalten, welche die Religion annimmt, sind der Gegenstand einer schönen philosophischen Episode. — In dem dritten Buche wird der Einfluß des Ackerbaus auf die Cultur der Menschen betrachtet. In diesem vollkommenern Zustande der menschlichen Gesellschaft entsteht, wie der Verf. annimmt, die Dichtkunst aus der Veredlung und Verfeinerung der Liebe. Das vierte Buch handelt von den Künsten, den Manufakturen und dem Handel. Es schließt mit einer Parallele zwischen den wohlthätigen Wirkungen einer einfachen Religion, und den Uebeln, welche aus dem Zwange der Dogmatik entspringen. — Die Wirkungen, welche Clima und Boden auf den Menschen hervorbringen, machen den Inhalt des fünften Buches aus. Der Verf. führt hier die sonderbare Hypothese aus, unsre Vorfahren wären Negern gewesen, und die mannichfaltigen Grade von Schönheit und Farbe, durch welche sich die verschiednen Racen der Menschen auszeichnen, wären eine unmittelbare Folge des Clima:

If first beneath the burning tropics bred,
Man felt meridian sunbeams scorch his head;
The Aethiop's sable hue and bloated face
Display the image of his parent race.
And thus in birds and quadrupeds we find,
The sable hue still mark the parent kind;
And every change or accident still tend
The shades to soften or the tints to blend.

Whe

When cicatrized by wounds or scarred by blows,
In fainter tints the healing surface grows;
And from disease or sorrow's cancerous blight,
Untimely age bestrews the head with white.
While nature knows no secret to renew
Youth's sable glow and hyacinthine hue.

The same effects from climate's cold proceed,
Pale silvery furs invest each polar breed;
Alike the timid hare and wary fox
In white are clothed on Norways frozen rocks.

Im sechsten Buche giebt der Verf. eine Uebersicht der Sitten und Regierungsformen von Europa, von dem Untergange des römischen Reiches bis zum Ausbruch der französischen Revolution. Die verschiednen Epochen der Feudalverfassung, und die mannichfaltigen Schattirungen der Sitten in der Ritterzeit, sind mit einem meisterhaften Pinsel gezeichnet. Dieser Gegenstand führt den Dichter zu einer Beschreibung des Elendes, welches Frankreich gedrückt hat, und zu Betrachtungen über den künftigen Zustand von Europa, vorzüglich Großbrittanniens. Er räth zu einer gemäßigten Reform der Misbräuche, doch nicht ohne Furcht vor der Unwirksamkeit dieses Mittels. Die Zukunft erscheint ihm düster und traurig, und die Stimmung, in welche ihn diese Aussicht gesetzt hat, scheint ihm folgende Zeilen eingegeben zu haben:

Hail, happy states that fresh in vigour rise
From Europe's wrecks beneath Atlantic skies;

Long mag ye feel the bleſſings ye beſtow,
Nor e'er your parent's ſickly ſymptoms know;
But when that parent,cruſhed beneath the weight
Of debts and taxes, yields herſelf to fate,
May you her hapleſs fugitives receive,
Comfort their ſorrows and their wants relieve.
For come it will — the inevitable day,
When Britain muſt corruption's forfeit pay,
Beneath a deſpot's or a rabble's ſway.
Or while ſhe yet cludes that dreadful doom,
May this frail body ſink into the tomb;
Here on thy ſhady banks, pellucid Team,
May Heaven beſtow its laſt poetic dream;
Nor let me live in climes remote to know
For what fell ſpoiler thy loved waters flow;
Here may theſe oaks in life's left glimmer ſhed
Their ſober ſhadows o'er my drooping head;
And thoſe fair Dryads whom J ſang to ſave,
Reward their poet with a peaceful grave.

The Influence of local Attachment with reſpect to Home. A Poem. 8. 68 S. 1796. Der Verf. dieſes Gedichtes, deſſen Stoff glücklich gewählt iſt, verbindet philoſophiſchen Geiſt mit poetiſchem Talent; Stärke der Phantaſie mit einem geläuterten Geſchmack. Der Hauptfehler, den man ſeiner Arbeit vorrücken kann, iſt, daß ſie, ſowohl durch den Plan, als durch einzelne Stellen, allzu oft an die Pleaſures of Memory erinnert, die ſich der Verf. offenbar zum Muſter genommen hat. Er bedient ſich der achtzeiligen Stanzen und zeigt in denſelben eine vorzügliche Gewandheit und Leichtigkeit. Der erſte Theil des Gedichtes be-

beschäftigt sich mit der Untersuchung der Frage, woher der Vorzug rühre, den man seiner Heimath vor der übrigen Erde giebt? Der Verf. findet den Grund davon in der Verbindung der Ideen und in den Eindrücken, welche die äußern Gegenstände auf das Gemüth machen. Manches ist hier für die Poesie zu weit und zu methodisch verfolgt. Doch ist auch die poetische Seite des Gegenstandes sehr gut benutzt. Als ein Beyspiel des Vorzugs, welches die Menschen ihrem Vaterlande vor andern Ländern geben, schildert der Verf. die Liebe der Britten für ihre Insel:

Here where descending from the sea-worn clifts
In his own heavy cloud of darkness clad,
Full oft his watery pennons Auster lifts
And wraps the extensive isle in sudden shade,
Tho' vernal sun-beams were effus'd, to glad
Our landscapes, from Cornubia vein'd with ore
To Scotia's heaths that triumph in the plaid;
The Briton still prefers his changeful shore
To Aegypt's cloudless plains where no rude tempests roar.

Yes! o'er his acres the green barley-blade
He values more than fields of clustering rice;
And rather shapes his way thro' plashy glade
Where crackles, at each step, the sheeted ice,
Than mid gay groves of cassia, that entice
The soul to pleasure, far diffusing balm;
To him mor dear the oak-crownd precipice,
Than the deep verdure of date-crested palm,
Where all is lap'd in ease, on languor-breathing calm.

To him more sweet thro' ashen woods to rove,
As eddying winds the foliage round him whirl,
Than cull the blossoms of an orange grove
Skirted by rose-tree bowers, where rivulets purl
Mid basil tufts, and odorous breezes curl
The stream besprent with many a silver lote;
While, on the smooth canal, light ships unfurl
Their sportive sails and gently as they float,
Flotter the billing doves, and croud the neighbouring cote.

While the gay-gilded mosque shines, half conceal'd
By tamarinds and the broad-leav'd sycomore,
And as, beneath their trembling verdure veil'd,
Airs, Eden-born, delicious incense pour
Softening the fervours of the summer-hour!
While rich pomegranates bid their cooling seeds
To the parcht palate a keen sense restore,
And, round each whispering islet of cane reeds,
Its melon's grateful pulp the tepid water feeds.

Not ivory palaces, their roofs inlaid
With massy gold, where thrones of coral glow
Starr'd with the gems of Ormuz; not the shade
Ambrosial, waving its peach-flowers that blow
To pearly grapes, and kiss the turf below,
The genuine son of Albion could induce
His dairy meads, his fallows to forego:
Not all the fruits, that bloom o'er every sluice,
Would, in his mind, outvie the redstreak's vermeil juice.

Nor

Nor if to innocence a gentle ſmile
Beam, placid as the Mays mild morning-break;
If with a modeſt bluſh, to mark our iſle,
Mantle to veins of azure the fair cheek:
Are not the charms of foreign beauty weak,
Beauty, that wantons with voluptuous air?
Can jetty ringlets that adorn the neck
Sleek as they gliſten to the ſunny glare,
Rival, o Albion's dames, your amber-brightening hair?

Yet pleaſure views, and trembles at the gaze,
Thoſe gloſſy treſſes their luxuriance ſpread
To roſeate eſſences; the diamand blaze
Of many a creſcent on the turban'd head,
Or the pearl-luſtre as by rainbows fed;
The full dark eye; the panting of the breaſt
Thro' gauze that ſeems to kindle; limbs that ſhed
Purpureal light by ſilken folds careſt,
And the rich zone that checks the thin transparent veſt.

Im zweyten Theile betrachtet der Dichter die Liebe für die Heimath nach den verſchiednen Modificationen, die ſie durch die Gegenwart oder die Abweſenheit erhält. Gelegentlich wird der Gedanke ausgeführt, daß auch die Erinnerung an traurige Scenen das Gemüth auf eine angenehme Art beſchäftige. Dieſes wird durch eine Epiſode erläutert, die durch die ſchönſten Züge der Zärtlichkeit und die Anmuth des Vortrags zu einer der vorzüglichſten Zierden dieſes Gedichtes geworden iſt.

Paradis regained a Poem in Four Books. By *John Milton.* A new Edition with Notes of Various Authors, by *Charles Dunster* M. A. 4. 280 S. 1795. Die Absicht des Herausg. bey seiner Arbeit war vorzüglich, das Publikum von neuem auf die Schönheiten eines, wie er glaubt, nicht genug geschätzten Gedichtes aufmerksam zu machen, von welchem **Johnson** sagt, daß es allgemeine Bewundrung erhalten haben würde, wenn es nicht von **Milton**, sondern von einem seiner Nachahmer geschrieben worden wäre. Der Herausg. scheint sich Miltons besten Erklärer, **Thomas Warton** zum Muster genommen zu haben. Er besitzt kritischen Scharfsinn, ausgebreitete Gelehrsamkeit und Feinheit des Geschmacks; seine Anmerkungen sind zweckmäßig und allen denen zu empfehlen, welche ihr Gefühl für das Erhabne und Große auszubilden bemüht sind.

An Ode to a Boy at Eton, with three Sonnets and one Epigram. By *William Parsons* Esq. 34 S. 4. 1796. Ein Pendant zu Gray's Ode auf Eton-College, in demselben Sylbenmaaße und einer gleichen Anzahl von Stanzen. Der Verf. hat die Absicht, dem Eindrucke dieser Ode entgegen zu arbeiten, die menschliche Natur in einem gefälligern Lichte zu zeigen, und zu dem Bestreben nach demjenigen Grade von Tugend und Glückseligkeit aufzumuntern, dessen mögliche Erreichung vorausgesetzt werden muß, ehe man zu den Mitteln greifen kann, welche die Ausbildung des

Ver-

Verstandes und Herzens befördern. Die Sprache des Verf. ist natürlich und leicht, und man wird seine Arbeit mit Vergnügen lesen, wenn sie auch schon keinen Anspruch auf einen Platz unter den Meisterstücken der englischen Dichtkunst macht.

VI.

Kunstnachrichten.

A Collection of Views in India, by *Hodges*, Esq. *J. Edwards* 1795. Diese prächtigen Ansichten von Indien, sind an den Oertern selbst in den Jahren 1780, 81, 82 und 83 von dem Verfasser gezeichnet, in Aqua Tinta ausgeführt und mit historischen Nachrichten und Beschreibungen begleitet; in groß Atlasfolio. Der Preiß ist 18 Pfd. in Lagen.

Select Views in Mysore, the Country of Tippoo Sultan; from Drawings taken on the spot, by *Mr. Home*; with Historical Descriptions. gr. 4. 6 L. 6 S Boards. Sold at the Historic Gallerie, Pall Mall. Ein glänzendes Denkmal der brittischen Tapferkeit in den entferntesten östlichen Gegenden unter dem Lord

Cornwallis. Diese Ansichten beziehen sich alle auf die Hauptscene des Feldzugs wider den Tippo, näml. Bangalore, Seringapatnam, und die Festungen in ihrer Nachbarschaft. Die Ausführung macht Maler und Kupferstecher Ehre. Sie sind zwar dem Inhalte nach mehr historisch, als malerisch, und die Wirkung ist nicht der Kunst angemessen: besonders fällt, wegen der großen Entfernung des Gesichtspunktes, in einigen der interessanteste Theil zu kleinlich aus. Indessen giebt es doch viel kühne und auffallende Stücke der malerischen Darstellungen, besonders bey den Festungen, die auf hohen, steilen Felsen liegen. Außer den Prospekten, 28 an der Zahl, sind, nebst einer Charte, noch einige Plane militärischer Operationen dabey; die historischen Anmerkungen sehr kurz, nur so viel als zur Erläuterung des Inhalts erforderlich ist: alles übrige von einer sehr typographischen Pracht.

Museum National de Paris. Ou Choix des plus beaux tableaux, Statues, têtes et Vases antiques, exposés dans la grande Gallerie du Louvre et rendus dans les differens genres de Gravure, qui leur sont les plus convenables.

Diese berühmte Sammlung enthält eine Auswahl von Gemählden, antiken Statüen, Büsten und Vasen, welche in der großen Gallerie des Louvre zu Paris aufgestellt sind, die gewiß alle andere

dere Sammlungen an Kunstsachen übertreffen wird, zumal da sie durch die großen Meisterwerke, welche Holland, die Niederlande und Italien besaßen, bereichert ist. Sie soll unter der Aufsicht einer Gesellschaft verdienter Kunstgelehrten, durch die besten Zeichner und Kupferstecher Heftweise erscheinen.

Der erste Heft erschien den 22sten Sept. vorigen Jahres, 1796. und allemal nach Ablauf von 2 Monaten erscheint ein Heft, bis das Werk vollständig seyn wird.

Jeder Heft wird vier Kupferplatten enthalten, welche in den 4 folgenden, in den für jedes Original passenden Manieren gearbeitet sind; nämlich:

ein kolorirtes Blatt mit 4 Platten
ein punktirtes
ein radirtes und
ein gestochenes Blatt.

Sechs Hefte machen einen Band von 24 Blättern, wobey 96 Seiten Text mit Didotschen Lettern in klein Folio gedruckt.

Es werden nur 500 Exemplare abgedruckt, von denen 100 avant la lettre auf Velinpapier erscheinen.

Jeder Heft kostet in Paris Zwey und einen halben Laubthaler zu 1 Rthlr. 13 gr. Sächsisch gerechnet. Auf Velinpapier Vier Laubthaler.

Den

Der Vorbericht wird ein historisches Gemälde über die Entstehung, die Fortschritte, die Veränderungen der Künste von ihrem Ursprunge an bis auf gegenwärtige Zeit enthalten. Dieß soll gleichsam eine richtige Darstellung des Kunst-Genies aller Jahrhunderte und aller Nationen ausmachen. Von aller Partheysucht weit entfernt, wird man bloß dem Kunstliebhaber, Kenner und Künstler, mit der größten Treue, die erhabenen Werke darstellen, welche den Ruhm der Kunst und des Geschmacks so fest gegründet haben. Eben so wird man suchen, das wichtige Grundgesetz der Kunst zu beweisen, daß nur diejenigen die größten Künstler sind, welche durch ihre Werke der Natur am nächsten gekommen sind.

Die Gesellschaft der Künstler, welche an diesem wichtigen Unternehmen arbeiten, hat daher die verschiednen Manieren gewählt, welches für jedes große Meisterwerk, das sie darstellen, passend sind.

Man versichert, daß nur die größten Zeichner und Kupferstecher zu Paris dieses Werk bearbeiten, und Meisterstücke ihrer Kunst liefern werden; (welches freylich etwas viel versprochen ist.)

Der erste Heft liefert folgende Stücke:

1) Eine heilige Familie von Rembrandt, mit 4 Platten kolorirt.

2) Ein Ganymed, von le Sueur, in punktirter Manier.

3) Ein

3) Ein Abendmahl, von Subleyras, radirt.

4) Antike Vasen, gestochen.

Jedes Blatt wird die Nummer enthalten, welche im Cataloge, nach der letzten Ausstellung dieser Kunstwerke im Museo, angegeben ist; auch werden die Namen der Künstler ebenfalls angegeben werden.

In dem Texte wird man noch, außer der Erklärung eines jeden Kunstwerkes, eine Uebersicht zu geben suchen, von dem Charakter der Schüler und den verschiedenen Manieren der Maler, mit kurzen Biographien begleitet; von den Kupferstechern, welche nach ihnen gearbeitet und von den Werken, welche uns diese großen Meisterstücke beschrieben haben.

Druckfehler.

Im 57. Bande S. 41 in der Note Buch, lies: Band. Ebendas. S. 54 gehört das Notenzeichen *) in die eilfte Zeile zu hic. Ebend. S. 323 Z. 2. wählbar, lies: wählbar zu machen.

Nachricht.

Von Meißners Skizzen sind kürzlich in unserm Verlage zwey neue Bände (Pr. 3 Thlr.) herausgekommen. Sie liefern die eilfte bis vierzehnte Sammlung. Die eilfte und zwölfte (Pr. 1 Thlr. 8 gr.) enthalten lauter vorher nie in den Skizzen gestandene Erzählungen. Dieser Band paßt also zu allen Ausgaben. Von der 13 und 14. Sammlung hingegen sind zweyerley Ausgaben veranstaltet worden; die eine, für die Besitzer der ältern Ausgaben der zehn ersten Sammlungen, kostet 1 Thlr. 12 gr. die andere, für die Besitzer der neuesten, oder dritten Ausgabe der ersten zehn Sammlungen, kostet 1 Thlr. 16 gr. — Bey der dritten Ausgabe der zehn ersten Sammlungen nämlich blieben die in den frühern Ausgaben befindlichen Kriminal-Anekdoten weg, und wurden durch neue Erzählungen ersetzt. Diese Erzählungen, nebst den vorher ungedruckten Kriminal-Anekdoten, liefert jene, die sämmtlichen Kriminal-Anekdoten (zwey Drittheile neue, und ein Drittheil alte, jedoch sehr verändert) diese Ausgabe. Liebhaber und Buchhändler belieben daher genau zu bestimmen, ob sie die 13. und 14te Samml. als Supplementband für die älteren Ausgaben der 10 ersten Sammlungen der Meißnerschen Skizzen, oder als Fortsetzung der neuesten Ausgabe derselben begehren.

Ferner sind bey uns folgende Schriften kürzlich erschienen:

Essai sur la vie de T. Wenthworth, Comte de Strafford, ministre sous le regne de Charles I. Ainsi que sur l'Histoire générale d'Angleterre, d'Ecosse et d'Irlande à cette époque; par le Comte de *Lally-Tolendal.* gr. 8. 1 rthlr. 8 gr.

(Mit Straffords Bildnisse.)

Re-

Recueil de morceaux détachés, par Mad. la Baronne *Stael de Holstein*, née *Necker*. Seconde édition revue et augmentée. 8. 18 gr.

J. Mauvillons Geschichte und Darstellung des Brandenburgischen und Preußischen Soldatenwesens, bis zur Regierung Friedrich Wilhelm II. Aus der franz. Handschrift, nach dem Tode des Verfassers, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. v Blankenburg. gr. 8. Nebst Tabellen u. einem Kupfer welches die Brustbilder der fünf Stifter des brandenburg-preußischen Kriegsheers, den großen Churfürsten, und die Könige: Friedrich I. Friedrich Wilhelm I. Friedrich II. Friedrich Wilhelm II. darstellt. 1 rthlr. 16 gr.

Exercitationes criticae in Scriptores veteres, auctore *Fried. Jacobs*. Tom. I. 8 maj. auf Schrpp. 1 rthlr.
auf Druckpp. 18 gr.

Der 2te Theil ist unter der Presse.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. 5ten Bds. 1stes St. gr. 8. 16 gr.

Dieß Werk führt auch den Titel:

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen; nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften: von einer Gesellschaft von Gelehrten.

Jeder Band hat zwey Stücke.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte; 17ten Bandes 1stes Stück gr. 8. 9 gr.

Bemerkungen über die Religionsfreyheit der Ausländer im Russischen Reiche, in Rücksicht auf ihre verschiedenen Gemeinen, ihre kirchlichen Einrichtungen, ihre Gebräuche u. ihre Rechte, dargestellt von Joachim Christian Grot, Prediger bey der deutschen Katharinengemeine zu St. Petersburg. 2 Bde. gr. 8.

Der erste Band dieses wichtigen Werks erscheint in einigen Wochen, der zweyte und letzte zur Ostermesse 1797.

Polens

Polens Ende; historisch, statistisch und geographisch beschrieben von *Sirisa*. Mit vier Kupfern und einer Landcharte. gr. 8.

(Die Landcharte, welche die verschiednen Theilungen genau bezeichnet und von mehrern Ingenieurs aufgenommen und berichtiget worden ist, wird auch einzeln für 16 gr. verkauft.)

J. Gregory Geschichte der christlichen Kirche, von den frühesten Zeiten bis itzt. Aus dem Englischen übersetzt, und mit eingeschalteten Abhandlungen und Anmerkungen versehn von Christ. Dan. Beck. Erster Band. gr. 8.

Adolph, oder Resultate der allerschmerzlichsten Erfahrung. Aus dem Französischen des Hrn. Mounier. (Nach einer verbesserten Handschrift.) gr 8.

Briefe über die mahlerische Perspective, von Horstig. Mit Kupfern. gr. 8.

Nebentheater von J. G. Dyk. Siebenter Band. 8.

Aly Bey, Sultan von Aegypten; ein Trauerspiel in fünf Akten.

Die getäuschte Wittwe; oder: die Sympathie; ein Lustspiel in drey Akten.

Omar; oder: die geschiedne Frau; ein Lustspiel in drey Akten, mit untermischten Gesängen und einem Zwischenspiel: Dido.

Auch wird daselbst folgende kleine Piece verkauft:

Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen. 8. 3 gr.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Neun und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1797.

H

VII.

Chronik der Pariser Theater.

1794.

Die neuen Stücke, welche in dem Anfange dieses Jahres auf die Bühne gebracht wurden, waren größtentheils Kinder der Zeitumstände, und theils wirklich durch die herrschenden Gesinnungen erzeugt, theils bestimmt, die tyrannischen, wilden Gesinnungen, welche dieses Jahr in der Geschichte der Revolution auszeichnen, allgemein herrschend zu machen. Die Kunst gewann dabey wenig; sie war, so wie das ganze Reich, in eine tiefe und schmähliche Sklaverey gesunken. Mit einer feinen Anspielung auf die eingerissne Gewohnheit, alles Unglück, von welcher Art es auch seyn mochte, den Intriguen auswärtiger Feinde zuzuschreiben, sagte ein französisches Blatt *): „Es ist Zeit, sich endlich einmal gegen die Barbarey zu erheben, welche auf unsern Theatern einreißt, die mehr als jemals mit elenden Stücken überschwemmt sind. Man muß glauben, daß dieses das Werk einer

N 2 Ver-

*) Moniteur. 18. Nivos. p. 434.

Verschwörung sey, welche von Pitt und Coburg bezahlt wird, um das französische Theater in die tiefste Erniedrigung sinken zu lassen, ihm seinen alten wohlverdienten Ruhm zu entreißen und die dramatische Kunst ihrer kräftigsten Mittel zu berauben, durch welche sie unsre Revolution befestigen könnte."

Zu diesen Stücken, deren einziges Verdienst in ihrer Uebereinstimmung mit der Denkungsart der Gewalthaber bestand, gehört Tarquin ou la Royauté abolie. Tragédie, par Leblanc. Der Verf. hat die Geschichte nach Gutdünken geändert und nichts gespart, die Tyranney des Tarquinius so schrecklich als möglich zu machen. Die Handlung ist ohne Interesse. Die Kraft des Dichters hat sich an Tiraden über die Abscheulichkeit des Königthums, des Aberglaubens und ähnlicher Topiks erschöpft.

Mehr theatralisches Verdienst hatte die Oper des Cousin Jaques, Toute la Grèce, die unter dem Titel eines patriotischen Gemähldes aufgeführt wurde. Philipp von Mazedonien unternimmt einen Krieg, um das freye Griechenland zu unterjochen; aber man beschließt einen muthigen Widerstand zu leisten. Ueberall erblickt man die Geschäftigkeit des Volks in den Zurüstungen zum Kriege. Die Heere von zwölf Hauptstädten kommen an dem bestimmten Orte zusammen; jedes mit seiner Fahne, die mit einer republikanischen Inschrift versehen ist. Alles ist mit dem lebhaftesten

En-

Enthusiasmus erfüllt, und selbst die Kinder sind für das Vaterland zu sterben bereit. Philipp schickt einen Gesandten; man will ihn nicht hören; er thut Friedensvorschläge; man will keinen Frieden mit einem Könige haben. Das allgemeine Geschrey aller Verbündeten Krieg! Krieg! beschließt das Stück.

Das Decret des National-Conventes, durch welches alle Republikaner ersucht werden, sich als Brüder zu dutzen, gab dem fruchtbaren Dorvigny die Idee zu einer Comödie, welche im Anfange des Jahres, unter dem Titel: La parfaite Egalité auf die Bühne gebracht wurde. Francoeur, ein reicher Mann, aber ein vortreflicher Patriot, bringt das angezeigte Decret in seinem Hause in Ausübung; er fordert von seinem Gärtner, daß er ihn dutzen solle, und die Bedenklichkeiten, welche dieser dabey findet, ziehen eine Erklärung nach sich, die dem Gärtner das Vernünftige dieser neuen Einrichtung begreiflich macht. Nicht jedermann denkt wie Francoeur; mehrere mißbilligen diese neue Einrichtung; niemand mehr, als Gourmé, ein ehemaliger Parlamentsrath, dem Francoeur seine Tochter ohne hinlängliche Ueberlegung versprochen hat. Francoeurs Tochter liebt ihren Bräutigam nicht; sie hat sich mit ihm aus Ehrerbietung gegen den Willen ihres Vaters versprochen; aber ihr Herz gehört dem Bürger Felix an, einem Commis ihres Vaters, der sich unter der ersten Requisition befindet. Eine Wunde nöthigt ihn zurückzukehren; er kömmt zu Francoeur, um sich zu erkundigen ob

er wieder in seinen vorigen Platz eintreten könne. Zu seinem großen Schrecken erfährt er, daß Adelaide, welcher er seine Leidenschaft aus Delikatesse verborgen hat, mit Gourme' versprochen ist, und beschließt, das Haus zu verlassen. Adelaide sucht ihn zurückzuhalten und diese Situation führt eine gegenseitige Erklärung herbey. Francoeur sieht ein, daß er einen zu raschen Schritt gethan habe, findet sich mit Gourme' ab und verheyrathet die beyden Liebenden. Die Handlung ist geschickt angelegt und vertheilt; und wird durch eine Menge artiger Details belebt. Eine interessante Scene ist die, in welcher Francoeur, der mit Felix und Adelaidens gegenseitigen Verhältniß noch ganz unbekannt ist, beyde nöthigt, das Decret in Ausübung zu bringen und die neue Sitte durch den Bruderkuß zu bekräftigen.

Der Entschluß eines jungen Menschen, sich mit seiner Geliebten zu verheyrathen und gleich darauf mit der ersten Requisition abzureisen, macht den Inhalt des Mariage patriotique; die Verheyrathung einer abergläubischen Gouvernante mit einem Priester, ist der Gegenstand einer pièce en Vaudeville, L'interieur d'un Ménage républicain von Chastenet, (ehemals Puysegür) welche nicht blos um ihres Stoffes willen Beyfall erhielt.

Einen neuen erwünschten Stoff erhielten die dramatischen Dichter durch die Räumung von Toulon; eine Begebenheit, deren großes Interesse durch so manche begleitende Umstände noch vermehrt

mehrt wurde. Fast alle Theater kündigten Stücke an, welche diese Begebenheit vorstellten, oder doch eine Beziehung darauf hatten, und diejenigen, welche nicht das Verdienst, die ersten zu seyn, erringen konnten, suchten den Beyfall durch Theaterprunk davon zu tragen. Von dramatischem Werthe konnte selten die Rede seyn.

Der Verfasser der Mort d'Abel, ein junger Dichter Légouvés, erregte durch ein neues Trauerspiel: L'Epicharis, Tragédie en cinq actes, Erwartung von seinem Talente. Der Stoff ist zum Theil aus der Geschichte genommen, aber diese ist in einem so hohen Grade verunstaltet, daß man sie nur in den Namen der handelnden Personen wiederfindet. Epicharis unternimmt es, die Grausamkeiten und Ausschweifungen des Kaisers zu bestrafen; der Zufall bringt sie mit Piso zusammen, welcher von gleichen Gesinnungen beseelt ist: beyde beschließen noch mehrere Gutgesinnte mit sich zu vereinigen. Unter andern gewinnt sie den Dichter Lucan, der, selbst mit Gefahr sein angefangenes Gedicht unvollendet lassen zu müssen, der Verschwörung beytritt. Proculus, ein verschmähter Liebhaber der Epicharis, hat sie belauscht, und theilt dem Kaiser seine Entdeckung mit. Nero läßt die Epicharis gefangen nehmen und überträgt dem Piso, als Consul, die Untersuchung. Epicharis erklärt ihren Ankläger für einen Verläumder, aus welchem die Eifersucht spricht. Proculus kann keine Beweise vorbringen, und wird zum Tode verurtheilt. Nero behält indeß seinen Verdacht bey und es werden An-

zeigen gemacht, die ihn darinne bestärken. Die Verschwornen versammeln sich bey dem Consul: Nero überrascht sie und läßt sie gefangen nehmen. Epicharis wird zum Tode geführt; das Volk empört sich und setzt den Kaiser ab. Dieser flieht und verbirgt sich halb nackt in einem unterirdischen Gewölbe, wo er den Senatsbeschluß vernimmt, der ihn verurtheilt, unter der Geißel eines langsamen Todes zu sterben. Er versucht es, sich zu tödten; aber es fehlt ihm an Muth. Endlich ermordet ihn sein Freygelassener, der einzige Mensch, welcher ihm treu geblieben ist. Die Handlung schleicht durch die drey ersten Acte, in denen nichts geschieht, was nicht beym Anfange des vierten hätte vorausgesetzt werden können. Einige Charaktere sind schwach und unwahrscheinlich. Lucan thut bey der Verschwörung nichts, als daß er seinen Oheim Seneca dazu einladet. Der Dichter hat die Mängel der Anlage so viel als möglich durch neue Details und das Colorit seines Styls zu verbergen gesucht. Am vollkommensten entwickelt sich sein Genie in dem fünften Act. Den größten Theil desselben nimmt ein meisterhafter Monolog des Nero ein. Der Styl ist durchgängig einfach ohne Trivialität; erhaben ohne Schwulst. Die Verse sind wohlklingend und reich an Gedanken.

Claudine ou le petit Comissionaire, comédie en un acte, par Deschamps. Der Stoff ist aus einer Novelle des Ritter Florian entlehnt, aber mit vieler Feinheit und Kunst bearbeitet. Die Charaktere sind treffend gezeichnet und soweit

ent-

entwickelt, als die Handlung erforderte und der enge Raum Eines Aktes erlaubte. Die Situationen sind zum Theil rührend, zum Theil belustigend, ohne daß doch die eine dieser Eigenschaften der andern nachtheilig würde. Der Ausdruck ist einfach, aber gewählt. Ohnerachtet der Mangelhaftigkeit der Musik, erhielt dieses kleine niedliche Schauspiel ungetheilten Beyfall.

Phrosine et Mélidore. Comédie en trois actes par Arnaud. Nach Bernards bekanntem Gedichte. Die Scene ist in Messina. Phrosyne hat zwey Brüder, welche aus verschiednen Ursachen ihre Verbindung mit Melidor, ihrem Geliebten, nicht zugeben wollen. Dem ältern dünkt dieser Liebhaber nicht vornehm genug; der jüngere ist selbst in seine Schwester verliebt. Die beyden Verliebten halten heimliche Zusammenkünfte; der ältere Bruder überrascht sie, greift wüthend den Geliebten seiner Schwester an und wird tödtlich verwundet. Melidor flieht; der jüngere Bruder verfolgt ihn und schwört, den Ermordeten zu rächen. Dieser erste Akt ist überflüßig; der zweyte ist unwahrscheinlich. Melidor ist von seinen Freunden auf eine Insel gebracht worden, die nur durch einen schmalen Canal von Messina getrennt ist. Er sucht hier einen Einsiedler auf, dessen Heiligkeit und Kenntnisse in ganz Messina berühmt sind. Dieser ist eben zu rechter Zeit gestorben, um den letzten Dienst von Melidor zu erhalten und ihm seine Kleidung nachzulassen. Kaum hat sich dieser in den

Eremiten verwandelt, als Phrosynens Bruder erscheint und ihm meldet, daß seine Schwester im Begriff ist, ihm einen Besuch zu machen. Er bittet ihn alles aufzubieten, um sie von ihrer Leidenschaft für Melidor zu heilen. Phrosyne erscheint und erkennt ihren Geliebten; sie nennt ihn; aber ihr Bruder glaubt, daß ihr, in dem Wahnsinne der Leidenschaft, der geliebte Name entschlüpft sey. Er läßt sie mit dem Eremiten allein, und beyde nehmen in einer langen Scene die Abrede, daß Phrosyne des Nachts über den Canal schwimmen und sich in der Einsiedeley einfinden soll. Mit dem dritten Acte nimmt die Handlung ihren wahren Anfang. Melidor zündet auf einem Berge eine Fakel an, die seiner Geliebten zum Signal dienen soll. Seine bekümmerte Situation ist sehr gut dargestellt. Julius ist Phrosynen nachgegangen; er hat gesehn, daß sie sich in das Meer stürzte und ist ihr auf einem Nachen gefolgt. Schon streckt er die Hand nach ihr aus, als sie Melidors Namen nennt. Wüthend überläßt er sie ihrem Schicksal. Aber einen Augenblick darauf gereut es ihm, den Tod seiner Schwester beschleunigt zu haben; er begiebt sich zu dem Einsiedler und beichtet ihm sein Verbrechen. Melidor ist außer sich und eilt auf den Felsen, wo er bey dem Leuchten der Blitze etwas umher treiben sieht. Es ist Phrosyne, die sich seit dem Anfange des Aktes auf dem Canal befindet. Melidor stürzt sich hinab, ergreift sie und stärkt ihre Kräfte. Alles dieses trägt sich hinter einem Felsen zu, den endlich ein Donnerschlag um-

stürzt,

stürzt, worauf man die beyden Liebenden schwimmen sieht. Sie kommen glücklich an das Land, und da sich Julius in der Zwischenzeit gebessert hat, setzt sich ihrer Verbindung nichts mehr in den Weg. Der fehlerhaften Anlage ungeachtet, verschafften die pathetischen Scenen, einige gut behandelte Situationen, die reine Sprache und die vortrefliche Musik, diesem Stücke eine so günstige Aufnahme, als seit langer Zeit keine Operette gefunden hatte.

Eine Operette von Valcour La discipline républicaine, in welchem einige Scenen aus dem Vendee-Kriege vorgestellt wurden, hat wenig anderes Verdienst, als das ihm die Zeitumstände gaben. Räubereyen, Verhöre, Hinrichtungen, und was noch sonst an der Ordnung des Tages war, erhielt immer den aufrichtigen Beyfall der Tyrannen und den erzwungenen der Unterdrückten.

Man hatte Rousseau's Tod auf die Bühne gebracht; jetzt kam auch die Reihe an die Geschichte seiner Kindheit: L'Enfance de Jean-Jacques Rousseau, comédie en un acte, mêlée d'ariettes, par Andrieux. Der Verfasser hat zufolge des ihm als Dichter zustehenden Rechtes, den jungen Rousseau so dargestellt, wie jeder ihn denken wird, der die Schriften dieses Mannes gelesen hat, aber das Gemälde nicht kennt, das R. selbst von seiner Jugend aufstellt. Er befindet sich noch in seinem väterlichen Hause, unter den Augen der guten Tante, deren Lieder er so sehr liebte, und die ihm

ihm den ersten Geschmack an der Musik einflößte. Die Begebenheit selbst, welche den Inhalt des Stückes ausmacht, ist von des Verf. eigner Erfindung. Er erdichtet, daß sich Rousseau dem Studio der Philosophie mit Eifer widme und von Zeit zu Zeit, unter dem Namen des Censor Cato, Briefe in ein Journal einrücken läßt, deren Kühnheit groses Aufsehn erregt. Ein geiziger, neidischer Verwandte findet das Manuscript des einen dieser Briefe, hält Rousseaus Vater für den Verfasser und giebt ihn bey der Regierung an. Ein Rathsherr, ein Freund des Vaters, hat Verdacht auf den Knaben; er sucht ihn auszuforschen, aber dieser leugnet standhaft. Jetzt kömmt die Nachricht, daß man einen Verfasser angegeben habe und daß dieser in Gefahr schwebe. Sogleich ruft der Knabe aus: S'il y a du mal à avoir publié ces lettres, c'est moi qui l'aie fait. Jedermann ist erstaunt und besorgt. Aber die Regierung ist weit entfernt in Rousseaus Briefen die gefährlichen Grundsätze zu finden, welche die Bosheit ihnen angedichtet hat, sondern erkennt dem Verfasser derselben eine Bürgerkrone zu. Das Stück ist mit Leichtigkeit, Geist und Geschmack geschrieben. Die Musik gefiel um desto mehr, da sie geflissentlich an Rousseaus eigne Compositionen erinnerte. Unter den angehängten Couplets, die sich sämmtlich auf Rousseaus Verdienste bezogen, zeichneten sich folgende aus:

C'est lui dont la raison sublime
De l'homme appercevant les droits,

Du

Du vrai pouvoir des ſages lois
Montra la ſource légitime;
Plein de ces écrits éloquens,
Qui font abhorrer l'eſclavage,
Nous aurons par notre courage
Commencé des deſtins plus grands
Pour nos enfans.

C'eſt lui qui montrant la culture
Que l'on doit à nos prémiers ans,
A ſu ramener nos parens
Au doux inſtinct de la nature.
Pour prix des ſoins les plus touchans,
Les femmes, nourrices et mères,
Ont les careſſes les plus chères,
Et les premiers embraſſemens
De leurs enfans.

Il voulait changeant nos ſpectacles,
A la vertu les conſacrer;
Il voulait y voir célèbrer
De la liberté les miracles.
Nous avons fait ces changemens;
Nos théâtres jadis frivoles,
Déſormais ſeront des écoles
Pour nos enfans.

Mit vielem Beyfall ſpielte man: Les vrais Sansculottes von Réſicourt. Eine Reihe edler Handlungen eines gemeinen Schiffers, der ein Muſter von Gutmüthigkeit und Großmuth iſt, machen den Inhalt deſſelben aus. Man erwartet ſchon, daß ein reicher Mann, der von allen dem das Gegentheil iſt, mit ihm in Contraſte ſteht.

Der

Der erstere wird von der Municipalität belohnt; der andere wird wegen eines Unterschleifes in Verhaft genommen und bestraft.

Rose et Picard ou la suite de l'Optimiste, comédie en un acte, et en vers, de Collin Harville. Fabre d'Eglantine hatte in der Vorrede zum Philint den Verfasser wegen des Optimisten, als eines unmoralischen Charakters, angegriffen. Dieses Stück enthält seine Vertheidigung. Plinville, der sich seit der Revolution Agathon nennt, hat sein System nicht geändert; aber sein Charakter hat sich von allen Flecken des Egoismus gereinigt. Auch noch jetzt findet er alles gut, nicht weil er sich selbst auf seinem Landsitze wohlbefindet, sondern weil er das Reich der Freyheit gegründet sieht, wodurch er in der Meynung bestätigt wird, daß in der Welt alles gut sey. Eine ganz entgegengesetzte Wirkung bringt die Revolution bey seiner Gemahlinn hervor. Mit Mißvergnügen sieht sie die Aufhebung der Stände und die Vernichtung alles dessen, was der Eitelkeit schmeichelt. Sie will nicht zugeben, daß ihre Pflegetochter, die sanfte Rose, den Sohn ihres alten Schweizers, Picard, heyrathe. Endlich aber muß sie doch dem Verlangen ihres Gemahls und des Freundes vom Hause, Morinval, der nicht mehr ein so bittrer Tadler wie vordem ist, nachgeben. Picard heyrathet Rosen, deren Hand er durch mehrere Feldzüge verdient hat. Die Anlage der Handlung ist nicht gemacht, ein sehr lebhaftes

In-

Interesse hervorzubringen; aber das frische Colorit einiger Gemälde, die fließende und angenehme Schreibart, und eine gewisse Anmuth, die sich über das Ganze verbreitet, verschafft ihm Beyfall.

In der Mitte des Jahres beschäftigten einige neue Ereignisse fast alle Theater. Agricola Viala, ein Knabe von dreyzehn Jahren, aus Avignon, hatte sich einem Heere von Aufrührern, das über die Dúrance zu gehen drohte, allein entgegengesetzt, und ein Tau zu zerhauen unternommen, an welchem die Schiffbrücke hing. Er hatte bey diesem Unternehmen den Tod gefunden. Der National-Convent decretirte ihm die Ehre der Apotheose, die mit einem heroischen Feste verbunden war, zu welchem der Mahler David den Plan entwarf. In Versen und Prosa wurde der Held der Dúrance gepriesen und man brachte seine That bald mit mehr, bald mit weniger Zusätzen auf die Bühne. Dieselbe Ehre wurde den jungen Barra zu Theil. Es ist bekannt, daß dieser Knabe von den Royalisten in der Vendee getödtet wurde, nachdem er seinen Muth und seine Anhänglichkeit an die Republik bis auf den letzten Hauch bewährt hatte. An dem nämlichen Tage stellte man auf dem Theater der komischen Oper seine That, und auf dem Theater der rue Feydeau seine Apotheose vor. Der Verf. des ersten Stückes zeigt das Innere der Familie des jungen Barra, die dieser zum Theil durch seinen Sold erhält. Die Royalisten greifen an, Barra rückt aus, und nun erfolgt alles, einige

Zu-

Zusätze ausgenommen, wie es wirklich geschehn war. — Die Apotheose ist mit einer kleinen Intrigue verbunden, in welcher ein Muscadin lächerlich gemacht wird, der seinen Patriotismus durch eine Heyrath mit Barras Schwester zu bewähren sucht.

Nachdem der National-Convent das Daseyn Gottes decretirt und dem höchsten Wesen ein Fest gefeyert hatte, an welchem die Ehrfurcht gegen dasselbe den kleinsten Antheil hatte, überreichten mehrere Dichter dem Ausschusse des öffentlichen Unterrichtes Schauspiele, in welchen dieser Gegenstand dramatisch bearbeitet war. Mit Recht verwarf der Ausschuß diese ephemerischen Kinder des Augenblicks und benutzte die Gelegenheit den dramatischen Dichtern einige treffende Wahrheiten einzuschärfen. „Wenn man, sagt er in seinem Berichte, die neuesten Produkte unsrer dramatischen Dichter auch nur von Seiten der Politik betrachtet, so muß man eingestehn, daß ihr Zweck weit mehr dahin geht, den Geschmack des Augenblickes, als die öffentliche und unveränderliche Denkungsart zu fassen; mehr nachzuahmen als zu erschaffen, und endlich einen zufälligen Beyfall durch die Wirkung der Umstände zu erbeuten. — Es giebt eine Menge von Schriftstellern, welche ohn' Unterlaß auf die Ordnung des Tages lauern; sie kennen das Costume und die Farbe der Zeit; sie wissen auf ein Haar, wenn man die rothe Mütze aufsetzen und wenn man sie wegwerfen muß. Ihr Genie erfin-

det

det Belagerungen, erobert Städte, ehe unsere braven Soldaten die Laufgräben eröffnet haben; und in diesem Echo's cursirender Ideen darf man nicht fragen, ob auch nur das aufgenommen worden sey, was eine Aufnahme verdiente; alles was eben gefällt, dünkt ihnen nützlich. Hieraus aber entspringt die gänzliche Verderbtheit des Geschmacks, die Herabwürdigung der Kunst. Während das Genie die Werke seines Nachdenkens in ein dauerndes Erz gräbt, raubt die Mittelmäßigkeit, unter der Aegide der Freyheit versteckt, den Triumph eines Augenblicks und bricht ohne Mühe die Blumen eines ephemerischen Beyfalls."

* * *

La Bizarrerie de la fortune ou le jeune philosophe, comédie en cinq actes et en prose, par Loaisel Tréogat. Ein Intriguenstück voll unzusammenhängender Ereignisse, die weder aus der Handlung noch aus den Charakteren entspringen. Die komischen Details in demselben sind nicht neu. Indeß wurde das Stück doch mit Vergnügen gesehn, und gefiel hauptsächlich wegen des Hauptcharakters und der natürlichen, den Personen angemessenen Sprache. Es verdient bemerkt zu werden, daß sich der Verfasser aller Anspielungen auf Zeitbegebenheiten enthalten hat.

Les épreuves du républicain ou l'amour de la patrie, comédie en trois actes. Eine tugendhafte Magistratsperson in einer von den Alliirten belagerten französischen Stadt, in wel-

welcher Verräther des Vaterlandes ihr Spiel treiben und durch Verläumdungen und aufrührerische Reden dem Feinde in die Hände arbeiten, ist die Hauptperson dieses Stückes, das sich, bey allen den Kanonaden, Gefechten und Feuersbrünsten, die darinne vorkommen, doch nicht über das mittelmäßige erhebt. Man bemerkte nur einen vorzüglich glücklichen Zug. Die Stadt ist zu Grunde gerichtet, aber der Feind wird zurückgeschlagen. Der Maire ruht auf den Trümmern aus; seine Frau und Kinder umgeben ihn, und beklagen das Schicksal der unglücklichen Stadt: Ils ne nous restent plus que des débris, rufen sie aus. Du moins ils sont à nous, antwortet der Maire.

Rose et Aurèle, comédie en un acte, von Picard. Ein Landmädchen zieht einen Liebhaber mit einem Arme und einem Auge — das andere und den andern Arm hat er in der Vertheidigung seines Vaterlandes verlohren — einem Muscadin vor. Der Stoff, einige Arien und die gute Musik verschaffte dieser kleinen Operette Beyfall.

Le Montagnard ou l'Ecole de la bienfésance, petite comédie, mêlée de Vaudevilles, von Pujouls. Ein ehrwürdiger Bürger von Paris gibt den Auvergnern, die in Paris von niedrigen und mühsamen Geschäften leben, freyen Unterricht. Er verliehrt eine Rente, von welcher er bisher gelebt hat, muß seine Schule aufgeben

und in sein Vaterland zurückkehren. Die Liebe seiner Schüler zu ihm, ihre Theilnahme an seinem Verluste, die Anerbietungen, die sie ihm machen, geben zu einigen rührenden Scenen Veranlassung. Jetzt bekömmt der rechtschaffene Alte die Nachricht, daß einer seiner Schüler, der in gute Umstände gekommen ist, ihm sein Vermögen vermacht hat. Er kann nun in Paris bleiben und seine Schüler noch länger durch seinen Unterricht erfreuen. Das Gefühl, welches der Dichter zeigt, gibt dem an sich wenig bedeutenden Stoffe Interesse.

Nachdem der 9te Thermidor dem Schreckenssystem ein Ende gemacht hatte, brachte Chenier seinen Timoleon auf die Bühne, der schon vor langer Zeit angekündigt worden war, aber unter der Tyranney des Sicherheits-Ausschusses, welcher nichts so sehr als das Bild der Freyheit fürchtete, nicht zur Aufführung gelangen konnte. Zwar kam es am 19ten Floreal zu einer Hauptprobe; aber in der Scene, in welcher Timophanes die Krone empfängt, ohne daß sich das Volk dagegen erhebt, rief Julien aus: „Wenn es in Korinth nur Einen Timoleon giebt, so giebt es in Paris eben so viel Feinde des Königthums, eben so viele Timoleons als es Sanscülotten giebt. Es wäre eine Beleidigung für alle rechtschaffnen Sanscülotten, wenn man dieses Stück aufführen lassen wollte.“ Chenier kannte die Gefahr, die ihm nach einem solchen Urtheile drohte, und beschloß sich durch den Schein einer patriotischen Aufopferung

rung — der größten, die wohl von einem Dichter erwartet werden kann — ein Verdienst zu machen. Er begab sich in den Sicherheits-Ausschuß; verbrannte seine Handschrift und bat, daß man diese patriotische Handlung zum Protocoll nehmen möchte. Die Folge lehrte, daß die Aufopferung nicht so groß war, als sie schien. Der kluge Dichter hatte eine Abschrift zurückbehalten *).

Timoleon ist beym Anfange der Handlung von Korinth abwesend. Sein Bruder Timophanes hat diese Abwesenheit benutzt, die Oberherrschaft an sich zu reißen. Antikles unterstützt ihn; aber in dem Augenblicke, wo der entscheidende Streich gethan werden soll, kömmt Timoleon mit seiner siegreichen Flotte von Syracus zurück. Er zieht triumphirend in Korinth ein, und seine Soldaten und das Volk feyern den neuen Sieg der Republik. Timophanes wankt in seinem Entschlusse; aber sein Freund spricht ihm Muth ein und er beschließt, seine Plane zu verfolgen, um seine Freunde nicht der Rache der Vertheidiger des Volkes auszusetzen. Timoleon sucht seinen Bruder auf, führt ih. an das

*) Juliens vierzehnjähriger Sohn verfertigte auf das Verbot der Aufführung des Timoleon folgendes Impromptû:

Au théâtre français Timoléon revit;
Il hésite à frapper un despote profane.
Le parterre s'indigne, et d'un trépas subit
Timoléon tombe avant Timophane.

das Grab seines Vaters und ruft ihm die Lehren, die sie auf dem Sterbebette von ihm empfangen, die Eidschwüre, die sie ihm geleistet, ins Gedächtnis zurück. Timophanes verspricht, dem Vaterlande und der Freyheit treu zu bleiben. Ihre Mutter, Demariste, kömmt hinzu und läßt sie gegenseitig eine unverbrüchliche Eintracht schwören. Nachdem dieses geschehn ist, tritt Timoleon in der Volksversammlung auf, giebt von seiner Amtsverwaltung Rechenschaft und legt seine Stelle in die Hände der Obrigkeit nieder. Diesen Augenblick benutzt Ortagoras, ein rechtschaffner Greis, um dem Volke anzuzeigen, daß die Freyheit Korinths in Gefahr sey; daß sich eine Parthey in der Stadt befinde, welche dem Volke einen Herrn geben wolle. Antikles tritt gegen den Ortagoras auf und behauptet, daß man die Macht der Regierung mehr concentriren müsse, um den Gesetzen eine größere Energie zu geben. Timoleon vertheidigt die Volksmacht. Timophanes giebt die wärmsten Versicherungen seiner Anhänglichkeit an die Republik. Das Volk legt durch wiederholte Ausrufungen und einen Chorgesang seinen Patriotismus und seinen Haß gegen die Tyrannen an den Tag.

Timophanes ehrgeizige Plane erfüllen seine Mutter mit Besorgnissen. Sie bietet alle ihre Beredsamkeit auf, ihn davon abzubringen. Er verspricht was man verlangt; trägt aber gleich darauf seinem Bruder einen Theil der Herrschaft an, wenn er ihn in seinem Unternehmen unterstützen will. Timoleon hat einen Brief des Tyrannen Dionysius

an seinen Bruder gesehn, welcher ein Einverständniß zwischen beyden voraussetzt; er überhäuft ihn mit Vorwürfen und will ihn nöthigen, nicht nur seinem sträflichen Vorhaben zu entsagen, sondern es öffentlich zu bekennen und seine Mitverschwornen anzuzeigen. Timophanes verwirft diesen Vorschlag mit Verachtung; er flieht von seinem Bruder und fällt unter dem Dolche des Ortagoras, der ihn erwartet. Das Volk erfüllt den Platz, bezeigt seine Freude über den Fall der Verschwornen und feyert seine Freyheit mit Gesängen. Timoleon besteigt ein Schiff, um den Tyrannen von Syracus vom Throne zu stoßen. — Man bemerkt leicht, daß diese Handlung nicht sehr fruchtbar ist. Sie hat im Grunde nur eine Scene: Timoleon sucht seinen Bruder von seinem sträflichen Vorhaben abzubringen, und da dieses vergeblich ist, überliefert er ihn dem Tode. Alles übrige ist nur Mittel die Handlung auszudehnen; trägt aber weder zu dem Interesse, noch der Wahrscheinlichkeit desselben, das mindeste bey. Das Stück blieb daher weit unter der Erwartung des Publikums, und nicht einmal die glänzenden Details, die starken, häufig eingestreuten Gedanken konnten den wesentlichen Mangel verbergen. Auch die Charaktere sind nicht tadellos. Timophanes Unbestimmtheit macht ihn zu einem Helden der Tragödie ungeschickt. Die Ehrfurcht, mit welcher er seine Mutter behandelt, und das Andenken seines Vaters feyert, giebt ihm ein gewisses Interesse, das dem Interesse der Handlung zuwiderläuft. Son-

der-

derbar ist es, daß er von dem Gegenstande seiner eifrigsten Wünsche mit einer unwahrscheinlichen Verachtung spricht. Als Antikles in ihn dringt, seinem Vorhaben nicht zu entsagen, antwortet er ihm: ne crains rien, je resterai coupable. Ein andermal sagt er: er scheue sich um die Stirne seiner Mutter die feyerliche Schmach des Diadems der Tyrannen zu knüpfen (Du bandeau des tyrans l'opprobre solemnel.) Die eingewebten Chöre thaten keine sonderliche Wirkung.

Timoleon erschien um dieselbe Zeit auch auf dem Theater der Oper, in der Geschichte des vertriebenen Dionysius: Denis le tyran, Maître d'Ecole à Corinthe; paroles de Silvain Maréchal. Der vertriebene Tyrann hält unerkannt Schule zu Korinth, und ist auch hier ein Tyrann. Man erkennt ihn endlich an einem Diadem, das er mitgebracht hat und bringt diese Entdeckung bey der obersten Magistratsperson an. Dieses ist Timoleon. Er verurtheilt den durch ihn selbst unschädlich gewordnen Feind mit Ruthen gehauen zu werden, und das Volk tanzt. Diese empörende Handlung hat nicht einmal das Verdienst einer geschickten Anlage. Der komische Effekt ist ganz verfehlt.

Le Bienfait de Loi ou le double divorce. Comédie en un acte par Forgeot. Eine verständige Frau von funfzig Jahren ist mit einem jungen Manne verheyrathet. Sie begreift, daß er sie nicht lieben kann, und da sie entdeckt,

daß er die junge Frau eines alten Geizigen liebt, verhilft sie ihm durch eine doppelte Ehescheidung zu dem Besitze seiner Geliebten. Man tadelte in diesem kleinen Stücke den Leichtsinn, mit welchem eine ernsthafte Sache behandelt war, und lobte den Witz, den der Verfasser in der Ausführung gezeigt hatte.

Man fing jetzt wieder an, auf einigen Theatern Trauerspiele von Voltaire und Corneille zu geben, die zur Zeit der Schreckensregierung von denselben verbannt gewesen waren. Mahomet und die Horazier hatten großen Zulauf. Allgemeine Bewegung erregten in dem erstern Stücke die beyden Verse:

Exterminez, grands Dieux, de la terre où nous sommes
Quiconque avec plaisir répand le sang des hommes.

In den Horaziern ließ man den fünften Akt weg, um den Zuschauern den Anblick eines Königes zu ersparen.

Eine edle Handlung jener traurigen Zeiten wurde fast auf allen Theatern, bald als Drama, bald als komische Oper, bald als Pantomime, vorgestellt. Cange, der Commissair des Gefängnisses von St. Lazare, hatte von einem der Verhafteten den Auftrag erhalten, seiner Frau Nachricht von ihm zu ertheilen; er erfüllt diesen Auftrag, findet die Frau in der größten Dürftigkeit und giebt ihr eine Summe

me Geldes, die er von ihrem Manne erhalten zu haben vorgiebt. Hierauf kommt er wieder zu dem Manne und bringt ihm eben so viel, als ein Geschenk von seiner Frau. Der 9te Thermidor befreyt den Gefangenen und entdeckt die großmüthige Handlung des Commissairs. Das Lyceum der Künste hatte dieselbe in einer seiner Sitzungen bekannt gemacht; Sedaine hatte sie in Versen gepriesen; Games, Armand, Villiers, Marsollier, und in der Folge noch mehrere, bearbeiteten sie für die Bühne, indem jeder die Nebenumstände so einrichtete, wie er glaubte, daß sie die meiste Wirkung hervorbringen würden. Die genannten Dichter mischten einen falschen Freund ein, der eine ziemlich überflüssige Rolle spielt. Die Zufriedenheit, welche das Publikum bey der Aufführung dieser Stücke zeigte, mußte fast ganz auf die Rechnung des Mannes geschrieben werden, der den Stoff zu denselben gegeben hatte. Dieser war, auf Ersuchen der Schauspieler, bey den ersten Vorstellungen gegenwärtig, und wurde, nachdem er sich selbst hatte spielen sehn, auf die Bühne gerufen, um dem Parterr auch durch seine Person zum Schauspiel zu dienen.

Die unter den Damen eingerissene Mode, blonde Perücken zu tragen, wurde in einem muntern Stück von Picard angegriffen: La Perruque blonde, ein Titel, der allein schon hinreichend war, eine große Menge Zuschauer herbeyzuführen. Der Inhalt ist aus einer Erzählung entlehnt. Ein

liebenswürdiges Mädchen, das, durch den Strom der Mode hingerissen, einen rechtschaffenen Liebhaber vernachlässigt, wird durch die Ironie dieses Liebhabers und ihres Onkels, welcher die brünette Nichte in ihrer blonden Perrücke nicht zu erkennen vorgiebt, von ihrer Thorheit geheilt. Die Handlung ist nicht sonderlich angelegt; aber die Ausführung hat die geistreiche Munterkeit, welche Picard's Arbeiten charakterisirt. Indeß war die erste Vorstellung außerordentlich stürmisch. Jeder verunglückte Scherz, jede gedehnte Stelle wurde mit einer Strenge, von welcher man sich längst entwöhnt zu haben schien, vorzüglich von dem weiblichen Theile des Parterrs, welcher seine geliebteste Mode angegriffen sah, bemerkt und gerügt.

Les plaisirs de l'hospitalité, von Piis. Eine der gefälligsten Arbeiten dieses Dichters. Der Holzhauer Simon und sein Sohn Simonet sind beschäftigt, eine hohe Eiche zu fällen, welche ihre Wohnung den Augen der Reisenden verbirgt. Indem der Baum fällt, reitet Isabelle auf einem Esel, der ein Kästchen mit Assignaten trägt, vorbey, und vor ihr geht Isabeau, die Mutter des Mädchens. Der Esel erschrickt und nimmt die Flucht. Simon und sein Sohn trösten die weinende Mutter, gehen dem flüchtigen Esel nach und bringen ihn zurück. Simon bewirthet hierauf seine Gäste im Mondenschein und läßt sie dann in seinem Hause schlafen. Die handelnden Personen erschei-

erscheinen der Reihe nach am Fenster und singen ihr Couplet. Der Alte singt:

Puisqu' aujourd' hui j'ai pû remplir ma tâche
De bienfaisance et d' hospitalité,
Après avoir travaillé sans relâche
Je vais dormir avec tranquillité.
Offrir l'asile à des âmes sensibles,
A son profit c' est être généreux;
Et l' homme aurait toutes ses nuits paisibles,
Si tous les jours il faisait des heureux.

Le Hableur ou le Chevalier d'industrie. Comédie en trois actes et en vers. Die Hauptperson, ein feiner, zuversichtlicher Betrüger findet Zutritt bey Orgon, einem reichen Manne, dessen Vermögen aber in Unordnung gerathen ist. Orgon liebt die Musik; der Betrüger giebt sich für einen Musiker aus; der Sohn sitzt im Gefängnisse; er verspricht ihn zu befreyen; ein Schuldner, der nicht gleich befriedigt werden kann, bedrängt den Reichen; er will ihn zum Schweigen bringen. Es versteht sich von selbst, daß er keine dieser Versprechungen erfüllt; aber das Lustige ist, daß ein junger bescheidner Mann, welcher Orgons Tochter liebt, alles leistet, was der andre verspricht, und daß sich der Betrüger das Verdienst aller dieser Handlungen zueignet. Dieser Umstand bringt einige komische Situationen hervor, denen man es aber anmerkt, daß sie mit Mühe herbeygeführt sind. Eine der glücklichsten ist die, wo der Betrüger seinem Nebenbuhler eine umständliche Erzählung aller der Dienste macht, die er dem Orgon geleistet haben will, ohne

zu wissen, daß jener Orgons wahrer Wohlthäter ist. Manche Stellen erinnern allzu sehr an Corneillens Menteur, auch ist die Versification nicht immer natürlich und ungezwungen genug.

Cincinnatus ou la Conjuration de Spurius Melius. Tragédie en trois Actes, von Arnault. Der Stoff ist aus dem Livius genommen. Spurius Melius geht damit um, sein Vaterland zu unterjochen und will zu dieser Absicht die Gunst des Volkes mißbrauchen, die er sich durch mehrere patriotische Handlungen erworben hat. Cincinnatus, welcher zweymal den Pflug verlassen hat, um die Feinde zurückzuschlagen, eilt jetzt nach Rom, um die Verrätherey des Melius anzuzeigen. Er entdeckt seine Absicht dem Servilius, einem jungen Mann von reinem Herzen, welcher nur mit Mühe dem Verdachte gegen einen Freund Raum giebt, dessen Tochter, Emilie, er liebt. Im zweyten Akte sieht man den versammelten Senat. Cincinnatus tritt auf und klagt den Melius an; Servilius vertheidigt ihn; bald darauf erscheint Melius selbst. Seine eigne Vertheidigung ist schwach und unbefriedigend, und da er sich durchaus nicht entschließen will, durch ein freywilliges Exil die Besorgnisse der Patrioten zum Schweigen zu bringen, steigt der Verdacht gegen ihn. Er verläßt die Senatssitzung mit einer Appellation an das Volk. Der Senat überträgt dem Cincinnatus die Diktatur. — Im dritten Akte entdeckt Melius sein Vorhaben; er versammelt das

Volk,

Volk, klagt die Patrizier an und begiebt sich unter den Schutz des Volkes. Er hegt die Absicht, das Haus, in welchem er einen großen Vorrath von Getraide aufbewahrt hat, anzuzünden und die Patrizier dieser Handlung zu beschuldigen. Er theilt dieses Projekt seiner Tochter mit; und ohnerachtet diese ihr Entsetzen darüber gar nicht verbirgt, vertraut er ihr dennoch den Plan der Verschwörung und ein Verzeichniß der Verschwornen an. Servilius, welchen der Diktator zum General der Reiterey ernannt hat, kömmt an, um sich des Melius zu bemächtigen. Dieser sucht ihn zu verführen, bietet ihm einen Theil seiner Macht und die Hand seiner Tochter an. Servilius bleibt unbeweglich, und da sich Melius unter einen Haufen von Aufrührern mischt, die sich auf dem Markte versammelt haben, folgt er ihm nach und durchbohrt ihn. Cincinnatus kömmt hinzu; Servilius rechtfertigt seine Handlung, und Emilie erklärt sie für gerecht, ermordet sich aber auf dem Leichname ihres Vaters, nachdem sie vorher dem Dictator die Liste der Verschwornen ausgehändigt hat.

Das Sujet dieses Trauerspiels scheint unglücklich gewählt. Es hat keinen interessanten Moment, der nicht von den Meistern der tragischen Bühne bis zur Erschöpfung benutzt wäre. Auch findet sich nirgends etwas, woran sich das Interesse des Zuschauers knüpfen könnte. Die Freyheit Roms ist auch nicht einen Augenblick in wirklicher Gefahr, und die Verschwörung des Melius scheitert

tert fast in eben dem Moment, in welchem sie unternommen wird. Auch Cincinnatus, der eigentliche Held des Stücks, interessirt weder durch einen hohen Grad bewundernswürdiger Eigenschaften, noch durch Gefahren, denen er ausgesetzt wäre. Weder seine Reden noch seine Handlungen erheben sich über das Alltägliche. Er wird Dictator und seine ganze Macht wird verwendet, einen verdächtigen Mann einzuziehn. — Der Geist der Zeit, in welcher dieses Trauerspiel geschrieben worden ist, zeigt sich in einem Umstande sehr auffallend. In der Geschichte weigert sich Cincinnatus, das Verzeichniß der Verschwornen zu sehn, um nicht allzu viel Schuldige strafen zu müssen. In dem Trauerspiele nimmt er sie an und schickt die Verschworenen sämmtlich auf das Blutgerüst.

Sapho, opéra de la citoyenne Pipelet.

Phaon ist im Begriff, dem Befehle eines Orakels zufolge, die Sappho zu heyrathen; aber die eifersüchtige Geliebte des Alcäus, Damophile, veranstaltet den Tag vor dieser Verbindung eine geheime Unterredung zwischen dem Phaon und der Cleis, die er um der Sappho willen verlassen hatte, und läßt beyde durch angestellte Leute entführen. Die Ceremonie soll ihren Anfang nehmen; Sappho erscheint bey dem feyerlichen Opfer; alles ist bereit, nur Phaon fehlt. Ihre Unruhe steigt bis zum Wahnsinne, da sie erfährt, daß man ihn nicht finden kann. Diese Situation ist mit Geist und Wahrheit ausgeführt.

Les

Les Empiriques ou tout pour la liberté, von Pigault-Lebrun. Ein Stück, dem die Zeitumstände einen großen Zulauf verschafften. Es hat seinen Namen von einem Charlatan, der unter andern Wunderkuren auch die Jacobiner von Burgos von der schwarzen Galle und dem Wahnsinne heilt. Der Inhalt ist höchst unbedeutend; aber die Schreibart ist voll Laune und Munterkeit.

Le Cabaleur, comédie en un acte, mêlée d'ariettes von Le brun-Tossa. Eine veranstaltete Cabale, ein Theaterstück fallen zu machen, ist der Stoff der Handlung. Man bemerkte, daß ein solcher Stoff kein Interesse mehr habe, seitdem das Publikum alles willig annehme, was die Schauspieler ihnen darböten. Ueberdieß sind in diesem Stücke Handlung, Charaktere und Entwickelung, alles gleich mislungen.

* * *

1795.

Die Schauspieler des ehemaligen französischen Theaters verließen ihren alten Wohnsitz in der Fauxbourg St. Germain, den sie ein ganzes Jahrhundert hindurch behauptet hatten, und nahmen, nach vielfältigen Widerwärtigkeiten und großem Verluste, das Theater der Straße Feydeau ein. Hier war von dieser Zeit an das vorzüglichste Schauspiel, und die schöne Welt von Paris

fand

fand sich vorzugsweise in diesem Saale ein, der doch bey weitem nicht alle Bequemlichkeiten darbot, die der alte Saal der französischen Comödie gehabt hatte *).

La Bayadère, ou le Français à Surate. Comédie en cinq actes et en vers libres, de la citoyenne Candeille. Die Verfasserin spielte selbst die erste Rolle in diesem Stücke, dessen Heldin eine Tänzerin ist, die man in Indien Bayaderen nennt. Dieser Umstand schien eine Kühnheit von Seiten der Verfasserin zu verrathen, welche das Publikum nicht verzeihen wollte. Die Vorstellung war außerordentlich stürmisch; jede Schwäche, jeder Fehler wurde mit Strenge gerügt. Die Handlung ist romanhaft und uninteressant; die Schreibart ist ohne Kraft. Auch die glücklichen Situationen thaten keine Wirkung, weil sie zu wenig motivirt waren.

Das Theater der Republik gab nicht lange nach dem Anfange des Jahres eine Fortsetzung des Pygmalion unter dem Titel: Galathée, mélodrame. Pygmaleon hat sich, um die Liebe seiner Gemahlin zu prüfen, in eigner Person an die Stelle eines Apoll gesetzt, und seiner Galathee die Nachricht bringen lassen, er sey todt und ersuche sie, sein letztes Werk, eben den Apoll, dessen Platz

*) s. Sur la décadence du théâtre im Moniteur. 1795. p. 817.

Platz er eingenommen hat, fleißig zu betrachten. Galathee gehorcht und erkennt ihren Gemahl nicht; ja da dieser herabsteigt und sich in ihre Arme wirft, behauptet sie noch immer, er sey nicht Pygmalion, sondern ein Gott, der sie durch diese List verführen wollte. Wie nachsichtig mußte das Publikum seyn, das diese platte Nachahmung nicht gänzlich fallen ließ.

Agathine ou la fille naturelle, comédie en cinq actes et en vers. Ein verwickeltes, romanhaftes, langweiliges Stück, in welchem keine einzige komische oder rührende Situation hervorstach. Der Dialog ist ohne Wahrheit und ein Cento von Sentenzen und Betrachtungen über die Liebe, die Wohlthätigkeit, die Rechtschaffenheit, welche dem Herzen des Verfassers mehr Ehre bringen, als seinem Talent.

Le Défenseur officieux, par Alexandre Duval. Die bekannte Anekdote von einem englischen Richter, der in einer Jury allein die Unschuld eines als Räuber hart angeklagten Mannes vertheidigte, weil er selbst der Räuber war, liegt, mit einigen Veränderungen, dieser Comödie zum Grunde. Hier ist der wahre Verbrecher ein Vertheidiger des Angeschuldigten. Ein Edelmann hatte ihn auf der Jagd beleidigt; sie hatten sich geschlagen, er hatte seinen Gegner getödtet und war nach Amerika geflohn. Er kehrt nach zehn Jahren mit der Hoffnung zurück, daß alles vergessen

sey. Unterdessen war ein Gränznachbar des Erlegten, Dermance, des Mordes angeklagt worden. Die Anzeichen waren stark, und nur eine schleunige Flucht rettet ihn aus der Gefahr. Auch er kömmt nach Amerika, macht die Bekanntschaft des wahren Mörders, Gerval, und verliebt sich in seine Tochter. Gervals Rückkehr nach Frankreich stört seinen Plan, sich mit ihr zu verheyrathen; aber nach Verlauf eines Jahres folgt er ihr nach. Ein unglücklicher Zufall bringt ihn mit dem Bruder des Entleibten zusammen und er wird von neuem angeklagt. Er wird eingezogen und das schon ehemals gefällte Urtheil wird bestätigt, als sich Gerval mitten unter die Richter stürzt, sich für schuldig erklärt und seinem Freunde die Freyheit auswirkt. Gervals Sohn, ein junger Mann, voll Feuer und Beredsamkeit, eilt vor die Schranken des Convents, erzählt das Unglück seines Vaters und bewirkt durch eine geschickte Darstellung der Sache ein Decret, durch welches das gefällte Urtheil cassirt wird. Mehrere Theile dieses Drama erhielten großen Beyfall.

Doria ou la Tyrannie détruite, opéra en trois actes, von Davrigny und Legouvé. Die Befreyung von Genua durch Doria, aber mit willkührlichen Veränderungen der wahren Geschichte. Doria seufzt über den Druck, in welchem Gonzaga sein Vaterland hält, welcher die besten Bürger dem willkührlichsten Despotismus aufopfert. Er beschließt sein Vaterland zu befreyen

und

und sein Hochzeitfest, das in dem Pallaste des tyrannischen Gouverneurs gefeyert werden wird, soll zur Ausführung der Verschwörung dienen. Der eigne Lieutenant des Gouverneurs, Vivaldi, ist in Dorias Interesse und soll den Plan ausführen helfen. Während des Festes zieht Doria den Tyrannen in ein entlegenes Bosket; sagt ihm, daß er an der Spitze einer mächtigen Verschwörung stehe, daß die angesehensten Personen in Genua daran Theil nehmen; daß selbst ein Theil seiner Leibwache, daß Leute, die er für seine Freunde hält, um den Plan wissen; daß der Erfolg ganz zuverläßig ist, und daß ihm, dem Gouverneur, schlechterdings nichts übrig bleibt, als die Flucht. Diese theatralische Situation thut nicht ihre ganze Wirkung, weil sie nicht genug von dem Vorhergehenden unterstützt wird, und der Zuschauer durch die Exposition nicht genug mit den handelnden Personen und den Umständen, in denen sie sich befinden, bekannt gemacht worden ist. Gonzaga verwirft Dorias Vorschläge und läßt seine Leibwache vorrücken. Doria bleibt unbesorgt, denn er rechnet auf Vivaldi, den Anführer derselben; aber Vivaldi ist ein Verräther. Doria wird entwaffnet und gefangen genommen. Indessen hat Sporta, ein Freund des Doria, einen Aufstand unter dem Volke erregt. Man greift den Pallast des Statthalters an, und dieser begiebt sich mit seinem Gefangenen auf die Festung. Auch diese wird umringt. Gonzaga zeigt sich auf dem Wall, seinen Dolch gegen Doria gezückt, den er zu durchbohren droht. Doria ermahnt das

Volk, in seinem Unternehmen fortzufahren und auf ihn keine Rücksicht zu nehmen. Während dieser Zeit dringt Sporta in die Festung ein und durchbohrt den Tyrannen. Die Handlung dieses Stücks bringt nur ein schwaches Interesse hervor; selbst die Neugierde wird nicht sonderlich erregt. Die Schreibart ist correkt; aber ohne sonderliche ästhetische Kraft. Auch dieses Schauspiel ist ein Beweis, daß die Fehlerlosigkeit in Werken des Geschmacks noch keinen Anspruch auf Beyfall giebt.

On respire. Opérae comique nationale. Eine platte Sammlung von allen Declamationen gegen die Jakobiner, ohne Handlung und komisches Salz. Nichts als die Stimmung des Publikums war im Stande dieses Stück, so wie manche andre verdienstlose dramatische Arbeit, aufrecht zu erhalten.

Arnill ou le prisonnier Américain. Ein junger Amerikaner in den englischen Colonien ist wegen verdächtiger Meynungen eingekerkert und zum Tode verurtheilt worden. Der Verf. läßt ihn hierauf zwey Akte hindurch genau in der nämlichen Lage, in die er schon durch die zweyte Scene versetzt worden war. Endlich empört sich das Volk und bricht seine Ketten.

Pausanias. Tragédie en cinq actes, von Trouvé. Der Verf. dieses Trauerspiels hat aus der wirklichen Geschichte, die fast den ganzen

zen Plan zu einer Tragödie darbietet, nichts weiter als den Namen des Helden und den Charakter seiner Mutter entlehnt; der wahre Inhalt ist die Geschichte des 9ten Thermidor. Der Senat von Sparta ist der National-Convent; Pausanias ist Robespierre. In den Erzählungen, welche von den Verbrechen des Tyrannen gemacht werden, bezeichnet der Dichter mehrere merkwürdige Opfer der Dictatur. Der Inhalt ist kürzlich folgender: Zwey Senatoren beobachten den Ehrgeiz des Pausanias. Dieser ist im Begriff einen der eifrigsten Vertheidiger seines Vaterlandes zu Grunde zu richten. Auch einen der beyden Senatoren, die ihm Besorgnisse einflößen, läßt er durch ein ihm ergebenes Tribunal verurtheilen. Der allgemeine Verdacht des Senates und der Haß seiner Mutter hält ihn nicht ab, seine ehrgeizigen Plane weiter zu verfolgen. Die Ephoren ziehen ihn zur Rechenschaft, erklären ihn für einen Verräther und lassen ihn gefangen nehmen. Die Heloten setzen ihn wieder in Freyheit. Er hat Maasregeln genommen, den im Minerven-Tempel versammelten Senat zu vernichten. Glücklicherweise liefert ein Sklave, welchem Pausanias einen Brief an den König der Perser anvertraut hat, diesen dem Senate aus und entdeckt dadurch das Einverständniß des Königs der Perser mit seinem Herrn. Einer der tapfersten Männer unter den Senatoren erhält den Auftrag, sich des Pausanias, der von Heloten umringt ist, zu bemächtigen. Das Unternehmen gelingt. Der Senator kehrt siegreich zurück und mel-

meldet den Tod des Verräthers. Dieser Stoff hat durch manche unnütze Nebenscene ausgedehnt werden müssen, um fünf Akte zu füllen. Der ungleiche, etwas harte und oft verworrene Styl schadete der Wirkung des oft neuen Details. Die meiste Kraft ist in der Rolle der Mutter, hauptsächlich in der Scene, in welcher sie ihren Sohn verflucht und an seiner Statt ein junges schönes Mädchen, die Tochter eines ehrwürdigen Greises adoptirt, welcher ein Opfer seiner Tyranney geworden ist.

Le bon fermier, von Ségur. Auch eine Begebenheit aus der Zeit der Schreckensregierung. Der Pachter, welcher die Hauptperson der Handlung ist, hat das Gut seines hingerichteten Pachtherrn an sich gekauft; er hat noch mehr gethan; er hat den Sohn und die Tochter desselben den Verfolgern entzogen und an einen sichern Ort versteckt. Nach dem 9ten Thermidor zieht er sie aus ihrer Verborgenheit hervor und liefert ihnen das Eigenthum ihres Vaters aus. Die Handlung ist etwas schleppend.

La pauvre femme, drâme avec ariettes, von Marsollier. Eine arme Frau hat zur Zeit des Terrorismus der jungen unglücklichen Frau eines Proscribirten, dessen Schicksal man nicht weiß, eine Freystatt in ihrem Stübchen gegeben. Sie hat den Bruder ihres Mannes und ein Kind bey sich; und alle drey leben von der Unterstützung

ihrer

ihrer armen Wirthin. Die Familie ist über das Schicksal des unglücklichen proscribirten Mannes in großer Besorgniß, als sich ein Bürger, dem der 9te Thermidor seine Freyheit wiedergegeben hat, bey der Alten einfindet, um ein Portefeuille mit Assignaten abzuholen, das er ihr anvertraut hat. Dieser Bürger ist niemand anders als der Mann, den man vermißt. Die Verlegenheit der armen Frau, da sie das Portefeuille nicht finden kann: die Versuchung, in die sie geräth, bey ihren bedrängten Umständen und zur Unterstützung der Familie, die sie bey sich aufgenommen hat, ein Assignat von 50 liv. daraus zu leihen; die Delikatesse, mit welcher sie über diese Versuchung siegt; alles dieses macht eine vortrefliche Scene. Es ist schade, daß die schönen und wahren Gemälde, welche dieses Stück aufstellt, nicht durch eine natürlichere Sprache unterstützt werden. Der Ton ist bisweilen weinerlich; der Ausdruck oft geschraubt. Die Tiraden und Sentenzen sind allzu gehäuft.

Les Détenus, ou Adèle et Dorsan, drâme en 3 actes, mêlé d'ariettes, von demselben Verfasser. Adele, ein junges Mädchen aus einer armen, aber tugendhaften Familie, ist durch Dorsan, den Sohn eines reichen Mannes, verführt worden. Dorsan's Vater will nicht in eine so ungleiche Verbindung willigen und weiß seinen Sohn durch falsche Nachrichten von Adelen zu trennen; ein Betrug, an welchem ein neidischer Nebenbuhler Antheil nimmt. Dorsan wird sogar

beredet, Hortensen zu heyrathen, die sein Vater für eine angemessnere Parthie hält. Schon ist der Tag bestimmt; die Landleute und Bedienten des Hauses machen Anstalten zu einem Feste, welches die Heyrath begleiten soll. Dorsan, sein Vater und seine Braut treten auf, um der Munizipalität ihre Verbindung anzuzeigen, als Adele mit verweinten Augen hereinstürzt und die Gesellschaft in die größte Verwirrung setzt. Dorsans Vater will sich mit ihr in Unterhandlung einlassen; aber sie verwirft alle Vorschläge, fest entschlossen, ihren Geliebten nicht zu verlassen. Da sie aus dem Hause vertrieben wird, bleibt sie an der Thüre und entwaffnet durch ihre Sanftmuth die Bedienten, die sie wegbringen sollen. Unterdessen stellt Hortense Nachforschungen an, entdeckt Adelens Unschuld, und beredet selbst ihren Bräutigam, mit Adelen zu fliehn. Dankbar nimmt er diesen Rath an. Das Hochzeitfest nimmt seinen Anfang; das Haus wird erleuchtet, niemand fehlt als der Bräutigam. Der Vater ist wüthend, setzt den Flüchtigen nach und stürzt mit dem Pferde. In diesem Augenblicke, wo er ohne Bewußtseyn liegt, kommen ihm zwey junge Leute zu Hülfe und bringen ihn in die Hütte einer armen Frau, die für ihn Sorge trägt und ihm erzählt, was sich mit ihm zugetragen hat. Er wünscht seinen Rettern zu danken; aber diese wollen sich nicht zu erkennen geben. Die Alte weiß es endlich so einzurichten, daß er sie sieht. Er erkennt seinen Sohn und Adelen, und ist, ohne daß sie es wissen, Zeuge ihrer Zärtlichkeit und Sorg-

falt

falt für ihn. Die Aussöhnung erfolgt nun von selbst. Dieses Stück erhielt großen Beyfall. Es ist reich an Zügen des Gefühls und an gefälligen Details; aber in der Sprache, wie alle Arbeiten dieses Dichters, ein wenig geschraubt.

Abufar, ou la famille arabe, Tragédie en quatre actes par Ducis. Die erste Aufnahme dieses Trauerspiels, welches seit langer Zeit angekündigt war, entsprach den gehegten Erwartungen keineswegs. Die Schönheiten und Fehler schienen gleich groß zu seyn. Man fand den Styl weitschweifig, schleppend und dunkel. Die Sprache der Natur war durch orientalischen Schwulst ersetzt. Der Dichter nahm das Stück zurück und bequemte sich zu großen Veränderungen. Die Scene ist in dem wüsten Arabien. Abufar, das Haupt einer arabischen Familie, hat auf einer Reise durch die Sandwüste eine Frau angetroffen, die, mit einem Mädchen an der Brust, vor Durst stirbt. Er nimmt das Mädchen mit sich und erzieht es, unter dem Namen Palema, als sein eigenes Kind. Er selbst hat zwey Kinder, Farhan und Odeide, welche Palema für ihre Schwester halten. Farhan liebt seine vermeintliche Schwester, da er aber diese Leidenschaft für strafbar hält, beschließt er aus dem väterlichen Hause zu entfliehn und in der Ferne seine Liebe zu bekämpfen. Sein erzürnter Vater, dem die Ursache seiner Flucht unbekannt ist, will ihn nicht wiedersehn. Es verbreitet sich ein Gerücht von seinem Tode, und Pa-

lema vertraut, in der Heftigkeit ihres Schmerzes, Odeiden das Geheimniß ihrer Liebe an. Die Nachricht ist ungegründet gewesen und Farhan kömmt zurück, ohne von seiner Leidenschaft geheilt zu seyn. Es gelingt ihm, seinen Vater zu versöhnen, der ihm unter der Bedingung verzeiht, daß er heyrathe, und seine Schwester Palema bewege, die Hand eines jungen Persers, Pharasmin, den Abusar im Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, anzunehmen. Farhan erfüllt die zweyte Bedingung; erhält aber, seinem Wunsche gemäß, eine abschlägliche Antwort. Seine Liebe erreicht nun den höchsten Gipfel.

Unterdessen entsteht ein Auflauf; man ruft zu den Waffen. Die Perser und Meder haben einen Angriff gethan und man muß sich vertheidigen. Da Abusar das Volk versammelt sieht, ergreift er diese Gelegenheit, ihm bekannt zu machen, daß er eine seiner Töchter an Pharasmin verheyrathen will. Farhan kann sich bey diesen Worten seines Vaters nicht länger zurückhalten. Er stürzt auf Pharasmin los und schwört, daß er nie den Schimpf ertragen werde, seine Schwester an einen Fremdling und Sklaven verheyrathet zu sehn. Man entwaffnet ihn und eine tiefe Niedergeschlagenheit folgt auf seinen Zorn. Indem er jetzt zufälliger Weise dem persischen Gefangnen begegnet, gesteht er sein Unrecht ein und entdeckt ihm die traurige Ursache seines Zorns. Diese Entdeckung zieht eine Erklärung von Pharasmin nach sich, welcher nicht Palema sondern Odeiden zum Weibe wünscht. Farhan ist

be-

betroffen. Er fürchtet seine unglückliche Liebe und beschwört den Perser, ihn gegen ein Verbrechen zu schützen, das er schon einmal durch die Entführung seiner Schwester habe begehen wollen.

Nach einem heftigen Kampfe beschließt Farhan noch einmal zu fliehn. Aber Palema begegnet ihm und ihre gegenseitige Verwirrung entlockt ihnen das schreckliche Geheimniß. Sie glauben ihrer Leidenschaft, ihrem Schicksale zu erliegen, als Abufar, dem Pharasmin alles entdeckt hat, herzueilt, ihnen sagt, daß sie keine Geschwister sind und daß kein Hinderniß ihrer Vereinigung im Wege steht. — Man sieht aus diesem Auszuge, daß die Erfindung nicht sonderlich gerathen ist. Die Auflösung ist ganz unvorbereitet und es ist nicht wahrscheinlich, das Abufar aus Palemas Herkunft und Schicksalen gerade bis auf den Augenblick ein Geheimniß gemacht habe, wo er seinen Sohn dadurch retten kann. Der Contrast zwischen der Einfachheit der Sitten eines Hirtenvolkes und einer glühenden, für sträflich geachteten Leidenschaft, thut eine gute Wirkung; aber der Dichter hat diese durch die Idyllenmäßige Genauigkeit, mit welcher er das Land und die Sitten der Araber schildert, geschwächt. Mehrere Scenen, vorzüglich die Aussöhnung Abufars mit seinem Sohne, und zwey Scenen zwischen Farhan und Palema, fanden großen Beyfall. Besonders gefielen folgende Verse aus der Rolle Abufars:

Tous les soins d'une femme ont des charmes si doux!

Ce

Ce Sexe est tout pour nous; il soutient notre enfance;
Il prête à nos vieux ans son active assistance;
Fait pour aimer, pour plaire, et promt à s'attendrir,
Il nous engage à vivre et vous aide à mourir.

so wie folgende:

Oui croyez-moi, mes filles,
Les bonnes actions protegent les familles;
Heureux qui peut, au faible accordant un appui,
Mettre un pareil trésor entre le Ciel et lui!

und die Verse Pharasmins:

J'ai nourri de ma main ce coursier généreux,
Qui dévance les vents, ou qui vole avec eux;
Que pour l'Arabe exprès la nature a fait naître,
L'ami, le compagnon, le trésor de son maître;
A toute heure, en tout lieu, lui prêtant son appui,
Qui couche sous la tente et combat avec-lui.

Le Tolérant, comédie en cinq actes, von Demoustier. Der Held des Stückes, der Tolerante, ein Deist, hat zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, mit denen er auf den freundschaftlichsten Fuß lebt. Seine beyden Nachbarn, ein Christ und ein Jude, haben ganz entgegengesetzte Grundsätze. Der erste hat einen Sohn, der andere eine Tochter, gegen die sie sich beyde so hart und grausam betragen, daß diese alles Vertrauen zu ihnen verliehren und sich kein Bedenken machen sie zu hintergehn. Der Sohn des Christen ist ein Atheist geworden, ohne doch alles Ehrgefühl verlohren

lohren zu haben. Er liebt die Tochter des Toleranten und wird von ihr geliebt. Die Tochter des Juden liebt den Sohn desselben und seufzt nach dem Augenblicke, der sie von der väterlichen Gewalt befreyen soll. Sie wendet sich deshalb an ihren Liebhaber; aber dieser, ein junger Mann von zartem Ehrgefühl, führt sie zu den Füßen ihres Vaters zurück. Eben so edel beträgt sich die Tochter des Toleranten gegen den Atheisten, dessen Schulden sie bezahlt und den sie zum Deismus bekehrt. Die Folge von diesem Betragen ist eine doppelte Heyrath. Man bemerkt leicht, daß die Handlung dieses Stückes weniger die Toleranz als eine vernünftige Gelindigkeit in der Erziehung lehrt. Um dieß zu verbergen, hat der Dichter noch vier Personen aufgeführt, die sich sonst selten zusammen finden dürften; einen Türken, einen Tartar, einen Chinesen und einen Indianer. Der Tolerante giebt ihnen zu essen und bittet seine intoleranten Nachbarn dazu. Bey Tische beweißt er ihnen, daß sie alle nur Einen Gott erkennen, daß dieser Gott der Herr der Natur ist und daß alle Menschen nur Eine Religion haben. Die übrigen Tischgenossen finden dieses vernünftig; nur der Jude und der Christ beharren bey ihrer Meynung und geben ihrem Wirthe die ehrenrührigsten Beynamen. Diese Idee ist bekanntlich aus dem Zadig entlehnt, aber so interessant sie in jener Erzählung ist, so wenig Wirkung thut sie hier, wo sie ein wahres hors d'oeuvre ist.

La Supercherie par amour, opéra-comique, von Davrigny. Dieses Stück war schon ehedem als Comödie auf der Bühne erschienen und hatte in dieser Gestalt Beyfall erhalten. Als Oper gefiel es weniger. Die Handlung ist zu verwickelt, um in Verbindung mit der Musik eine vollkommene Klarheit zu haben.

Ein junger zwanzigjähriger Dichter, Atal, welcher sich schon durch zwey Stücke: Les deux Commissionairs und L'Elève de la Nature bekannt gemacht hatte, brachte eine komische Oper: Une faute de l'Amour auf die Bühne, welche viele Hoffnungen von seinem aufkeimenden Talent erweckte. Antoine, ein reicher, wohlthätiger, tugendhafter Mann, ist oft von bösen Menschen hintergangen worden; er verachtet die Menschen, thut ihnen aber so vieles Gute, als er nur immer kann. Gercourt verliebt sich in die Tochter dieses Mannes, da er aber seine Denkungsart kennt und nicht hoffen darf, ihm in seiner wahren Gestalt nah zu kommen, giebt er sich bey ihm für eine unglückliche Waise aus, erhält Zutritt und das Versprechen, seine Tochter zur Frau zu bekommen. Um dieses zu bewirken, hat Gercourt seinen eignen Vater verlassen und diesen in die größte Ungewißheit über sein Schicksal stürzen müssen. Er ist überzeugt, daß, wenn Antoine dieses erfährt, er sein Versprechen zurücknehmen wird, und eilt deshalb, seine Verbindung zu vollziehn, um sich dann seinem Vater zu Füßen zu werfen. Ein Besuch von Dowal, einem

einem Freunde beyder Familien, vereitelt diesen Vorsatz. Gercourt ist gezwungen, dem Vater seiner Geliebten alles einzugestehn. Dieser ist anfänglich unerbittlich; aber endlich siegt die Freundschaft, die er für den jungen Menschen gefaßt hat, und die Liebe zu seiner Tochter über den Zorn, und der Fehltritt wird verziehen.

Ein anderer junger Dichter, Pétitot, bearbeitete die Geschichte der Verschwörung des Piso gegen den Nero, welche den Inhalt der Epicharis von Légouvé ausmacht, in einem Trauerspiel: Piso betitelt, dem ersten Probestück seines dramatischen Talents. Dieser Umstand stimmte das Publikum zur Nachsicht gegen ein Trauerspiel, dem es an Zusammenhang und Interesse fehlte; oder in welchem vielmehr das Interesse so getheilt ist, daß es auf alle Personen eher als auf die Hauptperson fällt. Der Dichter hat sich an die Geschichte gehalten und von allen Personen der Handlung bleibt niemand als Nero und Tigellius übrig. Als die Verschwornen umgebracht werden, hört man ihr Geschrey, ihre Seufzer. Der versammelte Senat geräth in Bewegung, man fragt, was es gebe. Nero antwortet: Ce n'eſt qu'un peu de ſang que Néron fait répandre. Und dieses Ungeheuer lebt und triumphirt!!

Le Tartuffe révolutionaire, comédie en trois actes, von Lemercier. Eine Nachahmung des Tartüffe von Moliere; oder eine Accom-

Accommodation des alten Stückes auf die neuesten Zeiten. Die Intrigue ist ganz die nämliche. Der neue Tartüffe giebt sich für einen eifrigen Patrioten aus und gewinnt hierdurch das Vertrauen eines einfältigen Mannes, eines heftigen Demokraten, der sich allen Meynungen seines vermeintlichen Freundes hingiebt und es darüber mit seinen sämmtlichen Hausgenossen verdirbt. Der Tartüff will die Frau seines Wohlthäters verführen, und diesen selbst wo möglich auf das Schaffot bringen. Man kömmt in der That um ihn gefangen nehmen; da er sich aber in einen Schrank versteckt hat, ergreift man an seiner Statt einen treuen Bedienten. Der Tartüff entdeckt nun der Frau seine Liebe und, da er sie nicht überreden kann, sagt er ihr, daß ihr ganzes Vermögen in seinen Händen sey. Er geht zu dem Schrank in welchem der Hausherr versteckt ist, und in welchem man Gold und Silberwerk aufbewahrt hat, um die Siegel des Convents von den Thüren abzureißen. So wie Molieres Tartüff bey einer ähnlichen Veranlassung sagt: Madame, je sais l'art de lever les scrupules; sagt der politische Tartüff: Madame, je sais l'art de lever les scellés, und er reißt die Siegel in der That ab. Orgon tritt heraus; ächte Republikaner seiner Section kommen hinzu; der Tartüff wird entlarvt und entfernt sich unter Drohungen. Dieser Betrüger ist mehr verabscheuungswürdig als komisch; und der Charakter steht mit der Handlung nicht in dem besten Verhältnisse. Der politische Tartüff cabalirt nicht sowohl in dem Innern einer Fami-

Familie, als unter dem Volk. Das Volk ist der Gegenstand, den er verführen will. Aber dieß ist kein Gegenstand für die Comödie. Die Anspielungen auf Zeitumstände, und auf einige berühmte Originale, wurden mit Enthusiasmus bemerkt.

Quintus Fabius. Tragédie von Legouvé. Die aus dem Livius bekannte Geschichte des Quintus Fabius Maximus, der als Magister equitum des Dictator Papirius in der Abwesenheit des Dictator eine Schlacht gewann und deshalb zur Rechenschaft gezogen wurde. Der Dichter hat die Geschichte durch einige selbst erfundene Zusätze ausgeschmückt. Fabius ist ein Schwiegersohn des Papirius, der hier nur als Consul erscheint, und wird wie ein Sohn von seinem Schwiegervater geliebt. Indeß siegt in dem edeln Greis die Vorstellung der Pflicht über die Neigung, und er betreibt die Bestrafung des Fabius mit Ernst, wenn gleich mit dem Wunsche: seine Bemühungen vereitelt zu sehn. Der Senat wagt es nicht, einen Ausspruch zu fällen. Fabius beruft sich auf das Volk, die verschiedenen Partheyen tragen ihre Angelegenheit vor. Fabius wird von seinem Vater und seinem Freunde Cominius vertheidigt. Das Volk stimmt und die Stimmen finden sich vollkommen gleich. Der Consul soll entscheiden. Dieser läßt einen Degen und Lorbeerkränze herbeybringen und schickt den Fabius in dem Aufzuge eines Siegers zum Tode. Cominius macht einen Versuch, sei-

seinen Freund mit Gewalt zu befreyen, kömmt aber selbst dabey um. Endlich tritt Fabius Vater noch einmal auf und rührt alle Herzen zu Gunsten des Verurtheilten. Man führt ihn im Triumphe in die Arme seiner Gattin, seines Vaters und seines Schwiegervaters zurück, der ihn beweinte, nachdem er ihn verurtheilt hatte. Dieses Stück fand eine sehr gute Aufnahme. Man fand vorzüglich den dritten Akt sehr pathetisch, in welchem der Kampf der Natur und der Pflicht mit Kraft und Gefühl dargestellt ist.

Le bon fils, comédie en un acte, mêlée d'ariettes, von Henneguin. Eine muntere artige Kleinigkeit. Lisis, ein junger Soldat, liebt seine Mutter, von der er seit einem Jahre entfernt ist, mit der größten Zärtlichkeit; eben so zärtlich liebt er Louisen, Gerards Tochter, die er bey seiner Rückkehr zu heyrathen glaubt. Er ist während seiner Abwesenheit reich geworden; da er aber hört, daß seine Mutter tödtlich krank gewesen und nur durch die Kunst des Arztes Dufour wiederhergestellt worden ist, giebt er diesem aus Dankbarkeit seinen ganzen Reichthum und ist wieder so arm als zuvor. Was ihm dabey am meisten schmerzt, ist, daß er nun auf Louisens Hand Verzicht thun muß, die ihr Vater ebenfalls dem Arzte versprochen hat. Aber Dufour, von der guten Denkungsart des jungen Soldaten gerührt, giebt ihm sein Portefeuille zurück und entsagt seinen Ansprü-

sprüchen auf Louisen, die nun mit Lisis vereinigt wird.

Les Conjectures, comédie en quatre actes, von Picard, dem Verfasser der Visitandinen, der Deux Postes, und einigen andern Comödien, in welchen zum Theil wahre komische Kraft herrscht. Dasselbe Verdienst ist auch in diesem Stücke sichtbar, das anfänglich aus fünf Akten bestand, und vielleicht noch mehr Wirkung gethan hätte, wenn die Handlung in drey Aufzüge zusammengedrängt worden wäre. Der Inhalt ist folgender. Ein rechtschaffener Landmann nimmt einen jungen Reisenden, der ihn des Abends um ein Nachtlager bittet, bey sich auf, ob er gleich keinen Paß vorzeigen kann und sich weigert, die Absicht seiner Reise anzuzeigen. Sein Nachbar, der Barbier, welcher sich einbildet, die Geheimnisse der Leute aus ihren Mienen errathen zu können, hat in den Zeitungen gelesen, daß ein Gefangener von Wichtigkeit entwischt ist, und behauptet, daß Prosper — dieß ist der Name des jungen Reisenden — dieser Gefangene sey. Prosper sucht die schwache Seite des Barbier zu benutzen, und wirft einiges hin, woraus dieser ihn für einen General erklärt, der eine Reise incognito macht, um irgend eine geheime Unternehmung vorzubereiten. Denselben Abend kommt zufälliger Weise ein junges Frauenzimmer mit einem Kinde an. Man bemerkt an dem Halse des Kindes Prospers Bildniß, und der Barbier schließt hieraus, nicht ohne Wahr-

scheinlichkeit, daß das Frauenzimmer die Frau des Reisenden seyn müsse; eine Entdeckung, durch welche Rose, die Tochter des Hauses, die sich mit Prosper gut versteht, in den heftigsten Zorn und Kummer versetzt wird. Aber bald entdeckt es sich, daß die Frauensperson nicht verheyrathet, daß sie verführt und verlassen worden ist. Jedermann hält den Prosper für den Verführer, und der Unwille des ganzen Hauses wendet sich gegen ihn. Dieser Umstand bewirkt die Entwickelung. Das fremde Frauenzimmer wird mit Prosper zusammengebracht. Sie sind Bruder und Schwester. Prosper hat sie aufgesucht, um ihr beyzustehn; und die Art ihres Unglücks hat ihn zur Verschwiegenheit bewogen. Er bringt seiner Schwester die Nachricht: daß der Liebhaber, der sie verführt hat, nichts mehr wünscht, als seinen Fehler wieder gut zu machen. Er selbst giebt Rosen seine Hand. Die Intrigue in diesem Stück ist allzuschwach; die Auflösung allzu zufällig, um ein lebhaftes Interesse hervorzubringen. Die Scenen sind oft ohne hinlängliche Verbindung; der Styl ist leicht, aber auch nicht selten nachlässig.

Von demselben Verfasser erschien in eben dem Jahre: Les Amis du collège ou l'homme oisif et l'Artisan, comédie en trois actes et en vers. Von drey Schulkameraden, die in ihrer Jugend innige Freunde waren, hat der eine von seinem Vater ein großes Vermögen geerbt und ist unthätig geworden; der andere wird ein Tischler

ler und erwirbt sich durch seine Arbeit ein anständiges Auskommen; der dritte hat sich der dramatischen Poesie gewidmet und ist, während des Strebens nach Ruhm, arm geworden. Da ihn seine Schuldner drängen, wendet er sich an seinen reichen Freund, der ihm auch etwas zu borgen verspricht; aber mit so wenig guter Art, daß der Dichter sich nicht entschließen kann, die verlangte Summe von ihm anzunehmen. Der Tischler, Robert, der zwar nicht mehr hat, als er bedarf, und eine alte Mutter mit seiner Hände Arbeit ernähren muß, findet doch Mittel, seinem Freunde zu helfen. Der Contrast zwischen der Langenweile des reichen Müßiggängers und der Munterkeit des thätigen Handwerksmannes; der Laster, welche der Müßiggang nach sich zieht und der Tugenden, die das thätige Leben begleiten, machen den wesentlichsten Inhalt dieses dramatischen Gemählde aus. Der Reiche wird durch einen unvermutheten Bankerut zu Grunde gerichtet; er weiß nicht was er anfangen soll und überläßt sich der Verzweiflung: aber Robert erbietet sich, ihm sein Handwerk zu lehren, und er ergreift muthig diesen Ausweg. Nachdem dieser Entschluß gefaßt ist, zeigt es sich, daß sein Vermögen nicht verlohren ist; daß er aber durch die Gefahr eine gute Lehre bekommen hat. Er bessert sich und beschließt künftig ein thätigeres Leben zu führen. Der erste Akt dieser Comödie übertrifft die beyden andern, denen es an Interesse fehlt. Einige Scenen sind nicht genug bearbeitet.

Die Wuth zu handeln und zu agiotiren, welche ganz Paris ergriffen hatte, bot den Stoff zu einer kleinen Comödie in einem Akte dar, die unter dem Titel: L'Agioteur auf das Theater kam. Sie fand wenigen Beyfall.

Toberne ou le Pêcheur Suédois von **Patrat.** Christiern, ein junger schwedischer Edelmann, ist von seinem Onkel, der alle Mittel ihn zu bessern vergeblich versucht hat, in die Bergwerke exilirt worden. Auch hier hängt er seinen sträflichen Neigungen nach. Er hat sich in die Tochter des Aufsehers Gernance verliebt, und da er nicht zu seinem Zwecke gelangen kann, beschließt er sie zu entführen und verbindet sich in dieser Absicht mit einigen Bösewichtern, die ihm beystehen sollen. Gernance liebt einen jungen Fischer, Toberne, der ihr alle Wochen Fische verkauft. Christiern sucht sich auch dieses Menschen zu versichern und theilt ihm seine Plane mit. Toberne stellt sich geneigt, seinen Wunsch zu erfüllen, um das Mädchen zu retten, das er nicht vertheidigen kann. Es gelingt ihm, und während die übrigen mit Gernancens Vater beschäftigt sind, entwischt er mit Gernancen und bringt sie zu seiner Mutter. Kaum aber hat er sie verlassen, um Fische zu holen, als Christiern herzukömmt und sich des wehrlosen Mädchens bemächtigen will. Glücklicherweise ist Gernancens Vater der Gefahr entgangen und eilt seiner Tochter zu Hülfe. Er ergreift Christiernen und liefert ihn der Obrigkeit aus. Toberne erhält Gernancens

Hand

Hand zur Belohnung. Die Auflösung ist übereilt, und im Anfange des zweyten Aufzugs schleicht die Handlung. Der erste Akt that viel Wirkung.

La Caverne, opéra-comique von Forgeot. Der Inhalt ist: Gilblas in der Räuberhöhle. Leonore liebt Alvar und will mit ihrem Liebhaber fliehn; ihr Wagen bricht; aber Sainville, ein junger Franzose und Alvars Freund, der diese nämliche Leonore heyrathen will, ohne sie zu kennen, leiht ihnen seinen Wagen und befördert die Entführung. Man erfährt bald darauf, daß die Flüchtigen von einigen Räubern von Rolandes Bande, unter welcher sich Gilblas befindet, aufgefangen worden sind. Leonore ist in Verzweiflung; Gilblas verspricht ihr, sie zu retten, und es gelingt ihm. Kaum sind sie aus der Höhle entronnen, als Sainville, der seiner flüchtigen Braut nachsetzt, auf sie trift. Alles klärt sich auf. Alvar heyrathet Leonoren, und die Räuberhöhle wird zerstört.

Le petit Matelot, comédie mêlée d'ariettes, von Pigault-Lebrun. Der Inhalt dieses Stückes ist ganz unbedeutend. Das Verdienst desselben besteht in der Kunst der Entwicklung der Charaktere, in der geschickten Anlage und Ausführung der Scenen, und in dem meisterhaften Dialog.

VIII.

Plato's Briefe nebst einer historischen Einleitung und Anmerkungen von J. G. Schlosser. Königsberg, bey Fr. Nicolovius, 1795. Zueignung und zwey Vorreden XXXII, historische Einleitung und Uebersetzung, 256 S. 8.

Wer diese Uebersetzung in die Hand nimmt, um daraus in politischer Hinsicht die Urtheile, Rathschläge und Grundsätze kennen zu lernen, die Platon bey der Syrakusanischen Staatsrevolution äußerte, wird dieselbe mit größerm Vergnügen lesen und mit vollerer Befriedigung aus den Händen legen, als wer etwas anderes darin sucht.

Sie stand bereits in dem Philos. Journale, das Schmid und Snell zu Gießen herausgaben, im II. Bande, III. Hefte, nebst Vorbericht und historischer Einleitung. Der Verfasser hat in der Hauptsache nichts, was in der ersten Ausgabe steht, weggelassen; nur ist hie und da in der Uebersetzung manches verändert, und die Zahl der Anmerkungen durch verschiedene neue vermehrt.

Auch

Auch ist der zwölfte Brief, der vorher als zu unbedeutend nicht aufgenommen war, jetzt noch hinzu gekommen.

Diese Arbeit fiel in eine Zeit, in welcher die Staatsveränderung von Frankreich auf viele Deutsche einen lebhaft angenehmen Eindruck machte. Hr. Schlosser giebt nicht undeutlich zu verstehn, daß die in diesen Briefen geäußerten Grundsätze über das Verhalten des Weisen bey großen Bedrückungen, welche er von den Staatsobern erfährt, eben die sind, die ihn selbst unter den gegenwärtigen Zeitumständen bestimmten, sich in eine politische Apathie zurück zu ziehen (S. VII. XXX.).

Er erörtert in der neuen Vorrede die politische Frage **vom leidenden Gehorsam gegen die Regenten**, mit Beziehung auf Platon. Ein Volk, wie die Syrakusaner damals waren, das in Schwelgerey versunken, weder Sklaverey noch Freyheit ertragen konnte, schien ihm zu der Staatsverbesserung, die sein Freund Dion vorhatte, ungeschickt. Deßwegen rieth er von dieser Unternehmung ab. Keinesweges aber war seine Absicht, dem leidenden Gehorsam das Wort zu reden. Er wollte vielmehr nur die Schranken bezeichnen, in welchen sich der Weise halten muß, wenn entweder lärmende Demagogen, um (wie Tacitus sagt) die Regierung zu stürzen, die Freyheit vorschützen, und dann diese selbst unterdrücken, so bald sie jene in den Staub getreten haben; oder wenn zu kühne

Philosophen ihr Ideal von einer Regierung des goldnen Zeitalters auf das spröde eiserne anwenden wollen; oder wenn die Sitten des Volkes so tief gesunken sind, daß es keine Kraft mehr hat, sich selbst zu halten.

Hr. S. hält diese Briefe für echt Platonische Arbeit, andern Sinnes als Meiners, der die Echtheit aller dieser Briefe, und als Tiedemann, der die Echtheit einiger bezweifelt hatte. Den dreyzehnten, ihm selbst sonst verdächtigen, hält Hr. S. jetzt auch noch für echt, wiewohl derselbe nach dem Gefühl des Rec. durchaus nichts von der Platonischen Feinheit hat, und einer rhetorischen Schulübung sehr ähnlich sieht. Ueber die Echtheit des eilften werden S. 252, 253 einige Zweifel mitgetheilt. Was sonst hier und da in den Anmerkungen gegen Tiedemann und Andere vorkommt, um die Gründe, wodurch man die Unechtheit einiger von diesen Briefen zu erweisen suchte, zu widerlegen, wie S. 68, 88 ff. 96 ff. 243, 247, 248, zeigt wenigstens so viel, daß jene Angriffe noch nicht entscheidend waren. Rec. will hier den Streit nicht erneuern, ob er gleich selbst der Meinung ist, daß zwar alle diese Briefe alt sind, aber keinesweges alle von Platon selber herrühren. Er erlaubt sich hier nur die Bemerkung, daß ihm die Sache auch nach dem, was Meiners, Tiedemann, Tennemann und Schlosser darüber gesagt haben, noch keinesweges abgethan, sondern einer neuen, noch tiefer eindringenden Forschung bedürftig scheint, die vielleicht künftig anderswo ange-

angestellt wird. Möchte ein mit den erforderlichen Talenten und Kenntnissen ausgerüsteter Gelehrter eine besondere Ausgabe dieser Briefe mit einem kritisch berichtigtem Texte besorgen, welche sie (sie mögen Platon's eigne Arbeit seyn, oder nicht) wegen ihres, besonders in politischer Rücksicht, interessanten Inhalts verdienen; und möchte ein solcher Herausgeber bey dieser Gelegenheit auch die schwierige Frage von ihrer Echtheit, so weit es irgend die Natur der Sache erlaubt, völlig ins Reine bringen.

Der schön geschriebene Vorbericht zur ersten Ausgabe enthält eine Beantwortung der Frage: „welche Klasse von Philosophen wohl am ersten geschickt sey, sich mit der Staatskunst abzugeben und „neue Regierungsplane zu entwerfen.“ Hr. S. unterscheidet drey Klassen. Die eine nimmt sich bloß den Geist, bloß den denkenden Menschen; die andere bloß das Thier, bloß den fühlenden Menschen. Beyde Klassen von Philosophen sind zur Politik und Regierungskunst ungeschickt. Denn diese muß, ihrem Zwecke gemäß, durchaus immer den ganzen Menschen vor Augen haben, und zwar nicht nur diesen und jenen Menschen, in dieser oder jener Lage oder Stimmung, sondern den Menschen, wie er im Durchschnitt erscheint, wenn man zusammen faßt, was die Nation, für welche man arbeitet, jetzt ist und künftig seyn wird. Die Philosophen, welche den einzelnen Menschen und die menschlichen Gesellschaften überhaupt aus diesem Gesichtspunkt zu studieren pflegen, machen die dritte

Klasse aus. Diese allein sollten sich mit den Staatseinrichtungen und der Gesetzgebung abgeben. Denn kann je das schwere Problem, große Macht mit Weisheit, und Gehorsam mit Edelmuth zu vereinigen, aufgelöst, — je dem Menschenwerke der Staatssysteme die Haltbarkeit und der freye Gang der Natur gegeben werden: so muß es durch die Adepten dieser Schule geschehen. Warum aber diese Schule immer nur sehr klein, und gewöhnlich sehr gering geachtet ist, und in der jetzigen Lage der Dinge sich am unbequemsten befindet, wird S. XXVI, XXVII. angegeben. Um nun diese Philosophen zu trösten, hat der achtungswürdige und verdienstvolle Herausgeber die Briefe über die Syrakusanische Staatsrevolution übersetzt, weil Platon sich damals in Rücksicht auf sein eignes Vaterland in eben dieser Unthätigkeit befand, und in diesen Briefen so viel Gutes darüber sagt; zugleich aber auch, um das ziemlich allgemeine Vorurtheil zu zerstören, als sey er in der Politik nur ein idealischer Schwärmer gewesen.

Einen Commentar des philosophischen Theils dieser Briefe hat Hr. S. nicht liefern wollen. „Der Tiefsinn des Plato, sagt er S. XXXI, hat immer so etwas von dem heiligen Dunkel der Götterhaine, daß es oft besser ist, in der Andacht, mit welcher man ihn liest, nur seinem Geist nachzuahnden, als ihn mit alles erklärenden Analysen seines Feuers zu berauben." Hie und da indeß hat der Uebersetzer sich doch auf Erläuterung der in einigen Stellen enthaltenen Philosophie eingelassen,

wie

wie S. 87 ff. 180 ff. 190. Manche Anmerkungen enthalten Polemik gegen die kritische Philosophie, in einer bildervollen, meist ästhetisch schönen Sprache vorgetragen. Die Prüfung derselben gehört nicht hieher, zumal da Kant selbst schon sich darüber erklärt hat in seinem merkwürdigen Aufsatz (in der Berl. Monatsschrift, May 1796.) über einen neuerlich erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie*). Manchem Leser jener Abhandlung oder dieser Uebersetzung ist vielleicht eine Uebersicht der Stellen, die in jener sich auf diese, meist stillschweigend, beziehen, nicht unwillkommen. Hier sind sie. Vergl. Kant S. 408, mit Schlosser's Anmerkungen zur Uebersetzung S. 180, Kant S. 401 ff. und 411 f. mit Schlosser S. 182, Kant 420 ff. mit Schl. S. 183, Kant 410 und 416 ff. mit Schl. 184, Kant 409 f. mit Schl. 191, endlich Kant 401, mit Schl. 194.

Zur Erläuterung des historischen Theils, der auf allerley Vorfälle in Syrakus anspielt, wird S. 1—56.

*) Als diese Recension schon geschrieben war, erschien Schlosser's Sendschreiben an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studiren wollte. Lübeck und Leipz. 1797. prüfenswerthen Inhalts, und anziehend durch Composition und Styl, doch nicht frey von erheblichen Mißverständnissen der kritischen Philosophie. Dort hat der Verf. das, was er in den Anmerkungen zu den Platonischen Briefen über jene sagte, weiter ausgeführt und mit Gründen unterstützt.

1—56. eine historische Einleitung zu Plato's Briefen über die Syrakusanische Staatsrevolution voraus geschickt. Diese liest sich sehr gut, und entspricht ihrem Zwecke. In die Erzählung sind nützliche allgemeine politische Winke eingestreuet, bey denen man die Hinsicht auf unsere Zeiten nicht verkennt, s. S. 5, 47, 49, 50, 55 rc. Auch in den hier und da unter der Uebersetzung angebrachten Anmerkungen finden sich manche sehr lesenswerthe politische Winke und Betrachtungen, z. B. S. 141, 229, 231 rc. — Die auf die Syrakusanische Revolution sich beziehenden Briefe sind nach der Zeitfolge von Hrn. S. geordnet, so daß der, welcher in der gemeinen Sammlung der dreyzehnte ist, hier der zweyte, der zweyte in der gemeinen Sammlung hier der dritte, der dritte hier der vierte, der vierte hier der fünfte, der siebente hier der sechste, der achte hier der siebente geworden ist. Es folgen dann noch, der Vollständigkeit halber, die andern kleinern Briefe den Syrakusanischen unter Nr. 8—13.

Die Uebersetzung macht auf den Leser einen angenehmen Eindruck durch die Klarheit und Simplicität des Vortrags, welche darin herrscht. Allein sie ist an sehr vielen Stellen viel zu paraphrastisch. An manchen sollte sie auch richtiger, genauer seyn. Dieß Urtheil wird die Vergleichung einer Reihe von Stellen des längsten und wichtigsten aller dieser Briefe, des siebenten, bestätigen.

S. 121.

S. 121. 122. heißt es: „Insbesondere mußte ich unter andern mit ansehen, wie sie dem alten Sokrates, meinem Freund, welchen ich nicht erröthe für den besten und gerechtesten Menschen dieser ganzen Generation zu erklären, wie sie dem nebst noch einigen andern anmuthen wollten, einen Bürger durch Gewalt zum Tode zu verurtheilen u. s. w." Allein dieß letztere ward dem Sokrates nicht aufgetragen, sondern war Sache der Dreyßig. Er sollte nur den Leon von Salamis holen. Denn auf diesen geht, was Platon sagt. Vergl. Xenoph. Mem. IV. 4. §. 3. mit Hindenburg. Animadverss. p. 179. Es war also die verfehlte Stelle (p. 94. ed. Bipont. T. XI.) zu übersetzen; „wie sie dem nebst noch einigen Andern anmuthen wollten, einen Bürger mit Gewalt vor ihr Tribunal zum Tode zu führen u. s. w." (Σωκράτη — ἐπί τινα τῶν πολιτῶν μεθ' ἑτέρων ἔπεμπον, βίᾳ ἄξοντα ὡς ἀποθανούμενον —. ὁ δ' οὐκ ἐπείθετο.)

Im Folgenden übersetzt Hr. Schlosser S. 122: „Nun wachte ich wieder auf, und gab, doch mit mehr Besonnenheit, meiner Begierde, mich in die Staatsgeschäfte einzumischen, nach." Im Original steht S. 95. Bip. πάλιν δὲ, βραδύτερον μὲν, εἷλκε δέ με ὅμως ἡ περὶ τὸ πράττειν τὰ κοινὰ καὶ πολιτικὰ ἐπιθυμία. Das heißt nur: „Jetzt ergriff mich wieder, jedoch durch mehr Besonnenheit gemäßigt, die Begierde, an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen." Der Ausdruck aber: „ich gab meiner Begierde rc. nach"

könnte leicht so verstanden werden, als habe sich Platon jetzt wirklich in die Staatsgeschäfte seiner Vaterstadt gemischt, da es doch bey der bloßen Begierde des jungen Mannes blieb. — Gleich darauf: „Aber der Staat war einmal in eine solche Verwirrung gerathen, daß auch in der neuen Verfassung noch manches geschahe, das mir nicht wenig mißfiel.“ Die letzten Worte konnten genauer übersetzt werden: das einem wohl nicht wenig mißfallen mußte (ἅ τις ἂν δυςχεράνειεν). — Weiterhin werden die Worte: καίτοι πολλῇ γε ἐχρήσαντο οἱ τότε κατελθόντες ἐπιεικείᾳ so übersetzt: „Obgleich nicht zu leugnen ist, daß die Vertriebenen, die damals zurück kamen, noch einige billige Bescheidenheit zeigten.“ Weniger paraphrastisch und etwas richtiger: „wiewohl die Vertriebenen, die damals zurück kamen, sich mit vieler Mäßigung betrugen.“ — Im Folgenden sagt Platon: σκοποῦντι δή μοι ταῦτά τε καὶ τοὺς ἀνθρώπους τοὺς πράττοντας τὰ πολιτικὰ, καὶ τοὺς νόμους γε καὶ ἔθη, ὅσῳ μᾶλλον διεσκόπουν, ἡλικίας τε εἰς τὸ πρόςθεν προὔβαινον, τοσούτῳ χαλεπώτερον ἐφαίνετο ὀρθῶς εἶναί μοι τὰ πολιτικὰ διοικεῖν. Dieß wird S. 123, 124 so verdeutscht: „Da ich nun das alles sahe, und merkte auf die Sitten und die Gesinnungen derer, welche damals am Ruder des Staates saßen, und da ich die Gesetze beobachtete, die sie gaben, und die Weise, nach welcher sie handelten, und das alles prüfte, und inzwischen mein Alter, meine Einsichten geschärft hatte! (:) da wurde ich überzeugt, und

fühlte

fühlte innigst, daß ich keinen Theil an dieser Staatsverwaltung nehmen durfte.“ Treuer scheint folgende Uebersetzung: „Da ich nun das alles mit ansah und auf die Menschen Acht gab, welche damals am Staatsruder saßen, und die Gesetze und die Sitten beobachtete: so fand ich, je länger ich es mit ansah und je weiter ich indeß in den Jahren fortrückte, desto mehr Schwierigkeiten für mich, auf die rechte Art dem Staate zu dienen.“ Ηθη geht hier, glaub' ich, auf die Sitten des Volkes überhaupt, nicht auf Sitten, Gesinnungen, oder Handlungsweise der Regenten. Platon giebt, dünkt mich, drey Gegenstände an, die er betrachtet habe, und die ihn von Staatsgeschäften abgehalten hätten: 1) die damaligen Regenten; 2) die damals bestehenden Gesetze des Staats, die damalige Constitution; 3) die damals herrschenden Sitten des Volkes. Das dritte hat Schlosser gar nicht ausgedrückt.

Auch weiterhin sind viele Stellen zu paraphrastisch gegeben, wie S. 129: „Diese Veränderung seiner Lebensart [es ist von Dion die Rede] wurde bald von denen bemerkt, die da fortfuhren zu leben, wie man an den Höfen der Großen lebt, und sein Beyspiel war ihnen drückend, bis Dionys der Alte abgegangen war.“ Im Original S. 99. steht bloß: ὅθεν ἐπαχθέστερον τοῖς περὶ τὰ τυραννικὰ νόμιμα ζῶσιν ἐβίω, μέχρι τοῦ θανάτου τοῦ περὶ Διονύσιον γενομένου. — S. 97. der Zweybr. Ausg. σώφρων δὲ οὐδ' ἂν μελλήσαι ποτὲ γενέσθαι. καὶ δὴ καὶ περὶ τῆς ἄλλης ἀρετῆς ὁ

αὐτὸς λόγος ἂν εἴη. Zu frey und nur halb übersetzt Schlosser S. 126 diese Worte: „Oder wie kann er bey solchen Sitten irgend eine Tugend erwerben?“ Genauer: „Herr seiner Leidenschaften wird er nimmermehr werden: und dasselbe kann man wohl von jeder andern Tugend sagen.“

S. 134. ist das *πολλοῦ γε καὶ δεήσει* (p. 103. l. 2. ed. Bip.) in jenem Zusammenhange nicht recht gut übersetzt: „Wie in aller Welt?“ Lieber: Weit gefehlt!

S. 136. „Auch trug man sich in ganz Syrakus mit der Nachricht, daß Dionys mich wirklich als einen Mitschuldigen des Dion habe hinrichten lassen.“ *ὡς τεθνεὼς εἴην ὑπὸ Διονυσίου, ὡς δὴ τούτων ἁπάντων τῶν τότε γεγονότων αἴτιος.* Das heißt vielmehr: „daß Dionys mich habe hinrichten lassen als den, der an allem, was vorgefallen war, Schuld sey.“

S. 104. der Zweybr. Ausg. *ἐγίγνετο γὰρ οἱ τὸ μὲν ἐμὲ φυγεῖν ἀπ' αὐτοῦ, καλὸν οὐδέν· τὸ δὲ μένειν.* Schlosser S. 137: „Denn ihm konnte meine Flucht nichts nutzen, wohl aber war es ihm sehr wichtig, daß ich unter diesen Umständen bliebe.“ Nicht sowohl vom Nutzen scheint die Rede, als von Ehre und Schande. Also lieber etwa: „Denn von meiner Flucht hatte er keine Ehre; eher von meinem Bleiben.“ — Gleich nachher: *διὸ δὴ καὶ σφόδρα προσεποιεῖτο δεῖσθαι. τὰς δὲ τῶν τυράννων δεήσεις ἴσμεν, ὅτι μεμιγμένα*

καὶ ἀνάγκαις εἰσίν. Schlosser: „Deswegen bat er mich auch darum so dringend, und die Bitten der Tyrannen sind schon ein Zwang.“ Es sollte heißen: Deshalb nahm er die Miene des ernstlich Bittenden an; wir wissen aber wohl, daß die Bitten der Tyrannen schon ein Zwang sind.

Ὁ δὴ μηχανώμενος διεκώλυε μου τὸν ἔκπλουν, εἰς ἀκρόπολιν ἀγαγὼν καὶ κατοικίσας ὅθεν οὐδ᾽ ἂν εἷς ἔτι μὲ ναύκληρος μὴ ὅτι κωλύοντος ἐξήγαγε Διονυσίου, ἀλλ᾽ οὐδ᾽ εἰ μὴ πέμπων αὐτὸς τὸν κελεύοντα ἐξαγαγεῖν ἐπέστελλεν, οὔτ᾽ ἂν ἔμπορος, οὔτε τῶν ἐν ταῖς τῆς χώρας ἐξόδοις ἀρχόντων οὐδ᾽ ἂν εἷς περιεῖδέ με μόνον ἐκπορευόμενον, ὃς οὐκ ἂν συλλαβὼν, εὐθέως παρὰ Διονύσιον πάλιν ἀπήγαγεν. Bip. p. 104. Schlosser übersetzt nicht genau genug: „Ueberdieß brauchte er auch noch, um meine Abreise unmöglich zu machen, die List, daß er mich zu sich auf das Schloß nahm, und mir da meine Wohnung anwiese (anwies), wo, wenn er auch meine Flucht nicht hätte hindern wollen, ich doch keinen Schiffer gefunden haben würde, der mich ohne seinen ausdrücklichen Befehl weggeführt hätte. Hätte ich aber allein aus dem Schloß gehen wollen, so hätte jeder Bürger, jeder seiner Bediente auf dem Wege mich ergriffen, und sicher wieder in seine Hände geliefert.“ Treuer wäre folgende Uebersetzung: Zugleich machte er auch Anstalten, meine Abreise unmöglich zu machen; denn er nahm mich zu sich auf das Schloß, und wies mir dort eine Wohnung an. Von da aber würde mich kein Schiffer hinweg gebracht haben, ich will nicht

 sagen,

sagen, in dem Fall, daß Er es verhindert hätte [das liegt hier in dem elliptischen μὴ ὅτι. Daß in diesem Fall mich Niemand fortgeschafft hätte, will Platon sagen, versteht sich von selbst:] auch schon, wenn er nicht selbst einen seiner Leute abgeschickt hätte, der den ausdrücklichen Befehl von ihm bringen müssen, mich wegzuführen, würde kein Handelsmann, keiner der Aufseher über die Ein- und Auspassirenden mich nur auf dem Wege gesehen haben, ohne mich augenblicklich anzuhalten und zum Dionysius zurück zu führen.

S. 138. der Uebers.: (Dion,) gegen welchen er in hohem Grade eifersüchtig war." Im Texte steht, p. 105: καὶ θαυμαστῶς ἐφιλονείκει πρὸς τὸ τοιοῦτον: „und war in diesem Punkt erstaunlich eifersüchtig."

Ich schlage eine andere Stelle auf S. 123. Zweybr. Ausg. ἄλλοι τέ τινες] ἐν Συρακούσαις ἦσαν, Δίωνός τε ἄττα διακηκοότες, καὶ τούτων τινὲς ἄλλοι παρακουσμάτων τινῶν ἔμμεστοι τῶν κατὰ φιλοσοφίαν. Dieß wird übersetzt S. 169: „Außer diesen hatten auch mehrere Syrakusaner den Dion gehört, und noch andere hatten ebenfalls vielen philosophischen Unterredungen desselben beygewohnt, und waren dadurch ganz für unsere Philosophie eingenommen worden." Es sollte aber übersetzt seyn: Es waren außer diesen auch Leute in Syrakus, die einige mündliche Belehrung von Dion bekommen hatten; noch andere

dere daselbst waren voll von gewissen nur halb gehörten, halb verstandenen, philosophischen Vorträgen.

Ῥᾳστώνης ἕνεκα τῆς πορείας (Zweybr. Ausg. S. 124.) heißt nicht, wie es S. 171. übersetzt ist, um meine Reise zu beschleunigen; sondern: um die Reise desto bequemer zu machen.

S. 124. steht im Original: ἔπεμψε δὲ ἐπιστολὴν πάνυ μακρὰν, εἰδὼς ὡς πρὸς Δίωνα διεκείμην· καὶ τὴν αὖ Δίωνος προθυμίαν τοῦ ἐμὲ πλεῖν καὶ εἰς Συρακούσας ἐλθεῖν. πρὸς γὰρ δὴ πάντα ταῦτα ἦν παρεσκευασμένη τὴν ἀρχὴν ἔχουσα ἡ ἐπιστολὴ, τῇδέ πῃ φράζουσα, Διονύσιος Πλάτωνι. τὰ νόμιμα ἐπὶ τούτοις εἰπὼν, οὐδὲν τὸ μετὰ τοῦτο εἶπε πρότερον, ἢ ὡς ἂν εἰς Σικελίαν πεισθεὶς ὑφ' ἡμῶν ἔλθῃς τανῦν, πρῶτον μέν σοι τὰ περὶ Δίωνα ὑπάρξει ταύτῃ γιγνόμενα ὅπῃπερ ἂν αὐτὸς ἐθέλῃς κ. τ. λ. Schlosser: „Sie brachten mir sogar einen langen Brief von dem Tyrannen selbst, in welchem er, weil er wohl wußte, wie eifrig Dion wünschte, daß ich käme, und wie ich mit diesem stünd, gleich vom Anfang alles darauf anlegte, daß ich seiner Absicht Gnüge leisten möchte. Der Brief lautete ungefähr so: Dionys grüßt den Plato. Wenn du mir den gewöhnlichen Gruß gesagt hast, kannst du mir nachher nichts sagen, was mir mehr anläge, als wenn du mir versprichst, daß du mir nachgeben, und wieder zu mir kommen willst, und dann soll das erste seyn, daß ich alles für Dion thun werde, was du selbst

gut finden wirst" u. s. w. — Daß aber εἶπε die dritte Person, nicht der Imperativ ist, und auf Dionysius geht, darauf hätte den Uebersetzer schon das im Folgenden wiederholte ταῦτ' οὕτως εἶπε aufmerksam machen können. Die Stelle war ungefähr so zu übertragen: „Er selbst schickte mir einen langen Brief, den er, da er wohl wußte, wie sehr ich mich für Dion interessirte, und wie sehnlich Dion wünschte, daß ich reiste und nach Syrakus käme, hiernach einrichtete, und daher gleich nach dem Anfange: **Dionysius grüßt den Platon,** und nach dem gewöhnlichen Eingange schrieb [wörtlich sagte, εἶπε]: „Wenn Du mir nachgeben, und jetzt gleich nach Sicilien kommen willst, so soll das Erste seyn, daß Dion's Angelegenheiten auf einen solchen Fuß gesetzt werden sollen, wie Du es selbst wollen wirst" u. s. w.

S. 127. Zweybr. Ausg. ἔστι δή τις τρόπος τοῦ περὶ τὰ τοιαῦτα πεῖραν λαμβάνειν, οὐκ ἀγεννής, ἀλλ' ὄντως τυράννοις πρέπων, ἄλλως τε καὶ τοῖς παρακουσμάτων μεστοῖς. Schlosser S. 174: „Es ist ein Mittel, wie man solche Dinge erforschen kann, und das Mittel ist nicht allein an sich nicht unanständig, sondern es ist insbesondere bey den Großen, und bey allen denen sehr wohl zu gebrauchen, die nur ihren Kopf mit dem angefüllt haben, was sie etwa in den Hörsälen der Philosophie auffangen konnten." Noch treuer würden die letzten Worte ἀλλ' ὄντως — μεστοῖς übersetzt seyn: sondern das in der That bey Tyrannen anwendbar ist,

zu-

zumal wenn sie ihren Kopf mit halb- oder falsch verstandenen philosophischen Vorträgen angefüllt haben.

Die S. 188. in der Note vom Uebersetzer vorgeschlagene Conjectur zu einer Stelle p. 132. ed. Bip. scheint mir ganz unstatthaft. Man urtheile selbst. Hr. S. will lesen: πρὸς γὰρ τούτοις ταῦτα οὐχὶ ἧττον ἐπιχειρεῖ τὸ ποιόν τι περὶ ἕκαστον δηλοῦν, ἢ τὸ ὂν ἑκάστου. διὰ δὲ τὸ τῶν λόγων ἀσθενὲς, ὧν ἕνεκα νοῦν ἔχων οὐδεὶς τολμήσει ποτὲ εἰς αὐτὸ τιθέναι τὰ νενοημένα ὑπ' αὐτοῦ, καὶ ταῦτα εἰς ἀμετακίνητον. Dieß übersetzt er: „Denn außerdem wollen diese vier Dinge nicht nur die Eigenschaften, sondern auch das Wesen der Dinge geben. Aber, wegen der Schwäche der Worte, womit sie diese zu geben unternehmen, wird niemand wegen dieser ihrer Anmaßung auch sie und seine Ideen, und diese vier Stücke der Wissenschaft, mit dem unveränderlichen Wesen der Dinge für Eins und das nämliche halten" u. s. w. Wenn Hr. S. das δὲ hinter διὰ einschieben, und vor ὧν ἕνεκα statt des Punkts ein Komma setzen will: so ist ja dann weiterhin zum Schluß der Periode nichts da, was die Worte διὰ — ἀσθενὲς zu einem vollständigen Satze machte. Denn die Worte ὧν ἕνεκα νοῦν ἔχων οὐδεὶς τολμήσει u. s. w. würden in diesem Falle bloß einen von λόγων abhängigen relativen Zwischensatz bilden. Jene Uebersetzung daher, die Hr. S. in der Note giebt, läßt sich grammatikalisch aus den Griechischen Worten gar nicht her-

herausbringen noch rechtfertigen. ὧν ist ja nicht einerley mit τούτων. Wie kann man also jenes hier übersetzen: Wegen dieser ihrer Anmaßung — ? Anderer zu großer Freyheiten, die er sich an dieser Stelle nimmt, nicht zu gedenken.

Als ein Beyspiel, wie Hr. S. die in diesen Briefen oft nur angedeuteten Gedanken weiter auszuführen, auszumalen und zu verschönern sich erlaubt, kann folgende Stelle dienen S. 135. 136. der Zweybr. Ausg. Διὸ δὴ πᾶς ἀνὴρ σπουδαῖος, τῶν ὄντων σπουδαίων πέρι, πολλοῦ δεῖ μὴ γράψας ποτὲ ἐν ἀνθρώποις, εἰς φθόνον καὶ ἀπορίαν καταβαλεῖ. Dieß übersetzt er S. 193. „Und deswegen wird ein weiser Mann sich sehr in Acht nehmen, die innere Ansicht der Dinge, wie seine Seele in ihren geheimen Arbeiten sie sieht, der Menge in Schriften zu lesen zu geben, und sie ihrem Urtheil und ihrer Eifersucht zu unterwerfen.“ Uebrigens hätte ἀπορία nicht bloß durch Urtheil, sondern, mit einer nähern Bestimmung, etwa durch schwankendes Urtheil übersetzt werden sollen. Unmittelbar darauf heißt es in der Uebersetzung: „Also, mit einem Wort, muß jeder, der selbst Sinn hat, wenn er irgend eine Arbeit von einem solchen denkenden Mann entweder über die Gesetzgebung, oder über sonst etwas in die Hand bekommt, gleich merken, daß der Schriftsteller nicht alles, was er über diesen Gegenstand dachte, dargelegt, sondern daß er noch vieles in dem innersten schönsten Theil seiner Seele liegen hat.“ Statt der unterstrichenen Worte steht im Texte: ὡς οὐκ ἦν τούτῳ ταῦτα σπου-

σπουδαιότατα, εἴπερ ἐστὶ αὐτὸς σπουδαῖος. Dieß konnte genauer etwa so übersetzt werden: „daß das nicht seine ernstliche Meinung enthielt, wenn er selbst im Ernst ein weiser Mann ist.“ σπουδαῖος wird offenbar das zweyte Mal in einem andern Sinne gebraucht, als das erste Mal; was bey der Zweydeutigkeit des Worts, welches sowohl serius, als probus, probatus, laudatus heißen kann, wohl angeht. Im Deutschen suchte ich die Wiederholung desselben Ausdrucks wenigstens einigermaßen nachzuahmen. — Uebrigens sehe ich keinen Grund, warum diese ganze Stelle nicht darauf gehen soll, daß ein vernünftiger Schriftsteller aus Lehrweisheit und Lehrklugheit nicht Alles dem großen Haufen bekannt machen müsse, wenn er in einem Zeitalter und unter Leuten lebt, deren politische und religiöse Vorurtheile er mit Schonung behandeln muß, um nicht entweder ihnen mehr zu schaden als zu nützen, oder selbst, ohne wahren Nutzen, ihr Opfer zu werden. Hr. Schlosser sagt freylich (S. 194.): „Plato scheint mir hier nicht auf den sonst sehr richtigen Gemeinplatz, daß man nicht alles vor dem großen Haufen bekannt machen müsse, zu zielen; sondern er sagt vielmehr, daß selbst die Philosophie ihre unerklärbare, nur fühlbare Geheimnisse habe, und tadelt mit einiger Härte diejenigen Philosophen, welche mehr nicht denken, als was sie auch sagen können, und die sich dieser ihrer Beschränktheit noch rühmen“ u. s. w. Allein von allem diesen steht, so viel ich sehe, im Texte Nichts. Ueberhaupt möchte man bey dieser

Note wohl fragen: Was sind das für Philosophen, die mehr denken, als was sie auch sagen können (zu sagen das Vermögen haben)? Denken drückt doch eine Verstandesoperation aus. Vorstellungen des Verstandes aber müssen sich auch Andern mittheilen lassen. Fühlen mögen jene Philosophen mehr, als sie zu sagen vermögen: denken können sie nicht mehr, als sie auch zu sagen im Stande sind. Geben sie aber dieß letztere dennoch vor, so nennt man sie — Schwärmer. Ich bedaure, daß der Verfasser der Platonischen Briefe, es sey nun Platon selbst, oder ein Platoniker, in Hrn. Schlosser's Uebersetzung noch etwas mehr den Anstrich eines mystischen Schriftstellers hat, als im Original, indem der deutsche Autor sich die Freyheit genommen hat, manches ihm Eigene hinein zu legen. Die nach eignem Gefallen eingerichtete Ausmalung vieler von dem Griechen nur hingeworfenen Züge; die Verschönerung mancher in der Urschrift wirklich trockener, harter und viel weniger angenehm geschriebener Stellen, als man von Platon, dem Verfasser der herrlichen Dialogen, zu erwarten berechtigt ist, giebt überhaupt der Uebersetzung an nicht wenigen Stellen ein vom Original abstechendes Kolorit. Oft ein lebhafteres, frappanteres: das leugne ich gar nicht. Aber ich bitte die, die von der in den Platonischen Briefen enthaltenen Philosophie — vielleicht durch Kant's Aufsatz in der Berl. Monatsschrift aufmerksam gemacht — urtheilen wollen, sich lieber geradezu an das Original zu halten.

S. 191.

S. 195. ist τι τῶν περὶ Φύσεως ἄκρων καὶ πρώτων (p. 136. Bip.) übersetzt: „etwas über den Ursprung oder über das Erste der Natur.“ Warum nicht: etwas über das Höchste und Erste der Natur?

S. 199. der Uebers. hätte der in die Prose eingemischte Homerische Vers aus Odyss. XII. v. 428.

Ὄφρ' ἔτι τὴν ὀλοὴν ἀναμετρήσαιμι Χάρυβδιν,

Daß ich zurück noch kehrte zur schreckenvollen
Charybdis —

bemerklich gemacht werden sollen.

S. 200. „Auch muß Dion für das Geld und Gut, das ich ihm zuschicke, euch im Peloponnes oder in Athen Sicherheit leisten, und dasselbe dort irgendwo, bey wem ihr es gut findet, niederlegen.“ — Wozu sollte Dion für das ihm zugeschickte Geld dem Platon, und dessen und Dion's Freunden Sicherheit leisten? Das steht auch nicht im Texte. Dionysius hatte gesagt: „Dion soll sein ganzes Vermögen bekommen und im Peloponnes leben, nicht als ein Verbannter, sondern so, daß er auch die Freyheit hat, hieher zu kommen, wenn er, und ich und ihr, seine Freunde, es gut finden: jedoch unter der Bedingung, daß er keine Anschläge wider mich macht (ταῦτα δ' εἶναι μὴ ἐπιβουλεύοντος ἐμοί). Dafür sollst Du und Deine Freunde, und Dion's hiesige Freunde mir Bürge

Bürge seyn. Euch aber muß er darüber Sicherheit geben." (ὑμῖν δὲ τὸ βέβαιον ἐκεῖνος παρεχέτω). — Nun erst ist vom Gelde die Rede: „Das Geld jedoch, das er bekommt, (setzt Dionysius hinzu,) muß im Peloponnes oder zu Athen niedergelegt werden, in die Hände derer, die ihr dazu für schicklich haltet."

S. 202. „Endlich fiel mir ein." Vielmehr: „Mein erster Gedanke war der u. s. w. (πρῶτος δ' ἦν μοι τῆς βουλῆς ἡγούμενος ὅδε λόγος). — Das. heißt es: „Und dann, wie wollte ich fort, wenn der König den Schiffern verböte, mich einzuschiffen, oder wenn er ihnen nur sagte, daß, wenn ich ginge, es ohne seinen Willen geschehe? Welcher Schiffer würde mich dann aufnehmen, wenn er mich aus dem Hause seines Herrn kommen sähe?" Genauer würde dem Originale (S. 141.) folgende Uebersetzung entsprechen: „Ueberdieß, wenn er mich nicht von sich lassen will, und keinem Schiffer selbst Befehl ertheilt, mich wegzuführen, sondern allen sein Mißfallen an meinem Vorhaben der Abfahrt zu verstehn giebt: wird da wohl irgend ein Schiffer mich aufnehmen, wenn er mich so aus dem Hause des Dionysius forteilen sieht?" — Im gleich Folgenden heißt es bey Schlosser: „Ja, wie sollte ich nur aus dem Haus (Hause) kommen, da ich in dem Garten wohnte —?" Es sollte heißen: „Zum Unglück wohnte ich auch noch dazu im Garten" u. s. w. Die Worte πρὸς τοῖς ἄλλοισι κακοῖς sind unübersetzt geblieben.

S. 205.

S. 205. „Und so sprach ich auch nichts weiter mit ihm über die Angelegenheiten des Dion; denn ich sahe wohl, daß ich doch nichts ausrichten würde, und ich glaubte für die Ehre der Philosophie und für meinen Freund alles gethan zu haben, was ich konnte.“ Im Original (S. 143.) ist das letztere nicht mit dem vorigen verbunden, sondern macht die Schlußformel dieses Theils der Erzählung: μέχρι μὲν δὴ τούτων ταύτῃ καὶ βεβοηθημένον ἐγεγόνει φιλοσοφίᾳ καὶ φίλοις. Dieß ließ sich etwa geben: „So ging es mir bis dahin im Dienste der Philosophie und der Freunde.“

Diese Bemerkungen, deren Anzahl ich leicht vermehren könnte, werden hinreichen, mein Urtheil zu beweisen, daß die Schlossersche Uebersetzung an sehr vielen Stellen, ohne dem Genius unsrer Sprache untreu zu werden, weniger paraphrastisch, und zugleich an vielen andern genauer und richtiger seyn könnte. Vielleicht fühlte der Verfasser dieß selbst zufolge einer bescheidenen Aeußerung in der Vorrede S. XIV. Demungeachtet gehört sie im Ganzen genommen zu den guten, lesbaren Uebersetzungen; doch erscheint sie in einem vortheilhafteren Lichte, wenn man sie als ein interessantes, gut geschriebenes deutsches Buch betrachtet, als wenn man sie nach den strengeren Foderungen einer durchaus treuen Uebersetzung aus dem Griechischen beurtheilt. Denn der kleineren Flecken, die als Versehen in Rücksicht unserer Sprache anzusehn seyn möchten, sind

sind zu wenige, als daß man dem Werke darum den Namen eines gut geschriebenen Deutschen Buches absprechen könnte. Zu jenen gehört, daß der Uebersetzer immer sagt: ich schriebe, gabe (S. 121.) bate (S. 204.), es stande (S. 83.), es bande (S. 153.) anstatt: ich schrieb, gab, bat, es stand, es band; ferner, daß er im Imperativ (S. 75. 76.) befehle und vergesse sagt für befiehl und vergiß. — Statt umgewandt, welches S. 193. in der Bedeutung von vice versa steht, ist sonst das Gewöhnliche: umgekehrt. — Zu dem Endzweck verträglich, wie S. 252. steht, sagt man auch wohl nicht. — S. 175. kommt der Ausdruck vor: die glorreiche Bahn zu vollführen. Allein man sagt nicht: eine Bahn vollführen, sondern: eine Bahn zurücklegen; das Ende einer Bahn erreichen. — S. 132. „Mir schwebte immer eine gewisse Aengstlichkeit vor." Gewisse Bilder schweben einem wohl vor; aber nicht Gemüthsstimmungen. — Unrichtig schreibt Hr. S. fast immer des Dions, wo es entweder heißen sollte des Dion oder bloß Dion's. Auch ist es nicht zu billigen, wenn er sagt: der Anaxagoras (S. 79.), der Erast (S. 244.) wo kein Artikel stehn sollte. — Noch bemerke ich die Kleinigkeit, daß mehrere orthographische Fehler in den Namen, wahrscheinlich durch des Setzers Schuld, vorkommen, die man wenigstens um mancher weniger kundigen Leser willen in deutschen Büchern vermieden wünscht, wie Tigrannes (S. 70.) für Tigranes, Hera-

klid

klid (S. 180.) für Heraklit, Theodotus (S. 207. und immer) für Theodotes (Θεοδότης), Linceus (S. 192.) für Lynceus. — S. 187. in der Note Z. 6. ist πάσχει zu lesen. — Doch nichts mehr dieser Art. Denn ich wollte nicht gerade geben, was der geistreiche Verfasser der Lebensläufe nach aufsteigender Linie — was Hippel nicht uneben eine Lese- und Buchstabirrecension nennt.

M—st—n.

IX.

De l'état des lettres en Europe, depuis la fin du siècle qui a suivi celui d'Auguste, jusqu'au règne de Louis XIV. Discours prononcé à l'ouverture du Lycée Républicain le 1. Décember 1796, par *Jean-François LA HARPE*, Professeur de littérature au Lycée; à Paris chez les marchands de nouveautés. 1797. 8vo 84 S.

Die meisten unserer Leser werden sich erinnern, daß dieser berühmte Dichter, unter uns vorzüglich durch die vortrefliche Gottersche Bearbeitung seines Trauerspiels Mariane bekannt, nachdem er schon unter

unter Robespierre im Gefängniß geschmachtet hatte, aufs neue von der gegenwärtigen Regierung in Frankreich im Oct. 1795 deshalb verhaftet ward, weil er, als Wahlherr von Paris, sich der Maasregel des damaligen Convents widersetzte, durch welche zwey Drittheile der Mitglieder desselben sich, ohne neue Volkswahl, als Gesetzgeber auch unter der vorgeblich constitutionellen neuen Regierungsform behaupteten. Aus den Zeitungen ist bekannt, daß Herr Laharpe, während seiner Gefangenschaft, sich genöthigt sah, seine Bibliothek zu verkaufen, und daß die öffentliche Meynung das Directorium endlich dahin vermochte, den Dichter seines Verhafts zu entledigen. Mit gegenwärtiger Rede trat er sein Lehramt wieder an. Alle französische Journalisten berichten, daß sie eine außerordentliche Wirkung hervorbrachte; daß der Redner sie mit einer so bewegten Seele gehalten und die Zuhörer mit einer solchen Stille und beym Schluß ausbrechenden Bewunderung angehört haben, die über alle Beschreibung gehe.

Vortreflich zu dieser beabsichtigen Wirkung war der Stoff derselben gewählt; da sowohl die Schilderung der Unwissenheit im Mittelalter und der daraus entspringenden Verachtung und Verheerung von Kunstwerken und Bibliotheken, als die Stiftung der Pariser Universität, dem Redner die Gelegenheit darbot, sich über das auszulassen, was, in dieser Hinsicht, seit der Revolution in Frankreich geschehen ist, wo man, weil man alles

neu machen wollte, alles zerstört hat. Und was hat man an die Stelle des Alten gesetzt?

Voyez ces efforts si multipliés et si impuissans pour bâtir sans aucune base, pour organiser le désordre et réaliser le néant; tous ces plans également stériles tour à tour préconisés et rejetés, ces généralités chimériques, qui, en voulant tout embrasser, n'atteignent jamais à rien, ces théories si follement ambitieuses et si complettement inexécutables, où l'orgueil des mots est en raison du vide des idées, ce charlatanisme puéril qui croit changer les choses en changeant les noms, et qui se retranche obstinément dans les spéculations de l'avenir, quand il est sans cesse repoussé par l'impossibilité actuelle. Voyez cette profonde et honteuse ignorance des premiers principes et des premiers élémens de toute éducation publique, ignorance portée au point de ne pas même distinguer et classer ce qui convient aux differens âges de l'homme, à l'enfance, à l'adolescence, à la jeunesse, à l'âge adulte; de confondre des académies avec des écoles, des rassemblemens de gens de lettres avec des maisons d'éducation, d'imaginer qu'il suffit de nommer des maitres pour attirer des disciples, que l'on peut instruire et former des enfans et des adolescens sans aucun point de réunion habituelle et obligée, sans aucun but marqué et distinct, sans aucun lien moral d'attachement et de respect entre les instituteurs et les élèves, sans aucun frein de discipline, sans aucun moyen de subordination, et sans aucun plan d'avancement; qu'on peut etablir la morale si déplorablement avi-

lie, l'inspirer et l'inculquer à des enfans, à des adolescens, avec des méthodes métaphysiques, sans aucune de ces notions réligieuses, si naturelles pour ainsi dire à l'instinct de l'homme, les seules qui, réunies à des objets sensibles, ayent une véritable autorité sur ce premier âge, parce qu'elles seules parlent à son coeur, et que le coeur devance nécessairement la raison; notions si essentielles et si sacrées, même en politique humaine, qu'en supposant (ce qui n'est pas) qu'elles pussent être inutiles à l'intelligence formée, elles seraient encore d'une indispensable nécessité pour ce premier âge, puisqu' incapable de raisonnemens abstraits, il ne peut et ne doit que croire, aimer et obéir.

Dergleichen Aeußerungen — und sie füllen ein gutes Drittheil der Schrift — waren natürlich der herrschenden Faction höchst schmerzhaft; auch schrie sie laut auf und Hr. Louvet beschuldigte den Redner, er habe Mord, Aufruhr, Straßenraub und den Bürgerkrieg gepredigt, er sey den Engländern verkauft, un escroc, un bourreau, trage die weiße Cocarde, und, wie Hr. Laharpe S. 79. berichtet, et même, s'il faut tout dire, que *j'ai levé les yeux au ciel;* (welches sich auf seine geäußerten religiösen Gesinnungen bezieht). Um diese Verläumdungen zu vernichten, ließ Hr. Laharpe seine Rede drucken, und bemerkt in einer beygefügten Nachschrift, daß sich das Directorium für revolutionär erklären würde, wenn es das auf sich zöge, was er über den alles zerstörenden Revolutionsgeist gesagt habe. Dieß gehe dem, nach

den

den vorgefallenen Zerstörungen eingesetzten, Directorio nichts an: il n'est chargé que de l'exécution des loix, ou de ce qui a le nom de loix. Er habe nichts angegriffen, qui ne fût *révolutionaire*, et le *gouvernement* est ou est censé devoir être *constitutionel*.

Merkwürdig ist, daß auf dem Titel dieser Schrift die Zeitrechnung nach dem christlichen Calender angegeben wird, und sehr stark ist das aus dem 38sten Psalm *) nach der lateinischen Version entlehnte Motto, welches in der beygefügten französischen Uebersetzung also lautet:

J'ai mis une garde à ma bouche, lorsque le méchant s'élevait contre moi; je suis resté muet et humilié, et j'ai retenu dans le silence même ce qui était bon à dire, et ma douleur s'est renouvellée: mon coeur s'est échauffé au dedans de moi; le feu s'est allumé dans mes méditations, ma langue s'est déliée et j'ai parlé.

Die Vorlesungen, die Hr. Laharpe mit dieser Rede einleitet, werden die Litterargeschichte des achtzehnten Jahrhunderts darstellen. La matière, trop vaste pour le cours d'une année, sera réduite à trois parties: la littérature agréable ou d'imagination, dans laquelle Voltaire est celui qui soutient le mieux la comparaison avec l'âge précédent; (nämlich dem Jahrhundert Ludwig XIV. über welches Hr. Laharpe,

*) Der 39ste in der lutherischen Uebersetzung.

so wie über die Litteratur der Griechen und Römer, im Jahr 1788 Vorlesungen hielt;) la nouvelle philosophie que vit naître le nôtre en ses premièrs années, et que les dernières ont dû nous mettre à portée d'apprécier; enfin la poësie des livres saints, sujet assez neuf, plus fécond que peut-être on ne le croit, au moins parmi nous, et dont la plus grande difficulté est celle de se restreindre et de se borner.

Nach der gegenwärtigen Vorlesung zu urtheilen, werden unterrichtete Personen mehr Vortheil von diesem Cursu haben, als Anfänger. Mit letztern muß man einzele Schriftsteller durchgehen; ein allgemeiner Ueberblick hilft ihnen zu nichts, kann aber leicht Schwätzer bilden: gerade wie das Durchlaufen von Kunstgallerien mit jemand, der keine Anweisung im Zeichnen erhalten hat. Indeß ist Hrn. Laharpe's Methode immer noch besser, als die, seit Gellerts Tode, bey uns und auf andern protestantischen Universitäten eingerissene, nach welcher man die studirende Jugend mit der Aesthetik zu einer Zeit bekannt macht, wo ihr Gefühl durch vielfältiges Studium guter Muster noch nicht gebildet, und in ihrem Gedächtniß noch kein Vorrath niedergelegt worden ist, um Vergleichungen und Untersuchungen über das Schöne anstellen zu können; welches man doch a posteriori zuvor kennen muß, um a priori darüber mit Verstand zu raisonniren.

Un-

Untersuchungen über die geistliche Poesie sind in der That für Frankreich ein ganz neuer Gegenstand. Den Engländern und Deutschen wird Hr. Laharpe freylich darüber nichts Neues sagen; indeß versprechen wir uns doch noch mehr Genuß von dem lesen dieses dritten Abschnitts seiner Vorlesungen, als von dem zweyten über die neuere Philosophie. Denn schon der Ton, mit welchem er diesen Theil seines Unterrichts ankündigt, zeigt, daß er die Sache nicht ganz aus dem rechten Gesichtspunkt sieht. Die französischen Philosophen unserer Zeit haben die Metaphysik weder erweitert, wie Descartes, Leibnitz, Locke, Lambert, Tetens, noch dem System eine neue Form gegeben, wie dieß unter uns Wolf, Crusius und Kant gethan haben; sondern die metaphysischen lehren auf eine Weise vorgetragen, so daß Unverständige wähnen, sie verstünden dieselben, und bedürften nun nicht ferner des religiösen Glaubens, weil sie die Ursache aller Dinge durchschauten. Hierin liegt der Grund des Uebels, welches schon vor zwanzig Jahren so weit gieng, daß man in den Pariser Zirkeln Diderots Systême de la Nature, mit einer boshaften Anspielung auf die canonischen Schriften der Kirche, nur le livre nannte; um anzudeuten, es sey die Bibel der philosophischen Köpfe. Diderot war in seinem Nachforschen so weit gekommen, einzusehen, daß er, mit Sokrates zu reden, nichts wisse; mit andern Worten: daß man das Wesen der Gottheit, die Natur der menschlichen Seele, das Innere der Materie, die Dauer und Größe des Welt-

alls u. s. w. nicht ergründen könne; und hieraus schloß er, sehr übereilt: alle diese Begriffe wären nur Hirngespinnste, denen keine objektive Realität zum Grunde läge; alles sey nur ein Spiel, und der vergeblich moralische Zweck in der Schöpfung nirgends zu finden. Herr von Göthe unter uns scheint eben so zu denken, denn er sagt im Schillerschen Musenalmanach für 1796 S. 241, ganz im Geiste der französischen Atheisten:

> Ist's denn so großes Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sey?
> Nein! Doch niemand mag's gern hören, da bleibt es geheim.

Dergleichen Einfälle eines witzigen Kopfes sind aber nicht Philosophie, sondern — sprudelnde Einfälle. Wenigstens sollte man sie nicht eine neue Philosophie nennen, wie Hr. Laharpe thut, sondern eine übersalzene.

Zur Probe der laharpeschen Manier wollen wir die, gewiß höchst schwierige Schilderung der Kirchenväter als Redner hersetzen; man wird daraus sehen, wie ungegründet der Vorwurf ist: Hr. Laharpe habe die Kirchenväter unbedingt gelobt und in Schutz genommen. Ein Mann, wie Chrysostomus war, bedarf von keinem Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts in Schutz genommen, wohl aber zuweilen gegen Unverständige vertheidigt zu werden, die verschreyen was sie nicht kennen; die nicht einsehen, daß, nachdem die Vorstellung

der

der Vielgötterey alle Kraft verloren hatte, Moralität zu bewürken, nothwendig die religiösen Gefühle des Menschen, durch die er sich von allen uns bekannten Geschöpfen auszeichnet, — indem nur der Mensch Vorstellungen von unkörperlichen, mit der Sinnenwelt aber in Bezug stehenden Wesen hat, die er deshalb sich geneigt zu machen wünscht, — daß, sagen wir, diese Gefühle nothwendig eine veränderte Richtung, das System derselben eine neue Form bekommen mußte. Sehr richtig sagt Hr. Laharpe:

Un nouvel ordre d'idées et de ſentimens à développer, une foule d'obſtacles à combattre et d'adverſaires à confondre, la néceſſité de vaincre par la perſuaſion et l'exemple, qui étaient les deux ſeules forces de la religion naiſſante, voilà ce qui dut animer le génie des fondateurs et des defenſeurs du chriſtianisme. Le paganisme, long-temps perſécuteur, était encore redoutable, même depuis que Conſtantin eut fait regner l'évangile. Les Zélateurs de l'ancienne religion avaient pour eux, ſelon les temps et les circonſtances, des intérêts de parti, et dans tous les temps l'intérêt de toutes les paſſions divinisées par le polythéisme. Mais il faut avouer qne ce n'étaient, ſous aucun rapport, des hommes à comparer aux prédicateurs de la foi chrétienne. Il s'en fallait de beaucoup que Celſe, Porphyre, Symmaque puſſent balancer la dialectique d'un Tertullien, la ſcience d'un Origène, ni les talens d'un Auguſtin et d'un Chryſoſtôme. Ce dernier, dont le nom ſeul rappelle la haute idée que ſes contemporains avaient de

ſon éloquence, peut être oppoſé à ce que l'antiquité avait eu de plus grand. Ce n'eſt pas que dans ſes écrits, comme dans ceux de S. Auguſtin, de S. Baſile, de S. Grégoire, la critique n'ait pu remarquer des défauts que n'ont pas eus les claſſiques grecs et romains: on s'apperçoit que les orateurs chrétiens n'ont pu échapper entièrement au goût général de leur temps, qui s'était fort corrompu. On y délirerait ſouvent plus de ſévérité dans le ſtyle, plus d'attention aux convenances du genre, plus de méthode, plus de meſure dans les détails. On leur a reproché de la diffuſion, des digreſſions trop fréquentes, et l'abus de l'érudition, qui, dans l'éloquence, doit être ſobrement employée, de peur qu'en voulant trop inſtruire l'auditeur, on ne vienne à le refroidir. Mais auſſi quel connaiſſeur impartial n'y admirera pas un mélange heureux d'élévation et de douceur, de force et d'onction, de beaux mouvemens et de grandes idées, et en général cette élocution facile et naturelle, l'un des caractères diſtinctifs des ſiècles qui ont fait époque dans l'hiſtoire des lettres?

Celle où je m'arrête en ce moment préſente une obſervation qu'il ne faut pas omettre: c'eſt la ſupériorité des Grecs ſur les Latins. Ceux-ci nous offrent principalement comme écrivains et orateurs, dans ces premiers âges du chriſtianisme, Tertullien, S. Ambroiſe, S. Cyprien et S. Auguſtin. Perſonne ne conteſte au premier la vigueur des penſées et du raiſonnement; mais perſonne auſſi n'excuſe la dureté africaine de ſon ſtyle, même dans ſes deux ouvrages les plus célèbres,

l'Apo-

l'Apologie et les *Prescriptions*, dont les beautés frappantes sont mêlées d'affectation, d'obscurité et d'enflure. S. Cyprien qui l'avait pris pour modèle, en a conservé le caractère, mais également affaibli dans les beautés et dans les défauts. S. Ambroise a beaucoup plus de douceur et de pureté; mais il s'élève peu, et n'a pas comme eux cette foule de traits qui préparait pour la chaire tant de citations heureuses et brillantes. S. Augustin est certainement le plus beau génie de l'église latine: il est impossible d'avoir plus d'esprit et d'imagination; mais on convient qu'il abuse de tous les deux. Son style nous rappelle Sénèque, comme celui de Grégoire, de Basile, de Chrysostôme rappelle Cicéron et Démosthène, et c'est dire assez que les pères Grecs ont la palme de l'éloquence.

Mit gleicher Feinheit und Präcision schildert der Verf. die Vortheile und den Misbrauch der Buchdruckerkunst, das Zeitalter der Medices, und das Zeitalter Ludwig XIV. Nur was er über die ältere englische Dichtkunst sagt, giebt zu der Vermuthung Anlaß, daß er die englischen Dichter blos aus französischen Uebersetzungen kennt; wenigstens beurtheilt er sie nicht mit Rücksicht auf die politische Lage des englischen Reichs. Ein Dichter aber will zunächst seine zeitverwandten Landsleute belustigen, belehren, seine Empfindungen ihnen mittheilen, und muß sich also nach ihrem Geschmack bequemen, nach ihren Empfindungen richten, um auf sie zu wirken; nicht zu rechnen, daß die Empfindungsweise eines jeden durch die herrschende Empfindungsweise des Jahrhunderts, in dem er

 lebt,

lebt, mit bestimmt wird. Die Beurtheilung eines Kunstwerks muß daher immer einseitig ausfallen, wenn man dabey blos im Auge hat, was unter allen Umständen, in jedem Jahrhundert gefällt, oder wohl gar, was die Griechen zu den Zeiten des Perikles, die Römer zu den Zeiten des Cicero, etwa bey Lesung des verlornen Paradieses, oder der Messiade, Stellenweise dürften empfunden haben. Aus Eitelkeit halten die Franzosen gewöhnlich ihre Empfindungsweise für die einzig wahre, und daher rührt die Einseitigkeit ihrer Kritik.

X.

Entwickelung des Ifflandischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater im Aprilmonat 1796. Leipzig, bey G. J. Göschen. XVI. und 407 S. in 8vo.

Es ist eine allgemeine Klage, daß sich die deutsche Schauspielkunst seit zwanzig Jahren immer mehr und mehr verschlechtert. Sollte die Ursache nicht hauptsächlich darin liegen, daß unsere Höfe das französische Schauspiel verbannt und dafür wälsche Sänger in Sold genommen haben? Ein

anderes

anderes wär es, wenn an unsern Höfen gar kein fremdes Schauspiel beschützt würde: dann könnte sich vielleicht in Wien und Berlin *) ein gutes deutsches Schauspiel bilden. Wiewohl das getheilte politische Interesse der Deutschen eine solche Stiftung unendlich erschwert, und wir ein vortrefliches und eigenthümliches komisches Theater nur auf Kosten unserer Reichsverfassung erhalten könnten; welches denn doch ein zu hoher Preiß dafür wäre. Besonders sind die deutschen Schauspielerinnen, seit sie nicht mehr mit Französinnen zu wetteifern brauchen, so herabgesunken, daß, (mit einigen Ausnahmen, wie sich versteht,) von Kunst bey ihrem Spiel kaum mehr die Rede seyn kann, und sie nur noch durch ihren Körper und den Ausdruck sinnlicher Begierden in Ton, Gang und Geberden, junge Männer und alte Wollüstlinge ins Theater ziehen. Mit den deutschen Schauspielern steht es etwas besser; was wir vorzüglich, nachdem die Ritterschauspiele alle Feinheit und allen Anstand von unsern Bühnen verdrängt hatten, Herrn Ifflands Beyspiel und seinen ganz für den kläglichen Zustand unserer Bühnen berechneten Dramen zu danken haben; zu deren Aufführung weder unterrichtete, fein gebildete Weiber, noch hoher

*) Weder Hamburg noch Leipzig ist dazu geschickt, weil in beyden Städten der Ton einseitig, dort blos merkantilisch, hier merkantilisch-litterarisch, und also freylich etwas besser, aber doch immer zu beschränkt ist, um das feine Komische hervorzubringen und fühlbar zu machen.

hoher männlicher Anstand und große Gewandheit des Körpers durchaus erforderlich, die aber jeden jungen Menschen, der nicht ganz von Schulstudien und sittlicher Bildung entblößt ist, durch ihre wahre Schilderung häuslicher Auftritte, und aus dem Mittelstande genommener und gut gehaltener Charaktere, wenn schon nicht zu einem großen, so doch braven und angenehmen Schauspieler zu bilden geschickt sind.

Da also, ohne Herrn Iffland, unser Theater schwerlich heutzutage die Aufmerksamkeit eines gebildeten Mannes noch auf sich ziehen dürfte; so verdiente er allerdings ein litterarisches Ehrendenkmahl, das überdem dazu beytragen konnte, neuen Eifer sowohl unter den Schauspielern als Zuschauern für unsere Bühne zu wecken, und jene, wie diese, über den wahren Werth und Zweck theatralischer Vorstellungen zu belehren. Es ist ihm in gegenwärtiger Schrift von einem Gelehrten errichtet worden, der sich in die verschiedenartigsten Gegenstände mit bewundernswerther Leichtigkeit hinein zu denken vermag, und der, bey einer ungeheuern Belesenheit, ein so glückliches Gedächtniß besitzt, welches ihn an alles, was auf den Gegenstand, worüber er schreibt, Bezug hat, sofort erinnert. Praktische Theaterkenntniß wär aber freylich noch erforderlich gewesen, wenn Herr Böttiger, (dessen Namen man unter der Vorrede findet,) das Ifflandische Spiel nicht blos hätte entwickeln wollen, um es zu loben, sondern um aus einander zu setzen, warum Ifflands Geist den Gang nahm, den

den wir ihn seit seinem ersten öffentlichen Austritt zu Gotha, unter Eckhofs und Gotters Leitung, bis jetzt haben nehmen sehen; da er von der Natur weit mehr bestimmt schien, unser Moliere und Preville, als unser Mercier und Monvel zu werden, hätte die Beschaffenheit unserer Bühnen nicht seinen Anlagen eine veränderte Richtung gegeben.

Wie es um unser Theater steht, zeigen die Rollen schon zur Genüge, die Herr Iffland zu Weimar gespielt hat. Es sind folgende:

Graf Wodmar im deutschen Hausvater von Gemmingen.

Czar Peter in den Strelitzen von Babo.

Stabschirurgus Rechtler im Scheinverdienst von Iffland.

Der alte Dalner in Dienstpflicht von Demselben.

Lieutenant Wallen in einem englischen von Schröder umgearbeiteten Possenspiel.

Treumund in einem Nachspiel von Dalberg: die eheliche Probe.

Posert in den Spielern von Iffland.

Hofrath Reinhold in den Hagestolzen von Iffland.

Commissär Wallmann in der Aussteuer von Demselben.

Oberpriester in der Sonnenjungfrau von Kotzebue.

Franz Moor in den Räubern von Schillern.

Licentiat Wanner im Herbsttag von Iffland.

Egmont, im Trauerspiel dieses Namens von Göthe.

Wie

Wie man sieht, ist auch nicht eine Rolle darunter, bey der es das größte Lob wäre, wenn man sagt: der Schauspieler habe den Geist des Dichters gefaßt und mit ihm gerungen; wie dieß der Fall war, wenn Eckhof den Odoardo oder den Hausvater von Diderot spielte. Selbst in seinen eignen Schauspielen hat Herr Iffland meistens Rollen gespielt, die, wie man zu reden pflegt, den Schauspieler tragen, und nach denen sie eben deshalb geizen: denn wir alle sind geneigt, das Bret da zu bohren, wo es am dünnsten ist. Einige derselben, wie der Stabschirurgus im Scheinverdienst und der Commissär in der Aussteuer, sind überdieß von der Art, daß sie auf sehr verschiedene Weise gespielt werden können; es sind Schuhe auf den Kauf gemacht, die für mehr denn einen Fuß passen. In der Aussteuer ist der Charakter des Raths derjenige, dessen Ausführung einem Schauspieler ungleich mehr Ehre machen würde, als die Darstellung des Commissars oder des Amtmanns; so wie die schöne Haltung und Entwickelung jenes Charakters Herrn Iffland als Dichter unendlich mehr Ehre macht, als die mit fester Hand, aber unbestimmten Zügen hingeworfenen Charaktere des Commissars und Amtmanns, oder die aus englischen Romanen entlehnten des Morfeld und des Kanzleydirektors in diesem Stück. Aber eben weil jener Charakter schwer zu spielen ist, und seine richtige Darstellung, gerade wie die des Marinelli, nur von dem Kenner bewundert wird, haben wenig Schauspieler Lust sie zu übernehmen, können sogar wenige unserer Schau-

spieler

spieler sie übernehmen, und darüber geht das ganze Stück auf unsern meisten Bühnen verloren. Nur auf einem gesellschaftlichen Theater haben wir es kürzlich hier so spielen sehen, wie es gespielt werden muß, wenn der denkende Mann mit Wohlgefallen der Vorstellung zusehen soll.

Den Lieutenant Wallen gut spielen zu sehen, macht allerdings Vergnügen: aber Herr Iffland wird sicher selbst auf diese Rolle keinen großen Werth legen, obschon es die einzige ist, deren Wiederholung man in Weimar von ihm begehrte. Sehr Recht hat er aber zuweilen dergleichen Rollen zu spielen; sie machen einen Schauspieler sattelfest. Wie sehr wäre zu wünschen, daß die extemporirten Nachspiele, im italiänischen Geschmack, wieder bey uns eingeführt würden! Sie sind für die Schauspieler die beste Schule, und eine unversiegliche Quelle des Vergnügens für die Zuschauer, sobald Männer wie Iffland darin auftreten.

Von der Rolle des Czar lohnt es nicht der Mühe zu reden. Freywillig kann man diese Rolle nur in einer Stimmung übernehmen, wie etwa die ist, wenn man sich vermummt, um junge Mädchen zum Besten zu haben. Es gehört das Phlegma der Deutschen dazu, um ein Stück wie die Strelitzen von der ersten bis zur letzten Scene auszuhalten.

Den Oberpriester soll Herr Iffland einzig gespielt haben, um seine ganze Stärke in mahlenden Gesten zu zeigen. Wir lieben sehr zuweilen Stücke zu sehen, die dem Schauspieler hierzu Gelegen-

heit

heit geben; nur müssen sie mehr innern Gehalt haben, als die Sonnenjungfrau von Kotzebue; vor allen aber nicht, wie diese Verhunzung einer schönen Episode aus Marmontels Incas, den Zuschauerinnen die Schaamröthe ins Gesicht jagen. Die Iphigenie von Göthe, oder Gotters Bearbeitung der Alzire wären ungleich würdiger und zweckmäßiger gewesen; da Herr Iffland zugleich die Art und Weise Verse vorzutragen, und seine Stärke im Ausdruck dichterischer Schönheiten, mit mahlenden Gesten vereinigt, hätte zeigen können.

Noch lieber wollen wir aber die Vorstellung der Sonnenjungfrau und der Strelitzen allenfalls ertragen, als die der Räuber; wenn schon freylich das letztere Stück einen ungleich größeren Dichter verräth, als jene beyden zusammen genommen. Wie aber verräth es dieß? Wenn man bedenkt, unter welchen Umständen der junge Dichter dieß Stück schrieb. Für eine Arbeit, auf der Schule verfertiget, ist es ein bewundernswerthes Produkt: aber es vorstellen zu lassen, verräth wenig Sorgfalt von Deutschlands Polizey-Anstalten. Die Engländer, fürwahr keine ängstlichen Moralisten, haben gleichwohl die Vorstellung eines so unsittlichen Stücks untersagt, weil sie sehr richtig urtheilen, daß man wohl zugeben kann, daß so etwas gelesen, aber keinesweges, daß es aufgeführt werde, wenn man nicht haben will, daß ein roher Purschenton und eine falsche Ansicht der freylich zum Theil conventionellen, aber zur Erhaltung der bür-

gerlichen

gerlichen Ordnung und Sicherheit durchaus nöthigen Einrichtungen allgemein werde.

Welch ein anderes Werk ist Egmont! Der Verfasser hat, wie man sieht, keinen Plan gehabt, als er zu arbeiten anfing; was auch bey seinem neuesten Werke, Meisters Lehrjahre, und mehrern seiner Produkte sichtbar genug ist. Seine Entwickelungen sind elend. Es ist keine Haltung in dem Ganzen. Nebenumstände werden zu weitläuftig auseinander gesetzt: Hauptscenen nicht hinreichend ausgemahlt. Aber im Einzelnen vortrefliche Stellen; wahre Darstellung, schöne Lebensregeln; besonders eine ergreifende Individualität in den Charakteren. Diese findet man nirgends bey Schiller. Ueberhaupt fehlt es ihm an Wahrheit: er nimmt eine oberflächliche Idee von den Gegenständen und den Menschen ab, und hüllt diese in ein Bild mit Hülfe einer gewaltsamen Anstrengung seiner Einbildungskraft. Schaal wenn er diese zügelt, übertrieben wenn er ihr freyen Lauf läßt, ist er gleich fern von Geschmack und von wahrer Empfindung, und nur da erträglich, wo er im Shakspearschen Sturm- und Drang-Tone arbeitet. — Unter allen den Stücken, in welchen Herr Iffland zu Weimar aufgetreten ist, dürfte Egmont das dichterischte Produkt seyn; aber es ist nicht für die Vorstellung geeignet. Die Anfangsscenen lassen eine komische Oper erwarten, und der Schlußact hat den Ton des lyrischen Drama. Wie Hr. B. berichtet, hat man mit ihm mancherley Veränderungen vorgenommen, aber dadurch nur übel ärger gemacht.

macht. Aus der Mitte des Stücks sind mehrere Scenen bey der Vorstellung weggeblieben; der sicherste Beweis, daß es kein wohl verbundenes Ganze ist. Egmont zeigt sich mehr als Libertin, denn als Staatsmann: ein Staatsmann aber, der bey der größten Gefahr des Vaterlandes seine Zeit mit Besuchen bey seinem Liebchen vertändelt, ist kein Charakter, der unser Herz an sich zöge. Schon deshalb wird Herr Iffland diese Rolle schwerlich außer Weimar spielen, wäre seine Figur auch für dieselbe so zusagend, als sie ihm hinderlich ist, verliebte Helden zu spielen. Selbst der verstorbene Reinecke wäre nicht vermögend gewesen, sie zu heben, so entsprechend seine Figur für dieselbe war.

Wir sind indeß weit entfernt, Herrn Iffland die Schuld beyzumessen, daß sein Commentator nicht veranlaßt wurde, ihn als Alvarez in der Alzire, Odoardo oder Marinelli in Emilia Galotti, Herrn von Assen in Wezels Rache für Rache, als Wirth in Göthe's Mitschuldigen und der Minna von Barnhelm, als Comthur in Diderots Hausvater, Anton in Gotters Bearbeitung des Weisen in der That, Agapitto in Goldoni's verstellter Kranke und ähnlichen Rollen zu schildern; nächst denen, versteht sich, aus seinen eignen Stücken, in welchen jedes Publicum ihn natürlich zuvörderst, besonders als Oberförster in den Jägern und Zimmermeister in den Advokaten, so wie in der Hauptrolle seines neuen schönen Stücks, der Hausfriede, zu sehen wünschen wird. Wie gern würde er wahrscheinlich darin aufgetreten seyn, wären jene Stücke

auf

auf unsern Bühnen einstudiert, und für die itzige Stimmung unserer Schauspieler und unsers durch Ritterschauspiele, den großen Banditen Abellino und die Räuber verstimmten Publicums nicht zu nüchtern. Hat man doch erst im Februar dieses Jahrs zu Berlin die verstellte Kranke nicht sehen mögen. Herr Iffland ließ dafür den Wildfang, ein Flickwerk von Schröder, ankündigen, worin er nicht spielte, und das ein eben so unstreitig schlechtes, als die verstellte Kranke ein unstreitig gutes Stück ist — und man klatschte. Unter solchen Umständen muß jedem wahren Schauspieler die Lust vergehen, ernstlich mit seiner Kunst, um der Kunst selbst willen, sich zu beschäftigen. Nur der Dichter kann in Herrn Iffland den Schauspieler aufrecht erhalten.

Herr Cons. Rath Böttiger fühlte ohne Zweifel alles dieß eben so gut als wir, und darum enthielt er sich gänzlich von dem Werthe der vorgestellten Stücke zu sprechen. Nur bey Gelegenheit des Ifflandischen Schauspiels, der Spieler, hat er einen Brief über dieses Stück eingerückt, den wir, mit Weglassung einiger Complimente, hersetzen: „Das Stück," heißt es darin, „hat bey allen „Schönheiten doch auch die Fehler der Ifflandi„schen Familien- und Porträtstücke. Alle morali„sche Besserung wird in seinen Stücken von außen „herein, nicht von innen heraus bewirkt. Da„her oft das Gewaltsame, unwahrscheinlich zusam„men Gedrängte und Ueberhäufte in seinen Hand„lungen. Daher ist auch der Baron in diesem

 „Stücke,

„Stücke, Frau und Kind, Schwiegervater, der
„alte Rector, der alte General, ja Posert selbst
„mögen thun, was sie wollen, unverbesserlich.
„Der Dichter fühlt es, und will das durch Häu-
„fung äußerer Motiven ersetzen, was den innern
„abgeht. Daher das große Getümmel und das
„überhäufte Personal, das unaufhörliche An- und
„Ablaufen der Spielenden, und die große Unbe-
„quemlichkeit, daß ein Stück, das fast alles in
„Requisition setzen muß, was auch zum zahlreich-
„sten Theaterpersonal gehört, kaum mit erträgli-
„cher Einheit und Zusammenstimmung der Mit-
„spielenden gegeben werden kann. Die Rollen des
„Hofraths von Fernau und des Rectors könnten z.
„B. in diesem Stücke, ohne den geringsten Verlust
„der Wahrscheinlichkeit, ganz weggeschnitten wer-
„den *). Die letzte Scene, wo der Pharotisch
„beym General vorkommt, und auf deren Wir-
„kung der Dichter mit Grund gerechnet zu haben
„scheint, ist nicht allein überflüssig, sondern sie
„schwächt auch den Eindruck des Ganzen, statt
„einen Stachel in der Seele des scheidenden Zu-
„schauers zu lassen. Man erwartet, der alte Gau-
„ner soll hier selbst beym Spiele entlarvt werden.
„Aber der ist ja schon durch die Papiere, die der
„General in den Händen hat, in seiner ganzen Blö-
„ße erkannt, und es bedarf keines neuen Erweises.
„Der verführte Croupier hat schon vorher, und ei-
„gentlich im ganzen Stücke, so viel Weichheit ge-
„zeigt, daß es dieser demüthigenden Scene zur
„augen-

*) Eben so der Canzleydirector in der Aussteuer.

„augenblicklichen Zerknirschung gar nicht bedarf,
„die eigentlich blos zur Qual der unschuldigen,
„schon genug gebeugten Marie erfunden zu seyn
„scheint, und alles Gefühl empört. Und wie dürf-
„te sich wohl der, wie es scheint, con amore
„beygebrachte Theaterstreich entschuldigen lassen,
„daß der General den Knaben selbst auf die Karte
„setzt? Man hat in England Beyspiele, daß ver-
„zweifelte Spieler ihre Frau auf die Karte setzten.
„Aber eine Frau kann auch, nach den englischen
„Gesetzen, von ihrem Manne käuflich veräußert
„werden. Mit dem Knaben ist's etwas anders.
„Gewonnen oder verloren im bürgerlichen Sinne
„kann er nicht werden. Der Streich kann für
„den ersten Augenblick den Zuschauer erschüttern,
„ist er aber zur Besonnenheit zurück gekehrt, so
„lächelt er über den Theaterblitz. Die Absicht bey
„dieser Scene war also wohl nur Demüthigung des
„alten hartherzigen Geheimenraths. Aber diese,
„dünkt mich, konnte auf eine kürzere und doch weit
„angreifendere Weise erhalten werden, da diese
„elende Drahtpuppe der Etiquette ohnedem viel zu
„leichten Kaufes wegkommt, und weder bey ihm
„noch dem fatalen Fernau und dem schurkischen
„Habrecht die poetische Gerechtigkeit gehandhabt
„wird." Vortreflich! Hätte dieser Kunstrichter
doch über mehrere Stücke sein Urtheil Herrn B.
mitgetheilt! Wenn dieser in der Einleitung zu dem
Brief (S. 166) meynt: es sey unmöglich eine le-
bendige Geschichte der Leidenschaft des Spiels in ei-
nem Schauspiele aufzustellen, deren Entstehung,

Fortgang und Ende in einem so kurzen Zeitraum zu entwickeln; so hat er nicht an Mauvillons niedliches kleines Stück der Spieler, im 2ten Theil seines Gesellschafts-Theaters, gedacht, oder es nicht gekannt: hier kann er diese allerdings schwere Aufgabe zu seiner Befriedigung aufgelößt finden. Wäre es nur möglich dieß lehrreiche Stück den jungen Offizieren in die Hand, oder noch besser in den Kopf zu bringen! Eben so hat Hr. B. S. 161 nicht an den 2ten Act der Operette Raoul von Crequi sich erinnert, da er in der Meynung zu stehen scheint, man habe noch gar keine Doppelscenen auf dem Theater versucht.

Welche feine poetische Bemerkungen er uns hätte geben können, hätte er nicht seine guten Ursachen gehabt, sie hier zurück zu halten, sieht man aus der Anmerkung zu S. 215, wo Hr. B., nach einer kleinen Verbeugung für Hrn. Iffland, ihn erinnert, fürs Künftige doch Natur und Cultur nicht ferner in einen falschen Contrast zu setzen. Mit Vergnügen schreiben wir die Stelle ab, da sie überaus lehrreich ist. „Cultur ist dem Dichter „immer die Quelle aller moralischen Verdorbenheit. „Wenn seine durch städtische Cultur entnervten Men„schen gebessert werden sollen, so kehren sie in den „ursprünglichen Naturzustand zurück. Der Hage„stolze geht auf sein Gütchen und heirathet ein „Bauermädchen u. s. w. Man könnte fragen, ob „es nicht vielmehr das ernste Geschäft eines Schau„spieldichters unserer Tage seyn sollte, die verun„glimpfte Cultur dadurch zu Ehren zu bringen, „daß

„daß er zeigte, wie sie von allen Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden „könne. Die Idyllenscenen, die mehrern Ifflandischen Stücken einen so zarten Reiz verleihen, „sind doch nur Zaubereyen einer Opernwelt.“ In den Kotzebueischen Stücken ist es indeß noch viel schlimmer. Alle Convenienz wird in ihnen absichtlich mit Füßen getreten; in den Ifflandischen geschieht es doch nur unabsichtlich, mehr im Geiste der Zeit, den Hans Jakob Rousseau durch seine blendenden Schilderungen und seinen beredten Aufruf, zur Natur zurück zu kehren, angefacht hat, als im Geiste des Dichters, oder aus Haß gegen die bürgerliche Ordnung, zu der Iffland und Rousseau vielmehr ermahnen, obschon freylich diese Ermahnungen fruchtlos bleiben müssen, da sie das höchste Glück darin setzen, sich selbst zu leben, welches zum Egoismus führt, und nicht darein: in der Stelle, wohin die Vorsehung uns setzte, andern nützlich zu werden; oder mit andern Worten, seine Pflicht zu erfüllen: und doch ist es nur auf diesem Wege zu finden. Wahre Ehre bringt es auch Hrn. Iffland, daß er in seinen Stücken die ehelichen Bande respektirt, auf denen alles Erdenglück beruht, da jetzt so viele Dichter sie zum Ziele ihres Spottes machen, ohne zu bedenken, daß es der größte Schritt zur Veredlung des Menschengeschlechts war, die sinnliche Lust durch jene Gesetze zu regeln. Ueberdieß: la patrie est née de la famille, la nature a précédé la cité; wie der Graf Lally = Tolendal sehr richtig sagt. (Defense

fense des émigrés français p. 34.) Die Ruhe jener stören, ist ein Verbrechen gegen diese. Der ehelosen Liebe das Wort reden, heißt die Hauptstütze des Staats untergraben. Certes le citoyen n' est pas encore aussi astreint à défendre le sol qu' il cultive, que l' homme à défendre le sein où il a reçu la vie, le sein qui l'a rendu père. Le corps entier de la société est solidaire envers les mères de famille, envers les épouses, les soeurs, les amies, qui entretiennent, ou resserrent, ou embellissent le lien social. Solche Maximen sollte der dramatische Dichter in unsern Tagen wieder in Umlauf zu bringen suchen, da die leider! herrschend gewordene verächtliche Behandlung des weiblichen Geschlechts, die verloren gegangne Aufmerksamkeit und Höflichkeit junger Männer gegen Frauenzimmer unsere häuslichen, und also auch unsre bürgerlichen Bande locker gemacht hat: sie wieder fester zu knüpfen, ist die dringendste Erforderniß. —

Von den Kunst-Bemerkungen wollen wir diejenigen angeben, von denen wir glauben, daß sie viel beytragen würden, unser Schauspielwesen wieder zu heben, wenn man sie beherzigte. S. 47 über das berathschlagende Mienenspiel. S. 64 über die Individualisirung komischer Charaktere. S. 88 über Ohnmachten. S. 158 über die Eifersucht. S. 175 über die Kunst sich zu schminken. S. 192 über die Gestalt eines ausgemergelten Wüstlings. S. 228 über die Stellung beym Zuhören des Mitredners. S. 238 über die Bewegun-

wegungen eines Ungeduldigen, etwas zu erfahren. S. 250 über lange Gewänder. S. 276 über das Geberdenspiel. (Man vergleiche die S. 384 angeführte Anekdote.)

Für die Richtigkeit dieser Entwickelungen spricht folgende Stelle aus einem uns mitgetheilten handschriftlichen Tagebuche eines Freundes, der vor kurzem zu Berlin Hrn. Iffland den Grafen Wodmar im deutschen Hausvater hat spielen sehen. „Böttiger, heißt es darin, hat sein Spiel in der heutigen Rolle (und so wahrscheinlich auch in allen „übrigen, von ihm beschriebnen,) so ganz bis auf „den kleinsten Umstand gefaßt und behalten, daß „ich, da ich zur Vorbereitung erst heute seine Be„schreibung von Ifflands Spiel im Hausvater „durchgelesen hatte, jede Miene, jede Stellung, „und fast jede Bewegung Ifflands vorhersagen „konnte. Aus der Treue, mit welcher er heute sei„nem in Weimar dargestellten Spiele folgte, sahe „man deutlich, wie ganz Studium dasselbe, und „wie wenig vom Zufall oder äußerer Stimmung „es abhängig ist.“ Hierin besteht eben der Unterschied zwischen dem vollendeten Schauspieler und dem Anfänger, oder dem bloßen Dilettanten; so wie wir das Hauptverdienst gegenwärtiger Schrift in die Entwickelung dieser auf der deutschen Bühne so ganz vergessenen Wahrheit setzen, auf der nichts gewöhnlicher ist, als ein ganz unvorbereitetes Spiel, wie es die augenblickliche Laune eingiebt: eine Vernachlässigung, für die man nichts zur Entschuldigung anführen kann, als die zu große Zahl und die

Unbedeutsamkeit der meisten neuen Stücke. Nur sollte man ein solches Spiel nicht natürlich nennen; es ist kunstlos. Das wahre natürliche Spiel besteht darin, durch Kunst den Schein der Natur hervorzubringen; denn rohe Natur kann nie für Kunst gelten. Jeder Ton, jede Bewegung muß berechnet seyn, um die Illusion hervorzubringen: alles sey augenblickliche Empfindung.

So treffend jeder einzelne Zug des Ifflandischen Spiels von Hrn. B. aber angegeben ist, so haben wir doch gefunden, daß man allgemein durch seine Beschreibung desselben kein Bild von Herrn Ifflands Person erhält, und daß man sich ihn ohngefähr wie Reinecke, Schröder und Brockmann denkt, nie wie Borchers, mit welchem er doch die meiste Aehnlichkeit hat. Sollte dieß nicht daher kommen, daß Hr. B. bey dem Entwurf der einzelnen Partien oft ihre Zusammenstimmung aus der Acht gelassen zu haben scheint? Das eine Auge paßt für eine coloßal Figur, das andere für eine Figur unter Lebensgröße. Beyde können richtig gezeichnet seyn, und geben gleichwohl in der Zusammensetzung eine phantastische Gestalt, der nichts in der Wirklichkeit entspricht. Hätte Hr. B., anstatt uns eine Geschichte seiner Empfindungen und Bemerkungen bey dem Ifflandischen Spiel zu geben, und diese am Schluß in einen Kranz zum Lobe seines Helden zu binden, die Sache umgekehrt, eine allgemeine Abschilderung Herrn Ifflands als Schauspieler vorangestellt, und die detaillirte Schilderung darauf folgen lassen, wie es der Zeichner

einer Statue zu machen pflegt, der erst einen Abriß des Ganzen entwirft, und dann jeden einzeln Theil nach einem größern Maasstab vorlegt; so würde jede Mißdeutung seiner Worte möglichst verhindert worden seyn. Auch hätte er bey der Ausführung einzeler Theile leichter gefunden, ob sie in dem Grundriß stehen, und in wie fern sie zum Gebäude stimmen. Ferner wäre dann gewiß der größte Theil der eingewebten philologischen Erörterungen und zwey Drittheile der angeführten Büchertitel weggeblieben, weil Hr. B. fester das Publikum im Auge behalten hätte, für das er allein dieses Buch schreiben konnte. Es wäre gedrängter, unterhaltender und nützlicher geworden. Bey den Worten S. 38: „der beste Schauspieler hat seine Eitelkeit," wären nicht folgende Nebenideen in die Feder geflossen:

»So wie jede schöne Frau. Und dieß von Rechts»wegen. Beyde sind sich ja, mehr oder weniger, »je nachdem die Umgebungen sind, des Triebes »nach Repräsentation bewußt. Aber darinnen »unterscheidet sich die Eitelkeit eines großen Schau»spielers und einer wahrhaft schönen Frau von »denen, die beydes nicht sind, daß beyde nicht die »geringste Spur eines ängstlichen Bestrebens zu »gefallen aus ihrem Betragen hervorblicken lassen. »Sie sind des Eindrucks, den ihre Erscheinung »auf andre machen muß, im voraus gewiß; und »welches Wagestück könnte ihnen bey diesem see»lenstärkenden Gefühl der Ueberlegenheit mißlin»gen? Possunt, quia posse videntur.«

Sollte

Sollte man das in Weimar wirklich für gute Schreibart halten? Doch nein! Die größere Hälfte dieser Schrift zeigt das Gegentheil, zeigt, daß Hr. B. sich mit Leichtigkeit auszudrücken vermag, und daß das Preciöse und Aufgedunsene, welches man zuweilen in seinem Periodenbau antrift, nicht aus Mangel an Geschmack, sondern aus dem an sich löblichen Verlangen hervorquillt, immer witzig und gelehrt zu seyn.

Die folgende uns handschriftlich mitgetheilte Schilderung Ifflands wird, was wir auf der vorhergehenden Seite gesagt haben, näher ins Licht setzen:

„Deutschland kannte vor wenig Jahren noch „Iffland bloß als großen Dichter, seit einiger Zeit, „und erst seit Schröders Abgang vom Theater, hat „man angefangen ihn für den größten jetztlebenden „Schauspieler anzuerkennen; und die Böttigersche „Beschreibung seiner in Weimar gegebnen Vorstel„lungen hat neuerlich alles in Enthusiasmus für „ihn gesetzt. Dieß macht, daß jeder, der Iff„land nie gesehn hat, sich eine Art Ideal von ihm „erschaft, dem er alles das beylegt, was er von „dem größtmöglichsten Schauspieler erwartet, un„bekümmert, ob seine Forderungen richtig, und „ob sie nicht wenigstens überspannt sind. Es kann „daher nicht fehlen, daß man bey Ifflands Er„scheinen seine Erwartung immer in irgend einem „Stücke getäuscht findet, weil man nicht genau „das findet was man erwartete. Hierzu kommt: „daß Iffland in Ansehung seines Aeußern nicht so

„verschwen-

„verschwenderisch von der Natur ausgestattet ist,
„als die warme Phantasie das von ihm entworfne
„Bild auszustatten pflegt — daß ihm sogar das
„Bewußtseyn seiner physischen Kräfte Gesetze für
„sein Spiel auferlegt, deren Befolgung man ihm
„in den ersten Scenen für Fehler anrechnet, und
„von deren Nothwendigkeit und vortheilhafter Wir-
„kung aufs Ganze man erst nach und nach über-
„zeugt wird. — Was ich hier gesagt habe, ist
„von Wort zu Wort die Geschichte meiner Empfin-
„dungen bey Ifflands ersten Anblick. Um einen
„Maasstab für den größten Schauspieler zu haben,
„glaubte ich ihn nach dem größten, den ich bis da-
„hin gesehn hatte, nach dem verstorbnen Rei-
„necke, nehmen zu müssen. Wer Reinecke gekannt
„hat, wird gestehn, daß seine große männlich schö-
„ne Figur, seine, ich möchte sagen, göttliche Ge-
„stalt, sein ausdrucksvolles Gesicht, sein schönes
„sprechendes Auge, seine volle melodische Stimme,
„ganz fürs Theater gebildet zu seyn schien: Iff-
„land dagegen ist nur wenig über die mittlere
„Mannslänge, zwar wohl gebaut, aber mehr un-
„tersetzt und fleischig, seine Gesichtsbildung sehr
„angenehm, aber nicht so offen und von wenigerer
„Wirkung in der Ferne, sein Auge aber außeror-
„dentlich sprechend, scharf und ausdrucksvoll, seine
„Stimme angenehmer Tenor und sehr biegsam,
„aber von nicht großem Umfange, daher eine Vor-
„lesung von ihm im Zimmer noch größern Genuß
„fürs Ohr gewährt, als die Vorstellung auf dem
„geräuschvollen Theater. Diese weniger reichliche
„Ausstat-

„Ausstattung der Natur, deren er sich vollkommen
„bewußt ist, macht ihm eine haushälterische Oeko-
„nomie im Gebrauch seiner physischen Kräfte zur
„Nothwendigkeit, und vielleicht zeigt er sich eben
„durch diese weise Oekonomie, durch die es ihm al-
„lein möglich wird, gleich große Wirkung als Rei-
„necke hervorzubringen, als größerer Meister.
„Sein forschendes Auge verräth sogleich den immer
„wachen Menschenbeobachter. Von der Richtig-
„keit seiner Beobachtungen findet man bereits die
„Resultate in seinen Schauspielen. In jeder klei-
„nen Erzählung, an denen seine Unterhaltungen
„reich sind, entwickelt sich sogleich sein großes Ta-
„lent, das, was er an andern beobachtet hat, mit
„täuschender Wahrheit nachzuahmen. Was ein
„Mann von seinem Genie, mit seinem Beobach-
„tungsgeiste, mit dieser Gabe der Nachahmung auf
„dem Theater auszurichten vermag, kann man
„leicht denken; man kann es sich vorstellen, daß
„es ihm ein leichtes seyn muß, andere zu übertref-
„fen, die an körperlichen Vorzügen etwas vor ihm
„voraus haben. Als ich ihn zum erstenmale im
„Hausvater auftreten sahe, schien er mir in den er-
„sten Scenen zu kalt, zu anspruchs- und bewe-
„gungslos, seine Sprache zu eintönig und zu schlep-
„pend — eben so schien er mir den zweyten Tag
„in der Rolle des Baron Ruf (in der Schachma-
„schine) anfangs zu gesetzt, zu ernsthaft, zu
„langsam und kalt — aber beydemale entwickelte
„sich mit jeder folgenden Scene sein Spiel immer
„mehr und mehr, und er vermochte dann in den

„Hauptsce-

„Hauptscenen, auf die er sich vorzüglich mochte ge-„spart haben, eine Wirkung hervorzubringen, „die nie zu erreichen gewesen wäre, wenn er gleich „anfangs verschwenderischer mit seiner Stimme „und Action gewesen wäre. Hierzu kommt, daß „der Charakter des Grafen Wodmar im Hausva-„ter, als eines feinen, bejahrten, lange am Hofe „gelebten Weltmannes, mehr Beherrschung seiner „selbst, mehr kalte Resignation erfordert, und „daher in den ersten Scenen weniger Aufwand von „Stimme und Action gestattet, als Schauspieler, „die feine Männer von Welt zu beobachten Gele-„genheit gehabt haben, gewöhnlich aufzuwenden „pflegen. So wie der Mahler die vornehmste „Kraft der Farben, des Lichtes und Schattens, auf „den Hauptgegenstand concentriren muß; wie er „ein fehlerhaftes Bild ohne Haltung liefern würde, „wenn er alle Nebendinge dem Auge gleich deutlich „darstellen wollte, so muß der Schauspieler, der „in der successiven Darstellung der einzelen Sce-„nen ein vorüberwallendes Bild liefert, über wel-„ches erst nach geendeter ganzer Vorstellung gehö-„rig geurtheilt werden kann und darf, in diesen „einzelen Scenen eine mahlerische Haltung beobach-„ten; er muß seine Kräfte auf die Hauptscene con-„centriren, und die unbedeutendern Nebenscenen „dagegen zurückweichen lassen, wenn er ein feh-„lerloses Ganze darstellen, wenn er sich als Mei-„ster seiner Kunst zeigen will. Diese Kunst sahe „ich noch nie so meisterhaft beobachten, als in Iff-„lands Spiel.“

XI. Einige

XI.

Einige Nachrichten von dem Leben des Hrn. von Blankenburg, während seines Aufenthaltes in Leipzig, und seinem Tode.

Den 4ten May des vorigen 1796sten Jahres starb allhier Hr. Christian Friedrich von Blankenburg, aus Pommern gebürtig, Königlich Preußischer Hauptmann, im 54sten Jahre seines Alters. Von Jugend auf widmete er sich dem Kriegswesen in der Königl. Militairschule zu Berlin, von der er sehr frühzeitig, (und wo sich der Verf. dieser Nachricht recht erinnert von ihm selbst gehört zu haben) in seinem 14ten Jahre zu Friedrichs Heere, als Cornet, versetzt ward. Wie er sich hier durch sein Betragen, während seiner 21jährigen Militairdienste ausgezeichnet, wo er als Adjutant beym Krockauischen Dragoner-Regimente im siebenjährigen Kriege verschiedenen blutigen Schlachten beygewohnt, mögen seine Gefährten bezeugen. Von seinen Kenntnissen in diesem Fache hat er genug Beweise in seinen militairischen Schriften gegeben, *) und es war äußerst angenehm und belehrend, ihn von den damaligen Feldzügen

*) Besonders in den Anmerkungen zu Mauvillons Geschichte der preußischen Armee; (Leipzig. 1795.) einer seiner letzten Arbeiten.

zügen sowohl, als überhaupt von kriegerischen Angelegenheiten sprechen zu hören, da überall große Einsicht, Kenntniß, Erfahrung und Unpartheylichkeit hervorleuchtete. Wie hoch er aber bey dem preußischen Heere geschätzt war, bewies die allgemeine Achtung ihrer Offiziere, indem nicht leicht einer von höherm und geringerm Stande durch Leipzig gieng, der ihn während seines Aufenthalts nicht aufgesucht und ihm einen Theil seiner Zeit gewidmet hätte. Und gewiß würden ihn seine Verdienste bald zu höhern militärischen Würden erhoben haben, wenn ihn nicht seine, durch viele Strapatzen und körperliche und geistige Anstrengung herabgesunkene Gesundheit durchaus genöthiget hätte, um das Jahr 1777 die Kriegsdienste zu verlassen.

Er stund schon damals mit unserm Cr. St. Einnehmer Weiße in einem vertraulichen gelehrten Briefwechsel, und schrieb ihm, daß, so weh es ihm thäte, seinen bisherigen Beruf zu verlassen, dem er enthusiastisch ergeben war, er sich doch dazu gezwungen sähe, weil sein Leben auf dem Spiele stände: Er habe schon viele Blutstürze überstanden, litte itzt an gefährlichen Lungengeschwüren; und wenn er den Winter über durch Ruhe und Arzneymittel sich ein wenig hergestellt, so kehrten bey den gewaltsamen Uebungen der preuß. Cavallerie im Frühjahr zur Revüezeit alle gefährliche Uebel mit Ungestüm zurück, und die Aerzte kennten kein ander Rettungsmittel, als eine gänzliche Ruhe und Entfernung von Geschäften. Diese aber könne er schwerlich in preußischen Landen so erhalten, wie er es wünsche,

weil er sich überall von seinen Kriegscameraden umgeben sähe, und in solchen Verhältnissen stünde, daß er es schwerlich vermeiden könne, wieder auf eine oder die andere Art hineingezogen zu werden. Er wolle sich also ganz in die Arme der Musen werfen, und kenne zu dieser Absicht keinen schicklichern Aufenthalt als Leipzig, wo er ungestört und unabhängig, ganz sich selbst leben und seine Gesellschaft nach seinem Geschmack wählen könne.

Er stund dazumal als Premier-Lieutenant beym Krockauischen Dragoner-Regimente zu Bunzlau in Schlesien und hatte Sachsen im siebenjährigen Kriege, wo er großentheils bey der Prinz Heinrichschen Armee sich befand, von innen und außen kennen gelernt. Sein Freund Weiße freute sich den würdigen Mann bey sich zu haben, ermunterte ihn zu Ausführung seines Vorsatzes, und hatte das Vergnügen, ihn kurz vor dem Anfange des Einjährigen Krieges in der Ostermesse 1778 bey sich in Leipzig zu sehen, nachdem es ihm unsägliche Mühe gekostet, unter den damaligen Umständen, bey seiner bekannten Kriegserfahrung, aus dem Dienste entlassen zu werden. Bloß das einmüthige Zeugniß der Aerzte, daß ihn seine Lungengeschwüre, mit andern Beschwerden verbunden, zum Dienste unfähig machten, verhalfen ihm dazu. Er erhielt den Abschied als Hauptmann. Hier in Leipzig fand er überall die freundschaftlichste Aufnahme und befand sich in Absicht seiner Wißbegierde in seinem Elemente. Er miethete sich neben seinen Freund in einem angenehmen Garten in der Vorstadt ein, unter-

stützte

stützte ihn bey den literarischen Arbeiten der Bibliotheck der sch. W. u. K., die er damals besorgte, und obgleich seine Gesundheit so mißlich war, daß man ihm eine sehr kurze Lebensfrist prophezeihte, so ward er doch durch die körperliche und geistige Ruhe, durch die ebenmäßige Lebensart und durch die Heiterkeit eines freundschaftlichen Umgangs nach und nach so wiederhergestellt, daß er sich mit der ihm eigenen Thätigkeit mit ganzem Eifer seiner Lieblings-Neigung überlassen und des gesellschaftlichen Lebens in voller Maße genießen konnte. Wie viel er hier für die Literatur gearbeitet, bezeugen die Schriften, die er theils unter seinem Namen, theils anonym, und in gelehrten Tagebüchern herausgegeben. In der That war seine Bekanntschaft mit ihrem ganzen Umfange in beynahe allen Fächern der Wissenschaften ungemein groß, und fast unbegreiflich wie er bey seinen langen Kriegsdiensten, denen er mit gleichem Eifer obgelegen, dazu gelangen konnte. Er war der alten und neuern Sprachen in hohem Grade mächtig, hatte die wichtigsten Bücher aller Zeitalter durchstudirt, wußte von jeder Wissenschaft, selbst derjenigen, die ganz außer seinem Gebiete zu liegen schienen, z. B. der Patristik und Kirchengeschichte u. a. m. Rechenschaft zu geben. Von seiner weitläuftigen Kenntniß in der Literairgeschichte zeugen seine Zusätze zu Sulzers Wörterbuche der schönen Künste, die ein wahres Repertorium derselben sind. Denn man darf nicht glauben, daß es eine bloß zusammen geraste Nomenclatur von Büchertiteln ist: wo er sein Urtheil zusetzt, hatte er

das Buch selbst ganz sicher auch gelesen, und so selten eine Schrift seyn mochte, so ruhte er doch nicht, bis er sie aufgetrieben und geprüft hatte. Er hatte sich dafür eine ganz ansehnliche Bibliothek gesammelt, wie das Verzeichniß bey einer künftigen muthmaßlichen Versteigerung derselben beweisen wird, nachdem er eine weit ansehnlichere, die er selbst seiner Angabe nach auf 6000 Bände schätzte, bey einer Feuersbrunst in Schlesien, als er noch beym Regimente war, verlohren hatte.

So hat es auch gewiß wenig Gelehrte gegeben, denen es besser, als ihm gelungen wäre, sich in allen Materien, die von Zeit zu Zeit die Untersuchung des gelehrten Publicums beschäftigten, schneller hinein zu studiren, Streitfragen zu erörtern, dunkle historische Umstände der ältern Zeit aufzuklären, Schriftsteller, die Beweise oder Erläuterungen geliefert hätten, nachzuweisen, u. s. w.

Wie mittheilend er so wohl mit seinen Büchern, als seinen eignen Kenntnissen war, können so wohl seine einheimischen, als auswärtigen Freunde bezeugen. Durch seine Schriften, so wie durch seinen Umgang mit den vielen fremden Gelehrten, zu deren persönlichen Bekanntschaft in Leipzig bey ihren Durchreisen und den Messen beständig so viel Gelegenheit ist, gerieth er bald in einen weitläuftigen Briefwechsel. Auch die hier studirenden jungen Gelehrten fanden leichten Zutritt, Dienstgeflissenheit und Unterricht bey ihm. Seine weitläuftige Gelehrsamkeit, große Erfahrung, Menschen- und Weltkenntniß, die seltene Gabe, sich Personen

von

von ganz verschiedenen Fähigkeiten und Kenntnissen, von jedem Alter und Stande, leicht mitzutheilen, und die Unterhaltung mit ihnen interessant zu machen, sein richtiger und feiner Geschmack, sein philosophischer Scharfsinn, mit seiner Offenheit und äußersten Lebhaftigkeit des Vortrags, wozu ein sehr glückliches Gedächtniß kam, welches ihm sogleich Alles darbot, was andere oft ängstlich suchen müssen, machte ihn nicht nur zum Freunde aller hiesigen Gelehrten, sondern auch zum willkommenen Gesellschafter in den besten Familienzirkeln jedes Standes.

Man wollte ihn bey jeder kleinen Feyerlichkeit seines Hauses unter sich haben, da er ganz zur gesellschaftlichen Unterhaltung gemacht war, sie mochte nun zum Spieltische ihre Zuflucht nehmen, oder in freundschaftlichen Gesprächen jeder Art, Scherz oder Ernst bestehen. Bey einem andern Manne von so geschwächter Gesundheit hätten die öftern Einladungen schlimmere Folgen haben können: Bl. aber erlaubte sich nie die geringste Abweichung von der, ihm nothwendigen strengen Lebensordnung. Zur Besänftigung seines hitzigen Blutes trank er für immer Wasser mit Citronensaft vermischt und höchstselten ein einzelnes Glas Wein, als Arzney. Bey einem freundschaftlichen Gastmal überfiel ihn zuerst eine fieberhafte Bewegung, so daß er sich mußte nach Hause bringen lassen. Die folgenden Tage kehrte der Anfall verstärkt zurück. Er verfiel in eine trockne Hitze. Seine Freunde holten den Arzt, der ein Brustfieber befürchtete. Auf einmal aber stellte sich die Geschwulst am ganzen

Unterleibe, auch Händen und Gesichte ein. Seine Brust aber blieb frey und sein Geist war heiter. So lange dieses dauerte, beschäftigte er sich mit den neuen Meßbüchern, der Besuch seiner Freunde war ihm willkommen, und man gründete, so wie er selbst, die Hoffnung seiner Genesung auf eine baldige Flucht aufs Land, nach dem sehr nahgelegenen Rathsdorfe Connewitz, wo er seit einigen Jahren ein kleines Sommerlogis gemiethet, und im Umgange der Musen und einiger daselbst wohnenden geliebten Freunde, die Sommermonate sehr glücklich durchlebt hatte. Sein unbehaglicher Zustand aber, wozu noch die zu rauhe Witterung kam, machten die Ausführung seines Wunsches unmöglich, und alle Hoffnung zur Erhaltung seines Lebens verschwand, als die Geschwulst nach Brust und Kopfe stieg. Sobald er dieß fühlte, verbat er allen weitern Besuch seiner Freunde, verfiel in einem Calm, und so entschlief er in der Nacht vom 3ten bis zum 4ten May ruhig und sanft, von allen, die ihn gekannt, hochgeschätzt, geliebt und bedauert. Auch nach seinem Tode bewies man ihm solches durch das ehrenvollste und seinem Stande gemäße Leichenbegängniß, in dem ihn der hier studirende Durchl. Erbprinz von Hessen-Darmstadt, Herr Graf Fries von Wien, zwey Hauptleute vom hiesigen Regimente, Herr D. und Superintendent Rosenmüller, der Prediger hiesiger franz. reformirten Gemeinde und viele der angesehensten Personen von der Universität, dem Rathe und der Kaufmannschaft zu seiner Ruhestätte auf hiesigem Gottes-

acker

acker begleiteten. Das Andenken eines so braven und gelehrten Offiziers wird immerdar in Ehren bleiben.

XII.

Einige Zusätze zur neuesten Ausgabe von Lucils Aetna in Wernsdorfs Poëtis latinis minoribus.

Vor etwa vierzehn Jahren fiel ich als Mitglied des philologischen Seminariums in Göttingen darauf, mich mit dem bis dahin unter Severs Namen bekannten Aetna zu beschäftigen. Ich nahm mir vor, mit einer neuen Recension dieses äußerst verdorbenen und vernachlässigten Lehrgedichts beym Publicum zu debütiren und war in der Ausführung dieses Entschlusses schon ziemlich weit vorgerückt, als die Erscheinung des vierten Theils der bekannten Wernsdorfischen Sammlung mich bewog, ihn wieder aufzugeben. Theils schien sich eine nochmalige Bearbeitung des Aetna kein sonderliches Glück versprechen zu dürfen, theils fand ich auch, die Wahrheit zu gestehen, meinen Eifer durch den Umstand merklich geschwächt, daß der seel. Wernsdorf mit der von ihm und mir zu gleicher Zeit gemachten Entdeckung, nicht Cornelius Severus, sondern Lucilius junior sey der Verfasser des Gedichts, früher als ich hervorgetreten war.

Da ich indessen meine Aufmerksamkeit nur auf ein einziges, aus wenigen hundert Versen bestehen-

des Stück gerichtet und zum Behuf einer neuen Ausgabe desselben an einem Orte gesammelt hatte, wo sich dieß mit vorzüglicher Leichtigkeit thun ließ, so war es eben nicht zu verwundern, wenn mein Apparat vielleicht in gewisser Rücksicht einige Vorzüge erhielt, die Wernsdorf, dem die Sorge für ein ganzes Heer von Dichtern und Dichterlingen oblag, dem seinigen nicht geben konnte oder wollte. Außer einer ziemlich vollständigen Sammlung der in den kritischen Schriften hin und wieder zerstreuten Verbesserungen oder Bemerkungen, worauf der neueste Herausgeber wenig Rücksicht genommen zu haben scheint, besteht nemlich der noch in meinen Händen befindliche kritische Vorrath zum Aetna theils aus den Varianten eilf alter, größtentheils von mir selbst mit dem Gorallischen Text genau verglichener Ausgaben *), theils noch aus folgenden Hülfsmitteln, von denen ich eine kurze Nachricht zu geben habe.

Werns-

*) Nehmlich folgende Ausgaben des Virgil, denen die kleinern Gedichte beygefügt sind: Romae 1473 fol. (diese verglich Hr. Prof. Heeren in Italien für mich bis V. 282). Vicentiae 1479 f. (aus der Bibliothek des seel. D. Kulenkamp). Venetiis 1484 f. Brixiae 1485 f. Venetiis 1486 f. 1488 f. per Ligam Boariam s. a. fol. (aus der Universitätsbibliothek) per Bernardinum Benalium XXII. Augusti fol. (aus der Büchersammlung des Hrn. Prof. Heeren; die Jahrzahl war abgerissen, und ich finde diese Ausgabe im Heynischen Verzeichnisse nicht angeführt) Lugdu-

Wernsdorf benutzte bey seiner Recension zwar die Lesearten eines verstümmelten Florentinischen Codex, wiewohl er sich aus einer, wie ich wenigstens glaube, zu weit getriebenen Aengstlichkeit ihrer nicht so oft, als ich es gethan haben und noch jetzt thun würde, zur Wiederherstellung des Textes bediente: er kannte sie aber bloß aus den Actis Societatis latinae Ienensis, wo sie im 5ten Bande zuerst bekannt gemacht worden sind. Ich schöpfte dagegen eben diese merkwürdige Variantensammlung aus einer weit reichlicheren und reineren Quelle, nemlich vom Rande eines jetzt vermuthlich in der Göttingischen Universitätsbibliothek befindlichen Exemplars des Pithoeus, Paris, 1590, 12., welches mir der seel. D. Kulenkamp mittheilte. Auf der Rückseite des Titelblats war hier von derselben Hand, welche die Varianten beygefügt hatte, die Nachricht geschrieben: In Aetna V. significat Cod. Florentinum, quem inde habuit Ernstius, nempe solum partem illam; die Vergleichung dieser Handschrift rührt indessen nicht von Ernst, sondern, wie man aus Burmann zu Ovid. Met. 1. 85. sieht, von Nic. Heinsius her, der auch mehr als eine Stelle daraus emendirte.

ni 1517 fol. (von der Universitätsbibliothek). — Auch verglich ich die beyden Aldinischen Ausgaben der Catalecten, 1517 und 1534, 8., die in mehr als 30 Stellen von einander abweichen. Gorallus brauchte die zweyte, ob er sich gleich einbildete es sey die erste.

dirte. Es scheint also (denn mit Gewißheit läßt sich die Sache schwerlich ausmachen), daß dieser sie von Ernst *) zum Gebrauch erhielt, welcher für seine Person auf irgend eine Art zum Besitze derselben gekommen seyn mag: denn im Bandini habe ich ihrer nirgends erwähnt gefunden. Da Heinsius ferner nach Burmanns Vorrede zur lat. Anthologie T. I. S. LIII. Lesearten aus alten Handschriften, nebst eignen Emendationen, auf den Rand zweyer Exemplare des Pariser Pithoeus geschrieben hatte, die mit den übrigen gelehrten Schätzen dieses Kritikers an den ältern Burmann kamen, welcher sie nachher seinem Neffen überließ; so darf man das von mir gebrauchte Exemplar wohl mit einigem Grunde für eins jener beyden durch Heinsius mit Lesearten bereicherten halten, besonders da der seel. Kulenkamp (wiewohl er sich dessen nicht ganz genau mehr erinnerte) es aus der Auction des jüngern Burmann erstanden zu haben glaubte.

Aus dem Bandini **) wußte ich noch, daß in der Mediceischen Bibliothek an einer alten Ausgabe des Claudian ein geschriebenes Fragment des Aetna zu finden war, welches gleichfalls schon von Hein-

*) Vermuthlich ist Heinrich Ernst (von dem man den Jöcher nachsehen mag) gemeynt, dessen Catalogus Bibliothecae Mediceae Florentinae, Amst. 1641 8. ich, aller angewandten Mühe ohnerachtet, nie habe zu Gesicht bekommen können.

**) Catal. Codd. Bibl. Mediceae, T. II. col. 96. cod. 1.

Heinsius benutzt seyn sollte; ich ersuchte daher den Herrn Prof. Heeren, dieses zwar nur aus 16 Versen (265 — 283, mit Ausschluß von 267, 268, 269) bestehende Bruchstück auf seiner italiänischen Reise mit dem Gorallischen Text zu vergleichen, welchem Geschäft er sich auch zu unterziehen die Gefälligkeit hatte. Es ist merkwürdig, daß dieses Fragment gerade nur bis zu dem Verse geht, womit auch das Ernstische abbricht, mit dem es übrigens in Ansehung der Lesearten fast ganz übereinstimmt. Nur V. 266. hat es quo visum, V. 279. seu porta cavernae und V. 282. quia vertice surgens.

Dieselben Lesearten finden sich auch mit der Ueberschrift: Fragmentum ex VC. Med. von der Hand des seel. Schrader auf dem Rande eines Pariser Pithoeus, den ich seit einigen Jahren als ein Geschenk des Herrn Friesemann in Amsterdam besitze; doch mit dem geringen Unterschiede, daß die Variante porta cavernae fehlt und V. 266. quovis angegeben wird. Schrader hat diesem mit Auszügen aus Handschriften und Emendationen reichlich versehenen Exemplare auch verschiedene Conjecturen zum Aetna beygefügt.

Dieß sind die Hülfsmittel, welche ich größtentheils schon beysammen hatte, als ich die fernere Bearbeitung des Aetna aufgab, und vermittelst welcher ich gegenwärtig einen kleinen Nachtrag zu der Wernsdorfischen Ausgabe zu liefern Willens bin. Da jedoch eine solche Nachlese, falls sie sich über das ganze Gedicht erstrecken sollte, mich zu einer

einer durchgängigen Revision meiner Materialien nöthigen würde, wozu es mir unter den gegenwärtigen Umständen sowohl an hinreichender darauf zu verwendenten Muße, als auch an Neigung gebricht, so schränke ich mich bloß auf die Verse ein, welche in dem Ernstischen Fragment enthalten sind. Meine Absicht ist also eigentlich, die in den Actis Soc. L. Ienensis mitgetheilte und von Wernsdorf bearbeitete Variantensammlung aus dem von mir benutzten Kulenkampischen Exemplare zu ergänzen und zu berichtigen, wobey ich freylich hin und wieder Veranlassung finden werde, auch etwas von dem Meinigen hinzuzusetzen.

V. 137. (der Wernsd. Ausg.) Der Florentinische Codex lieset eigentlich Pospectare chaos et sine fine minas; vastum war nur auf dem Rande. Um der harten Ellipse prospiciuntur auszuweichen, folge man dieser Handschrift und interpungire: Immensos plerumque sinus et iugera passum Intercepta licet, densaque abscondita nocte, Prospectare: chaos vastum et sine fine minas.

V. 145. Semper in incluso nec ventis segnior ira est. In den Actis S. L. I. steht irrig: et inclusa.

V. 148. riguos ist eine Heinsische Emendation: der Cod. hat rivos.

V. 149. Flammaeve ruit.

V. 150. Obliquumque secant quae caussa tenerrima caussa est.

V. 160. Namque illis quaecunque vacant hiatibus omnis.

V. 163. Quippe ubi qui teneat ventos aquasque morantes.

V. 165. Explicat erranteis et in ipso limite tradunt.

V. 168. Nunc Euri Boreaeque Notus nunc huius uterque est.

V. 173. Haec immo cum sit species naturave terrae. Wernsdorf vertheidigt zwar die gewöhnliche Leseart primo, ich finde aber noch keinen hinreichenden Grund von meiner ehemaligen Conjectur imo abzustehen. Aus imo wurde durch einen gedankenlosen Abschreiber immo, woraus sehr leicht primo entstehen konnte. Dieselbe Verwechselung fand vor Scaliger in den Ausgaben des Manilius III. 597 statt; vielleicht noch jetzt bey Virgil. IV. Aen. 166, wo man vermuthen könnte: ima Tellus et pronuba Iuno Dant signum.

V. 176. Hier ist von Wernsdorf die schon in den Actis angeführte Leseart: Non illi duce me occultas scrutabere causas, übersehen worden, auch fehlt

V. 186. die dort gleichfalls schon bemerkte Leseart incendii (incendî) für incendit, welche offenbar die richtige ist, wobey man sich wundern muß, daß Scaliger nicht hier, wie V. 562. auf eine so leichte Verbesserung fiel. Artifex

sex incendii ist mit mirandus faber V. 195. einerley.

V. 180. Porrigit hinc artus penitusque exaestuat ultra. (Porrigit, im Vorbeygehen gesagt, lieset auch die Vicentinische Ausgabe 1479).

V. 185. Haec illi sedes tantarumque area rerum est. Dieser Vers, zu welchem im Kulenkampischen Exemplar eine Variante bemerkt wird, fehlt also, wie die Acta Soc. L. Ien. vorgeben, im Flor. Cod. keinesweges. Der andere: Haec operi (nicht operis) visenda sacri faciesque domusque, folgt dort vielmehr nach 186: er scheint indessen nach 184 zu gehören, und man könnte von da an so lesen:

> Haec operis visenda sacri faciesque domusque,
> Haec *igni* sedes tantarumque area rerum est.

wiewohl man auch illi beybehalten kann. Der Dichter geht hierauf zu den Ursachen der Entzündung fort: Nunc opus artificem incendî caussamque reposcit u. s. w.

V. 190. Auch der Flor. Cod. hat tuto, wie Scaliger vermuthete, für toto. Ich würde interpungiren: Quin etiam tactu moneam (so wollte Heinsius; im Cod. stand moneant) contingere, tuto Si liceat.

V. 192. hätte die Leseart aditus einen Platz im Text verdient, zumal da sich arcent nicht wohl mit flammae verbinden läßt. Aditus sind accessus ardui et difficiles wie 179: Hinc vasti

vasti terrent aditus. — Um der Vollständigkeit willen führe ich an, daß

V. 201. im Flor. Cod. Ne sepulta für Neve sepulta steht.

V. 207. hat Wernsdorf eine etwas gewagte, und wie mirs scheint unnöthige Conjectur in den Text aufgenommen. Der bequemen Uebersicht wegen will ich die ganze Stelle von 194 — 208 hersetzen, so wie ich sie, meist nach Anleitung des Flor. Cod. schon ehemals lesen zu müssen glaubte:

Nec tamen est dubium, penitus *quid* torqueat Aetnam,
Aut quis mirandus tantae faber imperet arti.
Pellitur exustae glomeratus nimbus arenae;
Flagrantes properant moles; volvuntur ab imo
Fundamenta; fragor tota nunc rumpitur Aetna.
Tunc fusca pallent incendia mista ruina —
(Ipse procul *tantos* miratur Iuppiter ignes,
Neve sepulta novi surgant in bella Gigantes,
Neu Ditem regni pudeat, neu Tartara coelo
Vertat; in occulto tantum tremit!) *omniaque extra*
Congeries *operit* saxorum et putris arenae.
Quae nec sponte sua *veniunt*, nec corporis ullis
Sustentata cadunt *robusti* viribus: *omnes*
Exagitant venti turbas, ac vortice saevo
In densum *collecta* rotant volvuntque profundo.

Im 196. Verse behalte ich quid aus dem Flor. Cod. bey: quis ist ohne alle Auctorität. V. 199. ist Tunc meine Vermuthung: ich verbinde nehmlich diesen Vers mit 203. V. 200 — 203. betrachte

betrachte ich als eine Parenthese, deren letzte Worte vielleicht ursprünglich so lauteten: in occulto tantus (nemlich Jupiter) tremit; selbst der mächtige Jupiter zittert, in Dunkel gehüllt (wie 55.), voll banger Erwartung, tremit (metuens) ne u. s. w. — omnia extra, d. i. quae extra sunt: operit lesen die beyden Aldinischen Ausgaben, aus denen schon Burmann zum Claudian R. P. I. 171. so verbessert hat. — Der Sinn von 205. 206. ist: Weder eigenthümliche, noch fremde körperliche Kraft treibt diese Massen empor, sondern die Gewalt der eingeschlossenen Luft: also veniunt und cadunt für eveniunt und accidunt. Im übrigen, 206. 207., bin ich ganz dem Flor. Cod. gefolgt, von dessen Leseart in dem Helmst. Cod. (wo man die Buchstaben nur anders zu theilen braucht: verti turbas a* vertice saevo) und den alten Ausgaben noch sehr deutliche Spuren übrig sind; robusti (206.) vermuthete Wernsdorf.

V. 211. Nam prope nequicquam; pars est violentia flammae.

V. 218. Hier lieset der Flor. Codex: cur subito cohibent iners, wofür Heinsius, der die Stelle schon zum Claudian R. P. I. 169. aus dieser Handschrift verbessert hat, vires setzen wollte, wie auch am Rande des Kulenkampischen Exemplars bemerkt ist. Doch kann man, wie mich dünkt, füglich iners beybehalten und so lesen: Nunc quoniam in promtu est operis natura solique (davon war nemlich bisher die Rede; das Folgen-

Folgende soll erst abgehandelt werden und wird hier angekündigt): Unde ipsi venti (V. 298. ff.); quae res incendia pascat (V. 383. ff.); Cum subito cohibentur, iners quae causa silenti; subsequar. Man erwartet ohnehin hier keinen Indicativ: daher ziehe ich cohibentur vor und setze etwas früher pascat.

V. 220. Der Flor. Cod. lieset auch laboratis, wie Scaliger vorschlug. Ich ziehe indessen mit den Ausgaben des 15. Jahrhunderts laboranti vor und verbinde dieses nicht mit praemia, sondern mit digna. Digna laborans ist der, welcher sich mit würdigen Gegenständen beschäfftiget. An das Ende des Verses setze ich einen Punkt, denn die folgenden Infinitive hängen keinesweges, wie Wernsdorf annimmt, von laborantis ab, sondern vom 247. Verse: Divini est animi, ac iucunda voluptas, Non oculis solum u. s. w.

V. 224. Dieser sonderbare Vers hat den Herausgebern viel zu schaffen gemacht. Ohne mich bey ihren Erklärungen aufzuhalten, bemerke ich nur die Lesart der Florentinischen Handschrift: Ingenium sacrare caputque attollere coelo, welche Wernsdorf billig aus der von ihm selbst bey V. 223. citirten Burmannischen Note zu Ovid. Met. 1. 85. hätte kennen und benutzen sollen. Man sieht hier aufs deutlichste, wie die Corruptel allmählig entstand. Aus Ingenium sacrare wurde nemlich erst durch Versetzung der Worte Sacrare ingenium; dann aus ingenium, ingentem,

gerade so wie im Virgil Georg. II. 382. und im Epilog zum zweyten Buche des Phädrus V. 1; hieraus bildete sich sacra per ingentem, wie nebst dem Helmst. Codex beyde Aldinische Ausgaben lesen; zuletzt sacra per urgentem, denn so theilen alle von mir verglichene Ausgaben des 15. Jahrhunderts. Las man einmal sacrare ingenium, so mußte man der Prosodie wegen die andere Hälfte des Verses auch verändern, wobey man noch dazu Gelegenheit fand eine treffliche Hypallage anzubringen.

V. 229. Hoc brevior cursu bissenos pervolat orbes, fast wie der Helmst. Codex, wo nur die Sylben anders abzutheilen sind.

V. 231. Quae suos servent incondita motus: nicht quaeve.

Den nach 232. im Flor. Cod. folgenden Vers: sex cum nocte rapi, totidem cum luce referri, halte ich keinesweges mit Wernsdorf für einen fremden Zusatz. Die Alten theilten die 12 himmlischen Zeichen bekanntlich in 6 nocturna und 6 diurna, S. Arat. Phaen. 555. Manil. II. 203. ff. Vitruv. IX. 4. Seneca de otio sap. 32.

V. 233. Ist die auch von W. berührte Leseart der Flor. Handschrift: Panope, freylich fehlerhaft: ich glaubte indessen, daß wohl eine andere, nemlich Phatne, darin versteckt liegen könnte. Dieses paßt vollkommen hieher. S. Arat. Diosem. 160. ff. (und das. Schol.) 264. vgl. Eratosth. Catast. p. 4. ed. Fell.

V. 250. magis affinis steht auch im Flor. Codex. — Kurz vorher (V. 248.) hat Schrader meinem Exemplar beygeschrieben: Leg. hac -ni: er wollte also lesen: Sed prior hac homini cura est, worin ich ihm beystimme.

V. 254. Torquemur miseri in parvis terimurque labore.

V. 256. Tum demum humilesque iacent inopesque relictae.

V. 259. Fertilis haec segeti feracior altera viti.

V. 264. Horreaque ut sature tumeant ut dolia musto.

V. 266. Sic avidi semper quovis est carior ipsis.

V. 271. Sunt animi fruges haec rerum est optima merces.

Zum Beschluß ist noch eine sehr wichtige Variante des Flor. Codex nachzuholen. Wer die ältern Ausgaben vor Scaliger eingesehen hat, der weiß, wie wenig Sinn bey der in denselben beobachteten Stellung der Verse von 254 — 276. herauskommt. Die drey Verse 269. 270. 271. stehen dort fast durchgehends zwischen 277 und 278., nur die Venetianische 1484. Fol. setzt sie völlig ungereimt zwischen 281 und 282. Um Ordnung zu stiften, schlug Scaliger folgende Stellung vor: 258., 271., 269., 270., 259 — 268., 272.; Gorallus hingegen wieß den drey verirrten Versen dafür ihren Platz hinter 268 an. Dabey blieb es seitdem: doch vermuthe ich, daß

der neueste Herausgeber sich entschlossen haben würde, die Auctorität des Gorallus der Florentinischen Handschrift, in welcher die drey Verse zwischen 254 und 255 stehen, nachzusetzen, wenn sie ihm nicht bloß aus den Jenaischen Acten bekannt gewesen wäre. Ich lasse hier die ganze Stelle von V. 256 an folgen, wie ich glaube, daß sie gelesen werden muß, und begleite sie mit einigen Anmerkungen. Ein Paar meiner Conjecturen werde ich (was ich mir freylich als Herausgeber, so lange die gewöhnliche Lesart einen nur einigermaßen erträglichen Sinn gäbe, nicht erlauben würde) gleich in den Text aufnehmen.

254. Torquemur miseri in parvis, *terimurque: latentes*
267. Scrutamur rimas et *verrimus* omne profundum;
268. Quaeritur argenti semen, nunc aurea vena;
269. *Torrentur* flamma terrae ferroque domantur,
255. Ut sese pretio redimant, verumque professae
Tum demum viles iaceant inopesque relictae.
Noctes atque dies festinant arva coloni;
Callent rure manus, glebarum *expenditur usus*:
Fertilis haec segetique feracior, altera viti,
260. Haec platanis humus, haec herbis dignissima tellus,
Haec dura, *utilior* pecori, silvisque fidelis,
Aridiora tenent oleae, succosior ulmis
Grata. Leves cruciant animos ac corpora caussae,
Horrea uti saturent, tumeant *ut* dolia musto,
265. *Plenave* defecto surgant foenilia campo,
266. *Sive avidis* semper qua visum est carius istis.

270. Im-

Implendus sibi quisque bonis est artibus; illae
Sunt animi fruges: haec rerum maxima merces,
Scire, *quod* occulto terrae natura coercet;
Nullum fallere opus; non mutos cernere sacros
Aetnaei montis fremitus *animosque* furentis;
Non subito pallere sono; non credere, subter
Coelestes migrasse minas, *aut* Tartara *rumpi* u.
s. w.

V. 254. terimurque hat der Flor. Codex. — latentes ist meine Vermuthung, worauf mich die alten Ausgaben führten, worin man labantes oder labentes findet. Das letztere steht in den beyden Venetianischen Ausgaben per Ligam Boariam und von 1488.

V. 267. et verrimus vermuthete Wernsdorf: Schrader everrimus.

V. 269. Torrentur hat der Flor. Codex ganz allein: alle übrigen Torquentur. Bey der gewöhnlichen Stellung der Verse fällt das letztere freylich weniger auf.

V. 255. Vt hatte Scaligers Handschrift: Dum ist aus dem gleich folgenden Tum entstanden.

V. 256. Die alten Ausgaben lesen fast alle viles taceant, woraus ich meine Lesart gebildet habe. Im Flor. Cod. ist humiles aus dem vorhergehenden demum entstanden.

V. 258. expenditur usus vermuthete ich, wie Wernsdorf.

V. 260. plantis Flor. und darauf rieth auch Schrader.

V. 261. Die gewöhnliche Lesart dura et melior gründet sich auf Scaligers Handschrift und wird durch die Florentinische bestätigt; dura halte ich also für richtig, obgleich alle übrigen Handschriften und älteren Ausgaben diti (die Römische 1473 diviti) lesen, welches an sich nicht verwerflich ist; doch möchte ich für et melior lieber utilior.

V. 264. Ich sehe keinen Grund von der älteren Lesart abzugehen und tumeant et zu setzen.

V. 266. Diesen Vers trennte Gorallus eigenmächtig von dem folgenden, indem er hier die drey von ihrer Stelle verrückten Verse einschaltete. Da dieses Verfahren sich auf eine bloße Vermuthung stützt und ohne alle weitere Auctorität ist, so kann 266 auch nicht mit 267, welcher hinter 254 gehört, in Verbindung gesetzt werden. Ich ziehe ihn also zum vorigen, neben welchem er von jeher gestanden hat, erlaube mir aber dabey die kleine Veränderung: ſive avidis ſemper für ſic avidi ſemper, ſo wie ich kurz vorher Plenaque gegen Plenave vertauschte: „oder was der Habsucht wünschenswerther als dieses scheinen mag.“ Wer jedoch diese Vermuthung nicht statt finden lassen will, kann denselben Sinn auch zur Noth der gewöhnlichen Leseart beylegen: nur enthält dann der Vers einen allgemeinen Satz, der gleichsam das Resultat der ganzen Betrachtung von V. 254. an ist.

V. 272. quid ist zwar die Lesart aller Handschriften und Ausgaben: es stimmt aber nicht zu dem

dem Indicativ coercet, den ich deswegen einst in coartet zu verwandeln Lust hatte.

V. 274. animosque nach dem Florentin. Codex.

V. 275. Schrader vermuthete non cedere. In den alten Ausgaben folgt nemlich unmittelbar der 267. Vers, auf welchen er subter bezog.

V. 276. Hier vermuthete Schrader animas für minas. Von der Lesart des Florent. Codex aut Tartara rumpi, womit auch das Fragment in der Mediceischen Bibliothek übereinstimmt, ist in den Aldinischen Ausgaben noch eine Spur übrig. Diese lesen beyde: aut Tartara mundi.

Grünstadt, im März,

1797.

F. C. Matthiä.

XIII.

Vermischte Nachrichten.

De Alcestide Euripidea scripsit *Gottl. Wagner*. Lips. 1797. 96. p. 8. Die übriggebliebenen Werke eines dramatischen Dichters aus einem Zeitalter, in welchem seine Kunst eine Voll-

endung erreicht hatte, die spätere Zeiten nur bewundern, nicht aber zu erneuern hoffen können, sind schon ihres Ursprungs halber der Betrachtung würdig, noch mehr aber, wenn sie den Namen eines Mannes tragen, welchen unter der Menge seiner Nebenbuhler dessen Zeitgenossen vorzüglich auszeichneten, und einer der tiefsten Denker und der kompetentesten Kunstrichter für den tragischsten Dichter zu erklären keinen Anstand nahm. So allgemein aber auch das Interesse und die Belehrung anerkannt worden ist, welche das kritische Studium jener treflichen Werke belohnen, so verschieden sind die Grundsätze gewesen, nach welchen man dabey verfahren ist. Die gewöhnliche, aber irrigste, Methode war, den Charakter und die Poetik seiner Nation und seines Zeitalters zum Maasstabe der Beurtheilung derselben zu nehmen, und nicht viel richtiger die, des Aristoteles Dichtkunst zwar zum Grunde zu legen, aber dessen Regeln aus den Mustern einer neuern Nation zu deuten. Allerdings mußte man jene zum Kanon annehmen, sie war ja von griechischen Mustern selbst abstrahirt, sie enthielt nicht bloß die unwandelbaren Grundsätze der dramatischen Dichtkunst überhaupt, sondern auch Beobachtungen über die natiole, griechische: nur hing alles von ihrer richtigen Erklärung ab. Die Fortschritte, welche in unsern Tagen hierin gemacht worden, sind bekannt. Man hat das Werk des Aristoteles aus sich selbst erläutert, und es in Verbindung mit den Mustern studirt, man hat seine Bemerkungen über noch vor-

handene

handene Stücke zu Erklärung der von ihm nicht berührten benutzt, man ist tiefer in den Geist des griechischen Volkes und Zeitalters gedrungen, und hierdurch ist es gelungen, ihn, wenigstens in den wichtigsten Punkten, ins Licht zu setzen, oder doch durch das Licht, das man über seine Lehren verbreiten wollte, den Gegenstand seiner Untersuchungen selbst aufzuklären. Sein Werk, verbunden mit den Beobachtungen der neuern Kritik und unverwandtem Blicke auf die griechische Nation, muß also der Führer desjenigen seyn, der ihre Bühne zum Gegenstande einer lehrreichen Untersuchung machen will.

Da der Verfasser gegenwärtiger in reinem lateinischen Style geschriebenen Abhandlung ebenfalls von diesem Grundsatze ausgegangen ist, so wollen wir hier nur einige Bemerkungen über die von ihm gemachte Anwendung der Aristotelischen Lehren, worin er noch zu schwanken scheint, mittheilen.

Nach einer genauen Darlegung des Plans, die, so wie die Entwickelung der Charaktere, recht gut gelungen ist, wird S. 18 die Frage aufgeworfen: ob Alceste eine wahre Tragödie zu nennen sey? und dieselbe, wegen der Katastrophe, verneint, da, nach dem Aristoteles, der Glückswechsel aus Unglück in Glück zwar die Zuschauer befriedige, aber das der Tragödie eigenthümliche Vergnügen nicht enthalte. Genauer zu sprechen, so wird nur dem doppelten Glückswechsel — aus Glück in Unglück für die Bösen, und aus Unglück

in Glück für die Guten — diese Wirkung von dem Philosophen zugeschrieben, allerdings aber behauptet, daß die Tragödie sich in Unglück endigen müsse. (Kap. 13.) Gleichwohl wäre immer noch die Frage: ob ein unglücklicher Ausgang der Tragödie wesentlich sey? Können nicht Mitleiden und Furcht das ganze Stück hindurch herrschen, und dennoch eine glückliche Katastrophe erfolgen? oder muß diese den Eindruck jener Leidenschaften nothwendig aufheben und zerstören? Wollte man dieß behaupten, so hätte man wenigstens die Praxis der alten Tragiker nicht durchgängig auf seiner Seite. Der Philoktet des Sophokles, mehrere Stücke des Euripides endigen nicht unglücklich, sind aber darum nicht aus der Klasse der Tragödien zu verbannen. Erst in neuern Zeiten hat man angefangen, die Benennung eines dramatischen Werks aus seinem Ausgange zu bestimmen, aber mit Unrecht. Weit mehr kommt es auf die durch den Inhalt des Ganzen erregten Empfindungen an. Der englische Spieler bleibt ein Trauerspiel, wenn auch, wie es Schröder abgeändert hat, Beverley gerettet wird, und viele Stücke, die man jetzt mit den neuern Namen Dramen belegt, sind nichts anders als Trauerspiele.

Also möchten wir die Alceste des Euripides weder darum aus der Reihe der Tragödien verweisen, noch sie mit Hedelin d' Aubignac (Prat. du Theatre, L. II. c. 10.) eine satyrische Tragödie nennen, weil sich Herkules mit dem Diener auf eine niedrigkomische Art unterhalte, welches Argument

ment schon Spanheim besonders durch den übrigens darin herrschenden ernsten und tragischen Ton widerlegt hat. (sur les Césars de Iulien, an Casaubonus de sat. poesi, ed. Rambach, p. 342. f.) Aber aus einem andern Grunde möchten wir sie für keine Tragödie halten. Diese soll, nach dem Aristoteles, Mitleiden erwecken, verbunden mit Furcht vor uns selbst. Dieß erreicht Alceste nicht. Sie rührt, sie erregt Philanthropie, nicht aber jenes tragische Mitleiden, welches die Furcht für sich vor einem ähnlichen Schicksale in sich schließt. Denn da Alcestens Leiden nicht in einem Fehler, einer Leidenschaft, sondern bloß in ihrem freyen Entschlusse gegründet ist, so kann sich ja jeder vor einem ähnlichen Schicksale durch seinen bloßen Willen sicher stellen. Ja es darf nicht einmal der Tod, den Alceste für ihren Gemahl stirbt, für ein Unglück gehalten werden; sie sucht ihn, sie findet Freude in der Erreichung ihres Zweckes: es würde ein Uebel für sie seyn, wenn sie ihr Leben für das seinige nicht hätte aufopfern können. Darum also kann man auch dem ersten Theile dieser Tragödie bis zur Katastrophe (der δεσις, Poetik, K. 18.) keine tragische Kraft beylegen, er erregt nichts als Bewunderung; denn Mitleiden und Furcht daraus herleiten zu wollen, daß Alceste eines bessern Looses werth erscheine, als das sey, welches sie gewissermaßen durch Admets Schuld treffe (S. 19.), ist doch offenbar sehr gezwungen.

Man erwäge noch Folgendes. Nach dem Philosophen des Theaters hängt der Ausgang genau mit

mit der Beschaffenheit des Hauptcharakters zusammen; er betrachtet sie nur in Verbindung mit einander. Nun kann der Charakter gut seyn oder böse; der Ausgang glücklich oder unglücklich. Dieß giebt vier mögliche Fälle. Aristoteles verwirft sie alle, wiewohl er nur drey davon aufzählt, und giebt die Ursachen ihrer Untauglichkeit an. Der Böse, sagt er, soll nicht aus Unglück in Glück gerathen, auch nicht aus Glück in Unglück; der Gute gleichfalls nicht aus Glück in Unglück. Der vierte mögliche Fall ist ausgelassen, daß der Gute aus Unglück in Glück gerathe. Wenn nun aber der Dichter einen solchen Hauptcharakter, einen Guten, gewählt hätte, so könnte er doch nicht anders, als einen glücklichen Ausgang für ihn damit verbinden. Zwar würde er kein tragischer Charakter (welcher weder gut noch böse, sondern den meisten Menschen ähnlich seyn, eine Schwachheit haben, und dadurch unglücklich werden soll), so wie das Stück selbst, (dessen Beschaffenheit von jenem abhängt), keine Tragödie im strengen Sinne des Worts seyn: aber der einzig mögliche Ausgang wäre doch immer nur der glückliche. Um die Anwendung auf die Alceste zu machen, so ist sie gewiß επιεικης, vollkommen gut; sie zeigt keine ἁμαρτια, keine Schwachheit. (Denn aus ihrer Liebe wird man ihr doch kein Verbrechen machen?) Wollte also der Dichter das μιαρον, das Gräßliche vermeiden, das mit dem Unglücke des Guten verbunden ist, so mußte er sie zuletzt glücklich werden lassen, und so kann nicht

behaup-

behauptet werden, daß er sich in der Katastrophe nicht gleich geblieben sey. S. 21.

Wenn denn aber auch dieser Stoff zu keiner wahren Tragödie ausgebildet werden konnte, so war er immer sehr interessant, und der Bearbeitung eines Genies, wie Euripides, würdig. Ohne diesem gerade die Absicht beyzulegen, als ob er den Satz habe anschaulich machen wollen, daß die Tugend ihres Lohnes nicht verfehle, (eher könnte vielleicht die Belohnung der Gastfreundschaft aufgestellt seyn, auf welche Herkules so viel Gewicht legt,) konnte ihn schon die seltene, und doch nicht unnatürliche Handlung einer edlen Gattin, die für ihren Mann stirbt, genugsam begeistern. So würde man auch seine Zuflucht nicht zu der Conjectur zu nehmen brauchen, daß Euripides durch dieses Stück den Beynamen eines Weiberhassers habe abwenden wollen. Denn auch in vielen andern seiner Werke sind sehr edle Frauen aufgestellt, und wenn auch sonst der Dichter für einen Feind der Weiber gehalten worden ist, so scheint sich dennoch dieser Vorwurf nicht auf seine Werke zu gründen, und überhaupt sehr übertrieben zu seyn. Man sehe Herrn Lenz Abhandlung im 58. B. dieser Bibliothek.

Der diesem Drama vorgesetzte Prolog, welcher sich von den übrigen dadurch auszeichnet, daß er theils erzählend, theils dialogisch ist, wird auch durch Lessings bekannte Apologie der Euripideischen Prologen in Schutz genommen. Ohne mich mit dem Verf. darüber zu streiten, ob, wie er meynt,

der

der einzige Vorwurf, den man dem Dichter noch deshalb machen könne, — daß er uns nehmlich die Kenntniß des Vergangenen und Zukünftigen nicht durch einen feinern Kunstgriff, als durch diese Prologen beyzubringen gewußt, (Dramaturgie, I, 383.) würklich kleinlich und unbedeutend sey, und ob diese Prologen nicht in der That noch von der Kindheit der Kunst zeugen; (s. Eichstädt de dram. com. sat. S. 98. fg., welcher zwar genannt, dessen Gründe aber nicht erwogen sind) so wollen wir ihm nur auf seine Behauptung, daß die Prologen gar nichts genutzt hätten, weil die Stoffe der Tragödien allgemein bekannt gewesen wären, die Stelle des Aristoteles Kap. 9. entgegensetzen, worin er bey Gelegenheit dieser Materie versichert, daß auch das Bekannte Wenigen bekannt sey. Ohne diese Voraussetzung könnte man sich auch würklich die Erzählung des Inhalts in den Prologen kaum erklären; und wenn der Dichter Antiphanes (beym Athenäus, 6, 1.) der Tragödie wegen der Bekanntschaft ihres Stoffs einen so großen Vortheil vor der Komödie beylegt, so ist dieß doch wohl mehr so zu verstehen, daß letztere, als von der Erfindung der Dichter allein abhängend, desselben gänzlich ermangelte, da hingegen die mythischen Plane der ersten doch nicht Allen unbekannt waren.

Vom Admet heißt es, er sey ein Mann, weder sonderlich gut, noch böse; der zärtlichsten Liebe und der innigsten Gastfreundschaft fähig, dabey aber feig, schwach und leidenschaftlich, und deshalb ein tauglicher tragischer Charakter. S. 19. 42.

Feigheit,

Feigheit, die sich auf sein Benehmen gegen Alcesten gründen soll, haben wir nicht gefunden. Denn man kann nicht sagen, daß er in ihren Tod, den sie für ihn stirbt, willige, sondern er weiß vorher gar nichts davon. s. V. 145. Von dieser Seite thut ihm auch Wieland (im vierten Briefe über seine Alceste), Unrecht. Sein ganzes Benehmen, sein Wunsch mit ihr zu sterben, seine Klagen nach ihrem Tode zeigen, daß er sein Leben nicht würde freywillig durch das ihrige erkauft haben. Weder Apollo, noch Herkules, noch der Chor, der sonst die Wahrheit nicht verschweigt, werfen ihm Feigheit vor. (Was ihm Pheres V. 703. im Zorne sagt, kann nichts beweisen; er selbst erwartet nur von seinen Feinden deshalb Vorwürfe. V. 957. fg.) In einigen Stellen könnte man zwar seine Empfindungen stärker ausgedrückt wünschen, wiewohl der Dichter auch dagegen von Herrn Seybold gerechtfertigt worden ist. (Abhandl. an seiner Uebersetzung der Alceste, S. 113.) Was ferner den Vorwurf des Allzuleidenschaftlichen anlangt, so kann er nicht auf Admets Liebe zu seiner Gemahlin, sondern nur auf die Behandlung seines Vaters gehn. Das S. 31 angeführte sonderbare Urtheil Wakefields über den Zank des Pheres und Admet wird nicht leicht jemand unterschreiben. Diese Scene zeichnet sich von der poetischen Seite eben so wenig aus, als sie von der moralischen empört. Auch die Rohheit des Zeitalters, worin die handelnden Personen lebten, kann uns nicht mit dem Admet versöhnen, (was auch

Brümoy

Brümoy nicht gelungen ist, Theatre des Grecs, T. III. p. 169. f. ed. Amsterd. 1732.) Denn es ist nicht bloß die allzunakte Natur, diese starke Anhänglichkeit am Leben, dieser grobe Egoismus, dieser Mangel alles modernen heroischen Anstrichs, was uns mißfällt, es ist Indignation über das barbarische Benehmen eines Sohnes, der unter keinen Umständen, zu keiner Zeit, seinen alten Vater sollte mißhandeln können, weil er nicht für ihn sterben wollen. Auch kann man es nicht damit beschönigen, daß Admet dadurch ein tragischer Charakter werde. Zwar würde die Forderung des Stagiriten, daß ein solcher sich weder durch Tugend noch durch Laster auszeichnen solle, dadurch erfüllt werden: aber eine ἁμαρτια, eine Schwachheit würde jenes Betragen doch nicht bloß genannt werden können, auch hat es kein Unglück zur Folge, das aus der Schwachheit entspringen soll. Ueberdieß ist doch wohl jene tragische Eigenschaft nur an der Hauptperson, an dem Protagonisten, nothwendig, und dieß ist Alceste; Admet ist nur die erste Nebenperson, und darum jene Forderung nicht auf ihn anzuwenden. Endlich verstößt auch jener getadelte Zug gegen das ὁμαλον, die Uebereinstimmung eines Charakters mit sich selbst, die Aristoteles im 15. Kap. verlangt. Ein Mann, der die herzlichste Liebe zu Gattin und Kindern hegt, und die Gastfreundschaft auf eine so seltene Weise ehrt, kann seinen alten Vater nicht wie einen erhandelten Sklaven schelten.

Im

Im vierten Abschnitte werden einige Bemerkungen der Kunstrichter über dieses Drama geprüft. Brümoy's *) Tadel des air bourgeois, das er darin findet, war kaum einer Rüge werth, und den leichten Anstrich von familiarité, der sich für die Komödie besser schicke, als für die Tragödie, fand er hauptsächlich in dem Betragen des Herkules, worin man ihm auch beystimmen muß, so angemessen es auch übrigens dem Charakter des Alciden ist. (p. 166.) Auch gegen die Wielandischen Erinnerungen ist der Grieche in Schutz genommen. Der deutsche Dichter hatte bey der Beurtheilung seines Nebenbuhlers sein eignes Werk offenbar zu lieb gewonnen. Die Wahrheit der griechischen Charaktere, gegen die neuern gehalten, hat schon längst ein Dichter gerettet, dessen satyrisches Talent sich erst neuerlich durch eine glückliche Combination in seiner ganzen Schwere gezeigt hat.

Auch andre Bearbeitungen dieses Stoffes von Quinault und Wieland sind verglichen worden. Mehrere würde Blankenburg in den Zusätzen zu Sulzers Theorie, Art. Euripides, dargeboten haben, auch Thomson's Eduard und Eleonore hätte genannt werden können. Hierbey wird den angehenden dramatischen Dichtern empfohlen, Wielands Beyspiel unablässig vor Augen zu haben. In der That würde man nicht wissen, wie diese Aeuße-

*) Les idées Athéniennes étoient aussi nobles qu' elles pouvoient l' être parmi des Republicains, sagt er bey dieser Gelegenheit.

Aeußerung zu nehmen wäre, wenn sich nicht der Verfasser gleich vorher gegen allen Anschein von Herabsetzung des großen Dichters verwahrte. Dieser hat selbst erklärt, daß er nie ein Euripides habe werden wollen, und noch nie ist an einen Dichter die Forderung gemacht worden, daß er in allen Gattungen vollkommen seyn solle. — S. 34. wird vorgeschlagen, den 5ten Akt nach dem Abgange des Herkules V. 863. anzufangen. Hierzu würde der angegebene Grund, daß der Anfang des 5ten Akts, wie er gewöhnlich festgesetzt wird, mit dem Vorhergehenden zu genau verbunden wäre, nicht hinreichend seyn, da mit der Ankunft des Herkules der letzte Theil des Stücks, die Entwickelung, beginnt, wenn nicht überhaupt die Eintheilung der alten Tragödie in Akte willkührlich, oder vielmehr unangemessen wäre. Indem jetzt bey uns der Vorhang zwischen den Aufzügen herabgefallen ist, nehmen wir durch Uebereinkunft an, daß die Handlung fortschreite. Bey den Griechen war die Bühne immer offen, die Chorgesänge waren nur Ruhepunkte für die Zuschauer, und die Handlung fieng nach dem Chorgesange immer wieder da an, wo sie vorher aufgehört hatte. Vergleicht man unsern fünften Akt mit der griechischen Exodus, so mußte diese doch nach dem letzten Chorgesange, (also der gewöhnlichen Abtheilung zufolge) ihren Anfang nehmen, da bis dahin das Episodium gieng. (Poetik, K. 12.)

Zum

Zum Schlusse werden noch die Ausgabe von Kühnöl (welche dem Verf. so wenig als dessen Observationen zu gefallen scheint), und die von Wakefield kurz beurtheilt, aus letzterer die Varianten angegeben, und einige Stellen commentirt. Den 234. Vers erklärt der Verf., vermuthlich auf Veranlassung des Scholiasten, so, daß Admet im Angesichte des Chores Alcesten aus ihrem Gemache in ein anders führe. Aber natürlicher scheint doch die Auslegung, daß Alceste heraus auf die Bühne trete. Die Scene bleibt im sogenannten zweyten Akte der Vorplatz des Pallastes, wie im ersten unverändert. Allerdings ist es eine Unschicklichkeit, die bereits Home, (Grundsätze der Kritik, B. 3. S. 303. d. neuesten A.) gerügt hat, daß die sterbende Alceste da erscheint; allein sie muß mit der durchgängigen, strengen Beobachtung der Einheit des Orts, die eine Folge der ununterbrochenen Handlung war, entschuldigt werden. Zuletzt wird die Probe eines vielleicht herauszugebenden Commentars über dieses Stück, an dem mit Recht gepriesenen Monolog des Herkules, vorgelegt. Manches Wort hätte darin übergangen, dafür aber V. 848. der Sache nach erklärt werden können.

XIV.

Englische Litteratur.

Poems by *G. D. Harley* of the Theatre Royal, Covent Garden. 1796, 295 S. 8. Der Verf. ist nicht ohne Talent für die beschreibende Poesie; aber seine Sprache erhebt sich nicht genug über die Prose und ist sich überhaupt nicht gleich genug. Er scheint das menschliche Leben in seinen mannichfaltigen Gestalten beobachtet zu haben; die Charaktere, die er hier und da einschaltet, haben daher das Verdienst der Wahrheit, aber es fehlt ihnen allzu oft an poetischer Kraft. Die besten Arbeiten in dieser Sammlung sind die Balladen.

The Loves of Troilus and Creseid, written by *Chaucer*; with a Commentary, by Sir *Francis Kinaston:* never before published 12mo. 48 S. 1796. Sir *Francis Kinaston* aus Otely in Shropshire gab im J. 1635 das erste und zweyte Buch von Chaucer's Troilus und Creseid mit einer lateinischen Uebersetzung in Reimen heraus, und versprach in der Vorrede die übrigen Bücher in derselben Manier zu bearbeiten, und einen erklärenden Commentar hinzuzufügen. Dieses Versprechen wurde nicht erfüllt. Die Handschrift, welche die fünf Bücher des Troilus und Creseidens Vermächtniß von R. Henderson enthielt,

hielt, kam nach mancherley Schicksalen in Mr. Waldron's Hände, der den Inhalt desselben dem Publico in dieser Probe anbietet. Man muß wünschen, daß er hinlängliche Unterstützung erhält, um das ganze Gedicht an das Licht zu bringen.

Observations upon a Treatise, entitled a Description of the Plain of Troy by Monsieur *le Chevalier*. By *Jacob Bryant*. 4to. 49 S. 1796. Den Haupttheil dieser wenigen Blätter nimmt eine Widerlegung der auch unter uns hinlänglich bekannten Bemerkungen von Le Chevalier über die Lage des alten Troja ein. Der Verf. behauptet, daß Le Ch. Behauptung mit dem Homer nicht übereinstimme, und daß er überhaupt nicht erwiesen habe, was doch gerade die Hauptsache gewesen wäre, daß das alte Troja auf dem von ihm als Standpunkt angenommenen Hügel von Bunarbaschi gelegen habe. Es sey vergeblich, die Quellen des Scamander aufzusuchen, die man schon zu Strabos Zeiten nicht mehr habe finden können. Zum Schluß heißt es: I look upon these poems of Homer concerning the expedition of the Greeks and the rape of Helen, to be mere fables. I am persuaded that no such war, as has been represented, was carried on against Troy: nor do I believe, that the Phrygian city, so zealousy sought after, ever existed. For this I could bring very cogent proof, should such a disquisition be at all acceptable to the world. Wie der, übrigens sehr gelehrte und scharfsinnige Ver-

fasser seinen Beweiß führen würde, läßt sich aus seinen ältern Schriften muthmaßen; aber eben dieß wird die Freunde der ächten historischen Kritik nach diesem Beweise nicht sehr begierig machen.

Sorrows; sacred to the Memory of Penelope. 89 S. Fol. 1796. Diese Sammlung elegischer Sonnette zeichnet sich eben so sehr durch die äußere typographische Pracht als durch ihren innern Werth aus. Der Dichter spricht die Sprache des ächten Gefühls und drückt sich mit eben so viel Zärtlichkeit als Anmuth und Zierlichkeit aus. Folgende mögen als Probe dienen. In beyden hat der Verf. den Petrarcha vor Augen gehabt:

I scent the well-known air; and now appear
The verdant hills, where first those lights did rise,
That fill'd, while it pleas'd Heaven, my doting eyes
With love and joy, and now with many a tear.
Ye scenes, how changed, that used my heart to cheer!
Ye streams runs turbid, and the verdure dies;
Dark is the room, where cold and vacant lies
The couch, once warm with all my soul held dear.
The alleys green, where with her youthful band
She sported, now return no cheerful sound;
The flowery boughs that clasp'd the window round,
Aloft in air, by amorous Zephyrs fann'd
Where like a radiant star she oft would stand,
Now trail their weeping blossoms on the ground.

The

* * *

The birds their melancholy descants pour,
Mid the green boughs, to summer's breath that wave;
The gurgling falls the pabbly margent lave;
And with soft murmurs sooth the shadowy bower,

Where, sad and pensive, many a mournful hour
I write and weep, and ponder on the grave.
Here oft the form of her whom Heaven once gave,
And now the tomb's insatiate jaws devour,

As when alive, I see; answering my sighs;
»Ah why, she pitying says, ah, why in vain,
»Do tears incessant dim those sorrowing eyes!

»Suspend thy grief; no more for me complain;
»Though here on earth thou saw'st lif'es roses fade,
»That form thou loved'st so well is now immortal made.«

In dem Anhange findet man einige glückliche Nachahmungen des Horaz, eine Uebersetzung der bekannten Episode in dem zwölften Buche des befreyten Jerusalem von dem Tode Clorindens; und einige eigne Gedichte des Verf. unter denen sich folgendes auf Algnernon Sidney auszeichnet:

Comest thou, brave youth, by kindred virtue led,
To explore the pregnant annals of the dead,
That bright exemple may inspire thy breast;
Arrest thy step: here Sidney's ashes rest!

Does the ſound vibrate through thy throbbing
heart!
Glows thy warm cheek! do tears, indignant, ſtart!
The omens hail! they mark thy ſtrenuous mind;
The honeſt guardian of thy race deſign'd.

Approach; contemplate this immortal name;
Swear on this ſhrine to emulate his fame;
To dare, like him, e'en to thy lateſt breath,
Contemning chains and poverty and death.

Then go and dauntleſs in thy country's cauſe,
Aſſert her rights, her liberties and laws;
Unfading honours be thy glorious doom;
And tears, like thoſe thou ſhed'ſt, bedew thy tomb.

But if this ſacred name awake no zeal,
No generous ardour for the public weal;
Purſue thy way; nor vainly loiter here;
Thy tearleſs eye profane the patriot's bier.

Die Kupfer und Vignetten, welche dieſe Sammlung zieren, ſind gröſstentheils von ausgezeichneter Schönheit.

Poetic Trifles. 1796. 8. 70 S. Der Verf. zeigt mehr als gemeine Anlagen für die komiſche Poeſie. Daß ſich aber ſeine Muſe auch in den höhern Regionen mit Glücke verſuchen könne, beweiſt folgende Ode, auf einer Reiſe durch Cornwallis geſchrieben, als die Franzoſen mit einer Landung drohten:

The beamleſs ſun went down the ſky,
And ſinking as a ball of blood,
Ting'd with a deep funereal dye,
Through ſullen miſts, the murky wood.

Acroſs

Across Dunheved's frowning steep,
By fits the pale moon flings a ray;
When sudden round its ruins sweep
The clouds that veil'd the dying day.

Lo, where the castle windows roar
To the wild murmurs of the blast,
Lightening their ivy-curtains hoar,
Mid the dim air a spectre past —

Dunheved's genius! — he appears
Featur'd with woe. „Here, here, he cries,
„As his gigantic form he rears,
„My adamantine helmet lies.

»Here buried round the charmed casque,
»Behold my mailed warriors sleep!
»'Twas theirs, where toil and valour ask
»The martial arm, renown to reap.

»Where hosts assailing, aim'd the blow,
»Their swords they hasten'd to embrace;
»Alas! while scowls the insulting foe,
»Why lingers now the Cornish race.

Meditations by Moonlight. A Poem. 16 S. 8. 1796. Der Dichter widmet diese Betrachtungen den erhabnen Gefühlen einer lautern, von keinem Fanatismus entstellten, Frömmigkeit. Seine Beschreibungen haben das Verdienst der Wahrheit und Einfachheit, wenn sie schon nicht immer vollendet genug sind: seine moralischen und religiösen Bemerkungen sind richtig und gefällig vorgetragen. Folgende Zeilen können zur Probe dienen:

The minstrel now by nature's charms inspir'd
Feels with seraphic warmth his bosom fir'd;
Beneath some venerable oak reclin'd
Whose cheguer'd leaves scarce whisper to the wind,
That pregnant with the rich perfumes of night
Wakes every sense to rapturous delight.
Or gazes on the moon's enamour'd beams
Who thro' the opening foliage sweetly gleams,
Upon the flow'ry bank invites ro rest;
Or softly stealing o'er the lucid breast
Of some lorn stream, that scarcely seems to flow,
Surveys her image in the waves below.
Pensive he winds along the margin green
Charmed with the solemn stillness of the scene.

Poems of Various Kinds. By *Edward Hamley*. Fellow of New college. 8. 138 S. 1796. Nicht leicht wird jemand diesen Gedichten das Verdienst absprechen, auf welches der Verf. allein Anspruch macht, that of elegant trifling. Seine Versification ist sanft, sein Ausdruck correct, seine Gedanken richtig und edel. Außer den Originalgedichten enthält diese Sammlung einige Stücke von Haller, Klopstock und Tasso. Eine Sammlung von Sonetten, die schon vor längerer Zeit gedruckt worden, erscheint hier in einer verbesserten Gestalt.

Poems, chiefly Dramatic and Lyric, by the Rhev. *H. Boyd* A. M. Translator of Dante's Inferno: containing the following dramatic Poems; the Helots, a Tragedy; the Temple of Vesta; the Rivals; the Royal Mes-

Message; Prize Poems: 1796. 643 S. 8vo. Zweckmäßigkeit der Anlage, Stärke des Ausdrucks und eine fließende Versification zeichnen die dramatischen Arbeiten des Verf. aus: gleichwohl fehlt es ihnen bey diesen Verdiensten an der Kunst, die Aufmerksamkeit des Lesers immer gespannt zu erhalten. Der Grund hievon scheint zum Theil in der Wahl des Stoffes zu liegen. In dem ersten Stück bietet die Niederlage der Heloten nur wenige Incidente an, bey denen sich das dramatische Talent zeigen könnte. Noch uninteressanter ist die Geschichte der Rahab, welche die Bibel eine H — nennt, der Verf. aber für eine Wirthin in einer Carawansarey nimmt. *) Besser gewählt ist der Gegenstand der dritten Tragödie, Davids Liebe zur Bathseba und Urias Tod. Ein anderer Fehler ist, daß der Verf. seinem Hang zur Amplification der Gedanken so weit nachhängt, daß dadurch der Ausdruck der Leidenschaften außerordentlich geschwächt wird. Die kleinern Gedichte sind sich am Werthe nicht gleich.

Poems on various Subjects. By *Charles Lloyd.* 8vo. 104 S. 1796. Man trift in dieser Sammlung auf eine bedeutende Anzahl von Gedichten, die sich durch ächte Züge des Genies, eine lebhafte Imagination und eine seltne Originalität der Gedanken auszeichnen. Eines von den schönsten Stücken ist folgendes an eine Hütte:

*) Unser Brandes hat bekanntermaßen diesen Stoff mit eben so wenig Glück auf die Bühne zu bringen versucht.

Hail,

Hail, ſacred ſcene of ſimple joy,
The little ruſtic cottage hail!
Such as J oft have chanc'd to ſpy
In far off ſolitary vale.

I know thee by thy whiten'd wall,
Thy lowly roof of warmeſt thatch,
Thy ſhadowy arm, thy caſement ſmall,
Thy humble door and ſimple latch.

I know thee by thy garden neat,
Whe many a uſeful herb is ſeen,
Where wall-flowres yield on odour ſweet,
And woodbines twine with jas'mines green.

Hail, ruſtic cot! thy nameleſs roof
Each ſocial virtue oft has known,
Of faith and love the matchleſs proof
Thy little tenement has ſhewn.

A happy Huſband's calm retreat —
For fate has given a partner dear;
A happy Father's tranquil ſeat — —
For beauteous babes are ſmiling there.

There Peace affords a purer joy
Than luxury could e'er diſpenſe;
There courtly vices ne'er annoy
The ignorance of Innocence.

There if the ſyſtematic ſchool
Nor ſophiſt laws for life enact
To chain te freeborn mind to rule —
The native feelings teach to act.

Affection

Affection fills the guiltless heart,
Each knows that happiness is dear,
And simple nature's tries t'impart
That bliss to every object near.

Hail rustic cot! thy frugal board
Still may thy happy tenants spread,
Ne'er may they court the miser's hoard
While blest with peace and honest bread.

May Virtue ever dwell with thee,
And Nature's pure sensations bless,
May pain ne'er rise — to agony,
Nor even pleasure — to excess.

The Birth and Triumph of Love. A Poem. By Sir *James Bland Burges*. Egerton. 1796. 4to. 58 S. Dieses Gedicht ist ein poetischer Commentar zu einer Reihe von Kupferstichen, welche Tomkins unter dem Titel: The Birth and Triumph of Cupid, ans Licht gestellt hat. Hieraus ist eine Art von allegorischem Gedicht entstanden, welches weit mehr leistet, als die Veranlassung zu versprechen scheint. Der Dichter will die Liebe besingen, nicht das Kind der Ueppigkeit, sondern der Tugend:

I ask no Muse's aid thy deeds to sing,
Nor court in idle strain the tuneful Nine:
He little needs the Heliconian spring,
Who owns the influence of Thy power divine.
O with thy sacred touch my heart refine!
Oh warm my soul with thy celestial ray!

Let

Let Judgement, Fancy, Truth and Wit combine,
To tune my lyre, and modulate my lay,
And grace the Tribute which to virtuous Love I pay.

Amor ist das erste Werk der Schöpfung; eine Dunstwolke, die sich in den reinsten Regionen des Aethers zusammenzieht, hegt das Kind in ihrem Schooße, dessen Schönheit mit den glänzendsten Farben gemahlt wird. Die Wirkung seiner Erscheinung beschreibt der Dichter in folgender Stanze:

Awhile, as if entranced, he gazed around:
He moved, and Heaven with unknown radiance gleamed;
He spoke, and listening Angels hailed the sound;
He smiled, and universal Nature beamed.
By Infant Love subdued Creation seemed:
And Time transported all his power confessed;
Of present joys and future bliss he dreamed,
Of constant hearts with lasting union blessed;
Then fondly clasped the Cherub to his glowing breast.

Seine erste Jugend geht unter kindischen Spielen hin; nach und nach wird es ernsthafter; es will seine Kräfte brauchen und harmonirende Seelen mit einander vereinigen. Ein Traum lehrt es seine Pflicht und weißt ihm die Erde als die Bühne seiner Thätigkeit an. Es eilt diesen Wink zu befolgen und durchschneidet die Luft:

As onward thus thro' heaven's wide fields he flew,
Cutting the yielding air with pinions fleet,
The Guardian Spirits of each Planet knew
Th'immortal Boy, and rushed his course to meet.
Still as he passed, with gratulation sweet
The hailed the stranger, and with heavenly song
The joined the Lord of Harmony to greet.
The ample Chorus, rich, sublime and strong,
Floats on the gale, and thro' wide space is borne along.

Cheered by th' attendant Choir he still advanced:
And now his destined Planet seemed more near.
As o'er its varying face his eye he glanced
A rich succession of delights appear.
Scarce can his sense Creation's beauties bear:
For then the World was young; the vigorous Earth,
Rejoiced Spring's universal garb to wear,
To every flower and every fruit gave birth,
And all was Joy and Peace, Security and Mirth.

Amor läßt sich in England nieder und erfüllt hier seinen Beruf; aber in diesem Theile des Gedichtes ist die Erfindung abentheuerlich und abgeschmackt. Schlechte Mahler haben schon oft Opfer von Herzen gemahlt, aber daß ein Dichter einzelne Herzen vor dem Amor fliehen, Berge hinaufklimmen und hinabsteigen läßt, ist wo möglich noch abgeschmakter. So mangelhaft der Plan ist, so viel Lob verdient die

die poetische Bearbeitung. Die Harmonie des Versbaues, die Schönheit der Bilder, der Glanz und Reichthum des Ausdrucks und die Feinheit der Empfindung erhebt dieses Gedicht weit über das gewöhnliche.

Conversation a Didactic Poem en three Parts. By *William Cooke* Esq. 1796. 4to. Die beyden ersten Theile dieses Gedichtes beschäftigen sich mit negativen Regeln, mit dem was man in der Kunst der Unterhaltung zu vermeiden hat: der dritte handelt von den Eigenschaften, welche die Unterhaltung angenehm und interessant machen. Ein allgemeines Lob der ruhigen Freuden, welche aus dieser Quelle entspringen, beschließt das Ganze. So richtig und wahr die Vorschriften sind, welche der Verf. ertheilt, so ist der Vortrag derselben doch allzu wenig belebt, um den Leser von dem Berufe des Verf. zum Dichter zu überzeugen. Das Gedicht von Stillingfleet über denselben Gegenstand, ob es gleich auch keine große Celebrität erlangt hat, übertrifft das gegenwärtige in Rücksicht auf poetisches Verdienst.

* Bewsey, a Poem. 1796. 32 S. 4to. Ein beschreibendes Gedicht von mehr als gewöhnlichem Werthe. In harmonischen Versen und mit classischer Simplicität beschreibt der Dichter eine reizende Gegend, und weiß den Leser eben so sehr durch Zartheit der Empfindung und Anschaulichkeit der Gemählde, als durch geistreiche Betrachtungen, welche er in die Beschreibung einwebt, anzuziehen.

Fol-

Folgende Beschreibung einer Heuärnte mag zur Probe des Vortrags dienen:

There ſee the movers, to their half-done taſk
Early returning, jocund, o'er the graſs,
That yeſterday they cut: with ſtone well-ply'd,
Bending, they whet the clear-reſounding ſteel;
And now in order plac'd, ſtep after ſtep,
Slow following, with ſucceſſiv well-tim'd ſtrokes,
The ſcythe they brandiſh: falling at their feet
In ſemicircles wide, a mingled heap
Of ſeeding ſtalks and flow'rs of various hues
In wild confuſion lies, to bloom no more.
Meanwhile a num'rous train of men and boys
And country maidens, bearing in their hands
The rural trophies, cheerfully begin
Their pleaſing toil, and ſcatter far and wide
With airy toſs, the odorif'rous hay;
Light burden! While as now the climbing ſun,
In ſplendour clad, pours forth his ſloping rays
Stronger, the field is all a moving ſcene
Of gaiety and buſineſs, mirth and toil.
Many the jokes, and frequent are the laughs,
Enlivening their labour: on the copſe
Of yonder hedge, where gay the wild-roſe blooms,
Is laid the copious can, with needful ſtore
Of liquor fill'd, and cover'd from the ſight
Of buſy flies. Full oft the heated ſwain
Thither is ſeen to pace, and from the cup
Firſt takes a long, deep draught; then to the fair,
Not aſking, but whoſe warm fluſh'd cheeks betray
Her thirſt, ſlow carrying, preſents the cup
With awkward gallantry. Fatigued, the band

Awhile repose: the sun burnt clown, robust,
Pulls on his knee his modest-looking fair,
Pleas'd, and yet half-asham'd: ah! happy he,
If from her lips he gains at last the kiss,
With many struggles won; nor is ev'n she,
Tho' her disorder'd locks with many a frown
Now she adjusts, displeas'd at heart to lose
The fragrant prize she wish'd not to withhold.
She seeks not to ensnare a captive train
Of slaves to grace the triumph of her eyes;
Nor, having won her lover's faithful heart,
To leave him, proud exulting in his pains.
For him alone the ribband gay is seen,
On Sundays streaming in her hat of straw,
Luring at church unwary eyes from pray'rs.
Still near her thro' the field he strives to toil,
And oft, when unperceiv'd, they tell their love
In sidelong glances: language sweet! that speaks
In silence more than all th' affected fop,
Practis'd in Flatt'rys arts, with oily tongue,
Pours in his vainer Fair's deluded ears.
Here 'tis, that Love bestrews his pleasing joys,
Unblendend with his cares; for here no fears
Of rankling jealousy disturb the breast.
He knows his maiden true, as she her swain;
And so shall each be proved, for Hymen soon
In bondage sweet shall join their willing hands.

Be kind, ye Southern Breezes! blow not yet
Nor bid your train of gloomy clouds and show'rs,
Unwelcome now, deform the tranquil sky!
But let the frequent wain, unstopp'd by rains,
Clear the dry hayfield of its dusky piles!

Poems

Poems by Lady *Tuite*. 1796. 200 S.
?. Eine Sammlung von flüchtigen Poesien, an
nen mehr die Correktheit der Sprache, der sanf-
Fluß der Verse und die Zartheit der Gesinnun-
n, als der poetische Geist zu loben ist. Das
ute, was sie enthält, würde bey einer strengern
uswahl besser in die Augen fallen.

Inez a Tragedy. 1796. 124 S. 8vo.
er Verf. dieses Trauerspiels hat sich durch die
izahl derer, welche die Geschichte der Ines von
istro für das Theater bearbeitet haben, nicht ab-
lten lassen, auch seine Kräfte an derselben zu ver-
chen. Dieser Versuch ist nicht mißlungen. Die
auptcharaktere sind mit Festigkeit und Kraft ge-
chnet; die Sprache ist leidenschaftlich, den Ge-
nständen angemessen und mit poetischem Schmuck
cht überladen. Um auf der Bühne Wirkung zu
un, hätte der Dialog weniger ausgesponnen wer-
n müssen.

Memoirs of the Life and Writings of
e Abate *Metastasio*. In which are incor-
orated Translations of his principal Let-
rs. By *Charles Burney*, Mus. D. 3 Vol.
796. 8vo. Der Verf. dieses Werkes hat die
laterialien zu demselben in Wien und Italien ge-
mmelt. Er hat die Biographie von Retzer und
hristini, und die in den neuern Ausgaben des
letastasio enthaltenen Nachrichten benutzt; aber
les dieses würde nur einen mäßigen Band gefüllt
ben, wenn der Verf. nicht eine Menge Briefe
s berühmten Dichters wörtlich eingeschaltet und

mit seiner Erzählung verbunden hätte. Neue Umstände oder unbekannte Züge aus dem Leben und Charakter des berühmten Dichters erfährt man hier nicht; doch ist der Vortrag unterhaltend und vorzüglich durch die Einschaltung des dem Dichter angehörigen mannichfaltig gemacht.

Observations on *Pope*. By *Gilbert Wakefield*. B. A. 1796. 8vo. 350 S. Der bekannte Verf., einer der fruchtbarsten Schriftsteller des jeztlebenden Englands, beschäftigte sich mit einer Ausgabe der Werke von Pope, von denen auch ein Band, mit seinen Anmerkungen ausgesteuert, erschienen ist. Diesen Plan scheint er aufgegeben zu haben. Das gegenwärtige Werk aber enthält die gesammelten Materialien, meistentheils Parallelstellen aus alten und neuen Dichtern, mit kurzen Urtheilen, welche er aber selten motivirt, mit einem Worte, Anmerkungen, wie man sie aus seinen philologischen Arbeiten kennt, und welche mehr die Belesenheit oder den Witz ihres Verf. beweisen, als daß sie zum Verständnisse des Autors, zu welchem sie gegeben werden, wesentliche Dienste leisteten. In der Vorrede hat W. die Verdienste Popens nach den Grundsätzen des Horaz und Longin gewürdigt und nach denselben seinen Autor im höchsten Grade vortreflich und musterhaft gefunden.

The Sea; a Poem. In two Books. By *John Bidlake*, B. A. Chaplain to his Royal Highness the Duke of Clarence. 1796. 74 S. 8. Das Muster dieser Beschreibung des Meeres — eines Gegenstandes, der in diesem Umfange

fange von keinem Dichter behandelt worden ist — scheinen im Ganzen Thomsons Jahreszeiten zu seyn, ohne daß man doch den Verf. einer sclavischen Nachahmung beschuldigen könnte. Er beschreibt die mannichfaltigen Ansichten des Meeres, die es durch die Verschiedenheit der Küsten, der Jahreszeiten und des Zustandes der Atmosphäre erhält; um aber der Einförmigkeit einer fortlaufenden Beschreibung abzuhelfen, mischt er, so wie Thomson, moralische Betrachtungen ein, zu denen die Scene Veranlassung giebt, und belebt seine Gemählde durch menschliche Wesen, bisweilen durch interessante Geschichten. Die Sprache ist poetisch, ohne Schwulst, die Verse im Ganzen wohlklingend und gefeilt. Der Eingang des ersten Buches, eine Anrede an die Natur, nebst der Exposition des Gedichts, ist dem Verf. am wenigsten gelungen; er ist zu trocken und gedehnt. Erst da, wo der Verf. sich mit seinem Gegenstande selbst beschäftigt, zieht er den Leser an. Er beschreibt eine Winterscene und setzt dieser die Beschreibung eines Sommermorgens auf der See entgegen:

In silv'ry veil, see virgin morn arise!
Fresh as a new creation wash'd in dews
Etherial, balm'd in rosy sleep she treads,
Forth - darting heav'n - born joy, and looking soo(f)tness,
Hush'd nature listens; calm reflections smiles.
She lifts her golden eye, and beams abroad,
And tips with orient tint the sluggish mists,
And rolling clouds, that ling'ring cling around

Yon mountain's base, yon wide horizon's verge.
What kindling glories gild the glowing skies!
What blushes fill the smooth expanse below!
The wide-spread mirror where her modest face
With answering beauty shines a perfect calm.
Not fluid mercury boasts more polish'd gloss,
Abroad no Zephyr steals; no dimple curls
The now quiescent wave that sleeps along
The placid shore, with pendant verdure crown'd;
No more repugnant or averse; but deep
Within its winding arms, encircling warm
The glassy green; well pleas'd itself to view
In shadowy length, within the mimic plain.
Saunt'ring the fisher in his idle bark
Awaits the whisper of the fav'ring gale;
Nor spreads the sail, that of the sluggish hour
Impatient hangs. But stealth of fav'ring gale
The perfect plain denies, such quiet reigns.
Or if a vagrant solitary breeze
Perchance pass light its momentary way,
Yon shining main its secret kiss avows;
And, like offendend chastity, shudders
At every wanton wish that rudeness breathes.
Or leaps a fish, a spreading ringlet runs,
And wid'ning trembles to the distant shore.
The air no clamour wounds. Ye lighter barks!
That with the finny oar glide smooth along,
Spare the rude-stroke, nor spoil the level wave;
Nor break the solemn silence of the scene.
See vermil morn yet gladdens into birth!
For lo! the lazy folks steal soft from view,
And as they fade brightens the gorgeous scene,
And stately all the naval pomp appears.

War's

War's awful enſigns; thy more grateful fleets,
Thy better pride, all humanizing commerce!
Green islands lone; tall cliffs, the circling port,
Where traffic laviſh ſpreads his crowded wharfs,
Inverted all in imitative ſhade.

Die hier berührte Materie, über die Wohlthaten des Handels und die Mißbräuche, welche die Menſchen auch hier eingeführt haben, wird in dem zweyten Buche ausführlich behandelt. Hier zeichnet ſich auch die Beſchreibung einer Seeſchlacht und einige epiſodiſche Geſchichten aus. Von der Manier, wie der Dichter moraliſche Gegenſtände bearbeitet, wird folgende Stelle eine Idee geben:

On diſtant ſhores, where never plenty ſmiles,
And with its ſunſhine glads, lean hunger dwells,
There the poor native climbs, where danger nods
Upon the headlong ſteep; trembling from rock
To rock, above the nether clouds; or ſwung
Midway on ſlender cords, he truſts frail life.
How giddy ſight ſickens as fearful fancy views
His deep deſcent! Tremendous trade! that ill
Affords by ſcanty means, precarious food.
Yet he no better knows. O poverty!
Unheeded e'er by ſlothful luxury;
And hard unfeeling pride! They, on their couch
And idly canopied, in ſhort liv'd ſtate,
Studiouſly craving lie; and never dream,
What ill await the humbler lot. How when
The ſtorm beats loud, and they on downy beds,
Invite coy ſleep, the drenched mariner
Nods on the maſt, rock'd by the piping winds.

How hungry want prepares her ſcanty food;
And blows into unwilling flame, and loath,
Her few and joyleſs ſticks, far fetch'd from wood
Forlorn or tangled hedge. Reflect on theſe,
Unſeemly pomp, and ſilken affluences!
And bleſs thy better ſtars! And bleſs the pow'r,
That ſhines on thee, in full, meridian ray!
And ope the liberal hand, and ſcatter large;
And he ſhall bleſs thy goings out and all
Thy daily paths. But ſtill beware, leſt ſloth,
And ſhameleſs prodigality e'er ſhare
Thy gifts; alone by induſtry deſerv'd.
And thou, ſafe mediocrity! reflect;
That thou art too the care of heav'n; remov'd
From perilous extreme, and daily crown'd
With cheerful eaſe. Cheriſh inſtructive thought!
More bright ſhall ſhine thy little atmoſphere;
Thy ſky be more ſerene; and meek content
Shall gild thy boſom with its cloudleſs ſmile.

Village Virtues: a dramatic Satire. In two Parts. 1796. 45 S. 8. Die Abſicht des Verfaſſers iſt das Vorurtheil zu widerlegen, als ob Tugend mit Reichthum und Hoheit unverträglich ſey, und die Unſchuld nur in einer Hütte wohnen könne. Die Ausführung entſpricht dieſer Abſicht. Das Stück iſt voll Witz, Munterkeit und Laune, und bey dieſen Eigenſchaften einer Komödie darf es niemanden einfallen zu unterſuchen, wie viel oder wenig damit bewieſen worden iſt.

The Pains of Memory: a Poem: by *Robert Merry.* A. M. 1796. 36 S. 8vo. Nicht etwa eine Parodie auf Rogers Pleaſures of

of Memory, sondern ein sehr ernsthaftes Gedicht, in welchem die Leiden der Erinnerung mit düstern Farben geschildert werden. Der Eingang ist schön und dem Zwecke des Dichters, die Einbildungskraft mit melancholischen Bildern zu erfüllen, angemessen:

When mournful evening's gradual vapours spread
O'er the dim plain, and veil the river's bed;
While her own star with dull and wat'ry eye
Peeps through the sev'ring darkness of the sky;
While the mute birds to lonely coverts haste,
And silence listens on the slumb'rous waste:
When tyrant frost his strong dominion holds,
And not a blade expands, a bud unfolds,
But nature dead, divested of her green,
Cloath'd in a solemn pallid shroud is seen;
When gather'd thunders burst, abrupt, and loud,
And midnight lightning leaps from cloud to cloud,
Or rends with forceful, momentary stroke,
The ivied turret and the giant oak;
Can faint remenbrance of meridian mirth,
Bedeck with visionary charm the earth;
Renew the season, when each wak'ning flow'r
Lifted its leaves to drink the morning show'r;
Dispel the gloom, the firy storm remove,
Gem the wide vault and animate the grove.

Der Verf. schildert hierauf die Leiden, welche das Gedächtniß dem Alter verursacht, welches vergangene Freuden zurück wünscht; dem hoffnungslosen, verzweifelnden Liebhaber; dem Mädchen das seine Unschuld verlohren hat; dem Seemann, der mit

seinem zertrümmerten Schiffe von den Wellen verschlungen wird; dem Melancholischen; dem Elenden, der den Qualen der Erinnerung durch den Selbstmord zu entgehen sucht; der Nonne, welche zu ewiger Trauer und langen gezwungenen Gebeten verdammt ist. So betrachtet der Dichter jede Erinnerung an vergangene Vorfälle als eine Quelle des Unglücks, und den Menschen als einen elenden Pilger, der für eine Blume tausend Dornen auf seinem Wege findet. Er beschließt endlich mit einer Anrufung an die Vergessenheit und die Einbildungskraft. Die Behandlung dieses Stoffes verdient im Ganzen Lob. Die Beschreibungen sind kräftig und größtentheils mit poetischer Eleganz ausgedrückt. Indeß wird doch die Wirkung des Ganzen durch mehrere gezwungene dunkle und nachlässige Verse geschwächt. Die Eigenthümlichkeit des Styls kann man aus folgender Beschreibung der Wohnung des Wahnsinns beurtheilen:

Observe yon structure stretching o'er the plain,
Sad habitation of the lost, insane!
Ha! at the grates what grisly forms appear,
What dismal shrieks of laughter wound the ear!
Heart-broken love the tenderst measure pours,
Sighs and laments, incessantly adores;
Insatiate fury clanks his pond'rous chains,
Suspicious av'rice counts ideal gains;
Bewilder'd pride the swelling crest uprears,
And ceaseless penitence is drown'd in tears:
Wan jealousy, with scrutinizing glance
On ev'ry side sees rival youth advance;

While

While maddest murder waits the sword to draw,
And ostentation flaunts in robes of straw:
Pale, piteous melancholy clasps her hands,
Sunk in deep thought, and as a statue stands;
Convulsive joy, imaginary state,
Low envy, ghastly fear, determin'd hate,
Loud agonizing horror, dumb despair,
And all the passions are distorted there,
Amidst those gall'ries drear, those dolefull cells,
The unrelenting despot, Mem'ry, dwells.
Fix'd on the burning brain, she urges still
Her ruthless pow'r, in mock'ry of the will;
Regretted raptures, long remember'd woes,
And ev'ry varying anguish she bestows;
This is her sumptuous palace, these her slaves,
She reins triumphant, when the maniac raves.
But o! her victims feel the heaviest stroke,
When e'er at intervals the spell is broke;
When casual reason is awhile restor'd,
And they themselves are by themselves deplor'd.

Eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der englischen Litteratur ist die vorgebliche Entdeckung einer Anzahl ungedruckter Schriften von Shakespear, welche Mr. Ireland ankündigte, in dessen Besitz sie nach einer zufälligen Auffindung gekommen waren. Unter denselben befanden sich mehrere Trauerspiele, die mit Shakespear's eigner Hand geschrieben seyn sollten, und sogar eines, das noch gar nicht bekannt war: Vortigern and Rovena, nebst mancherley Briefen, Contracten und andern

andern Kleinigkeiten. Diese Entdeckung machte Aufsehn; aber die Hoffnungen, welche die Freunde des großen Dichters gefaßt hatten, verschwanden fast eben sobald, als sie entstanden waren. Das neue Trauerspiel kam auf die Bühne und fiel. Noch vorher aber machte Mr. Ireland einen Theil seiner Schätze in einer prächtigen Ausgabe bekannt, welche den Titel führte:

Miscellaneous Papers and Legal Instruments under the Hand and Seal of *William Shakspeare:* Including the Tragedy of King Lear and a small fragment of Hamlet, from the original MSS. in the Possession of *Samuel Ireland*, of Norfolkstreet, 1796, 160 S. Fol. mit 26 Kupfern, auf denen die Handschrift des Dichters, ein Brief der Königin Elisabeth und anderer, einige Portraite u. d. g. zu sehen sind. In der Vorrede versichert der Herausgeber die kritischen Urtheile der Gelehrten, die mit der Poesie und Sprache des Zeitalters, in welchem Sh. lebte, am besten bekannt wären, so wie die Urtheile der Diplomatiker, eingeholt zu haben; ja sogar die Papiermacher habe er zu Rathe gezogen; und er habe das Vergnügen, dem Publico zu versichern, daß, so weit er im Stande gewesen sey, die Stimmen dieser verschiedenen Classen von Menschen zu sammeln, sie alle darin übereingekommen wären, daß hier eine so große Menge innerer und äußerer Kennzeichen zusammenträfe, daß ein Betrug nicht denkbar sey. Sonderbar und auffallend blieb es indeß, daß der erste Besitzer, bey Ertheilung

theilung der Erlaubniß zum Druck, die Bedingungen machte, daß durchaus sein Name nicht genannt werden sollte, und diese Bedingung bey jedem Theile des Geschäfftes wiederholte. Mr. Ireland forderte nun von neuem die Kritiker und Antiquare auf, die ihnen vorgelegten Schriften zu untersuchen, um die Sache auf's Reine zu bringen; sollte man den ersten Band günstig aufnehmen, so würde er den Rest seiner Schätze in zwey andern Bänden von derselben Gestalt und Größe bekannt machen. Diese Aufforderungen fanden, bey dem großen Interesse, welches das englische Publicum an Shakspear's Namen nimmt, leicht Eingang; aber die Untersuchung fiel ungünstig aus. Eine der ersten Schriften, welche die Bekanntmachung der Manuscripte veranlaßte, war:

A Letter to *George Steevens* Esq. containing a critical Examination of the Papers of Shakspeare, published by Mr. *Samuel Ireland.* To which are added Extracts from Vortigern. By James Boaden, Esq. 8vo, 72 Seiten. Der Verfasser war einer von denen, welche Ireland vor der Bekanntmachung der Manuscripte zu Rathe gezogen hatte. Er gesteht in dieser Schrift, daß er sie auf den ersten Anblick für ächt gehalten; daß ihm aber bey einer nähern Untersuchung Zweifel aufgestiegen wären, die ihn am Ende ganz auf die entgegengesetzte Meynung geführt hätten. Die Orthographie in dem von Ireland publicirten König Lear weiche sehr von der zu Shakspeare's Zeiten gewöhnlichen, und in den ältesten

testen Abdrücken seiner Stücke herrschenden, ab; die Variantes lectt. aber wären schlechter, als die gewöhnliche Lesart, da es doch nicht wahrscheinlich sey, daß die Schauspieler etwas besserzs sollten gesetzt haben, als der Dichter selbst. Endlich enthält Irelands König Lear mehrere kühne Interpelationen, an deren Unächtheit sich nicht zweifeln läßt. Auch gegen die Aechtheit der Briefe und andern kleinen Papiere werden bedeutende Zweifel erhoben, und am Ende das Resultat gezogen, daß Irelands Lear unbezweifelte Kennzeichen des Betruges an sich trage, und daß die kleinern Stücke weder in Shakspeare's Style, noch in der Manier seiner Zeit geschrieben; daß sie mit ausgemachten Thatsachen im Widerspruch stehn, und mit der Zeitrechnung nicht vereinbar sind. Gegen diesen Brief trat ein Vertheidiger der Aechtheit von Irelands Papieren auf:

A Comparative Review of the Opinions of Mr. *James Boaden* (Editor of the Oracle) in February, March and April 1795; and of *James Boaden* Esq. (Author of Fontainville Forest and of a Letter to George Steevens Esq.) in February 1796. relative to the Shakspeare MSS. By a Friend to Consistency, 59 Seiten in 8vo. Die gegen Boaden aufgestellten Gründe sind hauptsächlich folgende: Zu Shakspeare's Zeiten fand eine große Verschiedenheit in der Orthographie statt; im Ganzen aber schrieb man durchgängig mehr Buchstaben, als man aussprach. Die Buchdrucker

pflegten

pflegten die Orthographie der Manuscripte zu corrigiren, so daß also die Abweichung der Schreibart in den ältesten Ausgaben der Shakspearischen Stücke nicht als ein Grund gegen die Aechtheit der Manuscripte angesehen werden kann. Die Signaturen haben nicht die studirte Einförmigkeit, die ein Copist ihnen gegeben haben würde, sondern die allgemeine Aehnlichkeit einer sorglosen Eilfertigkeit. Auch die Menge und Mannichfaltigkeit der Manuscripte ist ein starker Grund für ihre Aechtheit, und sogar ihre Mängel bestätigen dieß; denn ein Betrüger würde die Gefahr der Entdeckung durch eine größere Genauigkeit zu vermeiden gesucht haben. Endlich sucht der Verfasser auch die chronologischen Schwierigkeiten zu heben, und erklärt zuletzt den Mr. Boaden für einen incompetenten Richter, während er selbst die Entscheidung der Frage über die Aechtheit der Manuscripte unentschieden lassen will. Einen andern, aber weit schwächern Angriff erlitt Boaden in folgender Schrift:

Vortigern under Consideration; with general Remarks on Mr. *James Boaden's* Letter to George Steevens Esq. relative to the MSS. Drawings, Seals etc. ascribed to Shakspeare and in the possession of Mr. Ireland, Esq. 67 S. 8vo. Die Absicht des Verfassers geht nur dahin, zeigen zu wollen, daß der Vortigern von S. seyn könnte. Auf eigentliche kritische Gründe läßt er sich nicht ein, außer daß er sich auf die Aehnlichkeit der Handschrift mit der Handschrift S's, so wie sie im Gentleman's Maga-

Magazine 1789. in Kupfer gestochen erscheint, beruft. Er unternimmt es begreiflich zu machen, warum der erste Besitzer der Mscpte unbekannt zu bleiben wünscht. Endlich gesteht er zu, daß der poetische Werth des Vortigern das meiste für die Aechtheit desselben beweisen müßte, und überläßt die Entscheidung dem brittischen Parterre. Da die Aufführung des Vortigern damals bevorstand, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Schrift in der Absicht geschrieben war, ihm eine günstige Aufnahme bey dem Publicum zu verschaffen. Von eben nicht größerer Wichtigkeit war die Schrift, die unter dem Titel erschien:

Shakspeare's Manuscripts in the Possession of Mr. Ireland examined, respecting the internal and external Evidences of their Authenticity. By Philalethes. 34 S. 8vo. Der Verf. bemüht sich vorzüglich die Unwahrscheinlichkeit und Zwecklosigkeit eines Betruges dieser Art darzuthun.

Unterdessen trat ein neuer und gefährlicher Gegner der Aechtheit auf:

Free Reflections on Miscellaneous Poems and legal Instruments, under the Hand and Seal of William Shakspeare, in the Possession of S. I. To which are added Extracts from an unpublished MS. Play, called the Virgin Queen written by or in Imitation of Shakspeare. 55 S. 8vo. Für den Verf. hielt man den eignen Verleger dieser Schrift Mr. Waldron. Er führt sehr scharfsinnige Grün-

de gegen die Aechtheit der Papiere an. Die Königin Elisabeth ließ sich nicht so weit herab, eigenhändige Briefe an Leute wie S. zu schreiben, noch weniger würde sie sogar die Aufschrift an ihn selbst gemacht haben. Man schrieb damals nicht Masterre, sondern Maistre. Die Namen sind zum Theil falsch geschrieben; manche Ausdrücke sind erweislich neuer als S. In der Vorrede zum Lear spricht S. von Lesern, er der nur von Zuschauern und Zuhörern wußte. — Bey weitem der wichtigste Gegner Irelands aber war Malone, der mit so vieler Gelehrsamkeit und Scharfsinn gegen ihn zu Felde zog, daß durch seine Untersuchung die Sache auf's Reine gebracht wurde. Seine Schrift führt den Titel:

An Enquiry in to the Authenticity of certain Miscellaneous Papers etc. attributed to Shakspeare, Queen Elisabeth and Henry Earl of Southampton. Illustrated by Fac-Similies of the genuine Handwriting of that Nobleman and of her Majesty; a new Fac-Simile of the Handwriting of Shakspeare never before exhibited, and other authentic Documents. By Edmund Malone Esq. 8vo. 424 S. Er behauptet gerade zu, das Ganze sey nichts weiter als eine nichtswürdige, und noch obendrein sehr plumpe Betrügerey. Seinen Beweiß führt er mit großer Härte und einem bewundernswürdigen Vorrathe gelehrter Argumente.

Er fängt mit der Untersuchung der Orthographie an und geht hierauf zu der Sprache über. Eben so wie Waldron entdeckt auch er in diesen Papieren mehrere Wörter, die zu S's Zeiten entweder noch gar nicht oder in einer andern Bedeutung gebraucht wurden. Dann folgen Gründe aus der Chronologie und Geschichte hergenommen, und diese sind mit einer Genauigkeit und Schärfe aus einander gesetzt, daß sie durchaus keine Widerlegung verstatteten. Der letzte Grund beruht auf der Verschiedenheit der Irelandischen Handschriften mit den erweislich ächten. Vorzüglich giebt er Proben von der Handschrift der Königin, um zu erweisen, daß sie niemals so geschrieben habe wie bey Ireland. Gegen Argumente dieser Art sind alle diejenigen, die von der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Betruges hergenommen sind, ganz unstatthaft; und doch hat Malone auch auf diesen Punkt geantwortet: Es sey dieses nicht das einzige Beyspiel in der Litterargeschichte, daß sich jemand eine so unnütze und gefährliche Mühe gegeben habe.

Nachdem der Streit auf diese Art eine Zeit lang geführt worden war, verbreitete sich die Nachricht, daß Ireland denselben aufgäbe und eingestände, daß er von seinem eignen Sohne betrogen worden sey, durch welchen er die Papiere und Documente erhalten hatte. Die Absicht des Betruges war nicht klar, aber schwerlich hat jemand seinen Fleiß und seine Kenntnisse auf eine fruchtlosere

und für ihn selbst schimpflichere Weise angewendet, als dieser junge Mann, dessen Name in Zukunft neben den berühmtesten Falsarien genennt werden wird.

* * *

Almeyda Queen of Granada. A Tragedy. In five Acts. By *Sophia Lee*. As Performed at the Theatre Royal, Drury Lane. 124 S. 8vo. Die Erfindung der Handlung gehört der Verfasserin eigenthümlich zu und verdient Beyfall. Nichts, was Mitleiden zu erregen vermag, ist vernachlässigt. Die Leidenschaften sind mit Kraft und Kühnheit gezeichnet. Der Ausdruck hält das Mittel zwischen prosaischer Einfachheit und dem poetischen Schwulste der meisten neuen englischen Dichter.

The Pleader's Guide, a Didactic Poem in two Books, containing the Conduct of a Suit at Law, with the Arguments of Counsellor Bother'um and Counsellor Bore'um, in an Action betwixt John-a-Gull and John a-Gudgeon, for assault and Battery, at a late contested election. By the late *John Surrebutter*. Esq. Special Pleader and Barrister at Law. 1796. 80 S. 8vo. Man kennt die Pedanterey der englischen Rechtsgelehrten und

ihrer barbarischen Sprache aus häufigen Anspielungen in englischen Comödien. Auch in diesem satyrischen Gedichte wird sie mit vielem Witze und einer seltnen Fülle von Laune lächerlich gemacht. Mr. Surrebutter liest seinem Vetter Job ein Collegium über die Rechtsverwaltung und über das bürgerliche und gemeine Recht (civil and common Law) mit Einschaltung der Geschichte seines juristischen Lebenslaufes. Er ladet seine Collegen mit folgenden Worten zur Lectüre seines Gedichtes ein:

Hear then and daign to be my readers,
Attornies, barristers and pleaders,
Shrieves, justices and civil doctors
Surrogates, delegates and proctors,
Grave judges too, with smiles peruse
The sallies of a lawyers muse,
A buxom lass, who fain would make
Your sober sides with laughter shake;
And, good my lords, be kind and gracious,
And though you deem her contumacious,
Ne'er to the Fleet and Bridewell send her,
But spare a ludicrous offender,
Who longs to make your muscles play,
And give your ckeeks a holy day.

Mit der komischen Laune der Verse contrastirt die Feyerlichkeit des Tones in den zahlreichen und zum Theil gelehrten Anmerkungen.

Revo-

Revolutions, a Poem, in two Books. By P. Courtier. 1796. 48 S. 8vo. Der Plan des Gedichtes ist mangelhaft. Nur der erste Gesang beschäftigt sich eigentlich mit dem auf dem Titel angezeigten Gegenstande; in dem zweyten werden verschiedene Materien abgehandelt, die zum Theile mit dem Hauptgegenstand in einer sehr entfernten Verbindung stehen. Die Folgen der Anarchie und ihr nachtheiliger Einfluß auf die Fortschritte der Freyheit sind gut beschrieben:

What epithets shall justly mark thy deeds,
What sounds articulate thy horrid yell,
Indurate anarchy! 'tis thine to see,
Unmov'd the slaughter of surrounding friends,
And bathe thy sinews in their fluid stream.
The dismal moanings of acutest pain
To thee are gentle symphonies; and groans
That issue dreadful from the embattled plain,
Hoarse with the thunder of the cannon's throat,
Compose the chorus of thy grisly band.
In climes uncivilized, where passion foams
By judgment unrestrain'd, thou mighst exhaust
Without surprize thy maledictive rage:
But why for polish'd days such crimes reserve?
Why ope in Gallia thy pandorian box?
'Tis done. — And from the caverns of Despair,
Where cold Malignity, in fetters bound,
Set brooding schemes of unexperienc'd woe,

 Rush

Rush the fell ministers of human blood;
And perpetrate in day's meridian beams
Acts that might blacken midnight's deepest shade.

Einen großen Theil des ersten Buches nehmen Klagen über die Mordthaten des 2ten und 3ten Septembers und die darauf folgenden Greuel des Blutsystems ein. Im zweyten Buche zeichnet sich die Beschreibung der Glückseligkeit des häuslichen Lebens aus:

Yes: in the precincts of domestic life,
Tho' many a straggling weed o'erun its paths,
And thorns ungrateful meet the traveller's step,
There spring such varied sweets as never deck
Ambition's scorching heath; there flow such streams
Of purest nectar, as the fev'rish thirst
Of lustful Usurpation never tastes.
Who that has felt — but prizes as he feels,
The dear connective zone with which esteem
Links kindred spirits near the social fire,
Mid Winter's else inclement cheerless reign?
Delightful is the lively intercourse
Of friends, thus met around the blazing hearth!
Erect on giddy eminence, disdain
Perchance will overlook such simple charms;
Or seeing, deem them far beneath his care:
Yet these are balms unfading, if aught are
That scent beneath the skies; and when abus'd

Or,

Or, but neglected, breed a thousand ills
In states and public councils; whence arise
Rapine and murder, suicide and war;
With wounds of little note, tho' sorely felt,
Known in the catalogue of minor plagues.
Our only riches is a little spot,
Denominated home: thither directs
Shoeless Extravagance his bleester'd feet,
Drawn by Parental love; and often there,
Even Dissipation lingers better hours
Than what hee meets in Levity's parade.
Home is the temple of serene Delight
In every age, and every circumstance
That marks this changing scene; there we behold
A thousand houshold gods in various shape;
And recognize in each some pleasing trace
Of youthful mirth, some bright enchanting dream
Of early life which once substantial shone:
Thou Paradise of Time — whose sweets oft sung,
Seem sung without effect; soul-soothing *Home!*
O may thy rich, yet unambitious mines,
Attract the eye of all; there may they seek
Uncloying happiness; for there alone
Dwell pleasures new, exhaustless, and supreme.

Die in England, eben so wie unter uns eingerissene Neigung der Lesewelt für das Abentheuerliche und Schreckliche, ist vermuthlich die Hauptursache, warum gerade derjenige Theil der deutschen Litteratur, dessen wir uns am wenigsten zu rühmen haben, den meisten Beyfall in England findet. Von Bürgers Leonore, ein Gedicht, das in Rücksicht auf diesen Geschmack Epoche macht, sind auf einmal drey Uebersetzungen erschienen:

Leonora, a Tale: translated and altered from the Germany of Gottfried Augustus Bürger. By I. T. Stanley. Esq. a new Edition with Plates. 1796. (in dreyerley Format).

Leonore, a Tale; translated etc. by Henry James Pye. 4to.

Leonora, translated etc. by W. R. Spencer. Esq. With Designs etc. Fol. mit dem deutschen Original.

Die erste dieser Uebersetzungen scheint den Geist des Originals am besten wieder zu geben, ob sie sich gleich die meisten Abweichungen von demselben erlaubt hat. Es ist merkwürdig, daß sich der Uebersetzer durch moralische und religiöse Gründe bewogen gesehn hat, in der zweyten Ausgabe, die Catastrophe zu ändern und die ganze Geschichte in eine Vision zu verwandeln. Leonore läßt sich ihr Vergehen

gehen reuen und wird durch die Rückkehr ihres Geliebten belohnt. — Die beyden andern Uebers. haben sich genauer an das Original gehalten, aber beyde haben den Ausdruck durch die poetischen Phrasen, mit welchen sie die Lücken füllen, etwas steifer und feyerlicher gemacht, als daß man ihnen das Verdienst einer wahren Treue zugestehen könnte. Wir glauben, daß es den meisten unserer Leser interessant seyn wird, diese dreyfachen Uebersetzungen unter einander und mit der Urschrift zu vergleichen.

Stanley.

When, hark! without, what sudden sound!
She hears a trampling o'er the ground,
Some horseman must be near!
He stops, he rings. Hark! as the noise
Dies soft away, a well - known voice
Thus greets her list'ning ear.

»Wake, Leonora; — dost thou sleep,
»Or thoughtless laugh, or constant weep,
»Is William welcome home?
»Dear William, you! — return'd and well!
»I've wak'd and wept — but why, ah! tell,
»So late — at night you come?«

»At midnight only dare we roam,
»For thee from Prague, though late, I come.«
»For me! — stay here and rest;
»The wild wind whistle o'er the waste,
»Ah, dearest William! why such haste?
»First warm thee in my breast.«

»Let the winds whistle o'er the waste,
»My duty bids me be in haste;
»Quick, mount upon my steed:
»Let the winds whistle far and wide,
»Ere morn, two hundred leagues we'll ride,
»To reach our marriage bed.«

»What, William, for a bridal room,
»Travel to night, so far from home?«
»Leonora, 'tis decreed.
»Look round thee, love; the moon shines clear,
»The dead ride swiftly; never fear,
»We'll reach our marriage bed.«

»Ah, William, whither would'st thou speed,
»What! where! this distant marriage bed?«
»Leonora, no delay.
»'Tis far from hence; still-cold-and small:
»Six planks, no more, compose it all;
»Our guests await, away!«

Pye.

Pye.

Through the ſtillneſs of the night
Hark! a horſe — he this way bends —
Now ſhe hears the rider 'light,
Now his foot the ſtep aſcends.
Hark! the tinkling gate bell rung
Now her liſtening ſenſes hear —
Accents from a well-known tongue
Thro' the portal reach their ear.

»Riſe, my love, the bar remove —
»Doſt thou wake or doſt thou ſleep?
»Think'ſt thou of thy abſent love? —
»Doſt thou love or doſt thou weep?«
»William, thou? — From ſorrow's power
»I have learn'd to weep and wake.
»Whence in midnight's gloomy hour,
»Whence his courſe did William take.?«

»We can only ride by night. —
»From Bohemia's plains I come,
»Late, ah late I come, but dight
»To bear thee to my diſtant home.«
»William, William, hither haſte —
»Thro' the hawthorn blows the wind,
»In my glowing arms embraced
»Reſt and warmth my love ſhall find.«

»Thro'

»Thro' the hawthorn let the winds
»Keenly blow with breath severe,
»The courser paws; the spur he finds,
»Ah! I most no linger here.
»Lightly on the sable steed
»Come, my love, behind me spring.
»Many a mile o'er past with speed
»To our bride-bed shall thee bring.«

»Many a mile o'er distant ground
»Ere our nuptial couch we reach? —
»The iron bells of midnight sound,
»Soon the midnight's fiends will screech.« —
»See how clear the moons full ray,
»Soon the dead's swift course is sped.
»Long, o long, ere dawn of day
»We shall reach the bridal bed.«

»Who shall tend thy nuptial bower
„Who thy nuptial couch shall spread?“
„Silent, cold and small our bower,
„Form'd of planks our nuptial bed.
„Yet for me, for thee there 's space —
„Lightly on the courser bound,
„Deck'd is now our bridal place,
„Guests expecting wait around.“

Spencer.

Thus did the demons of despair
Her wildered sense to madness strain,
Thus did her impious clamours dare
Eternal wisdom to arraign.
She beat her breast, her hands she wrung,
Till westward sunk the car of light,
And countless stars in air were hung
To gem the matron weeds of night.

Hark! with high tread and prancings proud,
A warhorse shakes the rattling gate:
Clattering his clanking armour loud,
Alights a horseman at the grate:
And hark! the door bell gently rings,
What sounds are those we faintly hear?
The night breeze in low murmur brings
These words to Leonora's ear.

»Holla, Holla, my Life, my Love,
Does Leonora watch or sleep?
Still does her heart my vows approve?
Does Leonora smile or weep?«
»Oh Wilhelm, thou? these eyes for thee
Fever'd with tearful vigils burn,
Aye fear, and woe; have dwelt with me,
Oh why so late thy wish'd return?«

»At dead of night alone we ride,
From Prague's far distant field I come;
'Twas late ere I could gin bestride
This coal black barb, to bear thee home.«
»Oh rest thee first, my Wilhelm, here!
Bleak roars the blast through vale and grove;
Oh come, thy war-worn limbs to chear
On the soft couch of joy and love!«

»Let the bleak blast, my child, roar on,
Let it roar on; we dare not stay;
My fierce steed maddens to be gone,
My spurs are set; away, away,
Mount by thy true love's guardian side;
We should ere this full far have sped;
Five hundred destin'd miles we ride
This night, to reach our nuptial bed.«

»Our nuptial bed; this night so dark,
So late, five hundred miles to roam?
Yet sounds the bell, which struck, to mark
That in one hour would midnight come.«
»See there, see here, the moon shines clear,
We and the dead ride fast away;
I gage, though long our way and drear,
We reach our nuptial bed to day.«

»Say,

„Say, where the bed and bridal hall?
What guests our blissfull union greet?“
„Low lies the bed, still, cold and small;
Six dark boards, and one milkwhite sheet.“
„Hast room for me?“ „Room, room enow;“
„Come, mount; strange hands our feast prepare;
To grace the solemn rite, e'en now.
No common bridesmen wait us there.“

Lose was her zone, her breast unveil'd
All wild her shadowy tresses hung;
O'er fear confiding love prevail'd,
As lightly on the barb she sprung.
Like wind the bounding courser flies,
Earth shakes his thundering hoofs beneath;
Dust, stones and sparks, in whirlwind rise,
And horse and horseman pant for breath.

Remarkable Ruins and Romantic Prospects of North Britain. By the Rev. Charles Cordiner of Banff. The Engravings by Peter Mazell. 2 Vols. 4to. 5 l. 55 Taylor. Holvotn. 1795. Dieß kostbare Werk enthält vier große Abschnitte. Der 1ste: Merkwürdige Ruinen und alte Gebäude von Gothischen Kirchen, Abteyen, Kathedralkirchen, alten Schlössern u. s. w. Der 2te: Romantische An- und Aussichten, haupt-

hauptsächlich nach den Seeküsten, Wasserfälle u. d. gl. Der 3te: Alte Schottische Denkmäler ꝛc. Der 4te ist der Naturgeschichte gewidmet, wo hauptsächlich seltne Seepflanzen, Gewürme, Polypen u. s. w. beschrieben und abgebildet werden.

Nachricht.

Von dem sehr interessanten Werke:

An historical Surrey of the French Colony in the Island of S. Domingo etc. By *Bryan Edward* Esq. London 1797.

erscheint im kurzen eine deutsche Uebersetzung im Verlage der Dykischen Buchhandlung zu Leipzig.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Stück.

Neue
Verlagsbücher der Dykischen Buchhandlung
zu Leipzig in der Ostermesse 1797.

Adolph, oder Resultate der allerschmerzlichsten Erfahrung. Aus dem Französischen des Hrn. Mounier. Nebst einer Schilderung der Philosophen und Politiker Frankreichs, und einer Prüfung seiner Pentarchischen Verfassung, wie auch des Zustandes und endlichen Schicksals seiner Colonien, 8. 1 Thlr. 4 gr

Physisch-chemische Untersuchung der warmen Mineral-Quellen zu Teplitz und jener zu Schönau; von D. W. C. Ambrozi. gr. 8. Mit drey Prospekten. Auf Schreibepapier 2 Thlr.
Druckpapier 1 Thlr. 12 gr.

Bemerkungen über die Religionsfreyheit der Ausländer im Rußischen Reiche, in Rücksicht auf ihre verschiedenen Gemeinen, ihre kirchlichen Einrichtungen, ihre Gebräuche und ihre Rechte, von Joach. Christ. Grot, Prediger an der St. Katharinenkirche zu Petersburg, 1ster Band, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.
Der zweyte und letzte Band erscheint zu Michaelis.

Bey-

Beytrag zum Nachdenken über wichtige Vorfälle unsers Zeitalters, in einigen Religionsvorträgen; nebst einer Vorrede über die Frage: ob man bürgerliche Vorfälle auf die Kanzel bringen dürfe? von J. C. Grot, gr. 8. 9 gr.

Briefe über die mahlerische Perspektive von Horstig. Mit 32 Kupfertafeln, gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Polens Ende; historisch, statistisch und geographisch beschrieben von einigen Freunden, unter dem Namen Sirisa. Mit vier Kupfern und einer Landcharte, gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Die Landcharte einzeln, auf der man die verschiedenen Theilungen angegeben findet, von einem Preußischen Ingenieur berichtiget 16 gr.

R. Sullivans Uebersicht der Natur, in Briefen an einen Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Hrn. Doctor und Prof. Hebenstreit in Leipzig, 3r Bd. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

(Der 4te und letzte erscheint noch in diesem Jahre.)

Exercitationes criticae in Scriptores veteres, auctore *Fr. Jacobs*. Tomus II. 8 maj. auf Schreibepapier 1 Thlr.

Druckpapier 18 gr.

Auch unter dem Titel:

Friderici Jacobs Animadversiones criticae in Callistrati Statuas et Philostratorum Imagines. Accedit Descriptio nondum edita anaglyphorum in templo Apolloniadis.

Neben-Theater von J. G. Dyk, 7ter Band, 8. 1 Thlr.

Die

Die darin befindlichen Stücke einzeln:

Aly Bey, Sultan von Aegypten; Trauerspiel in 5 Acten 10 gr.

Die getäuschte Wittwe; oder die Sympathie; Lustspiel in 3 Acten 8 gr.

Omar; oder das Ehegesetz der Tatarn; Schauspiel in 3 Acten 8 gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte, 17ten Band. 2s St. gr. 8. (Wird zu Johannis fertig.) 9 gr.

Ueber des Herrn Grafen Fr. Leop. zu Stollberg Uebersetzung auserlesener Gespräche Platon's von Karl Morgenstern, gr. 8. 5 gr.

Prüfung der Wittingischen Tabelle über die ehehinderlichen Verwandschaften; nebst einer Tabelle zur Uebersicht der Eheverbote in Chursachsen, von Gottl. Schlegel, gr. 8. 3 gr.

Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen, 8 3 gr.

Europäische Regenten-Tabelle, nach der Hofrechtlichen und Staats-Ceremonial-Rangordnung. Auf das Jahr 1797. Fol. 1 gr.

Essai sur la vie de Thomas Wentworth, Comte de Strafford, principal Ministre d'Angleterre, et Lord-Lieutnant d'Irlande, sous le regne de Charles I. Ainsi que sur l'Histoire générale d'Angleterre, d'Ecosse et d'Irlande à cette époque, par le Comte de *Lally-Tolendal*, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Cette édition est accompagné d'un précis du Plaidoyer de M. *Lally* pour Louis XVI.

Cette

Recueil des Morceaux détachés par Mad. la Bne. *Stael* de Holstein, née *Necker*, 8. 18 gr.

Unter der Presse:

Kapua's Abfall und Strafe von A. G. Meißner, auf Velin- und auf ordinär Schreibep.

Spallanzani Reisen, 5r Theil. Aus dem Ital.

Platons Leben von Karl Morgenstern. (Wird zu Johannis fertig und ohngefähr 12 gr. kosten.)

Verfolgung der christlichen Religion und ihrer Diener durch die Barbaren des achtzehnten Jahrhunderts, dargestellt von Joh. Franz Labarpe. Aus dem Franz. gr. 8.

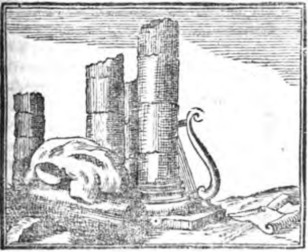
Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, 5ten Band. 2tes Stück, gr. 8.

Apell
[p 184]

IOH. DAV. SCHUBERT.

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Sechzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung, 1797.

Digitized by Google

I.

Ueber Zeit, Absicht und Folgen der Berufung des Epimenides nach Athen †).

Unter allen den gepriesenen Eigenschaften und Wundergaben, welchen Epimenides den ausgebreiteten Ruf einer göttlichen Weisheit und Heiligkeit verdankte und die in seinem Zeitalter ein Gegenstand allgemeiner Bewundrung waren, schien doch das Talent, das man ihm beymaß, durch gewisse religiöse Gebräuche den Zorn der beleidigten Götter zu versöhnen und die Menschen von Verbrechen zu reinigen, bey weitem das wichtigste und hervorstechendste zu seyn. Ganze Städte suchten daher wetteifernd das Glück, bey öffentlichen Calamitäten, durch die geweihten Hände des berühmten Wahrsagers aus Kreta gereiniget zu werden, *)

†) Bruchstück einer größern historisch-kritischen Abhandlung über Zeitalter, Geist und Schicksale des Epimenides aus Kreta.

*) Pausanias I. 14. T. I. p. 52. ed. Fac.

und namentlich wird die Insel Delos genannt, wo er, bey einer uns unbekannten Veranlassung, eine öffentliche Reinigung verrichten mußte *).

Der Ruhm seiner Weisheit und Wunderthaten blieb auch Athen nicht lange verborgen, und es zeigte sich in der damaligen, durch die Cylonische Verschwörung ungemein zerrütteten Lage des Staates bald eine Gelegenheit, wobey die Athenienser einen Beweis des Vertrauens ablegen konnten, welches auch sie in seine außerordentlichen Talente setzten. Epimenides Berufung nach Athen macht einen zu wichtigen Umstand seines Lebens aus, als daß eine genauere Darlegung der Sache zweckwidrig scheinen dürfte, da diese Begebenheit eines Theils eine sichere Bestimmung seines Zeitalters, andern Theils einen richtigen Maaßstab für die ganze Wundergeschichte des kretischen Heiligen an die Hand giebt. Denn hätte er nicht für die Athenienser ein näheres Interesse dadurch erhalten, daß er in einem, für ihre Staatsverfassung und ihre Ruhe überhaupt entscheidenden Zeitpunkte eine bedeutende Rolle spielte: so würde seine, mit Abenteuern durchwebte Geschichte schwerlich zu der Celebrität haben gelangen können, die sie doch im ganzen Alterthume gewann. Es schien ein Tribut der Dankbarkeit zu seyn, welchen das geistreichste Volk

*) Plutarch Sept. Sap. Conv. c. 14. T. VIII. p. 34. ed. Hutt.

Volk der alten Welt dem Manne entrichtete, dem es in mancherley Betrachtung verpflichtet war, daß es den Namen seines Wohlthäters auf alle Weise zu verherrlichen suchte, und eine natürliche Folge der Bewunderung, die es ihm zollte, daß es seine Eigenschaften und Thaten mit unmäßigem Lobe überhäufte. Ueberhaupt ist es als eine Eigenheit in dem Charakter der Athenienser zu bemerken, daß sie sich eben so geneigt zeigten, unbedingt zu loben als zu tadeln, und daß sie, einmal für eine Sache oder Person gewonnen, nicht minder ausschweifend waren, sie zu erheben, als sie, gegen dieselbe eingenommen, keine Grenzen kannten, sie herabzusetzen und zu verunglimpfen: ein Zug der Parteylichkeit, der die Quelle mancher einseitiger Urtheile und Ungerechtigkeiten in der Geschichte geworden ist und in vielen Fällen der historischen Kritik zum Führer dienen muß. *) Beym Epimenides ist sein Einfluß sichtbar genug. Kreta und Athen, die vornehmsten Schauplätze seiner Wunder-

*) Wie mancher Name ist auf diese Art zu unverdienter Ehre gelangt, oder ungerechter Weise mit Schmach und nachtheiligen Gerüchten beladen worden! Man denke nur an Phalaris und die Böotier, deren Sache gegen den unverdienten Spott und die muthwilligen Verunglimpfungen ihrer Nachbaren, der Athener, einer unsrer belesensten und scharfsinnigsten Gelehrten neulich noch mit der ihm eigenen Gewandtheit geführt hat: Attisch. Mus. I. B. 2. Heft S. 341 u. ff.

derthätigkeit, jenes eben so stark im Glauben als dieses im Bewundern und Lobpreisen — was liessen sie nicht für seinen Ruhm erwarten; aber wie zweifelhaft machen sie auch alle die großsprecherischen Gerüchte, die von ihnen ausgingen! — Ein beyläufiger, aber nicht der geringste Vortheil, den die nähere Beleuchtung jener Begebenheit verspricht, entsteht daher, daß sie, durch die nahen Berührungspunkte mit der bald darauf erfolgten Solonischen Gesetzgebung, manche unverächtliche und nicht sehr gemeine Aufschlüsse über die Vorbereitungen zu derselben veranlaßt und hie und da die ersten Keime zeigt, aus denen verschiedene Einrichtungen und Verordnungen Solons, und gerade diejenigen, die auf Humanität und Sittenmilderung am meisten wirkten, hervorsproßten.

Um uns über die Absicht und Veranlassung zu der Berufung des Epimenides nach Athen Licht zu schaffen, müssen wir die Geschichte der Athenienser zu Rathe ziehen; und so möchte die Verbindung, in welcher jene Begebenheit mit der vorhergehenden Geschichte von Athen stehet, eine kleine Abschweifung verzeihlich machen.

Ehe Solons Gesetze dem Athenienischen Staate eine feste Organisation gaben, war er beynahe unausgesetzt, durch mehrere Jahrhunderte hindurch, das Bild einer durch Gesetzlosigkeit und gefährliche Parteysucht zerrütteten Masse. Mit der Einführung der Archonten hatten die Gesetze der vorigen Zeiten nicht die mindeste Veränderung erlit-

litten, und Athen befand sich in gleichem Falle mit Rom nach Vertauschung der Königswürde mit dem Consulate: die Klasse der Adelichen (εὐπατρίδαι) und Reichen (εὔποροι) wußte sich im Staate den größten Einfluß zu verschaffen, und durch ihre Anmaßung ward Athen im Grunde Aristokratie. Selbst die, nach gewaltsamen Volksbewegungen, erfolgten Veränderungen des Archontates konnten nicht verhindern, daß der Zwiespalt über die Regierungsform und die Unzufriedenheit der ärmern Volksklassen mit der oligarchischen Gewalt der Reichen hartnäckige Factionen im Innern des Staates erzeugte. Auch Drako's Gesetze (Olymp. 39. 1. 624. v. Chr.) konnten, da sie an der Regierungsform selbst nichts änderten, den Folgen dieser Erbitterung der Parteyen gegen einander so wenig Einhalt thun, daß vielmehr die an Grausamkeit grenzende Strenge derselben den Unmuth und das Murren des Volkes noch um vieles vermehrte. Da die Reichen nicht abließen, die Armen zu unterdrücken und die härtesten Gewaltthätigkeiten gegen sie zu verüben; so wurde die Unzufriedenheit mit der Regierung, die diesen Druck der Armen, unter dem Vorwande der rechtlichen Strenge, schützte, und der Wunsch nach einer Umänderung derselben endlich allgemeine Stimmung. Aber über die Art dieser höchst nöthigen und unvermeidlichen Reform waren die Einwohner von Attika wieder unter sich in drey einander entgegen arbeitende Parteyen getheilt, nach den drey Distrikten des attischen Gebietes, **Diakria**, **Pe**-

dion und Paralia. Die Bewohner der gebirgigten, gegen Norden liegenden Gegenden, (Diakria) als der ärmere Theil, drangen auf eine demokratische Verfassung; die Bewohner der Landschaft von Athen, (Pedion) als die reichsten Grundeigenthümer und Capitalisten, forderten eine Aristokratie, und die Inhaber der Seeküste oder des ganzen südlichen Winkels von Attika, (Paralia) die sich fast einzig mit Fischerey und Schiffahrt beschäftigten, wünschten eine gemischte Regierungsform und erhielten die beyden ersten Parteyen im Gleichgewichte *).

Dieser verwirrende Kampf der Factionen dauerte so lange fort, bis die sich daraus entspinnenden Cylonischen Unruhen, unter dem Archon Megakles, Olymp. 45. 1. 612. v. Chr. den endlichen Ausschlag gaben. **) Cylon, der Catilina Athens, ein reicher Bürger und von altem Adel, machte, im Uebermuthe über sein Ansehn und seine Siege in den Olympischen Spielen, Anschläge auf die Beherrschung Athens, und bemächtigte sich, zur Zeit

*) Beweisstellen: Herodot I. 59. Plutarch Solon c. XIII. p. 212. T. I. ed. Hutt. Aristoteles Polit. II. 12. Vergl. Meursius Pisistrat. c. III. und Solon c. X.

**) Man sehe die Hauptstellen über das ἄγος Κυλώνειον beym Herodot V. 71. Thucydides I. 126. Plutarch Sol. c. XII. p. 209. u. f. und vergl. Larcher Histoire d' Herodote traduite du Grec, T. IV. p. 297 u. ff.

Zeit der Feyer der Olympischen Spiele, mit Beyhülfe seines Schwiegervaters, des Tyrannen Theagenes von Megara, *) und einer zahlreichen Partey in seiner Vaterstadt, ohne Widerstand der Akropolis. Die traurigen Folgen dieser tyrannischen Ermächtigung sind bekannt. Die Athenienser strömten aus allen Distrikten herbey und belagerten den Feind des Staates in ihrer Burg, überließen aber bald, als die verzögerte Belagerung ihre Geduld ermüdete, die fernern Verfügungen der Willkühr der Archonten, welche nun auch in kurzem Cylon mit seinem Anhange dergestalt in die Enge trieben, daß er und sein Bruder die Flucht zu ergreifen sich genöthiget sahen. Den zurückgelassenen Anhängern blieb jetzt nichts weiter übrig, als ein Rettungsmittel zu wählen, welches die Religion der Griechen, von uralten Zeiten her, allen Verbrechern gewährte, — sie flüchteten zu dem Altare der Minerva Polias auf der Akropolis und begaben sich somit in den Schutz der Göttinn. Von nun an waren sie als Schutzflehende (ἱκεται) zu betrachten, und es durfte ihnen, als solchen, kein Leid wiederfahren. Megakles, der zeitige Archon und seine Mitarchonten, beredeten sie, unter dem Versprechen völliger Sicherheit, sich vor Gericht zu stellen, und erlaubten ihnen, um sich des Schu-

*) Daß Cylon mit der Tochter des Tyrannen Theagenes vermählt gewesen, bestätigt auch Pausanias I. 28. T. I. p. 106. ed. Fac. und 40. p. 152.

Schutzes der Göttinn desto mehr zu vergewissern, ein Band an ihre Bildsäule anzuknüpfen und mit diesem in den Händen den Tempel zu verlassen. Als aber im Vorbeygehn bey dem Tempel der Eumeniden unglücklicher Weise das Band zerriß, ließen nun die Archonten sie gewaltsam in Verhaft nehmen, unter dem Vorwande, daß ihnen die Gottheit selbst den fernern Schutz entzogen habe. Auch derer, die noch Zeit gefunden hatten an den Altären der Eumeniden Schutz zu suchen, schonte jetzt die Wuth des empörten Volkes nicht, und ein großer Theil dieser Unglücklichen ward umgebracht. Der Augenblick der aufwallenden Rache war vorüber, und indem man, bey ruhiger Ueberlegung der unseligen Folgen dieser ruchlosen That, die Untreue und Gottlosigkeit der Sieger verwünschte, die den Fluch und die Rache der Götter auf sich und den ganzen Staat geladen hatten, begünstigte man immer mehr Cylons gekränkte Partey, die nun im beständigen Aufruhr gegen die verruchte Partey des Megakles war. Als unter solchen Umständen die Verwirrung auf das höchste gestiegen war, wurden, auf Solons Vermittelung, alle diejenigen, welche auf eine so unerhörte Art den Zorn der Götter gereizt hatten, aus dem Lande verwiesen: sogar die Gebeine der bereits Verstorbenen wurden aus der Erde ausgegraben und über die Grenze des attischen Gebietes gebracht *).

Aber

*) Ein Landesgebrauch der Athenienser, dessen die Geschichte bey mehrern Veranlassungen gedenkt.

So

Aber noch waren die Götter nicht besänftiget, und ganz Athen zitterte vor den Folgen ihres Zorns. Es brach eine Pest aus, und die Megarenser entrissen den Atheniensern den Hafen Nisäa und Salamin. Mehrere zufällige Erscheinungen und schreckliche Zeichen vergrößerten die Bestürzung des Volkes. Die Wahrsager und das delphische Orakel *) erklärten, die Athenienser stünden wegen großer Verbrechen, deren sie sich schuldig gemacht, unter dem Fluche; (ἄγος, wovon sie ἐναγέες hießen) nur durch eine feyerliche Reinigung der Stadt wäre es möglich die Götter zu versöhnen.

In einer so bedrängten Lage glaubte der Staat seine Zuflucht zum Epimenides nehmen zu müssen, dem Manne, zu welchem man allein das Vertrauen hegte, er werde im Stande seyn, die fernern Strafgerichte des erzürnten Himmels von dem Staate abzuwenden. Zu dieser Absicht ward Nicias, Niceratus Sohn, mit einem Schiffe nach Kre-

So verfuhr man z. B., zur Zeit des peloponnesischen Krieges, mit den Gebeinen des ermordeten Phrynichus, nachdem er, noch nach dem Tode, der Landesverrätherey überwiesen worden war. S. Lykurg adv. Leocr. c. XXX. Mehrere Fälle sind gesammelt zum Aelian V. H. IV. 7. Vergl. Wyttenbach zu Plutarch de Ser. N. Vind. p. 16.

*) Diogenes Laert. I. 10. §. 3.

Kreta abgeschickt, und Athen hatte die Freude, den weltberühmten Epimenides im Anfange der 46sten Olympiade wirklich in seinen Mauern zu sehen.

Zwar weichen die Berichte der Schriftsteller in Betreff dieses Zeitbunktes eben so sehr, als die Meynungen neuerer Zeitrechner von einander ab. Suidas setzt die Zeit der Ankunft des Epimenides in die 44ste, Diogenes Laertius in die 46ste, oder nach einer andern Lesart 47ste Olympiade, und Eusebius ins zweyte Jahr der 47sten. *) Die Cylonischen Unruhen fallen nämlich, nach der wahrscheinlichsten Berechnung, in Olymp. 45. 1. Auf diese erfolgte ein Zeitraum der Verwirrung und Unordnung im Staate; dadurch ward die Berufung des Epimenides veranlaßt, und hierauf erst nahm Athen, in dem Jahre, als Solon Archon war, Olymp. 46. 3. die neue Solonische Constitution an. **) Hieraus erhellt deutlich genug, daß Suidas die Zeit der Ankunft des Epimenides zu früh und Eusebius sie zu spät ansetzt: ***) denn

*) S. Meursius Sol. c. IX. p. 30. Voß de Hist. Graec. IV. 1. p. 431.

**) Sigonius de Athen. tempor. p. 568. ed. Frf.

***) Wofern die Olympiadenzahlen nicht verschrieben sind, so müssen diese beyden Schriftsteller nothwendiger Weise auch das Jahr des Solonischen Archontates anders angesetzt haben; wenigstens mußte es Eusebius eine Olympiade weiter hinausrücken. Mithin folgten sie beyde wahrscheinlich einer abweichenden Olympiadenrechnung.

denn da dieselbe, der Geschichte zufolge, in die Zwischenzeit der Cylonischen Unruhen und des Solonischen Archontates fällt: so kann nur die Angabe des **Diogenes** gültig seyn, der den Epimenides in der 46sten Olympiade (im ersten Jahre derselben 596. v. Chr.) nach Athen kommen läßt. Eine frühere Zeitrechnung der Cylonischen Unruhen Olymp. 41. 3. scheint dem **Meursius** Veranlassung gewesen zu seyn, den Epimenides mit **Suidas** früher, in der 44sten Olympiade, nach Athen zu berufen; und allerdings ließe es sich sehr wohl denken, daß ein solcher Zeitraum mit den nach seiner Abreise von neuem ausbrechenden Unruhen und den, ohne Zweifel beträchtlichen Zeitaufwand erfordernden Anstalten zu der neuen Staatseinrichtung leicht ausgefüllt werden konnte.

Doch diese Verschiedenheiten sind nur gering gegen die Verwirrung, in welche uns eine höchst befremdende Nachricht des **Plato** versetzt. Plato nämlich läßt in den Gesetzen *) den Klinias aus Kreta von seinem Landsmanne Epimenides sagen: Er sey zehen Jahre vor dem Persischen Kriege (πρὸ τῶν Περσικῶν δέκα ἔτεσι πρότερον) nach Athen gekommen, und habe den Atheniensern, welche damals schon einen Einfall der Perser befürchteten, vorhergesagt: sie würden erst nach einer Zeit von

*) Plato de Legg. l. I. p. 41. Tom. VIII. ed. Bip. Man vergleiche damit Clemens Alexandr. Stromat. VI. p. 268.

von zehen Jahren ins attische Gebiet einfallen, aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Dieß wäre also das Jahr Olymp. 70. 1. Um einer so einleuchtenden Ungereimtheit auszuweichen, verstand Aldobrandin, einer der Ausleger des Diogenes, und mit ihm Chaufepie, *) die Worte des Plato von dem Feldzuge der Perser nach Lydien. Olymp. 43. 2. nahm Cyrus Sardes ein, also zehen Jahre vorher, ehe Epimenides nach Athen berufen ward: ein Nothbehelf, der dem Sinne und Zusammenhange der Stelle so offenbar zuwiderläuft, daß es unnöthig ist, sich bey Widerlegung desselben auch nur einen Augenblick zu verweilen. Auch haben zwey der größten Kritiker, Bentley und Hemsterhuys, **) schon genugthuend bewiesen: daß Plato kein anderes Factum, als den Feldzug des Mardonius nach Attila und das Treffen bey Marathon, welches bekannter Maßen Olymp. 72. 3. vorfiel, könne im Sinne gehabt haben, und daß folglich, seiner Meynung nach, Epimenides im ersten Jahre der 70sten Olympiade in Athen angekommen sey. Es kann hier von keiner Wichtigkeit seyn, alle die Versuche, welche die Kritik gemacht hat, um diesen Widerspruch mit der Geschichte zu vereinbaren, anzuführen und zu prüfen: ein großer Theil derselben ist selbst von jeder Art histori-

schen

*) Nouv. Diction. historique crit. T. II. p. 42.

**) Jener in Responf. ad Boyl. Opusc. crit. p. 182. Dieser zu Lucians Timon §. 6. T. I. p. 111. der Reiz. Ausg.

schen Beweises entblößt. Wenn es einmal entschieden ist, was Bentley und Andere schon bemerkten, daß Plato oftmals in seinen Dialogen gegen die Zeitrechnung verstößt; wenn ferner in dem vorliegenden Falle seine Aussage auf keine Weise mit den Zeugnissen aller übrigen Schriftsteller und der Geschichte selbst sich zusammen reimen läßt, ohne geschichtwidrige Vermuthungen mit zu Hülfe zu nehmen: so bleibt, nach dem Allen, nichts weiter übrig, als daß der Philosoph sich auch dießmal eines chronologischen Fehlers, absichtlich oder wider seinen Willen, schuldig gemacht, und auch Herr Meiners *) hat schon beyläufig seine Angabe als einen zuverlässigen Irrthum verworfen. Es sey nun, daß Plato sich geirrt habe, oder daß die Zahl verschrieben sey: so verdient die Sache in keinem Falle daß sie uns weiter beschäftige.

Epimenides nun übertraf bey seiner Anwesenheit in Athen die kühnsten Erwartungen des Volkes, und machte sich in mehr als einem Betrachte auf eine ausgezeichnete Art um den Staat verdient. Sein vornehmstes Geschäft, wodurch er zugleich den Zweck seiner Reise auf das rühmlichste erfüllte, bestand jedoch darin, daß er durch heilige Gebräuche und besondere dazu angeordnete Opfer

*) Geschichte der Wiss. in Griechenl. I. Th. S. 45. Barthelemy hielt es ebenfalls für das wahrscheinlichste, daß Plato sich geirrt habe. Voyage du j. Anach. Tom. I. Note 2. im Anhange.

Opfer die Stadt von dem auf ihr haftenden Fluche befreyte und Gerechtigkeit und Eintracht wieder in ihre Mauern einführte. *) Durch welche Mittel er dieß bewerkstelligte, können wir aus den wenigen Ueberresten von historischen Nachrichten nur mühsam zusammenlesen. So viel sieht man wohl: Bey der Verwirrung der Dinge, die in der damaligen Zeit herrschte, bey den schreckhaften Ahndungen noch größerer Uebel, von welchen das abergläubische Volk erfüllt war, und worin Priester und Wahrsager es zu bestärken wußten, bedurfte es zur allgemeinen Besänftigung weder sehr künstlich ausgedachter Mittel, noch gewaltsamer Veranstaltungen; mit Freuden mußte das Volk dem Friedensbothen entgegen eilen, der ihm die lang erflehte Ruhe und die Versöhnung der erzürnten Götter verkündigte, und je eifriger die Athenienser der Religion ihrer Väter ergeben waren, desto eher gewannen die religiösen Anstalten, welche Epimenides zur Reinigung der Stadt und zur Aussöhnung der beleidigten Götter machte, das unbedingte Vertrauen des unruhigen Volkes. Eine dieser Ceremonieen beschreibt Diogenes Laertius, **) und es ist der Mühe werth, sie mit einiger Aufmerksam-

*) S. Plutarch Sol. c. XII. p. 211.

**) Diogenes Laert. I. 10. §. 3. Eine besondere Schrift von Grabner de Epimenide, Athenarum lustratore, animadversiones antiquariae ad Diog. Laert. lib. I. cap. 10. §. 3. Misen. 1742. habe ich hiebey nicht benutzen können.

samkeit zu betrachten. Epimenides nahm schwarze und weisse Schaafe und trieb sie auf den Areopagus. Hier ließ er sie frey gehen, wohin sie wollten, und befahl den Priestern, die ihnen folgen mußten, ein jedes an der Stelle, wo es sich niederlegen würde, dem Genius des Ortes *) zu opfern. Es ist schwer, mit Gewißheit zu sagen, wie die Idee zu diesem Verfahren entstanden sey. Am wahrscheinlichsten glaube ich jedoch den Grund desselben darin zu suchen, daß, da bisher in der öffentlichen Religion der Athenienser die Verehrung der örtlichen Genien verabsäumt worden war, Epimenides für nöthig fand, durch besonders dazu angeordnete Opfer ihr Wohlwollen zu gewinnen, und daß er gleichsam die Opferthiere sich selbst den Ort wählen ließ, dessen Genius sie geweihet seyn wollten. Diogenes fügt noch eine eigene, sehr merkwürdige Nachricht hinzu. „Von jener Begebenheit, sagt er, findet man noch heutzutage in den Cantons von Attika unbenannte Altäre, **) als Denk-

*) Die Worte des Textes sind: τῷ προσήκοντι θεῷ *deo convenienti*, (nicht wie es die lateinische Uebersetzung giebt, loci eius proximo deo) der dem Orte zukommenden Gottheit, dem Schutzgotte des Ortes, τῷ θεῷ ἐγχωρίῳ. Deutlicher würde es freylich heißen: τῷ προσοικοῦντι θεῷ, deo eius loci accolae.

**) Βωμοὺς ἀνωνύμους. Battiere (Observatt. et emendatt. in Diog. Laert. im Mus. Helv. P. XV. p. 325.) räth allzu voreilig dafür ἰδίους zu lesen und

Denkmähler jener Ceremonie." Eine andere Sage, die er gleichfalls anführt, war: Athen sey durch den

und zeigt dadurch wenig Kenntniß der Sache. θεοὶ ἐνόδιοι (dii viales, compitales) sind zwar bekannt, aber nicht βωμοὶ ἐνόδιοι; und wenn sie es auch wären, so würden sie hieher nicht passen. Βωμοὶ ἀνώνυμοι sind namenlose Altäre, ohne Aufschrift, die keiner namhaften Gottheit, wie die übrigen Altäre mit Aufschriften, sondern den unbenannten Geniis locorum geweihet waren. Sie wurden bey dieser besondern Gelegenheit errichtet und nachher nicht mehr gebraucht. Pausanias I. 1. p. 6. ed. Fac. erwähnt Altäre der unbekannten Götter und Heroen (βωμοὶ θεῶν τε ὀνομαζομένων ἀγνώστων καὶ ἡρώων) im Hafen Phalerus, und sagt bald darauf, von einem derselben, welcher der Altar des Heroen hieß: die Alterthumskundigen in Athen wüßten noch, daß dieser dem Androgeos, Minos Sohn, gewidmet sey; eben so gedenkt er V. 14. T. II. p. 63. unter vielen Götteraltären in Olympia einer Ara der unbekannten Götter. Da offenbar in beyden Fällen Altäre verstanden werden, die in frühern Zeiten einem bestimmten Gotte oder Heroen gewidmet waren, deren Name sich aber nachmals verlohr: so sieht man daraus, sofern Diogenes sich nur genau genug ausgedrückt hat, daß davon die unbenannten Altäre verschieden seyn müssen, die niemals einer bestimmten Gottheit geweiht waren. Beyde hatten keine Aufschriften, allein sie waren von verschiedener Bestimmung. Aber

den freywilligen Tod zweyer Jünglinge, Kratinus und Ktesibius, von der Pest befreyet worden *).

Außerdem errichtete er mehreren Gottheiten Tempel und Altäre, um ihren Zorn dadurch zu versöhnen; und dieß sind die ἱδρύσεις, welche Plutarch unter den von ihm gebrauchten Mitteln nennet. Erstlich erbaute er den Eumeniden, die

Aber hieraus erhellet zugleich, wie schon Heyne bemerkt hat in einer gelehrten Anmerkung zu den Abhandl. und Ausz. der Par. Akad. d. Inschr. I. Band, S. 120. daß diese Fälle zu der Stelle vom Paulus Act. XVII. 23. nicht passen, wo er eine Ara anführt mit der Inschrift: τῷ Θεῷ ἀγνώστῳ, und daß folglich, nach so vielem und meistentheils sehr verworrenem Geschreibe über den Gegenstand, jene antiquarische Schwierigkeit immer noch nicht befriedigend gelöset ist.

*) Es war nämlich eine Art der Lustration, daß man alle die Flüche, womit ein ganzes Volk beschwert war, auf einen oder ein Paar Menschen häufte, und diese entweder tödtete oder aus dem Lande verwies. Es kann seyn, daß E. dieses Mittels sich in Verbindung mit den übrigen bediente. Diogenes, der doch aus den besten Quellen schöpfen konnte, spricht, nach seiner Gewohnheit, von der Sache, deren sonst nirgends erwähnt wird, so obenhin und unbestimmt, daß wir uns nicht recht deutlich denken können, in wiefern der Tod der beyden Jünglinge die Absichten des E. unterstützte.

in Athen unter dem Namen der ehrwürdigen Göttinnen (σεμναὶ θεαὶ) verehrt wurden, einen Tempel, *) auf dem Areopagus, der Akropolis gegenüber, den Pausanias noch zu seiner Zeit sehen konnte. **) Weder an ihren Bildnissen, noch an andern Bildern unterirdischer Gottheiten, welche in dem Tempel aufgestellt waren, war etwas Fürchterliches wahrzunehmen. ***) Ob auch diese schon

*) So berichtet Diogenes I. 10. §. 6. aus dem Werke eines Argivischen Schriftstellers, Lobon von den Dichtern, der einen eigenen Artikel vom Epimenides, in Rücksicht seiner poetischen Werke, hatte, wie ich aus der Vergleichung mit einer Stelle I. 1. §. 8. vermuthe. Sehr richtig bemerkt übrigens Ulpian ad Demosth. Orat. Mid. p. 180. A. daß der Eumenidentempel nicht wegen des Orestes, sondern in Bezug auf die Urtheile über Leben und Tod, in der Nähe des Areopagitischen Gerichtshofes errichtet worden sey, damit, wenn die Richter einen Hauptpunkt des Verbrechens vielleicht übersahen, die Nachgöttinnen ihnen gleichsam Hülfe leisten könnten.

**) Pauſ. I. 28. Vergl. Meursius Areop. c. II. und Lectt. Att. l. IV. c. 1.

***) Aus dieser merkwürdigen Notiz lassen sich zweyerley Begriffe abnehmen: einmahl, daß im Alterthume wirklich Kunstbildungen vorhanden waren; ferner, daß sie nach einem schönen Ideale (als ewige Jungfrauen: in welcher Beziehung sie

schon damals zugleich mit aufgestellt worden sind, wird zwar nirgends gesagt, aber ich glaube es aus Gründen bezweifeln zu müssen. Dagegen waren auf dem Gerichtsplatze des Areopagus zwey unbe-

sie wahrscheinlich in Gesellschaft mit den Grazien zu Megalopolis verehrt wurden, nach dem Pausanias VIII. 34. T. II. p. 456. ed. Fac.) gearbeitet waren. Wäre Lessing früher darauf aufmerksam geworden, so würde seine, auf den Grundsatz: daß die bildende Kunst der Alten nur das Schöne vorgestellt habe (wogegen doch manche gegründete Erinnerung noch zu machen ist und auch von Fr. L. Grafen von Stolberg Reise 2. Th. S. 214. gemacht wird) gebaute Behauptung: daß die Alten nie eine Furie gebildet (Laokoon S. 106 u. f.) wo nicht ganz unterblieben, doch gewiß weniger allgemein ausgedrückt worden seyn. Die Art, wie er sich darüber rechtfertiget im achten Briefe der antiquar. Br. (Sämmtl. Schriften 11. Th. S. 48 u. ff.) läßt nicht undeutlich erkennen, daß er von der Uebereilung, die man ihm nachwies, betroffen war; (Man vergl. Eschenburgs Zusätze) gleichwohl aber setzt der Scharfsinn und die Gewandheit in Erstaunen, womit er seine Ausrede zu decken wußte. Die hölzernen Furien unter Lebensgröße in dem Tempel zu Lerynea (Pausan. VII. 25. T. II. p. 332.) hatten gewiß den Ausdruck der Wuth und des Schreckens, womit man sich die Furien dachte, und ein altes Relief im päbstlichen Museum zu Rom, wovon Hee-

arbeitete Steinmassen *) befindlich, auf welchen der Kläger und der Beklagte zu stehen pflegte: den einen nannte man den Stein der Beleidigung, den andern den Stein der Unverschämtheit. **) Diese weihete Epimenides zu Altären der Hybris und Anai-

Heeren eine so befriedigende Erklärung gegeben hat, in der Bibl. der alten Lit. u. K. 3. Stück. S. 1. u. ff. häuft noch die Beweise gegen die Lessingische Behauptung. Epoche der Kunst und Bestimmung des Kunstwerkes müssen bey der Untersuchung nothwendig unterschieden werden.

*) Der gewöhnliche Text des Pausanias lieset: ἀργυροῦς λίθους. Aber Goldhagen hat doch wohl die richtige Lesart ἀργοὺς λιθ. getroffen. P. gebraucht den nämlichen Ausdruck noch zweymal: I. 37. VII. 22.

**) Paus. a. a. O. τὸν δὲ ὕβρεως, τὸν δὲ ἀναιδείας αὐτοὶ ὀνομάζουσιν. Dem Gegensatze zu Gefallen, wollte Adr. Junius Animadverss. I. c. 3. wie Sylburg ihn anführt, τὸν δὲ ἀνατίας lesen. Cicero de Legg. II. 11. spricht aber ausdrücklich von dem Altar der Contumelia und *Impudentia*, der Stellen aus Clemens Alex. und Suidas, die für dasselbe zeugen, jetzt nicht zu gedenken. Es war zu wünschen, daß der neueste Herausgeber des Pausanias sowohl diese als die vorherige Stelle genauer möchte geprüft und uns sein Urtheil über die zweifelhaften Lesarten, die hier für Sinn und Sache entscheiden, nicht möchte vorenthalten haben.

Anaideia. *) Cicero hat dieses Verfahren getadelt, weil er den Sinn desselben nicht faßte, oder es wenigstens aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtete. Konnte Epimenides wohl eine andere Absicht dabey haben, als diese feindseligen Wesen in Ehren zu halten, um es nicht mit ihnen zu verderben und ihre schädlichen Wirkungen von dem Staate abzuwenden?

Durch diese Verfügungen gelang es dem Epimenides, der Klugheit genug besaß, um die Religiosität des Atheniensischen Volkes zu seinen Ab-

*) Hybris, nicht bloße Dichteridee, ist auch von andersher bekannt und heißt beym Apollodor I. 4. 1. Pans Mutter, so fern die Lesart ihre Richtigkeit hat; man s. Heyne's Not. P. I. p. 42. In dem Orakel beym Herodot VIII. 77. heißt Koros der Sohn der Hybris und beym Pindar Olymp. XIII. 12. — bloße Dichterallegorie. Die in Athen verehrte Anaideia glaubte Winkelmann auf einem alten Basrelief zu finden: Monum. ant. ined. N. 26. Aber so wenig es erweislich ist, daß die fliehende Göttinn mit Flügeln keine andere als Dike oder Asträa sey, so unglaublich ist es, daß die vor ihr knieende Figur mit einem Fruchtkorbe, woraus ein Phallus hervorragt, Anaideia seyn soll. Vermuthlich ist sie nichts als ein schamloses Weib, mit Beziehung auf gewisse weibliche Sacra. Denn wie käme eine Göttinn dazu, der andern Opfer darzubringen?

Absichten zu nutzen, unter dem Vorwande, die Stadt von der Blutrache befreyt und die beleidigten Götter versöhnt zu haben, den unruhigen Bewegungen und den ängstlichen Besorgnissen des empörten Volkes ein Ende zu machen. Aber weit entfernt, es dabey bewenden zu lassen, gebrauchte er noch sein Ansehn dazu, um durch verschiedene Einrichtungen und Veranstaltungen anderer Art für die Civilisirung Athens von wohlthätigem Einflusse zu seyn; *) und dieß ist gerade diejenige Seite der Untersuchung, die, wegen der daraus sich ergebenden Resultate, über die ersten Vorbereitungen zu der wichtigsten Veränderung des Athenienischen Staates, der Gesetzgebung Solons, die meiste Aufmerksamkeit verdient, indem sie zeigt, daß Solon, bey mancher seiner Verordnungen, nur fortzubauen brauchte auf den Grund, den sein Vorgänger früher schon gelegt hatte. Um desto mehr ist es aber zu verwundern, daß diese ersten Keime den Alterthumsforschern, bey der Untersuchung über die Solonischen Gesetze, bisher fast ganz verborgen geblieben waren. Erstlich schränkte Epimenides den übermäßigen Aufwand beym Götterdienste ein, der schon zu jenen Zeiten in dem religiösen Athen überhand genommen hatte. Solon gründete hierauf seine nachherigen Gesetze, worin für die

*) Das folgende ist der Commentar über eine wenig benutzte Stelle Plutarchs Sol. c. XII. p. 211. Hutt.

die jährlichen Opfer und Opfermahlzeiten der Stadt eine gewisse Summe bestimmt, so wie auch der Preiß der Opferthiere festgesetzt wurde. *) Zweytens: Da bisher die Trauer über Verstorbene immer mit den ungebührlichsten Ausschweifungen verbunden waren und die dabey üblichen Gebräuche und Feyerlichkeiten gleich großen Kosten- und Zeitaufwand erforderten: so führte Epimenides eine mäßigere Trauer ein und gestattete nur noch gewisse, bey Beerdigungen zu verrichtende Opfer, wobey jedoch aller Aufwand vermieden werden mußte. **) Solon knüpfte an diese Verfügung sein nachmaliges Gesetz, vermöge dessen die Trauermähler verboten wur-

*) Lysias in Nicomach. T. V. p. 856. und daselbst Markland. Petitus Comm. in Legg. Att. p. 5. In der folgenden Zeit verlohren aber die Solonischen Gesetze auch in diesem Punkte ihre Kraft, und kein Volk in Griechenland konnte sich in Ansehung des religiösen Luxus, der Menge und Pracht der Feste und Opfer mit den Atheniensern vergleichen, bey welchen Superstition und Prachtliebe einander die Hände reichten. Man s. Plato Alcib. II. c. 12. und Xenophon de rep. Ath. c. III. vergl. die Preißschriften über den Luxus von Athen, vornämlich Reitemeiers S. 48. u. f.

**) In der angef. Stelle des Plutarch ist unstreitig θυσίας τινὰς εὐτελεῖς (anstatt εὐθὺς) ἀναμίξας πρὸς τὰ κήδη, nach Reiskens Verbesserung zu lesen.

wurden, welche man vordem mit vielen Kosten anzustellen pflegte, so wie die Gewölbe und Hermen, womit man die Gräber verzierte; ferner erlaubte er kein größeres Monument zu setzen, als was von zehen Menschen innerhalb drey Tagen errichtet werden konnte, *) und untersagte endlich auch bey Beerdigungen einen Stier zu opfern und dem Todten mehr als drey Kleider mit ins Grab zu geben. Dazu kam noch drittens: daß Epimenides den sittlichen Zustand der Weiber verbesserte, indem er gewisse rohe Gewohnheiten und Gebräuche derselben, die aus den Zeiten der Barbarey noch übrig geblieben und als ein Haupthinderniß der Cultur anzusehen waren, abstellte. — Dasjenige, was von Philosophen und Alterthumsforschern, von jenen aber insgemein mit zu wenig Alterthumskunde und von diesen mit zu wenig Philosophie, über die sittliche Lage des weiblichen Geschlechtes und die Ursachen der zurückgebliebenen Bildung desselben unter den Atheniensern (wodurch erst die Aufnahme der feiner gebildeten und geistreichern Hetären in dem richtigen Gesichtspunkte

*) Cicero de Legg. II. 25. Lege sanctum est, Ne quis sepulcrum faceret operosius, quam quod decem homines effecerint triduo; neque id opere tectorio exornari, nec hermas imponi. Die weitere Erläuterung dieser und anderer hieher gehörigen Verbote giebt Petitus Legg. Att. p. 495. u. ff. Vergl. auch Potters Griech. Arch. I. Th. S. 357. der Ramb. Ueb.

punkte erscheint) so oft und auf so vielerley Art gesagt worden ist, *) wirft im Allgemeinen schon ein licht

*) Die neueste Untersuchung dieses so oft besprochenen Gegenstandes von Fr. Schlegel im I. B. der Griechen und Römer, legt es darauf an, beydes, Alterthumskunde und philosophisches Raisonnement zu verbinden, und aus den bald tiefern bald flachern Spuren in den Alten selbst ein getreues Bild griechischer Weiblichkeit abzuleiten. Die Frage: welches waren die abweichenden Eigenthümlichkeiten in der Lage der attischen Frauen? führt auf eine Erklärung derjenigen Gesetze, die auf Einschränkung der Weiber abzielten. S. 313. u. ff. Wenn hierbey als Nebenzweck des Solonischen und als Hauptzweck eines spätern Gesetzes, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe angegeben wird; so möchte man zweifeln, ob dieser Behauptung eine sorgfältige Sichtung der Quellen vorangegangen sey. Das Gesetz des Philippides, welches die Grundlage derselben ausmachen sollte, belegte keinesweges Weiber, „die auf den Straßen Unordnung erregten,“ wie es S. 314. heißt, mit einer Geldbuße von tausend Drachmen, sondern war gegen diejenigen Frauen gerichtet, die in einem unanständigen Aufzuge auf den Straßen sich sehen ließen (κατὰ τὰς ὁδοὺς ἀκοσμούσας). S. Petitus Legg. Att. p. 467. Für die Richtigkeit dieser Erklärung spricht theils der Tadel des Aristoteles, (Polit. IV. 15.) der sonst durchaus nicht treffend seyn würde, theils der Gegensatz: daß Ehe-

licht auf die erwähnten Veranstaltungen zur Verfeinerung der weiblichen Sitten. Deutlicher und bestimmter aber wird die Sache durch die Art, wie Solon die ersten Winke nutzte, um mit Hülfe der gesetzlichen Strenge den Charakter des Weibes zu veredeln und so manche Mißbräuche und grobe Züge der Rohheit zu vertilgen, welche sich aus barbarischen Zeiten noch erhalten hatten. Solon nämlich machte ein Gesetz, worin er das bisher freche und

Ehebrecherinnen nicht im Schmucke der ehrsamen Bürgerinnen erscheinen durften (S. Petit. p. 466.) und eben so die Freudenmädchen, die sich mit gefärbten Kleidern begnügen mußten. In dem frühern Solonischen Gesetze aber ist nicht die mindeste Spur von der Absicht, dem Freyheitsgeiste der Weiber Einhalt zu thun, sichtbar; und was endlich die zur Begründung dieser Meinung angeführten Thatsachen aus Herodot und Aristophanes betrifft, so können sie, wie ähnliche Bewegungen der revolutionären Pariserinnen in unsern Tagen, nichts mehr beweisen, als die dem ganzen Geschlechte natürliche Heftigkeit des Charakters, und die ungestüme Leidenschaftlichkeit der Weiber überhaupt, wenn äußere Anlässe sie reizen. Ueberdieß hat es Hr. Schlegel mit den meisten Commentatoren der Solonischen Gesetze gemein, daß ihm der Einfluß des frühern Epimenides unbemerkt geblieben ist. Doch zur geflissentlichen Prüfung dieser und anderer Punkte wird sich nächstens eine schicklichere Gelegenheit darbieten.

nd sittenlose Betragen der Weiber bey öffentlichen lusgängen, bey Trauerceremonien und Volksfe-ten, strengen Vorschriften unterwarf. *) Wenn ie ausgingen, um Theil an einer öffentlichen Feyer-ichkeit zu nehmen, **) durften sie nicht mehr als drey

*) Beym Plutarch Sol. c. XXI. p. 225. Hutt.

**) Dieß ist ἐξιέναι, wie kurz vorher ἔξοδοι, in publicum prodire. — Die Ausgänge der attischen Damen waren also schon vor Solon mit vielem Gepränge begleitet. Sie pflegten, wenn sie zur Feyer eines Festes, oder im Theater (ich wage es jetzt noch dieß hinzu zu fügen, mit dem besondern Vorbehalte, meine Vermuthung: daß die attischen Frauen zwar nicht bey allen, aber doch bey gewissen dramatischen Vorstellungen zuschauten, und daß die Sitte hierin nicht zu allen Zeiten gleich war, anderswo auszuführen) öffentlich erschienen, sich von Sklavinnen Kleider nachtragen zu lassen, um mit ihrem Anzuge wechseln zu können, auch Mundvorrath in Körben mit sich zu nehmen. Solon machte darin Einschränkungen, die aber der einreißende Luxus in der Folge wieder aufhob und dagegen das so eben angezogene Gesetz des Philippides einführte, worüber ein dazu absichtlich bestellter Magistrat, Γυναικοκόσμοι, (dessen Function von der der Γυναικονόμοι in etwas verschieden war, wie man schon aus Athenäus VI. p. 245. A. u. f. sehen kann) die Aufsicht führte. S. Petitus p. 467. und Reitemeier über den Luxus d. Athen. S. 84.

drey Kleider, nicht mehr als für einen Obol Erfrischungen an Speisen und Getränk, und keinen Korb, der größer war als eine Elle, mit sich nehmen; auch durften sie des Nachts nicht anders als auf einem Wagen, mit vorangehender Leuchte, über die Straßen der Stadt fahren. Solon verbot weiter das Zerfleischen der Wangen und die Klagelieder bey Begräbnissen, so wie das unbändige Geheule, mit welchem die Weiber auch fremden Leichenbegängnissen zu folgen pflegten *).

Zu allen diesen Vorkehrungen, deren einziger Zweck nur der seyn konnte, nicht minder die Rauhheit der weiblichen Sitten zu mildern, als unnöthigen Aufwand zu verhüten, hatte früher schon Epimenides fruchtbare Fingerzeige gegeben. Es brauchte nichts mehr, als daß Solon in Form des

*) Diese natürlich rohen Ausbrüche des Schmerzes und der Betrübnis kennt man aus den alten Dichtern, dem Homer und den Tragikern. Man s. nur Lenz Geschichte d. Weib. S. 89. u. f. — Trauerlieder hatte schon das heroische Zeitalter. So führt Homer Il. 24. 720. bey der Leiche des Hektor ἀοιδοὺς, θρήνων ἐξάρχους an, und die Klageweiber θρηνῳδοὶ γυναῖκες, sind allgemein bekannt. Das Verbot Solons, in Betreff des Zerfleischens der Wangen, wurde auch den Römischen Gesetztafeln einverleibt, mit den Worten: Mulieres genas ne radunto, nach Cicero de Legg. II. 25. Also war die weibliche Heftigkeit nicht in Athen allein zu Hause!

es Gesetzes brachte, was dieser als guten Rath, mit der Sanftheit des Sittenlehrers und des Weisen, zugleich aber auch mit dem Nachdrucke, den ihm der Ruf, ein Götterfreund und Geweihter zu seyn, verlich, vorgetragen und empfohlen hatte. Und so ergiebt sich aus allen dem vollkommen, mit welchem Rechte vom Epimenides gesagt werden konnte, wie wir beym Plutarch lesen: er habe der Solonischen Gesetzgebung vorgearbeitet und ihr den Weg gebahnt.

Die Verehrung, welche Athen seinem Wohlthäter zollte, entsprach ganz dem Enthusiasmus, womit er war erwartet worden, und man erkennt darin leicht den Charakter eines Volkes wieder, das von jeher eine eben so große Lebhaftigkeit der Empfindungen als Religiosität bewiesen hatte. Epimenides ward einmüthig für einen Abgesandten der Götter und den einzigen Retter des Staates erkannt, und bestärkte diese ehrenvolle Meynung von sich theils durch öffentlich abgelegte Prophezeihungen, *) theils durch das Bekenntniß: seine Einsichten

*) Eine derselben über den Hafen Munychia, die beym Plutarch Sol. c. XII. und Diogenes I. 10. §. 11. vorkömmt, ist mir bis jetzt noch dunkel. Als er Munychia lange Zeit stillschweigend betrachtet, äußerte er gegen die Umstehenden: »Wie blind ist doch der Mensch über die Zukunft! Wüßten die Athenienser, welche Leiden die-

ten stammten von den Göttern ab, mit denen er im Traume vertrauten Umgang gepflogen habe. Zu dieser Verehrung gesellte sich ein heißes Gefühl der Dankbarkeit, womit die Athenienser die ihnen geleisteten wichtigen Dienste aufnahmen, und die sie bey seinem Abschiede auf das lebhafteste an den Tag legten. Der ehrwürdige Greis hatte die Freude zu sehen, wie seine Bemühungen mit dem erwünschtesten Erfolge bekrönt wurden, und Friede und Ruhe in die Mauern Athens zurückkehrten; er nahm die feurigsten Seegenswünsche und den Schmerz eines ganzen Volkes bey seiner Trennung mit hinüber in sein Vaterland. Man hatte ihm durch ein Volksdekret ein Talent zur Belohnung seiner Verdienste um den Staat und ein Schiff zur Rückreise nach Kreta bestimmt. Aber der Weise lehnte das erstere ab und begnügte sich mit einem Zweige von dem heiligen Olivenbaum der Minerva und einer Freundschaftsverbindung zwischen seinen Landsleuten, den Knossiern und den Atheniensern, welche diese ihm aus Erkenntlichkeit anbothen *).

Wie

dieser Hafen einst über sie bringen wird: wahrlich sie würden ihn lieber mit den Zähnen zerstören.«

*) Die Belege dazu sind Plutarch Sol. c. XII. und Reip. ger. praec. T. II. p. 820. C. Diogenes I. 10. §. 3. Des freundschaftlichen Vernehmens zwischen Knossus und Athen erwähnt auch Plato de Legg. I. p. 41. T. VIII. ed. Bip. — Der hei-

Wie lange die Athenienser — ein Volk, das eben so bereitwillig war, Eindrücke zu verwischen als sie zu empfangen — sich der Ruhe und Sicherheit erfreuten, welche ihnen durch Epimenides Vermittelung wieder geschenkt worden war, zeigt sich im Verfolge ihrer Geschichte. Epimenides hatte kaum Athen verlassen, so störten neue heftige Ausbrüche der Parteysucht schon wieder die Ruhe des Staates. Der immerwährenden Unruhen endlich müde, überzeugte man sich, spät genug, daß nur eine Totalreform des Staates das lang genährte Uebel von Grund aus zu heilen im Stande sey, — und dieß war die Losung zu der Solonischen Constitution.

II. Jo-

heilige Olivenbaum der Minerva, eine attische Reliquie, ward auf der Akropolis aufbewahrt, als der erste, den die Schutzgöttin der Stadt noch mit eigenen Händen sollte gepflanzt haben. Man hatte die Sage: der heilige Oelbaum sey im Brande der Stadt, zur Zeit des ersten Persischen Krieges, verbrannt, aber noch an eben dem Tage zwey Ellen hoch gewachsen. Pausan. I. 27. Herodot. VIII. 55. und die Ausleger.

Breslau.

C. F. Heinrich.

II.

Johann Neeb, d. Philos. D. und öffentl. ord. Lehrer auf der Universität zu Bonn, über den in verschiedenen Epochen der Wissenschaften allgemein herrschenden Geist, und seinen Einfluß auf dieselben. Frankf. a. Mayn, in der Andreäischen Buchhandlung, 1795. VIII S. Vorr. und 216 Seiten. 8.

Wir finden in jeder Periode der Wissenschaften einen gemeinsamen Geist, der seinen Charakter der ganzen Ideenmasse mittheilte, Das Band der Wissenschaften, das von diesem herrschenden Geiste ausging, schlang sich um mehr, als um die angrenzenden; der Geist der Wissenschaften modificirte selbst den jedesmaligen Ton der Kunst. Die Veränderung des Zustandes einer einzelnen Wissenschaft, z. B. der Philosophie, läßt sich daher sehr unvollkommen und gezwungen aus ihrem vorigen Zustande allein erklären. Geht eine Erschütterung des allgemeinen Geistes vor, so mag ihr voriger Zustand gesund oder krank gewesen seyn: sie

wird

wird mit fortgerissen, und in die Lage gebracht, die dem Zeitgeiste gleichartig ist (S. V.)

Gegenwärtige Schrift hat den Zweck, die Umwandlungen, den Charakter und Einfluß des allgemeinen Geistes, der die verschiedenen Epochen (Perioden) der Wissenschaften charakterisirt, durch geschichtliche Thatsachen darzulegen.

Die Neuheit des Gesichtspunkts, unter welchem hier eine Menge historische Data neben einander gestellt werden; die Reichhaltigkeit von Ideen, die in diesem kleinen Buche zusammen gedrängt sind; die eigenthümliche Darstellungsweise des Verfassers, und der Umstand, daß die Schrift weniger bekannt geworden ist, als sie verdient, — dieß alles bestimmt Rec. eine ausführliche Darlegung des Inhalts der einzelnen Abschnitte mit beyläufigen Bemerkungen und Erinnerungen zu geben. Der Hauptgesichtspunkt des Verfassers, den allgemein herrschenden, gemeinsamen Geist verschiedener Wissenschaften und Künste in den verschiedenen Perioden ihres Ursprungs, ihrer Ausbildung, ihres Verfalls und ihrer Wiederbelebung aufzusuchen, entschuldigt ihn in des Rec. Augen hinlänglich, wenn hier und da, bey Angabe der allgemeinen Berührungspunkte, die Angabe der Abweichungspunkte übergangen seyn sollte. Diese wird man in der Schrift unsers Verfassers, dessen Interesse es war, das Gemeinschaftliche und Aehnliche zusammen zu stellen, nicht suchen, sondern vielmehr aus der allgemeinen Culturgeschichte sich selbst daran erinnern.

Hier und da hat indeß Hr. N. auch selbst auf Abweichungen einzelner Männer von der herrschenden Denkart ihrer Zeit aufmerksam gemacht, und mußte es natürlich, da diese Männer gemeiniglich eben die waren, welche in ihrem Fache Epoche machten, und früher oder später, sobald der Zeitgeist ihrem Genius homolog war, eine gänzliche Revolution in ihrer Wissenschaft bewirkten.

In der **Einleitung** (S. 1—10.) macht der Verf. aufmerksam auf den **architectonischen** Trieb der Vernunft, vermöge dessen wir unsre rhapsodischen Kenntnisse in wissenschaftliche Form vereinigen, und isolirte Wahrheiten unter Systemseinheit bringen. Dieser Gang des Menschen verbreitet Licht über vier merkwürdige Erscheinungen, welche die Geschichte der Wissenschaften uns aufweißt. 1) Sie hat uns beynahe nichts aufgezeichnet, als die Verirrungen des menschlichen Verstandes, die um so ausgebreiteter und dauernder waren, je mehr die scheinbare Form der Wahrheit dem Wahne Zutrauen erworben hatte. „Diese traurige Ansicht erzeugt den wenig tröstlichen Glauben: die menschliche Vernunft habe vor dem thierischen Instinkte den einzigen so theuren Vorzug, **methodisch** und **systematisch** zu irren.“ [Eine offenbar zu stark ausgedrückte, kaum halb wahre Bemerkung.] 2) **Consequente** Denker konnten (vermöge jenes Triebes) mit einer Wärme, die aus der Liebe zur Wahrheit entspringt, Irrsätze behaupten, deren schädliche Folgen man nicht auf Rech-

Rechnung ihres Herzens setzen kann. 3) „läßt sich aus diesem Hange des menschlichen Geistes begreifen, warum er mehreren fragmentarischen Erkenntnissen Einheit der Wissenschaft, mehreren Wissenschaften Einheit des Tones, Kolorits und der Haltung giebt; auch warum es in verschiedenen Epochen der Wissenschaften immer einen allgemeinen herrschenden Zeitgeist gab, der die Denkart der einzeln (der einzelnen) modificirte, aber auch oft selbst von einem mächtigeren Genius eines Mannes, der über sein Zeitalter hervorragte, selbst modificirt wurde; warum Individuen mit ganz originellem Geiste, mit eigner Größe ohne Beyspiel, als wenn, wie ihre Lobredner sagen, die Natur ihre Formen zerbrochen habe, um durch Seltenheit des Abdruckes seinem innern Werthe einen äußeren Preis zu verschaffen, warum selbst solche erhabene Wesen ihre Individualität nicht rein erhalten konnten, ohne Beymischung und fremden Zusatz, aus dem sich der Einfluß des Zeitgeistes erkennen läßt." 4) Erklärt sich daraus die paradoxe Erscheinung, „daß der gute oder der schlimme Einfluß des Zeitgeistes auf die einzeln [einzelnen] Wissenschaften immer im Verhältnisse der Homogenität der einzelen [einzelnen] Wissenschaft auf den Zeitgeist stand."

So viele Verwandlungen der herrschende Geist verschiedener Zeiten durchgegangen ist, so viele Revolutionen haben die Wissenschaften selbst erlitten. Der Verf. nimmt sieben Revolutionen

 an.

an. „Wir benennen, sagt er, (S. 8. f.) den in jeder Epoche [Periode] herrschenden Geist nach dem Charakter, der ihn eigenst auszeichnet, und finden, daß der kindische Geist des **Wunderbaren** sich veredelte in den Geist der hohen **Empfindung**, welcher durch den Geist der kalten **Nachahmung** verdrängt wurde; dieser artete in den Geist der **theosophischen Hyperphysik** aus; dieser in den Geist des **Kleinerlichen** [Kleinlichen] und die **Spitzfindigkeit**. Ueber diesen erhob sich der Geist der **Physik** und des **Calculs**, und dieser zeugte den Geist der **Vernunft** und **Selbständigkeit**."

„In der **ersten** Epoche spielte die Vernunft noch mit den Sinnen am Gängelbande der Phantasie. In der **zweyten** wurde sie freyer, und dachte schon gesetzlich; sie äußerte sich als **Geschmack**. In der **dritten** sah all ihr Thun wie eitel **Gedächtnißwerk** aus; **Nachahmung** erstickte Originalität und Selbstständigkeit. Aus dieser Ohnmacht erhob sie sich in der **vierten**, um zu **faßlen**, [faseln sollte es heißen]; sie wurde eine schwärmerische Seherin, — **Grüblerin** in der **fünften**. — In der **sechsten** zeigte sie sich als **Beobachtungsgeist** mit dem **messenden** Blicke; und erscheint **nun** in ernster Würde als forschender **Tiefsinn** mit der kritischen Wage und dem richtenden Scheidemaß, souverän und gesetzgebend. Sie wagt es, sie selbst zu seyn."

I. Epoche. Erstes Hauptstück. **Vom Geiste des Wunderbaren.** (S. 11—36.) Herrschaft der

der Phantasie bey Kindheit des Verstandes und der Vernunft. Das Wunderbare, das Element, worin die regellose Phantasie lebt und webt. Im Hange zum Wunderbaren, daher Ankündigung des ersten Kunstgefühls im Menschen. Nicht **Wohlgefallen**, welches durch das Schönheitsgefühl bewirkt wird, sondern Schaudern und Staunen mit gemischtem Gefühle, Zweck der Kunst in ihren ersten Epochen. Die Ueberreste derselben sind in Aegypten und Chaldäa zu suchen, unter allen Kunstprodukten aber gehören die Werke der **Baukunst** unter die ältesten. Aegyptische Pyramiden und Obelisken ꝛc. Auch bey den **Bildsäulen** der Aegypter ist der Geschmack am Wunderbaren sichtbar ꝛc. „In dem Sinne und Hange zum Wunderbaren [in dem Sinne für das Wunderbare und dem Hange zu demselben] müssen wir daher die Gründe aufsuchen, warum die Aegypter bey ihren Götterbildungen nicht auf eine der menschlichen analoge, sondern auf eine symbolische Bildung verfielen.“ (S. 21.) Die Nachbildung der gesetzmäßigen Natur ist kein angenehmes Geschäft für die wilde Phantasie. Ihr Flug steigt über die Grenze des Wirklichen. Sie gefällt sich in Bildung von Sphinxen, Centauren, Chimären. Auch die **hängenden, in der Luft schwebenden** Gärten der Semiramis sind Beweise des damals herrschenden Geschmacks ꝛc. Geist des Wunderbaren auch in den ältesten Werken der **Dichtkunst** (z. B. in der Iliade) und in den ältesten Werken der **Beredsamkeit**. (S. 23. heißt es sinnreich: „Homer's

mer's Gedichte kamen auf die Nachwelt, eben weil er nicht für sie sang; er sang für Ohren seiner Zeit, und malte so treu, mit so vielem Leben die menschliche Natur, wie er sie fand.") — In einer Periode, wo man Naturgesetze nicht fodert noch erkennt, ist der Inhalt der Geschichte und die Tradition nothwendig geheimniß- und wunderreich. Da werden z. B. aus Steinen Menschen, dort aus Menschen Steine. Die Leyer baut hier so geschwind Mauern und Städte auf, als dort die Posaune sie umriß ꝛc. „Es ist noch eine Aufgabe für unser alles calculirende Zeitalter, zu bestimmen, ob ehedem der ungelehrte Volksglaube emsiger und glücklicher war, Allegorien zu verwirklichen, oder das Bestreben unsrer gelehrten Exegeten, wundersame Thatsachen in Allegorien zu verwandeln." (S. 26). — In einem solchen Zeitalter strenge, furchterregende Gesetze. Stolz einer Nation auf ihr Alterthum. — Hätte **Prodikus** im Zeitalter des Wunderbaren gelebt, so würde er die Tugend nicht so in ihrer Anmuth, Milde, Herablassung gezeigt haben, wie wir sie in Xenophon's Sokratischen Denkwürdigkeiten finden. — **Licht** und **Finsterniß** bezeichnen in der ältesten Moral die Grundbegriffe des Guten und Bösen; und wurden wegen ihrer Anschaubarkeit auch zu den zwey entgegengesetzten Grundprinzipien der Kosmogenie gemacht. — Die Phantasie **belebte** alles; das war die **Naturlehre**. Die Phantasie mit dem religiösen Gefühl vereinigt, **vergötterte** alles; das war die **Theologie** der **Urwelt**. Bemerkungen über die

letz-

letztere S. 28—32. — Eigentliche Philosophie sucht man in diesem Zeitalter noch vergebens. Was aber von weitem seiner Form nach aussah wie Philosophie, war dem allgemeinen Geiste homolog. Damals mehr Richtung auf das Unerforschliche, als auf das Erkennbare. Die ersten sogenannten Philosophen untersuchten daher lieber den Ursprung der Götter, als wie sie ihr eignes Daseyn veredlen sollten; forschten lieber nach den Prinzipien der Weltbildung, als daß sie die alltäglichen Naturerscheinungen beobachteten ꝛc. Allgemeine Bemerkungen über den bis in die Periode der Cultur hinein fortdauernden Hang zum Wunderbaren (S. 34—36.) — Unter andern heißt es S. 35.: „Wenn der Geist der Physik alles naturalisirt, so wird die öffentliche Meynung glücklicher und schneller, als Scheiterhaufen, die ganze Zauberzunft und Hexensippschaft vernichten. Dafür wird aber sich der hohe und niedrige, gelehrte und ungelehrte Pöbel von Magnetisten, Alchymisten, Martinisten und Kaliostros [Cagliostro's] ihr Gaukelwerk vormachen lassen, und die gnädig und gnädigst ertheilten Privilegien, respektive [zu] betrügen und sich betrügen zu lassen, werden noch lange geltend bleiben. Den Hang zum Wunderbaren in sich zu ersticken, ist eine so schwere Pflicht, als das nil admirari des Weisen. Lord Cherbury bat kniefällig zu Gott, er möge durch ein Wunder sein Buch bestätigen, worin er die Wunder der Bibel bestritt."

Man sieht aus diesem Auszuge die Reichhaltigkeit gleich des ersten Abschnitts.

II. Epoche. Zweytes Hauptstück. **Geist der Empfindung.** (S. 37—82.) „Für das Jünglingsalter der Menschheit paßt ein Genius, den man **weiblichen** Verstand nennen könnte, eine **gebildete** Einbildungskraft, die zart und rein das Regelmäßige, Harmonievolle **fühlt**. Erhöhetes **Schönheitsgefühl** muß der auszeichnende Charakter dieser neuen Epoche seyn. — S. 39—46. Angabe der Ursachen, warum das Schönheitsgefühl sich gerade bey den **Griechen** am ersten und vorzüglichsten entwickelte. Der Verf. will den Gründen, die schon **Winkelmann** in seiner Geschichte der Kunst, und **Hemsterhuys** in dem Briefe über die Bildhauerkunst angeführt haben, die seinigen kurz beyfügen. [Er hätte noch vorzüglich **Herder** im XIII. Buche seiner **Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit** anführen sollen.] Was er nun von der geographischen Lage und dem Klima Griechenlandes; vom Einflusse, den die Regierungsverfassung der Griechischen Staaten und ihre Kriege unter einander auf ihre Bildung hatten; ferner von ihrer Erziehung und deren zwey wichtigen Bestandtheilen, Musik und Gymnastik, S. 39—46. sagt: das alles enthält eben nichts Neues, aber es ist auf eigne Art gut dargestellt, und zeigt deutlich, wie, durch dieses zusammen genommen, der Geist der ästhetischen Empfindung geweckt werden mußte. — S. 48.

S. 48. die Bemerkung: „Selbst die Getheiltheit [dafür wünschte Rec. ein anderes Wort] und politische Schwäche der einzeln [einzelnen] Griechischen Staaten mußte den Geist vom übertriebenen Großen ab, und auf das Schöne und Reizende hinwenden. Einzele [einzelne] Städte waren zu ohnmächtig, in den Werken der Baukunst die Idee des Unermeßlichen bloß durch die Menge des Stoffes zu versinnlichen.“ — Zarte Empfindlichkeit und feines geläutertes Gefühl für das Schöne war bey den Griechen nicht bloß ein Eigenthum der höheren Klasse, sondern selbst beym großen Haufen keine Seltenheit. (S. 49.) Leidenschaft für das Theater rc. Beweise des feinen Schönheitsgefühls der Griechen in Sprache und Ausdruck, Dichtkunst, Beredsamkeit, Geschichte, Musik; in der Bauart, die Jonische und Dorische Säulenordnung (S. 51—53.) — Dann wird (S. 53—59.) gezeigt, wie in dem Maße, als das Schönheitsgefühl bey den Griechen entwickelt und gebildet wurde, auch das moralische Gefühl entwickelt und gebildet werden mußte. — Auch die Religion der Griechen war, dem herrschenden Geiste gemäß, sinnlich schön (S. 59—63) — Der Geist des richtigen Gefühls wirkte mächtig und wohlthätig auf die Gesetzgebung (S. 63—65.) Hier heißt es u. a. S. 64.: „Der Gesetzgeber mochte entweder, wie der strenge Lykurg, die Absicht gehabt haben, den Charakter der Nation nach den Gesetzen zu bilden; oder wie der sanftere Solon, die Gesetze nach dem Geiste der Nation einzurich-

richten, — sie wußten das Geheimniß zu treffen, nicht nur das Privatinteresse mit dem öffentlichen zu identificiren, (dieses Problem war für die Griechischen Staaten nicht so schwer zu lösen) und die Schwäche des Menschen durch die Stärke des Bürgers zu unterstützen; sondern (woran die **Montesquieu's** verzweifeln) die Stärke des Menschen durch das durch bürgerliche Gesetze [das doppelte **durch** war zu vermeiden] geleitete moralische Gefühl nicht zu schwächen, die freyen Handlungen nicht zum Mechanismus zu verwöhnen, und den Menschen dem Bürger nicht aufzuopfern." [Auch nicht in Sparta?] — Wenn man den Verstand des vorigen Zeitalters **kühn** nennen will, so verdient der Verstand dieses Zeitalters den Namen des **schönen** Verstandes. „Die **Philosophie** war daher in diesem Zeitalter mehr ein Kind der von Vernunft geleiteten Phantasie, und der von Phantasie geleiteten Vernunft, als der reinen Vernunft; mehr eine methodische Sammlung warmer Empfindungen, als räsonnirter Wahrheiten. Die Erkenntnisse waren mehr aus dem Dunkel zur Klarheit und Verständlichkeit hervorgefühlt, als zur Deutlichkeit durch Vernunfthandlung erhoben. Selbst in dem Räsonnement ersetzte die Feinheit und der Witz den tiefen Forschgeist. Die Kenntniß war eben nicht von der Oberfläche aufgeschöpft [abgeschöpft], aber auch die tiefe Untersuchung brachte sie nicht leicht über das täuschende Dämmerlicht der Empfindung. Selbst die Lehrart diente mehr zur sanften Ueberredung des Herzens, als

zur

zur kalten Ueberzeugung der Vernunft. Die Sokratische Methode, welche dem Verstande keine Gewalt anthut, sondern die dunkeln Empfindungen des Schülers zum Bewußtseyn des klaren Gedankens aufhellet, und in dem Lehrer nur den aufklärenden Freund ahnden läßt, ist dem Geist der Empfindung eben so eigen und angemessen als die trockne, didaktische, mathematische, dem Geist der Physik und Mathematik in der sechsten Epoche, der sie auch ihre Entstehung und Einführung verdankt. Jene Lehrart war natürlich auch für eine solche Art von Philosophie die schicklichste. Die Philosophie jener Zeit schauete abstrakte Begriffe in der individuellen Zeichnung an, und erkannte geistige Wahrheiten an dem sinnlichen Gewand, in das sie gekleidet waren. Die prüfende Vernunft verwahrte den Verstand vor den Ausschweifungen, nicht vor den Dichtungen der Phantasie, vor ihren abentheuerlichen Schwärmereyen, nicht vor ihren schönen Geburten u. s. w." Als eine natürliche Tochter dieses Geistes, sieht der Verf. die Philosophie Platon's an.

In allen diesen Bemerkungen erscheint gewiß sehr viel Wahres, zumal wenn man sich in den Gesichtspunkt des Verfassers zu stellen nicht vergißt. Er will Belege zu dem allgemein herrschenden Geiste des Zeitalters aufstellen. Man würde meines Bedünkens mehr von ihm fodern, als die Natur der Sache erlaubt, wenn man von ihm verlangen wollte, die allgemeinen charakteristischen

Züge,

Züge, die er angiebt, sollten allenthalben auch im Einzelnen zutreffen. Es werden daher selbst an den Beyspielen, die er als Belege seiner Behauptung anführt, Seiten seyn, die, den Gegenstand aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet, hell ins Auge stralen, wenn anders jener ganz verschiedenartige Seiten hat, wie dieß z. B. bey Platon der Fall ist, der hier vorzüglich von Seiten seiner verschönernden Phantasie betrachtet ist, der aber auch von Seiten seines, Begriffe in ihre letzten Bestandtheile zerlegenden Scharfsinns und seines manche Gegenden der Ideenwelt durchspähenden Tiefsinns, welchem wir manche der wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Philosophie verdanken, hätte betrachtet werden können: was aber freylich außer dem Kreise der Absichten des Verfassers lag. Eben so werden in den verschiedenen Zeitaltern Erscheinungen aufstoßen, die mit dem allgemein herrschenden Zeitgeiste, wie er von Hrn. R. angenommen wird, nicht harmoniren, wie dieß allerdings mit Aristoteles der Fall ist. Aber der Verf. hat meines Bedünkens Recht, wenn er sagt: „Die Natur liebt die Mannichfaltigkeit, und scheint sich in Hervorbringung gewisser Individuen zu gefallen, die, wie Wunder, weder an den Ort, noch in die Zeit passen, wo wir sie finden." Den mächtigen Einfluß, den Aristoteles auf die philosophische Denkart folgender Zeitalter hatte, hatte er wirklich nicht sogleich. „Weder Aristoteles Sprache, noch [seine] Methode, noch der beliebteste Stoff seiner Philosophie war dem Zeitgeiste homolog:

die-

dieser rächte sich auch genug an dieser Abart. Aristoteles Schriften waren vergessen, und vergraben, indessen [indeß] die Schriften des göttlichen Plato in aller Händen waren. Wie lange mußte jener auf den ihm gleichartigen Zeitgeist warten, der ihm die Ehre der Apotheose zudachte." — Alles wahr, so viel ich sehe. Aristoteles ist, wie der Verfasser S. 68. selbst bemerkt, eine Erscheinung, die nicht in die Epoche paßt. — So hebe man, könnte einer sagen, eine neue Epoche mit ihm an. Dieß, antwortet Rec., geschieht in der Geschichte der Philosophie von den besten Bearbeitern derselben auch wirklich. Aber da kann man die Hauptveränderungen der Philosophie auch mit Ueberspringung entlegener Zeiten nach ihrem Zusammenhange betrachten. Allein in einer Schrift, wie diese, die nicht bloß vom Geiste der Philosophie handelt, sondern nach der Zeitfolge den in verschiedenen Perioden allgemein herrschenden Geist der wissenschaftlichen und der Kunst-Bildung betrachtet, ging das nicht wohl an.

Der Verf. zeigt ferner, wie diejenigen Künste und Wissenschaften, die dem Geiste der Empfindung verwandt waren, unter ihm gedeihen, und die höchste Stufe der Cultur erreichen konnten, wie z. B. die Bildhauerkunst, die theatralische Dichtkunst: keinesweges aber die Künste und Wissenschaften, die kälteres Nachdenken erfodern, wie Mathematik, Astronomie, Naturlehre (S. 71—78.) Gelegentlich wird die verschiedenartige

Beschäftigung der Seele bey der mathematischen Construction und der ästhetischen Beurtheilung sehr passend erläutert (S. 72—76.) — S. 78. heißt es: „Archimedes, Euklides und Hippokrates [der Zeitordnung nach sollte die Reihe umgekehrt seyn. Die besten Schriftsteller, wenigstens die Alten, sind sorgfältig in dergleichen], diese scharfsinnigen Beobachter der Natur." Den Euklides kennt Rec. nicht als Naturbeobachter. — Verfall des Griechischen Geistes der Humanität S. 78—82., und Ursachen dieses Verfalls. „Dieser Geist ist zeithero immer herumgeirrt ohne bleibende Stätte; noch nie hat er wieder ein Vaterland gefunden, oder eine Nation, die ihm huldigte. In jedem Zeitalter war er der Genius einzeler [einzelner] Männer, die bey [mit] wärmerem Gefühle und zarter Empfindung, eine Denk- und Seheart verbanden, die den Geist des Plato und sein Zeitalter charakterisiren." — Wenn irgend ein Zeitalter war, wo sich wenigstens ein ähnlicher Geist der Empfindung zeigte: so war es, dünkt Rec., das Zeitalter des Lorenzo de Medici. Ficino aber, im Grunde mehr Freund Neu-Platonischer Schwärmerey, als ächt Platonischer Philosophie, sollte S. 82. wohl nicht unter jene einzelne Männer, die der Verf. vorher charakterisirte, gerechnet werden. Er hatte zwar eine sehr lebhafte Phantasie, aber nicht jenes Zartgefühl des Schönen in ausgezeichneterem Maße, das jene glücklich organisirten, wohlgebornen Männer werth macht, als Griechen zu Perikles Zeit geboren zu seyn, oder,

da

da sie das nicht wurden, von uns als Griechen bewundert und nachgeahmt zu werden. Ueber Ficinco vergl. Roscoe's Lorenz von Medici, übers. von K. Sprengel S. 155. 156.

Bey dem ganzen zweyten Hauptstück des Verf. läßt sich freylich die Erinnerung machen, die bereits ein Recens. dieses Werkes in der N. A. D. Bibl. treffend machte, mit dessen Worten ich sie hersetze: „So gut die Meisterstücke der schönen Künste und der Dichtkunst, welche das schöne Jahrhundert des Perikles hervorbrachte, mit dem Charakter: **Geist der hohen Empfindung**, den der Verf. diesem Jahrhundert beylegt, übereinstimmt: so scheint er doch den ganzen Umfang dieses Geistes bey weitem nicht zu umfassen. Es war nicht nur hohe Empfindung, nicht nur ästhetische Beurtheilungskraft, nicht nur Geschmack, die sich in dieser Periode auszeichneten; sondern auch Verstand, teleologische und praktische Urtheilskraft, gemeine Menschenvernunft und philosophirende Vernunft; jeder seiner Kräfte und seiner Vermögen ward sich der menschliche Geist bewußt, jede derselben von ihm bearbeitet und ausgebildet, und es scheint keine einzige Laufbahn, worin er sich in der Folge mit Vortheil gezeigt hat, ihm damals ganz verschlossen und unbetreten geblieben zu seyn. — Dieß wunderbare Jahrhundert brachte nicht bloß vortrefliche Maler und Bildhauer, Dichter und Redner, nicht nur phantasiereiche Philosophen, einen Plato; sondern auch kalte, commonsense Philosophen, einen Sokrates und

Xenophon; sogar einen eigentlichen, vielleicht den ersten Vernunftphilosophen, den Aristoteles, und endlich auch, was gegen den beygelegten Charakter eines Geistes der hohen Empfindung am meisten abzustechen scheint, im Thucydides den ersten pragmatischen Geschichtschreiber hervor. — Alle diese zum Theil sehr heterogene Erscheinungen möchten uns eher berechtigen, dem in dieser herrlichen Periode herrschenden Allgemeingeiste eine umfassendere Benennung, etwa der **allgemeinen Entwickelung und Bildung** aller Kräfte und Vermögen des Geistes zu ertheilen."

Diese Bemerkungen sind, auch meines Bedünkens, allerdings sehr gegründet. Doch scheint auf der andern Seite wahr, daß unter allen Kräften des Menschen in dieser Periode keine **glücklicher** und **häufiger** geübt sey, als das **Gefühl des Schönen.** Daher mögen die Geistesfrüchte aller andern Art in andern Zeiträumen unter der höher heraufsteigenden Sonne der Vernunft und wissenschaftlichen Ausbildung noch mehr gereift, zu einem noch schönern Wuchse gediehen seyn: die Blumen und Früchte, deren Flor und Reife vom Einflusse des Schönheitssinnes abhängt, sind nirgends in keiner Zeit wieder zu einem so herrlichen Flore, zu einer so einzigen Reife gediehen. Wollte man daher den Geist der Periode der höchsten Griechischen Cultur am treffendsten und umfassendsten mit einigen Worten charakterisiren: so würde es, dünkt mich, nach diesem allen am richtigsten so geschehn: Geist

der allgemeinen Entwickelung und Bildung aller Kräfte und Vermögen des Geistes, vorzüglich aber des Gefühls für das Schöne.

III. Epoche. Drittes Hauptstück. Vom Geiste der Nachahmung. (S. 83—102.) Die Römer, in Künsten und Wissenschaften Nachahmer der Griechen (S. 83—87.) Sie lernten Philosophie von ihnen. Eine strenge Charakteristik der Philosophie bey den Römern S. 90—93. [Wenn S. 92 die Bücher von den Pflichten, Cicero's bestes philosophisches Werk genannt werden: so möchten Andere denselben wohl die Bücher de Finibus noch vorziehen]. — Selbst fremde Religionen nahmen die Römer in die ihrige auf (S. 93.) — Ihre Nachahmung der Griechischen Dichter- und Rednerwerke S. 94—96. Eben so in den bildenden und zeichnenden Künsten, S. 96—99. — Von der Gesetzgebung, Moral und moralischen Cultur bey den Römern nur ganz kurz S. 100. 101. Der Verf. will jene und diese lieber aus lebenden Zeitumständen, als dem Geiste der Nachahmung erklärt haben. — Die Herrschaft des Nachahmungsgeistes konnte nicht immer dauern. „Denn als er, [wie der Verf. sich zu gesucht ausdrückt] zuletzt alle Selbstheit erstickt, alle Seelengröße niedergebeugt, dem Genie seine Schwungfedern abgestutzt, und den ihre Kräfte mißkennenden Ikarussen, den Affen des Genies, wächserne Flügel angesetzt hatte, wodurch denn eben so weinerliche Geschichten entstanden; so mußte

aus dieser Verwilderung ein neuer Geist hervorgehn, der den vorigen verdrängte."

IV. Epoche. Viertes Hauptstück. Vom Geiste der Hyperphysik und Theosophie. (S. 103—134.) Es ist offenbare Uebertreibung, wenn der Verf. S. 103. sagt: „Wir wandelten in der vorletzten Epoche in einem schönen Lande von Menschen bewohnt, kamen darauf in das Reich der Affen, und sind nun in eine traurige Wüste verschlagen, wo nur Gespenster hausen." — Wie? die ganze Periode, welche auf die folgt, worin die Griechen den höchsten Gipfel in den schönen Künsten, und einen hohen in den Wissenschaften erreichten, das Zeitalter der Alexandriner, ferner das ganze Zeitalter der Römischen Bildung mit allen seinen vortreflichen Köpfen, die, obgleich grossentheils Nachahmer der Griechen, doch die Bewunderung der ganzen Folgezeit verdienen, nennt der Verf. so allgemein: das Reich der Affen? Wie weit doch zuweilen die Begierde, etwas Auffallendes in frappanten Bildern zu sagen, selbst einen einsichtsvollen Schriftsteller über die Grenzen der Wahrheit hinausführt! — Was den Inhalt des vierten Hauptstücks betrifft, so giebt der Verf. zuförderst die Umstände an, welche jenen unseligen Geist der vierten Periode herbeyführten (S. 105—109.) Artig sagt er u. a. S. 108.: „Die Philosophie, die Sokrates vom Himmel gerufen hatte, stieg auf den Schultern der Theologie wieder über die Wolken hinauf.

Sie

Sie hatte durchaus nichts Menschliches mehr zum Gegenstande der Untersuchung, und kein Zweck der Humanität schien mehr würdig, darnach zu streben. Wunder der Thaten, Wunder der Erkenntnisse waren ihre Objekte. Die Weltweisheit schwärmte über in Theosophie." Der Geist dieser gab allen Theilen der menschlichen Erkenntniß einen geheimnißvollen Ton, entzog ihnen ihre ursprüngliche Eigenheit, entkleidete sie aller Wirksamkeit auf Humanität, und versetzte ihre Objekte in die geträumte hyperphysische Welt. — Weitere Charakteristik der Philosophie dieses Zeitalters (S. 113—119.) insonderheit der ausgearteten Moral (S. 119—127.), und der meist in Dämonologie ausgearteten Psychologie (S. 127. 128.) Physik und Arzneykunst war in Magie, Astronomie in Astrologie verwandelt (S. 129. 130.) Die Musen flohen diesen Geist (S. 130—132.) Der Verf. schließt seine Schilderung dieser Periode mit einigen allgemeinen Zügen (S. 132—134.) Furchtsamer Aberglaube und vermessener Fanatismus zeigten sich in ihrer größten zerstöhrenden Wuth u. s. w. Am Schlusse sagt Herr Neeb: „Von dieser Zeit an war [die] Philosophie zur Dienstmagd der Theologie erniedrigt. Diese, stolz auf ihren Adel und höhere Abkunft, maßte sich ein herrisches Ansehn über die Freygeborne an. Die Zofe hielt sich dadurch für die widerrechtliche Kränkung schadlos, daß sie sich in die Gunst der alten Matrone, durch Annahme ihrer Lieblingsmeinungen, einzuschmeicheln wußte, und ihr unvermerkt

ihre eigene [n] Gesinnungen einschwazte. Diese glaubte dann, betrogen, bloß ihrem Sinne zu folgen, da sie die Meynungen ihrer Sklavin heiligte." — S. 88. werden entgegen gesetzt der strenge Zeno und der Weltmann Epikur. Aristipp war ein Weltmann; aber auf den indolenten, selbstgenugsamen Epikur paßt dieser Name gar nicht.

V. Epoche. Fünftes Hauptstück. Geist der Spitzfindigkeit (S. 135—156.) Wie der Geist der Spitzfindigkeit und des Kleinlichen [Kleineriichen schreibt der Verf. immer unrichtig] aus dem Geiste der Hyperphysik hervorging, wird S. 135 ff. gezeigt. In dem unendlichen leeren des Hyperphysischen hatte der wieder erweckte Geist der Dialektik freyen Spielraum. Auch bey den Arabern zeigte sich jener Geist. „Eine ungereimte Religion, sagt der Verf. treffend S. 136., weckt außerordentlich den Scharfsinn; die Thorheit des Systems schärft den Witz des Anhängers. Der Kampf zwischen dem Gefühle des Passenden, das durch die Ungereimtheit beleidigt wird, und der Anhänglichkeit des Herzens an die vaterländische angeerbte Religion, nöthigt den Denker auf Mittel zu sinnen, das Gefühl zu befriedigen, ohne ein Verräther des Herzens zu werden u. s. w. Ein Hauptgrund der Spitzfindigkeit war die unumschränkte Herrschaft des Aristoteles. Sein Scharfsinn erzeugte in seinen blinden Nachfolgern Spitzfindigkeit. S. 139 ff. Ueber die

die Ursachen der Herrschaft der Aristotelischen Philosophie gelegentlich einige feine Bemerkungen. — Syllogistik (S. 145 f.), Gothischer Geschmack in der Philosophie (S. 147 f.). Physik, Chemie, Naturgeschichte waren in einem traurigen Zustande (S. 149.) Nur ein **Gerbert** und **Roger Baco** strebten dem Zeitgeist entgegen. — Auch in der **Moral** neue Subtilitäten bey der Zerlegung der menschlichen Triebe, Vervielfachung der Affekte, Ersinnung unendlicher Casus und eben so vieler Todsünden (S. 149. 150.) — Geist des Kleinlichen auch in den Werken der Kunst (S. 150—152.) „So wie, sagt der Verf., das unverständliche Wortgeklümper [Wortgeklimper] und der ganze Subtilitätenkram in allen spekulativen Wissenschaften ein Deckmantel der groben Unwissenheit seyn sollte, so sollten äußere Verzierungen, deren erstes Gesetz Sparsamkeit ist, die Plumpheit der Kunstwerke verbergen. Das ist der Charakter und war der Zweck des Gothischen Geschmackes. Das Erhabene und Schöne in Gebäuden findet man so selten, als Tiefsinn und wahren Witz in der Beredsamkeit und Poesie. So wie man durch unendliche Distinctionen seine Kraft und nicht die Wahrheit offenbaren wollte, so sollte in den Werken der Baukunst die mühsame Arbeit an unendlich kleinen, eckigen, spitzigen Massetheilchen kennbar, und das Kunstwerk über der Kunst vergessen werden. Man verstand nicht, den Zauber der Einheit in die große Mannichfaltigkeit zu bringen.“ — Arabesken S. 152. — In der Poesie Anagrammen, Rei-

me, Wortspiele, Chronostichen ꝛc. Durch den Helden- und Rittergeist erweckt, erhoben sich indeß viele Provenzalen, Troubadours, Minnesänger, Dante ꝛc. über ihr Zeitalter. — In der Malerey sollte der Mangel schöner Zeichnung durch Farbenschmuck ersetzt werden S. 153. — Das Schnörkelhafte erstreckte sich bis auf die Kleidermode. Die bunten, angepuften Kleider verriethen den allgemeinen kindischen Geschmack. — In der Tonkunst macht die Kirchenmusik, insonderheit der erhabne ernste Choral, eine Ausnahme. Bald ward indeß auch die einfache, herzrührende Musik von der gekünstelten, vieltönigen verdrängt. S. 154. [Prudentius, den der Verf. S. 152 anführt, gehört nicht in die fünfte Periode, da er um das Jahr 400 blühte.] — Der Verf. beschließt die Darstellung des Zeitgeists dieser Periode mit einer scharfsinnigen Vergleichung zwischen dem besondern Geiste der Spitzfindigkeit, der in und kurz vor dem Zeitalter der Empfindung (bey den Griechen) einige Männer (z. B. die Eleatischen und Megarischen Philosophen) charakterisirte, und dem allgemeinen Geiste, der dieser fünften Periode eigen ist.

VI. Epoche. Sechstes Hauptstück. Geist der Physik. (S. 157—180.) Das sechzehnte Jahrhundert gab den Wissenschaften einen neuen Schwung. Der menschliche Geist durchbrach endlich die Fesseln. Aber welche Richtung sollte er nehmen? „Nur ein bisher unbewohntes Land (sagt der

der Verf. S. 159.) war übrig, wo jene Herrscherin (die scholastische Theologie) zwar auch ihr Kreuz, als das Signal ihrer Besitznehmung, aufgepflanzt hatte, das sie aber wegen der Entfernung von ihrem Gebiete nicht ruhig und sicher behaupten konnte; das Gebiet der Physik und Mathematik." — Man hatte zwar selbst versucht, die Physik und einige Theile der Mathematik, wie Astronomie, in das Gebiet der Offenbarung zu ziehen, und die streitigen Fragen dem Forum der Bibel zu unterwerfen. Josua sollte das Sonnensystem besser verstehen als Galilei ꝛc. Aber 1) war doch die sogenannte Physica sacra zu eingeschränkt, das große Feld der profanen zu befassen. Die Bibel hatte auf die meisten sogenannten weltlichen Fragen keine Antwort gegeben. 2) Konnte man physische Wahrheiten so handgreiflich machen und durch Versuche dem Augenscheine so nahe bringen, daß alle theologische Spitzfindigkeit an ihnen zu Schanden wurde." — In vorigen Zeiten hatte man durch bloßes Denken so wenig Wahrheit entdeckt, man mußte nun sie zu beobachten suchen. Der Geist der Spitzfindigkeit mußte nun dem Geiste der Beobachtung weichen. Von der wahren Physik aber ist Mathematik unzertrennbar. — Bacon. Des Cartes. Gassendi. (S. 163.) Dieser Geist der Physik zeigt vorzüglich seine Macht durch mannichfaltige Entdeckung physischer Wahrheiten und ihre schnelle Ausbreitung. S. 165. [Der Cardinal Nicolaus Cusanus lebte um 1431. (s. von ihm *Sax.* Onomast. lit. Part. II. p. 415.)

Der Verf. durfte ihn daher nicht, wie er S. 165. thut, ins Mittelalter setzen.] — Alle Wissenschaften mußten nun gewinnen, die mit jenem Geiste in Verbindung und Verwandtschaft stehn, als Mechanik, Optik, Astronomie, Geographie, Medizin, Naturgeschichte, Oekonomie, Chemie rc. selbst Physicotheologie S. 167—169. „Die Natur wurde der List des Menschen unterthänig, und die Wunder der fabelhaften Welt nun wirklich ausgeführt. Tschirnhausen stiehlt wie Prometheus das Sonnenfeuer, und bannt es in einen Brennpunkt. Pilatre de Rozier und Romain erneuerten die Geschichte des Icarus rc. Lavaters Physiognomik. Anwendung der Mathematik selbst auf Dinge, worauf sie keine Anwendung leidet. — „Die Denkart richtete sich nach dem allgemeinen Geiste. In der Epoche der Empfindung wurde alles belebt, in dem Zeitalter der Physik wird alles bewegt. Wie man dort moralische Empfindungen auf die Materie übertrug, so sprechen wir nun mit Hemsterhuys und Dalberg von Attraction des Geistes, von Assimilation der Wesen, und eine Seelenlehre lautet wie Chemie." — In der Seelen- und Tugendlehre ging man bey Anwendung der Physik zu weit. Moralischer und psychologischer Materialismus, Temperamentstugenden rc. (S. 172 f.) — Auf die Künste des Geschmacks war der Einfluß dieses für sie so heterogenen Geistes nicht so nachtheilig, als man hätte denken sollen. Aufleben der bildenden Künste in Italien. Die Perspective und Farbengebung, von ihrer mechanischen

nischen Seite betrachtet, verdankten viel dem herrschenden Geiste. Das Studium der Anatomie ersetzte einiger Maßen den vermißten Anblick gymnastischer Uebungen. Doch auch übertriebner Gebrauch des mathematischen Messens bey der Zeichnung ꝛc. Mißbrauch der Naturkunde, Chemie ꝛc. zu Charlatanerien. — Ist, (fragt der Verfasser doch offenbar zu unbestimmt,) die Ideenmasse grösser und die Gründlichkeit fester, als im Zeitalter der Empfindung und Moral? **Raynal** bejaht die Frage, weil die Philosophie in unserm Zeitalter an der Hand der Physik und Mathematik gegangen, und sie im Zeitalter der Empfindung (bey den Griechen) bloß auf das Moralische des Menschen beschränkt gewesen sey. Allein, wendet Hr. N. dagegen ein, man kann nicht beweisen, daß die physische Seite des Universums mehr Stoff für den Beobachtungsgeist und das Nachdenken darbiete, als die moralische und psychologische des Menschen. Dazu haben wir zu wenig Schriften der Alten übrig, um von ihrer Ideenmasse hinreichend urtheilen zu können. Mittel zur Ausbreitung der Erkenntniß haben wir freylich viel, die den Griechen mangelten, als Buchdruckerkunst, Zeitschriften ꝛc. S. 177. — Den vortheilhaften Einfluß hat das Studium der Physik und Mathematik offenbar auf die Denkart gehabt, daß die Unwissenheit sich nicht mehr durch leeres Wortgepränge das Ansehn des Tiefsinnes geben konnte. — Das reine Denken wurde bey dieser Denkart freylich aufgehalten, aber nur, um in der letzten Epoche sich

mit desto größerm Glücke und mehr Stärke, als je, zu zeigen. — Wenn es S. 170. heißt: „Die natürliche Magie ist durch Weigel und Martius zur Wissenschaft erhoben," so sollte es umgekehrt heißen: durch Martius und Weigel, da jener früher lebte. Uebrigens muß man mit dem Namen von Wissenschaft freygebiger seyn, als man nach des Rec. Ermessen seyn darf, wenn man die Sammlung von Kunststücken allerley Art, die man unter dem Titel natürliche Magie in den Büchern von Martius, Weigel, Funk, Halle, Rosenthal zusammengemischt sieht, mit jenem ehrenvollen Titel benennen will.

VII. Epoche. Siebentes Hauptstück. Geist der Selbstständigkeit. Sapere aude (S. 181—216.) Unter den sich darbietenden Benennungen des Geistes, der aus dem Geiste der Physik und Mathematik hervorging, als: Geist der Philosophie, Geist der Aufklärung, Geist der Cultur, Geist der Kritik, Geist der Vernunft (so wie dem Zeitalter der Griechen Geist der Empfindung zugeschrieben wurde) wählt der Verf. den Namen Geist der Selbstständigkeit, und versteht unter Selbstständigkeit den Zustand der Unabhängigkeit von aller andern, als vernunftmäßigen Nöthigung (S. 182.) Nun glaubt Rec. allerdings: unser Zeitalter ist zwar noch nirgends zur Selbstständigkeit gekommen; aber es strebt dahin, im umfassendsten Sinne des Worts: nach politischer, moralischer und religiöser Unabhängigkeit. In

der

der Philosophie endlich charakterisirt der Geist der Selbstständigkeit, in dem Sinne, worin Hr. N. es nimmt, allerdings die neue philosophische Denkart, die eine der merkwürdigsten Erscheinungen unsers Jahrhunderts ist: die kritische Kant's und seiner Verehrer; da nämlich in dieser Philosophie nicht nur der Vernunft in praktischer Hinsicht Autonomie, sondern auch dem Verstande in theoretischer Beziehung Nomothetik beygelegt wird. Aber nun hätte der Verfasser, zufolge dem Plane, den die Ausführung der übrigen Epochen hat, das Streben unsers Zeitalters nach Selbstständigkeit in der zuvor erwähnten Bedeutung, besonders in politischer, religiöser, moralischer Rücksicht, und dann freylich auch in Rücksicht der Philosophie, zeigen und mit Beyspielen belegen sollen; das letztere wenigstens in so fern, als hier von der kritischen Philosophie, als etwas unserm Zeitalter Eigenthümlichen geredet werden konnte, die aber mit der Philosophie unsrer Zeit überhaupt, die ja in so vielen neben einander bestehenden, ziemlich gleich zahlreichen Parteyen besteht, noch keines weges einerley ist. Allein statt dessen liefert Hr. N. etwas ganz anders, etwas viel Eingeschränkteres, als man erwartet. Er begnügt sich nämlich, in diesem ganzen Hauptstücke nichts weiter zu untersuchen, als „den Geist der Selbstständigkeit," 1) „in wiefern er sich bey den Menschen als Intelligenz äußerte, und die Gesetzgebung des Verstandes in theoretischer Hinsicht [im kritischen Philosophen] zum deutlichen Selbstbewußtseyn brach-

brachte; 2) in wiefern er sich bey dem Menschen als Person offenbarte, und die Gesetzgebung der Vernunft in praktischer Beziehung zum deutlichen Selbstbewußtseyn [im kritischen Philosophen] herbeyführte." Dieß wird S. 185—214. weitläuftig gezeigt, ganz auf die Art, wie man es von dem Verfasser der Schrift über Kant's Verdienste um das Interesse der philosophirenden Vernunft vorher vermuthet. Herr N. scheint dem Rec. in solchen philosophischen Ausführungen Aehnlichkeit mit Reinhold zu haben, den er sich in dessen populären philosophischen Aufsätzen wahrscheinlich zum Muster genommen hat. Einige Bemerkungen, die hier vorkommen, haben auch ein allgemeineres Interesse, z. B. S. 195: „Es war ein Glück für die Kantische Philosophie, daß sie in Deutschland unmittelbar auf die strenge methodische Wolfische folgte, die doch noch im Räsonnement auf Festigkeit in den Begriffen, auf Bestimmtheit sah. In Frankreich hätte sie sich vor dem Spotte nicht genug verbergen können. Man hätte da nur die Seite hervorgesucht, wo sie auf Shaftesbury's Prüfstein der Wahrheit nicht Strich hielte." — Ueber den Einfluß der kritischen Philosophie auf Sittenlehre, Religionslehre, Pädagogik, Aesthetik rc. (S. 196—214.) Das Bekannte, doch auf eigne Art dargestellt.

S. 214—216. Beschluß. „Humanität ist das höchste Ziel des Menschen. Dazu wird zuletzt die Vorsicht das Menschengeschlecht

groß

groß ziehen, zu einem Zustande, wo die Sinnlichkeit mit der Sittlichkeit, der gemeine Menschensinn mit den Resultaten der philosophirenden Vernunft, die Sitten mit den Vernunftgesetzen, die Freyheit des Bürgers mit der Freyheit des Menschen in Harmonie seyn werden." Ganz der Idee entsprechend wird wohl der philosophische Chiliasmus so wenig, als der theologische, wirklich werden. Aber wir werden jenem hohen Ziele doch immer näher kommen. Mit diesen und ähnlichen tröstlichen Hofnungen schließt die Schrift.

Noch muß Rec. von dem Style und Ausdruck des Verfassers reden. Jener ist lebhaft, reich an Bildern, Metaphern, Antithesen. Er zeugt von einer lebendigen Phantasie, von Sinn für das Schöne und von vielem Witze. Der Genius des Verfassers scheint mir von einer Seite dem Herderschen verwandt; doch fehlt ihm der gebildete Geschmack, der diesen begleitet, noch großen Theils. Correctheit, sowohl in grammatikalischer, als in ästhetischer Rücksicht, vermißt man an sehr vielen Stellen dieser Schrift. Bey dem sichtbaren Bestreben ihres Urhebers nach schöner Darstellung, bey der wirklich beträchtlichen Anzahl schön geschriebener Stellen, und bey dem liberalen, mit mannichfaltigen Kenntnissen genährten Geiste, wovon dieses Büchlein ein Abdruck ist, scheint es dem Rec. Pflicht, auf manche Mängel des Ausdrucks aufmerksam zu machen. Bey einem schlechten Schriftsteller würde er sich diese Mühe nicht nehmen.

Es

Es sind zu verschiedenartige Bilder zusammen gereihet, wenn der Verf. S. 157. 158. sagt: „Der Geist der Wissenschaften ist ein ewiges Feuer, das zwar in Schutt und Asche begraben werden kann, aber zuletzt selbst diese Asche verzehren und zur nährenden Luft den Weg sich öffnen wird. Das schleichende Gift des stolzen Dogmatismus kann ihn einschläfern, die Geißel eines despotischen Glaubenssystems ihn zum niederträchtigen Schweigen demüthigen; aber ihn [zu] tödten, zernichten, vermögen sie nicht." — S. 39. heißt es: „Daß die Griechen das auserwählte Volk waren, die [das] am frühesten in den Zustand übertraten, wo das Schönheitsgefühl herrschendes Bedürfniß wurde, und alle Zweige der Wissenschaften darauf gerichtet wurden, und davon Ton und Kolorit erhielten." Zweige und Ton und Kolorit passen nicht zusammen. — Es ist ein zugleich gesuchtes, sonderbar gemeines Bild, wenn der Verf. S. 65. sagt: „Der Gesetzgeber wußte das Oel der Gesetze so verhältnißmäßig in den Essig des moralischen Sinnes zu mischen, daß folgsame Biegsamkeit mit gerader fester Selbstständigkeit bestand." Wer kann sich bey diesen an einen Sallat erinnernden Ausdrücken des Lächelns enthalten? — Spielend ist es ausgedrückt, wenn es S. 86. heißt: „Meister Grieche hatte seine Kunstprodukte bis zum Idealen veredelt; die Muster, die dem Schüler Römer vorgelegt wurden, mußten von ihm als treue Realisirung des Urbildes, dem doch kein Gegenstand angemessen ent-

entsprechen konnte, angesehn werden." — Eine unrichtige Construction findet sich S. 100: „Man denkt von dem Zeitalter August's zu schmeichelhaft, um es mit dem Zeitalter des Perikles zu vergleichen." Der Verf. wollte offenbar sagen: „wenn man es mit dem Zeitalter des Perikles vergleicht." — S. 210. 211. ist die Periode: „Wie weit ꝛc." dadurch verunglückt, daß nicht vor wollen wir so etwas wie: zum Beweise davon, eingerückt ist. — Verunglückt ist auch folgende Periode S. 46: „Mathematik und Physik hatten eine zu entfernte Beziehung auf den Staat; um der ersten, war er zu abstract; und zu wenig sinnlich, um der andern; und zu uncultivirt und zu enge begrenzt, um der letzten Bedingung zu entsprechen." — S. 20. „Würde der Geist der schönen Empfindung die alten Morgenländer beseelt haben; sie würden ꝛc.", anstatt: Hätte — beseelt; sie würden ꝛc. — Wenn es S. 44. heißt: „Wer auf andere wirken wollte, müßte das menschliche Herz durchwühlen, aus jeder Senne ein Ankerseil drehen:" so ist mir der Sinn dieser gesuchten Metapher nicht ganz deutlich.

Viele Fehler finden sich in einzelnen Wörtern und Ausdrücken, z. B.: S. 1. „durch es verfertigte Poliklet (Polyklet) seine Regel; durch es erkannte Bonnarotti (Buonaroti) ꝛc." Eben so S. 188: „Die auf es gestellte Philosophie." — S. 8. und sonst oft dörfen für dürfen: eine Anomalie, die der Verf. mit Herder ge-

gemein hat. — S. 11. zum Mitgifte statt zur Mitgift. — S. 18. Köstén für Kosten, und S. 20. Ehlen für Ellen; anderst (S. 29. 52.) statt anders. — S. 32: „auf die religiöse Stimmung anzupassen" für: „der religiösen Stimmung anzupassen." — S. 36. verhext hat für behext hat. — S. 89. Sie ermannete. Ermannen wird nicht intransitive gebraucht.— S. 92. an die Seite stehn statt: an der Seite. — S. 119. „Die Moral war für dieses Verderbniß wegen ihrem übersinnlichen Charakter und Erhabenheit über Natur am empfänglichsten" statt: wegen ihres übersinnlichen Charakters und ihrer Erhabenheit über die Natur. — Wegen verbindet der Verf. auch an andern Stellen (S. 124. 148.) unrichtig mit dem Dativ. — S. 128. den Tägen statt den Tagen. — S. 130. selbsten für selbst. — S. 155. bemißt für mißt. — S. 160. „zu platt nichts nütze," ein Ausdruck, der in die edlere Büchersprache nicht gehört: eben so wenig, als S. 162. sich ungehudelt anbauen. — S. 177. „Raynal schreibt die schnellen Fortschritte der Philosophie in unserm Zeitalter dem Umstande bey, daß ꝛc." Es sollte heißen: schreibt — zu. — S. VIII. „ob — vorhielte" statt vorhielt. — S. 215. „im steten Kampfe mit Natur und sich" statt im steten Kampfe mit der Natur ꝛc. — S. 47. großmöglichste Anzahl für größtmögliche Anzahl. — Dem Genitiv des Pluralis hängt der Verf. öfters ein n an, wo keins hingehört,

gehört, z. B. S. 99. ihrer Gebäuden. S. 84. der Wissenschaften und Künsten. S. 42. aller Zeiten und Orten.

Die Orthographie ist, besonders bey ausländischen Namen, sehr vernachläßigt. Da liest man Phydias (S. 49. 50.), Aphrodyte (S. 61.), Thesbis (S. 77.), Hudgeson (S. 197), Kaliostro (S. 35.), Dantes (S. 81.), Hypokrates (S. 69.), Mesalla (S. 92.), Mytheas (S. 93.), Philetus (S. 94.), Marsias (S. 98.), Clemenz (S. 111. u. 118.), heraklytisch (S. 7.), Jamblichius Theumasius (S. 113.), Wiston (S. 171.), Hallei (das.), Troubatues (S. 152.), Jesuit Baldus (S. 123.), Kronostychen (S. 152.), Chymie (S. 176. ꝛc.) u. s. w. anstatt: Phidias, Aphrodite, Thespis, Hutcheson, Cagliostro, Dante, Hippokrates, Messala, Mithras, Philetas, Marsyas, Clemens, Heraklitisch, Jamblichus Thaumasius, Whiston, Halley, Troubadoues, Jesuit Baltus, (nämlich der Verf. des Jugement des S. S. Peres sur la Morale de la Philosophie payenne,) Chronostichen, Chemie ꝛc. Viele dieser Nachlässigkeiten mögen auf des Setzers Rechnung kommen; da sie aber zum Theil öfters wiederkehren, so scheint auch der Verf. nicht frey von dieser Schuld. Schade ist es überhaupt, daß das Buch sehr durch Druckfehler entstellt ist, wovon einige das kritische Divinationsvermögen des Lesers auf

einen Augenblick beschäftigen können. S. 5. Kamäleane wahrscheinlich für Chamäleone. S. 24. Quillivers Reise für Gullivers Reise, und Balaams Langohr für Bileams. S. 56. „Wenn Phidias und Apelles nicht vergebens um den Beyfall des Athenienſers und Choers ꝛc." Choers? Es muß heißen Koërs, d. i. eines Einwohners der Insel Kos. — S. 71. wird es für: „im Spiegel der äußern Handlungen die Geheimnisse des Menschen lassen soll," wohl heißen müssen: lesen soll. — S. 72. Z. 18. wird es für aufschließen wohl ausschließen heißen müssen. S. 79. Z. 20. l. hatte für hätte. S. 131. ἀστειον. S. 114. für *prope* wahrscheinlich *probe* u. s. w.

III.

Ueber den grofsen Tempel und die Statue des Jupiters zu Olympia. Eine Erläuterung der Befchreibung des Paufanias. Von *L. Völkel*, Prof., Lehrer Sr. Hochf. Durchl. des Erbprinzen von Heffen und ord. Mitgl. der Gefellfchaft der Alterthümer zu Caffel. Leipzig, 1794. in der Breitkopfifchen Buchandlung. 236 Seiten in 8.

Ueber den Tempel und die Bildfäule des Jupiters zu Olympia: ein antiquarifcher Verfuch von *Johann Philipp Siebenkees*, der Philof. Prof. zu Altorf, der dafigen Alumnen und der Freytifche Infpector, und der Akademie der Volfker zu Veletri Mitglied. Nürnberg bey J. A. Stein. 1795. 106 Seiten in gr. 8.

Paufanias ift ohne Zweifel einer von denjenigen Schriftftellern des Alterthums, deren Entbehrung die fichtbarften Lücken in unferm Studium der Gefchichte und Kunft der Griechen verurfachen, und die

Kenntniß einiger der wichtigsten Theile des Alterthums nur noch mangelhafter und einseitiger machen würde, als sie für uns späte Enkel ohnehin schon seyn muß. Eben so wenig in dem Besitze eines vorzüglichen Beobachtungsgeistes und einer, für seinen Zweck nur zum großen Nachtheile der guten Sache entbehrten kritischen Prüfungs- und Unterscheidungsgabe, als des Talentes einer deutlichen und anschaulichen Darstellung und eines anziehenden Vortrages, machte er dennoch seine Materialiensammlung auf einer in artistischer Absicht unternommenen Reise zu einem ungemein reichhaltigen Repertorium der mannichfaltigsten historischen, artistischen und antiquarischen Nachrichten und zu einer unerschöpflichen Fundgrube seltener Notizen und Kenntnisse, welche uns sein Werk so lange wichtig und schätzbar erhalten werden, als Griechenlands Geschichte und Kunstcultur die Aufmerksamkeit gebildeter Menschen auf sich ziehen wird.

Ungeachtet aller der Vortheile, welche die Benutzung dieses Werkes in mancherley Betrachtung verspricht, darf es gleichwohl nicht befremden, daß dasselbe bisher am meisten für die Geschichte der Kunst vernachläßiget worden ist, wenn man nur einen aufmerksamern Blick auf den Gang, den das Studium des Alterthums und der classischen Schriftsteller überhaupt unter uns genommen hat, zurückwerfen will. Die Verirrungen und Abwege ungerechnet, auf welche der menschliche Geist auch

auch in diesem Felde von Zeit zu Zeit gerathen ist, und die das vorgesteckte Ziel mehr als ein Mal aus den Augen rückten, so wurden die Vorbereitungen und Vorarbeiten von Jahrhunderten erfordert, mußte so mancher dürre Weg betreten, so manches Gerüst mühsam aufgeführt werden, bevor auch diese Studien, von dem todten Buchstaben ab, auf Geist und Leben zurückgebracht und ein wahrer Gewinn aus denselben gezogen werden konnte. Man denke, wie lange alle Bemühungen, den dornigten Weg zum Alterthume zu bahnen, nur auf die Bearbeitung der Mittel und die Herbeyschaffung aller der Geräthschaften sich einschränkten, welche zum Anbau des genußreichen und fruchtbaren Gefildes erforderlich waren; wie lange erst Varianten, Lesarten und Worterklärungen den Fleiß der Gelehrten beynah einzig beschäftigten, bis man endlich dahin gelangte, durch Aufmerksamkeit auf Geist, Inhalt, Gedanken und Sachen dem eigentlichen Zwecke dieses Studiums entgegen zu arbeiten! Was Wunder, wenn Jahrhunderte verflossen, ehe man darauf dachte, auch solche Schriftsteller des classischen Alterthums zum Gegenstande absichtlicher Bearbeitung zu machen, die durch den Umfang, die Mannichfaltigkeit und den Reichthum der behandelten Materien von den geringfügigen Rücksichten auf Worte und Sylben ablenkten, und ein weites Feld für Forschungen mancherley Art eröffneten, wenn also gerade diejenige Klasse von alten Schriftstellern, deren Verdienst minder nach Vortrag und Einkleidung, als nach Inhalt und Sachen

gewürdiget seyn will, und die mithin allerdings eine Bereicherung unserer Kenntnisse und Vermehrung unserer Begriffe erwarten lassen, entweder völlig unbeachtet da lagen, oder doch bey weitem nicht in der Art genutzt wurden, wie sie genutzt werden konnten.

In diese Klasse gehört neben einem Athenäus, Plutarch, Strabo, Plinius u. a. auch Pausanias, dessen Reise durch die Staaten Griechenlands, auch wenn sie bloß in der Hinsicht bearbeitet würde, um daraus für die Geschichte der Künste Ausbeute zu ziehen, dem Fleiße und Scharfsinne des gelehrten Forschers eine vielseitige Beschäftigung darbieten würde. Wäre Pausanias ein Schriftsteller, dem die Gabe der Beobachtung und die Kunst der Schilderung in dem Grade zu Gebote stand, daß er die unzähligen Gegenstände der Kunst, der Bildnerey, Mahlerey und Architectur, welche er in allen Gegenden des mit Kunstwerken angefüllten Griechenlandes vor sich fand, mit der Richtigkeit und Feinheit zu beobachten und mit der Klarheit und Ordnung zu beschreiben im Stande war, welche alsdann unentbehrlich ist, wenn man sich von nicht selbst gesehenen Werken ein vollkommenes Bild entwerfen soll; kurz, hätte Pausanias die zahllosen Merkwürdigkeiten der Griechischen Kunst mit dem Auge und Geiste eines Ramdohrs sehen und durchdringen können; so würde er eines Theils seinem Werke ein weit vorzüglicheres Verdienst ertheilt, andern Theils aber dem

Gelehr-

Gelehrten die Mühe der Anwendung und Benutzung seiner Nachrichten zur Erläuterung der Kunstgeschichte um ein großes erleichtert haben. Da nun aber seine Nachrichten von Kunstwerken, die er selbst an Ort und Stelle zu sehen Gelegenheit hatte, insbesondere von den größern und aus mehreren Theilen zusammengesetzten, fast niemals die Eigenschaften einer guten Beschreibung an sich tragen; da sein Vortrag, aus Mangel an geschickter Anordnung, meistentheils dunkel und verworren, oft unzusammenhängend und zerstückelt ist: so wird die bessere Anordnung, Zusammenstellung und Prüfung der von ihm gesammelten Materialien und die Erläuterung seiner Beschreibungen, so wie die Vergleichung derselben mit den Nachrichten, die sich über dieselben Gegenstände bey andern Schriftstellern finden, ein eigenes, zwar mühsames, aber um so mehr belohnendes Geschäft des gelehrten Alterthumskenners.

Es sind zweyerley Arten einer zweckmäßigen Behandlung des Pausanias denkbar. Ein beträchtlicher Vortheil für den historischen Theil des Antikenstudiums würde schon daraus erwachsen, wenn es ein antiquarischer Gelehrter zum Vorwurfe seiner Bemühung machte, alle vom Pausanias verzeichnete Kunstwerke aus seinem großen Repertorium, nach einer gewissen Ordnung, auszuziehen und in bestimmte Klassen zu bringen. Der Nutzen einer solchen Arbeit liegt am Tage, wenn wirklich die Kenntniß der Gegenstände, welche alte Künstler

in verschiedenen Zeiten bearbeiteten, so wie der alten Künstlerfabel und Künstlerideen, für uns noch wichtig und interessant seyn kann. Wir erinnern uns eines Versuches in der Art von einem Englischen Gelehrten; da dieser Auszug aber bloß auf eine trockene Aufzählung der im Pausanias vorkommenden Statuen hinausläuft und überdieß von aller weitern Ausstattung entblößt ist: so wird dadurch ein zweyter fruchtbarerer Versuch nichts weniger als entbehrlich gemacht. Es sey uns daher zu wünschen erlaubt, daß der junge teutsche Gelehrte, der vor einigen Jahren eine Bearbeitung des Pausanias auf die angegebene Art beabsichtigte, seinen Plan nicht verlassen haben möge, wozu er die nöthigen Kenntnisse durch gelehrte Proben vor dem Publikum hinlänglich bewiesen hat.

Ein zweyter Weg wäre, daß man die durch den P. auf uns gekommenen Kunstnachrichten einzeln mit kritischem Auge zu beleuchten und in gelehrten Erläuterungen, als Beyträge zur Geschichte der Kunst und zur tiefern Kenntniß der alten Welt überhaupt und insbesondere der Mythologie und Ikonologie, aufzustellen übernähme: und diese Art der Bearbeitung ist es, von welcher bis jetzt unsere Literatur die meisten Proben aufzuweisen hat. Wenn Winkelmann und der Graf Caylus, deren ganzes Streben dahin ging, das bisher fast ganz verkannte antiquarische Studium nur erst in seine richtige Bahn einzulenken und Fächer zu bauen, die später allmählig ausgefüllt werden konnten, weniger

niger auf die Urbarmachung dieses viel versprechenden Feldes bedacht waren und kaum einige Male sich obenhin erinnerten, daß jene Kunstnachrichten zur bessern Erklärung der noch vorhandenen Kunstdenkmäler sich benutzen ließen: so hat dagegen Heyne's umfassender Blick auch hierin einen Weg entdeckt, auf welchem so manche genießbare Blüthe zu brechen war, fehlte es nur dem Wanderer nicht an Scharfblick und Fassungskraft. Des Grafen Caylus Commentar über die Gemählde des Polygnotus beym Pausanias X. 25—31. in Histoire de l'Acad. des Inscript. Tom. XXVII, konnte die erste Veranlassung zu dieser Idee gegeben haben; aber der Gesichtspunkt war dabey noch viel zu eingeschränkt. Heyne's im Jahr 1770 ans Licht gestellte bekannte Vorlesung über den Kasten des Cypselus, ein altes Kunstwerk zu Olympia, und die acht Jahre später an der Spitze der Sammlung antiquarischer Aufsätze erschienene Abhandlung über den Thron des Amycläus, ein altes Kunstwerk zu Amyclä, enthielten so manchen vortreflichen Aufschluß und so manche überraschende Bemerkung über den Charakter und Styl der ältesten Kunst, über die Verwandtschaft derselben mit der Bilderschrift und die Anwendung davon auf eine richtigere Erklärung der Bildersprache und Mythologie, und über andere damit verbundene Gegenstände, daß man sich der neuen Aussicht, welche dadurch in die entferntesten Gegenden des Alterthums eröffnet ward, mit Recht erfreuen konnte. Zugleich sollten diese Erstlinge eines neuen Zweiges des antiquari-

schen

schen Studiums als eine Einladung zu mehreren Beyträgen und Versuchen in der Art dienen. Heyne hat in seinem langen thätigen Leben oftmals die Freude gehabt, zu erfahren, daß so manche von ihm ausgestreute Idee späterhin mit gutem Erfolge benutzt, mancher seiner Gedanken aufgefaßt und weiter verfolgt, und daß von mehr als einer Seite sein Beyspiel zum Vortheil für wissenschaftliche Aufklärung geachtet worden war und Nachfolger geweckt hatte; und so ließ sich erwarten, daß sein Vorgang auch hierin nicht unwirksam bleiben würde. Die von ihm gelieferten Proben beschäftigten sich einzig mit Erläuterung der Beschreibungen, welche Pausanias von Kunstwerken des hohen Alterthums giebt, aus Zeiten, wo die Kunst sich zwar schon über die ersten rohen Versuche erhoben hatte, aber noch nicht auf Schönheit und guten Geschmack hinarbeitete. Aber zu der Zeit, als Pausanias die Gegenden von Griechenland bereisete, hatte das Land, ungeachtet der ungeheuern Plünderungen, welche erst Mummius und die beyden Luculler, dann Sulla, August und insbesondere Nero sich erlaubten, immer noch einen sehr ansehnlichen Vorrath von Sehenswürdigkeiten, und zwar gerade aus den Epochen der höchsten Kunst, aufzuweisen, so daß zu den Zeiten des ältern Plinius zu Rhodus noch drey tausend Statuen und zu Athen, Olympia und Delphi nicht weniger noch vorhanden waren; (Plin. H. N. XXXIV. 17.) seine Nachrichten erstrecken sich daher auch, außer jenen, auf eine große Anzahl von Denkmälern aus den

Zeiten der schönen Kunst, auf welche Griechenland noch nicht aufgehört hatte, stolz zu seyn. Hätten die mächtigen Römischen Plünderer eben so gelehrte und Kunstverständige Commissare gehabt, denen sie die Auswahl der Griechischen Kunstbeute anvertrauen konnten, als die Neufranken bey Abführung ihres Raubes in Italien: so würde Griechenland wahrscheinlich weit weniger noch von seinen kostbaren Zierden behalten haben, und der Beobachtungskreis für den künftigen Reisenden weit mehr noch beengt worden seyn. Vor allen andern hatten die Kunstwerke aus Elfenbein, die in dem Zeitalter von Phidias bis auf Alexander herab den Kunstfleiß der Griechen fast einzig beschäftigten, aus einem zufälligen Grunde, das Glück, von den räuberischen Händen der Enkel des Romulus verschont zu bleiben: die Masse war zum weiten Transport so wenig tauglich, daß man die Werke selbst lieber unangetastet lassen, als die unnütze Mühe übernehmen wollte, — zerbrochene Waare in Italien einzuführen. Wir wissen aus zuverlässigen Nachrichten, daß nur durch die dringenden Vorstellungen des Römischen Architekten, Memmius Regulus, die Ausführung des unsinnigen Plans hintertrieben ward, welchen Caligula in einem Anstoße von Wahnwitz machte, unter einer Menge anderer berühmter Götterbilder auch die Bildsäule des Olympischen Jupiters von Griechenland auf seine Villen verpflanzen zu lassen, um — seinen eigenen Kopf — ein würdiges Surrogat für das majestätische Haupt des Gottes der Götter! — darauf zu

setzen.

setzen. Hätte die Kur des Architekten nicht noch zur rechten Zeit an dem fieberkranken Gehirne des Cäsars angeschlagen: so würde vielleicht das erhabene Werk des Phidias auch nicht einmal in einer treuen Beschreibung auf uns gekommen seyn.

Pausanias hat uns von keinem Griechischen Tempel eine ausführlichere Beschreibung, und nur von wenigen Denkmälern der Bildnerey so umständliche Nachrichten hinterlassen, als von dem Tempel und der Colossalstatue des Jupiters in Olympia, jenem berühmten und nie genug bewunderten Werke der Griechischen Kunst, von dem selbst der kalte Epiktet mit Wärme zu seinen Schülern sagte: „Ihr reiset nach Olympia, um des Phidias Jupiter zu sehen; zu sterben, ohne ihn gesehen zu haben, hält Jeder für ein Unglück.“ (Arrian. dissertat. Epict. I. 6.) So wenig auch seine Schilderung in manchen Stücken dem forschenden Leser genügt, so ist sie dennoch, auch in ihrer unvollkommenen Gestalt, als ein wichtiger Beytrag zur nähern Beurtheilung der Baukunst und Bildhauerarbeit, in den glücklichsten Zeiten der Kunst der Griechen, anzusehen, und verdiente schon längst zum Gegenstande einer besondern antiquarischen Erläuterung gewählt zu werden. Vor beynahe zwanzig Jahren hatte schon Heyne einen Plan auf diese Arbeit, (Man s. Sammlung antiquar. Auss. 2. Stück. S. 165.) der nun aber leider! mit der Fortsetzung seiner vortreflichen antiquarischen Aufsätze aufgegeben worden ist. Um so mehr

mehr haben wir Ursache, uns über die wohlgerathene Behandlung und Erläuterung jenes schätzbaren Stückes zu freuen, welche zu gleicher Zeit zwey Gelehrte geliefert haben, wovon ein Jeder mit allen erforderlichen Hülfsmitteln und Kenntnissen ausgerüstet zu seinem Geschäfte hinzutrat. Es wird ganz eigentlich in den Plan dieser Bibliothek gehören, den Gang eines Jeden im Einzelnen zu verfolgen und zu sehen, worin das Eigenthümliche von Beyden bestehe.

Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über Olympia und die ehemals daselbst befindlichen Sehenswürdigkeiten, beginnt Herr Völkel mit den Nachrichten von dem Jupiterstempel, zufolge der vom Pausanias gegebenen umständlichen Beschreibung. (S. Pausan. V. 10.) Die Zeit der Erbauung desselben findet sich beym Pausanias selbst nicht angegeben; aber sie wird durch den historischen Umstand von der Veranlassung zu dem Baue, um die ein und achtzigste Olympiade bestimmt, als zu welcher Zeit die Eleer mit Hülfe der Lacedämonier Pisa und die damit verbündeten Städte zerstörten und, einem gethanen Gelübde zufolge, von dem Ertrage der Beute die Kosten für den Tempelbau und die Statue bestritten. (bis S. 22.) Die Bauart oder Säulenordnung des Tempels war im dorischen Style, wie am Tempel des Theseus und der Minerva zu Athen. Beyläufig wird gezeigt, daß man aus der Höhe der Säulen nicht immer mit Sicherheit auf das Alter derselben schließen könne.

könne. Hierauf folgt eine genaue und weitläuftige Erörterung der architektischen Verhältnisse und der innern Einrichtung des Tempels, mit Zuziehung der Ruinen ähnlicher Tempel. Der Tempel war von Tufstein gebaut, der in Elis selbst gebrochen wurde, das Dach über den Portico's und den Façaden mit ziegelförmigen Marmorplatten gedeckt. (bis S. 55.) Erläuterung der äußern Zierrathen am Tempel. (bis S. 63.) Das erhobene Bildwerk an den beyden Giebelfeldern, mit einem eben so großen Aufwande von artistischer als mythologischer Gelehrsamkeit erklärt: das Relief, welches den Oenomaus und Pelops vorstellte, wie sie im Begriffe sind ein Wettrennen zu halten; ein anderes: das Gefecht der Centauren und Lapithen bey der Hochzeitsfeyer des Pirithous, eine häufig behandelte Künstlerfabel, und die Reliefs über den Thüren der Celle und des Opisthodomus, deren Sujets die Thaten des Herkules sind. An einem Orte, von dem man sich keine recht deutliche Vorstellung machen kann, da Pausanias zu unbestimmt davon redet, stand eine allegorische Gruppe: Iphitus, der von einer weiblichen Figur, Ekechiria, gekrönt wird, wovon eine sehr scharfsinnige und zuverläßige Deutung gegeben wird. (bis S. 103.) Eine allgemeine Idee von dem im ganzen Alterthume angestaunten Wunderwerke der Kunst, dem Throne und der Bildsäule Jupiters. (bis S. 106.) Hr. Völkel drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Jupiter, von Gold und Elfenbein gemacht, saß auf einem erhabenen Throne. Sein

Haupt

Haupt war mit Oellaube bekränzt, in der Rechten hielt er eine Victoria, in der Linken einen Scepter oder langen Stab, auf dessen Spitze der Adler stand. Er war bekleidet mit einem goldnen Gewande; seine Füße ruhten auf einem Fußschemel. Der Thron hatte die Gestalt eines Stuhls mit zwey Armen — und einer Rückenlehne. Die zwey Stäbe, auf welche die Arme gelehnt werden, lagen vorne auf 2 Sphinxen. Zwischen den vier Füßen giengen Querstäbe durch von einem zum andern, und außer jenen waren noch vier Stützen untergesetzt, damit der Thron das schwere Gewichte der Statue besser tragen konnte. Alles war auf mancherley Art verziert. Die Statue war ein Meisterstück des Phidias. Die Inschrift an den Fußsohlen (?) nannte ihn als den Künstler." Vielleicht dürfte an dieser Stelle, so wie an mancher andern, ein wenig mehr Würde und Correktheit der Schreibart zu wünschen seyn. Die schwierige und durch die Verirrungen der alten Schriftsteller verworrene Frage: in welcher Olympiade die Statue verfertiget worden sey? ist, nach Anleitung einer schon von Heyne darüber angestellten Zeitforschung, dahin entschieden: daß Phidias den Jupiter zu Olympia eher als die Minerva im Parthenon zu Athen und vor Aufführung der großen Gebäude in Athen, folglich noch vor der 86sten Olympiade, als in welcher der Bau des Perikles geendiget war, verfertiget habe. Aus dieser Zeitberechnung, die, alle Umstände genau gegen einander abgewogen, allein bestehen kann, ergiebt sich zugleich, warum

Plinius (XXXIV. 19.) die Epoche des Phidias in die 83ste Olymp. setzt, als zu welcher Zeit dieser Künstler sein berühmtestes Werk verfertigte (bis S. 119.) Was die Höhe der Bildsäule und den Umfang des Postamentes anlangt, so läßt uns Pausanias darüber in der Ungewißheit, und andere unkritische Schriftsteller geben davon so unwahrscheinliche und übertriebene Berichte, daß wir damit um nichts gebessert sind. Indeß läßt sich aus der Höhe der Tempelcelle vom Fußboden bis an das Dach, welche nicht viel über 43 Fuß betrug, ungefähr abnehmen, wie hoch die Statue mit dem Postamente war, da wir wissen, daß der Kopf derselben beynahe bis an die Decke reichte. (bis S. 126.) Ueber die Idee des Kunstwerkes, deren Grund in einer kühnen, von der Erhabenheit und Majestät des Homerischen Bildes erfüllten Einbildungskraft zu suchen ist, werden trefliche Bemerkungen, und in einer edeln, der Sache angemessenen Sprache gemacht. (bis S. 134.) Hier hätten wir zugleich ein kurzes Resultat gewünscht, über die Stufe der Kunst und den Styl des Phidias, der an der Jupitersstatue selbst am deutlichsten ausgedrückt war. Unter den Resten der alten Kunst findet sich keine Copie der bewunderten Bildsäule des Jupiters: aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, haben wir noch die Abbildung des Kopfes auf einigen Münzen der Eleer, die nicht, wie Hr. Eckhel (Doctrina num. vet. P. I. p. 90.) annahm, Geld der Falischer in Italien sind. (bis S. 140.) Von der Masse, so wie von der mechanischen Bearbei-

rbeitung wird nur wenig gesagt, da beydes von
ndern in das gehörige Licht gesetzt worden ist. Ju-
iter hatte einen Kranz von nachgemachten Oelzwei-
en auf dem Kopfe, der wahrscheinlich von Gold
nd, wie der Verf. glaubt, grün emaillirt war.
eber die Verzierungen des goldenen Gewandes,
b die Figuren geschnitzt, gehauen oder eingegra-
en, ob das Gewand selbst geschlagen, getrieben
der gegossen war, und über ähnliche Dinge, kann
an kaum über sinnreiche Vermuthungen hinaus-
ehen, da der Schriftsteller unsere Wißbegierde hier-
i unbefriedigt gelassen hat. (bis S. 165.) An
em Throne des Gottes war eine eben so große
Verschwendung von Materialien als Ueberhäufung
it Zierrathen. (bis S. 173.) Prüfung und
Erklärung der Beschreibung, welche Pausanias von
em Throne und den einzelnen Verzierungen dessel-
en macht. (bis S. 202.) Aus einigen undeut-
chen und, wie es scheint, verdorbenen Stellen
er Beschreibung, sucht der Verf. mit vieler Mühe
ine Vorstellung von einer um den Thron herum
estellten Wand oder Balustrade zu geben, worauf
Gemälde von Panänus, dem Bruder des Phidias,
ngebracht waren, und läßt hierauf ein Verzeich-
iß der Gegenstände von diesen Gemälden folgen.
bis S. 214.) Das letzte Stück der Erläuterung
acht das Postament aus, worauf der Thron mit
r Statue und die Wand um denselben stand.
Die schwierige und in der gemeinen Lesart ganz
nverständliche Stelle, womit die Beschreibung im
Pausanias anhebt, wird, nach dem glücklichen

 Vor-

Digitized by Google

schlage des Hrn. Facius, berichtiget und sofort die mannichfaltigen Verzierungen des Postamentes erläutert. Darunter findet sich eine sonst völlig unbekannte und dem Alterthume fremde Vorstellung: Selene zu Pferde. Wir wagen indeß die Vermuthung, daß vielleicht der Beschauer in der Eile die Figur am Postamente unrichtig deutete, welche, nach der Idee des Künstlers, die Eos vorstellte, die, auf einem Rosse reitend, bekanntlich bey alten Dichtern häufig vorkommt. Man s. Voß Mythol. Briefe 2. Band. S. 62. Diese Muthmaßung scheint durch das Gegenstück zu der Figur, den Helios, dessen Vorläuferin die Eos ist, einiges Gewicht zu erhalten. Den Beschluß des Ganzen machen einige, die Statue betreffende vermischte Nachrichten aus dem Pausanias.

Nicht ohne ein bitteres Gefühl der Erinnerung nehmen wir die Schrift des Prof. Siebenkees über denselben Gegenstand zur Hand, eines Mannes, in dessen Geiste und vielseitiger, auf langen Reisen erweiterten Gelehrsamkeit wir noch vor kurzem die schönsten Früchte für die Wissenschaften aufblühen sahen. Er ist nicht mehr! Mit ihm fiel so manche schmeichelnde Hoffnung im Gebiete der alten Literatur, und die sparsam mitgetheilten, aber äußerst schätzbaren Bereicherungen unserer Kenntnisse, welche wir ihm verdanken, machen seinen allzu frühen Verlust um so beklagenswerther.*) —

Wir

*) Wie wir hören, so ist nun die fernere Bearbeitung des von dem verstorbenen Siebenkees angefange-

Wir ehren die vorliegende Schrift, als ein würdiges Denkmal, welches der Verfasser seinem Geiste stiftete, und machen es uns zur angenehmen Pflicht, unsern Lesern den Gang seiner Untersuchung umständlicher vorzuzeichnen.

Der Abdruck von des verewigten Siebenkees Abhandlung war beynahe geendiget, ehe er die Schrift seines gelehrten Nebenbuhlers kennen lernte, welche bey seiner eigenen Arbeit zu benutzen ihm nun nicht mehr vergönnt war. Es ist daher für den Freund gründlicher Forschung ein eben so angenehmes als unterrichtendes Geschäft, zu sehen, wie zwey Männer von entschiedenem Berufe, unabhängig von einander, auf ganz verschiedenen Wegen sich über einerley Gegenstand verbreiten, bald sich auf einem Pfade begegnen, bald sich mehr von einander entfernen. — Siebenkees gieng von einigen Bemerkungen über die Fortschritte der Kunst bey den Griechen in dem Zeitraume zwischen

fangenen Strabo in die Hände des Hrn. Harles gekommen. Von der rüstigen Feder dieses arbeitsamen und beharrlichen Gelehrten dürfen wir uns gewiß eine baldige Vollendung des lang gewünschten Werkes versprechen. Paare sich nur diese Rüstigkeit immer mit der nöthigen Vorbereitung und Bedachtsamkeit, die, nebst dem Besitze reifer und tief eindringender Sachkenntniß, bey keiner Arbeit mehr, als bey dieser, zur unerläßlichen Bedingung wird!

dem Ende des zweyten Persischen und dem Anfange des Peloponnesischen Krieges und über den Styl des Phidias aus, dessen Ruhm das erhabene Bild des Jupiters in Olympia bekrönte. In einer fruchtbaren Note werden die abweichenden Nachrichten über Phidias letzte Schicksale, meistentheils nach Heyne und übereinstimmend mit Völkel, erörtert (bis S. 7.) und die gewöhnliche Annahme, Phidias habe sein ganzes Kunstwerk schon in der 83sten Olympiade, in einem Zeitraume von acht Jahren, vollenden können, zweifelhaft gemacht. (bis S. 15.) Indeß sieht man wohl, daß, bey unserer mangelhaften Kenntniß von dem mechanischen Theile der Kunst und der Art, wie die alten Künstler ihre Stoffe bearbeiteten, die davon hergenommenen Gründe nicht von sehr großem Gewichte seyn können. Ueberdieß berichtet Plinius, (XXXIV. 19. 27. und XXXV. 34.) daß ein wenig bekannter Bildhauer, Kolotes, mit dem Phidias den Olympischen Jupiter verfertiget habe; ein Umstand, der dem Fleiße beyder Gelehrten entgangen ist, so wie wir nicht finden, daß einer von beyden auf die sehr sinnreichen Ideen des de Pauw, (Recherches philos. sur les Grecs 2. Th. S. 130. u. ff. der teutschen Ueb.) über die Art der Bearbeitung elfenbeinerner Statuen, einige Rücksicht genommen hätte. — Widerlegung der Behauptung Corsini's, Phidias habe erst nach Vollendung der Minerva, in der 86sten Olympiade, an der Jupitersstatue zu arbeiten angefangen. (bis S. 21.) Ueber die am Throne befindliche Figur eines jungen

Athle-

Athleten, welche im Alterthume, und nicht von dem Cicerone des Pausanias allein, für das Bild des Pantarkes gehalten ward, sehen wir zwar außer der Stelle des Clemens von Alexandria Cohort. ad gentes S. 47. ed. Potter. auch die von Hrn. Völkel übergangene des Arnobius adv. gentes l. VI. (S. 199. et Lud. Bat.) nachgewiesen, worin gesagt wird: der Bildhauer habe an dem einen Finger der Statue den Namen seines Lieblings Pantarkes angebracht; aber was der Verf. darüber sagt: man könne diese Inschrift auch von dem Jupiter verstehen, wissen wir uns nicht zu enträthseln. Offenbar wollte doch Phidias den Namen seines Lieblings dadurch verewigen, und die Nachwelt über die Portraitfigur am Throne jedes Zweifels überheben. Ueber die einzelnen Theile des Tempels. (bis S. 24.) Erläuterung der an dem Tempel angebrachten Verzierungen und einiger darin aufgestellter Weihgeschenke, mit einer Fülle von antiquarischer und historischer Gelehrsamkeit. (bis S. 59.) Die Bildhauerarbeit des Alkamenes am Fronton des Tempels giebt Gelegenheit zu einer Reihe treffender Bemerkungen über die Anordnung der Reliefs und die Gegenstände der Nachbildung in halberhobener Arbeit: S. 38. bis 46. eine Abschweifung, die zwar zum Ganzen ein wenig unverhältnißmäßig scheint, dessen ungeachtet aber, wegen der Belehrung, welche sie verschafft, auch an dieser Stelle sehr willkommen und dankenswerth seyn muß. Eben so unterrichtend ist die gehaltvolle Note S. 52 und 53. über den Charakter

der sogenannten Etruscischen Kunstwerke, welche, nichts weniger als Denkmäler der Kunst der Etrus-cer, eine eigene Klasse von altgriechischen Kunst-werken ausmachen. Durch die schöne Kunst ver-drängt, erhielt sich dieser Styl, den man nicht un-recht den heiligen Styl nennen könnte, in der Bild-nerey der Tempel bis auf die spätesten Zeiten der Römischen Kaiser, vornehmlich in Unter-Italien. Beschreibung der Bildsäule bis S. 65. „Maje-stät, sagt der Verf., deren zurückstoßender Ernst durch einige Züge von Güte gemildert ist, und die den Anbetenden sowohl mit Ehrfurcht gegen die Gottheit als mit Vertrauen zu ihr erfüllt, ist das Ideal des Vaters der Götter und Menschen, was in stärkern oder schwächern Zügen, in allen Abbil-dungen desselben angetroffen wird. Großer Ausdruck von Kraft, hoher Ernst und ruhige Ueberlegung, wie man sie bey dem Gotte erwartet, der die goldene Wage in der Hand hält und die Schicksale der Na-tionen wiegt (wägt), sind die hervorstechenden Züge seines Gesichtes. Den Ausdruck der Maje-stät hebt ein zu beyden Seiten des Haupts in meh-rern Locken herabwallendes dichtes Haar und ein stark gelockter Bart. Aber einige Züge von Milde auf seinen Wangen und Lippen, die eben hinreichen, dem Ausdruck der Majestät das Furchtbare zu neh-men, und den Beherrscher des Olympus vor dem schrecklichen König des Hades auszuzeichnen, ver-breiten über sein Gesicht die Heiterkeit, die eine Folge des Friedens ist, der in den seeligen Wohnun-gen der Gottheit wohnt.“ S. 64. wo der Jupi-

ters-

tersstatue gedacht wird, die später als die Minerva verfertiget seyn soll, vergaß der Verf., daß er selbst vorher das Gegentheil bewiesen hatte. Daß aber Phidias die Schuhe des Bildes ohne Verzierung ließ, war keinesweges eine Folge seines veränderten Geschmackes, da er vielmehr die Schuhe der spätern Minerva mit Zierrathen überfüllte; sondern rührte von der sehr einfachen Ursache her, daß darauf eine Inschrift mit dem Namen des Künstlers angebracht und folglich andern Verzierungen der Raum benommen war. Auch könnte man nicht ohne Grund sagen: Es war dem altgriechischen Costum zuwider, männlichen Statuen verzierte Schuhe zu geben, da hingegen die herrschende Mode der Atheniensischen Frauen, Schuhe und Sohlen mit allerley Zierrathen zu tragen, (Man s. Jul. Pollux VII. 32.) dieß bey weiblichen Statuen gestattete. Der Thron des Gottes, der dunkelste und verworrenste Theil der Beschreibung, bis S. 89. An der Stelle, wo Pausanias die ζῶα γραφῇ μεμιγμένα am Throne erwähnt, glaubte der Verf. die an der Wand befindlichen Gemälde des Panänus verstehen zu müssen, um den Vorwurf einer geschmacklosen Verzierung von dem Künstler zu entfernen. Indeß hat er in Rücksicht dieser unstatthaften und höchst gezwungenen Erklärung schon in der Vorrede S. XI. u. f. seine Meynung zurückgenommen, und den Ausdruck des Pausanias richtiger und den Worten angemessener von musivischen Gemälden erklärt. Von der ganzen Aussicht des Thrones machte sich der Verfasser

eine Vorstellung, die wir mit seinen eignen Worten wiedergeben wollen. „Nach meiner Vorstellung, sagt er S. 73., hatte der Thron die Gestalt des halben Cirkels; eine bey den Alten für zierlich gearbeitete Stühle sehr beliebte Form. Er war von Ebenholz gebaut, dem härtesten und dauerhaftesten Holze, was die Alten kannten. An den Leisten und zwischen den Bildnerwerken war er mit Streifen von Elfenbein, gefärbten Streifen und Gold incrustirt. Die Lehne war ausgeschweift. Auf ihr standen, zu beyden Seiten der Statue, Figuren von runder Arbeit aus Elfenbein und Gold, drey Horen und drey Grazien. Ob die Lehne, wie am Thron zu Amyklä, mit halb erhobener Bildhauerarbeit verziert, oder bloß mit Elfenbein, Gold und Steinen eingelegt war, berichtet Pausanias nicht. Die beyden vordern Füße waren mit halb erhobenen Arbeiten geziert. An dem obern Theile derselben waren Sphinxe angebracht, welche die Thebanerknaben entführten, und weiter unten sahe man die Katastrophe der Familie der Niobe. Die Füße waren durch Banden oder Querbreter mit einander verbunden, an denen mehrere Figuren aus Elfenbein und Gold in halb erhobener Arbeit angebracht waren. An jedem der vier Füße stand die Bildsäule einer Siegsgöttin in tanzender Stellung, ebenfalls aus Elfenbein und Gold verfertiget. Näher an dem Fußschemel des Jupiters waren zu beyden Seiten noch zwey andere ähnliche Siegsgöttinnen. Der Thron stand auf einem Würfel, dessen Stirnseite ebenfalls mit Bild-

Bildhauerarbeit geziert war. Um das ganze Werk lief eine an der Außenseite mit Gemälden verzierte Wand, welche verhinderte, daß man nicht, wie zu Amyklä, das Innere des Throns betrachten konnte.“ Dieser Thron war dem zu Amyklä in Absicht der Bauart und der Gestalt sehr ähnlich, aber, als Kunstwerk betrachtet, eben so von jenem unterschieden und ungleich vorzüglicher. Diese Bemerkung veranlaßt eine kurze Ausführung der stufenweis fortschreitenden Vervollkommnung der Bildnerey, bis auf die Epoche des Hauptgesetzes in der schönen Kunst, welches Simplicität und Einheit der Vorstellung fordert. (S. 75. bis 78.) Die hierauf folgende Erklärung der einzelnen Bildwerke am Throne ist daher, einige Male nicht ohne sichtbaren Zwang, auf die Idee gebaut: daß im Zeitalter des Phidias schon der zweyte Schritt in der Kunst gethan war, die mannichfaltigen Figuren auf einer Fläche in einer gewissen Verbindung mit einander und in Beziehung auf Einen Hauptgedanken vorzustellen. Durch diese Voraussetzung, die in besondern Fällen doch immer manche Einschränkung leidet, ist der sinnreiche Erklärer zu einer Deutung hingezogen worden, welche zu offenbar den Geist späterer allegorisirender Künsteley verräth, als daß man versucht seyn könnte, ihr Beyfall zu geben. Sie betrifft nämlich die Bildwerke an den beyden Vorderfüßen des Thrones, wovon das eine Sphinxe, welche Thebanische Knaben zwischen den Klauen halten, und das andere die Erlegung der Kinder der Niobe vorstellt. Siebenkees scheint sich

sehr

sehr in der Idee gefallen zu haben; der Künstler habe diese Schildereyen am Fuße des Thrones in der Absicht angebracht, „um den Athleten, der stolz auf seinen Sieg und trunken vom Beyfall, den ihm das versammelte Griechenland zujauchzte, sich dem Throne des Jupiters nahte, von dem ihm die Siegsgöttinnen den Siegerkranz entgegen zu reichen schienen, durch diese Bilder insgeheim die Lehre zu geben: Ueberhebe dich nicht deines Sieges, damit nicht Jupiter ein trauriges unerwartetes Verhängniß über dich schicke, und deinen Uebermuth bestrafe!“ Demnach hätte der Künstler die Versinnlichung einer Lehre beabsichtigen wollen, welche Pindars Lyra so oft, und in jedesmal abwechselnden Accorden, dem freudetrunkenen Sieger entgegen tönet. Aber wir brauchen wohl kaum erst zu erinnern, was ein uneingenommener Leser von selbst schon fühlt, wie wenig diese Absicht der Einfalt der Kunst in jenem Zeitalter entspricht, ja wie wenig eine so spielende Allegorie des Geistes eines Phidias würdig wäre. Die Gemälde des Panänus an der Außenseite der Wand, in neun Feldern, deren jedes eine für sich bestehende Vorstellung enthielt, ganz in dem Geiste und in der Manier der ältern Künstler. (bis S. 100.) Am Schlusse der Abhandlung noch einige Bemerkungen über die Höhe der Statue, die Art ihrer Verwahrung gegen den schädlichen Einfluß des Locals und die jüngsten Schicksale des Kunstwerkes.

Wir glauben, daß diese Auszüge genügen werden, unsere Leser mit dem wesentlichen Inhalte

die-

dieser beyden reichhaltigen Schriften bekannt zu machen und sie anzulocken, den Reichthum beyläufiger seiner Bemerkungen und Erläuterungen über mancherley interessante, historische und antiquarische Punkte aus den Quellen selbst zu schöpfen. Zu wünschen ist es, daß Hr. Völkel fortfahren möge auf dem Wege, welchen er hier mit so viel entschiedenem Glücke betreten hat, um uns mit mehreren Arbeiten in diesem Fache zu beschenken, die, so fern sie der hier abgelegten Probe entsprechen, immer als erhebliche Beyträge zur Erweiterung des gelehrten Kunststudiums die Aufmerksamkeit und den Dank aller Freunde der Kunst und des Alterthums eben so wohl verdienen als erhalten werden. Und welch einen unerschöpflichen Stoff zum denken und forschen bietet die alte Welt, mit dem ganzen Gefolge ihrer merkwürdigen Erscheinungen, dar, wenn es wahr ist, was Seneca sagt: In eodem prato bos herbam quaerit, canis leporem, ciconia lacertum.

IV. Der

IV.

Der Torso. Eine Zeitschrift der alten und neuen Kunst gewidmet von C. Bach und C. F. Benkowitz. Erster Band. 1stes bis 6tes Heft. (204 Seiten in 4. mit einem in Kupfer gestochenen Umschlage und 30 Kupfertafeln.) Breslau, bey W. G. Korn. 1796. und 97.

Es giebt einen gewissen literarischen Vorwitz, (Andere nennen es härter, aber nichts desto weniger treffend, Insolenz) der zwar an sich, als eine natürliche Wirkung des Genius der Zeit, nicht zu verwundern ist; aber in der That der Literatur und dem weitern Fortschreiten in wissenschaftlicher Cultur mehr Nachtheil bringt, als es auf den ersten Anblick scheint, und der zugleich die Ueberschwemmung unnützer und nichtswürdiger Schriften und Schriftchen in einem so hohen Grade vermehrt, daß man nicht sieht, wie bald aus diesem immer mehr um sich greifenden Uebel unserer Zeit Rettung wird zu hoffen seyn. Es war eine Zeit, wo nur diejenigen den rauhen Pfad des Ruhms zu betreten

ten wagten, die, nach ernsthafter Prüfung ihrer Kräfte und nach langer Beschäftigung mit sich und ihrer Bildung, wahren Beruf in sich fühlten, die Summe fruchtbarer Kenntnisse und nützlicher Ideen zu vermehren. Seit den letztern Jahrzehnden unseres Jahrhunderts haben sich die Dinge, am meisten in Teutschland, so ungemein geändert, daß ein Verzeichniß lebender Gelehrten kaum einen verhältnißmäßigen Anhang macht zu der zahllosen Legion lebender Schriftsteller, und daß, was Horaz in seinem Zeitalter als die Pest des guten Geschmacks rügt Scribimus indocti doctique, zu unserer Zeit nicht nur der Verderb des guten Geschmacks — wiewohl schon dieser Schaden beträchtlich genug wäre — sondern aller wahren Gelehrsamkeit und ächter Gründlichkeit in den Wissenschaft zu werden anfängt. Schon fragt man nicht mehr: wie viel Geist und Kenntnisse habe ich, um zur Belehrung und Unterhaltung meiner Zeitgenossen und zum Anbaue der Wissenschaften etwas dankenswerthes beyzutragen? sondern nur: reicht meine Zeit und der Vorrath an Schreibmaterialien hin, um zur bevorstehenden Messe etwas zu Tage zu fordern, was in der nächst folgenden in verdiente Vergessenheit zurückgesunken seyn wird? Schon halten die Meisten den Weg zum Ruhme und zum Gelderwerbe für so eben und anmuthig, daß nur Herzhaftigkeit und Keckheit genug dazu gehört, um die Reise sogleich anzutreten, und Kräfte und Beruf selten dabey in Anschlag kommen. Konnte man zu Salomo's Zeit schon ausrufen: „des Bücher-

ma-

machens ist kein Ende, und viel verführischer Dunst, daß man sich daran krank lesen kann:" was bleibt für ein Ausdruck für die Schreibseligkeit und den Vorwitz unseres Jahrhunderts, der immer mehr bestätiget, was seit länger als zwey Jahrtausenden ein großer Schriftsteller urtheilte: daß Unwissenheit verwegen, Verstand zaghaft mache!

Eines Theils zwar könnte man dem geschäftigen Spiele der Zeit mit Gelassenheit zusehen und sich dieses Unwesen höchstens ein vorübergehendes Lächeln kosten lassen, wenn es nichts weiter zu bedeuten hätte, als jene müßige Geschäftigkeit des alten Cynikers, der, da er einsmals in Korinth alles um sich her bemüht sah, die Stadt gegen den Einfall des heranrückenden Feindes zu verwahren, das Aemsigthun manches Müßiggängers sehr sinnreich dadurch parodirte, daß er das irdene Faß, worin er dem Spiele der Welt zuzusehen pflegte, auf dem Kranion eifrig hin und her wälzte, um unter der allgemeinen Thätigkeit, wie er sagte, seine Hände nicht allein ruhen zu lassen. Aber die literarische Ueberschwemmung des achtzehnden Jahrhunderts steht mit dem Genius der Zeit selbst in der engsten Verbindung und hat auf denselben einen beynahe unübersehbaren Einfluß; sie ist also ein wirklich großes Uebel unserer Zeit, das in seinen unglücklichen Folgen verhüten zu wollen, freylich nichts weiter heißt, als in den Sand schreiben oder mit dem Siebe Wasser schöpfen. Sehen wir nur auf den unendlichen Nachtheil, den die schriftstellernde Rüstigkeit der Zeit der Literatur und der

gründ-

gründlichen Gelehrsamkeit selbst bringt! Aber auch hierin lassen sich mehrere Seiten auffassen. Darunter ist eine, die dem Freunde der Wissenschaften am meisten wehe thut, daß nämlich der Vorwitz dem Verstande so häufig in den Weg tritt und in so vielen Fällen die bessere Ausführung irgend eines aufgefaßten Gedankens schon in der Geburt erstickt. —

Unsere Leser werden den Zusammenhang dieser Betrachtungen mit der gegenwärtigen Anzeige nicht länger vermissen, wenn wir ihnen die Eigenschaften des Werkes, dem unsere Beurtheilung gilt, ein wenig genauer werden zergliedert haben. Zwar kann man von uns keine eigentliche Berichtigung und Rüge dessen, was zu beyden auffordert, erwarten: wir würden leicht in die Nothwendigkeit gerathen, das alte Gebäude niederzureißen, um mit größerer Mühe ein neues von Grund aus aufzuführen; indeß, um zu zeigen, auf welche Weise bey diesem Unternehmen die erregten Erwartungen erfüllt worden sind und was die Herausgeber geleistet haben im Verhältnisse zu dem, was nicht ohne Geräusch versprochen worden war, dazu ist eine gewisse Umständlichkeit um so nöthiger, da der richtige Gesichtspunkt, aus dem dasselbe zu beurtheilen ist, neuerlich auf eine sehr befremdende Art in einem der gelesensten kritischen Blätter absichtlich verschoben zu seyn schien *).

Es

*) Allg. Lit. Zeit. N. 129. April 1797.

Es war an und für sich gewiß kein unrechter Gedanke der Herausgeber des Torso, eine Zeitschrift anzulegen, welche auf Verbreitung und Beförderung der bildenden Künste und des Geschmacks in denselben ganz eigentlich abzwecken sollte. Nach so manchem mislungenen Versuche, konnte eine solche Veranstaltung, da sie beydes Unterricht und Vergnügen gemeinschaftlich zur Absicht hat, in unserm an Journalen mehr als zu fruchtbaren Zeitalter, vor vielen andern nicht anders als willkommen seyn.

So leicht aber auch dieses Bedürfniß sich zu bemerken darbot, so viele Bedenklichkeiten stellten sich entgegen, die vor der Ausführung erst wohl erwogen seyn wollten. Denn nicht nur, daß ein solches Werk Kräfte verlangt, die nur selten in Mehreren, geschweige in Einem sich zusammen finden: so hat es eine vorzüglich glückliche individuelle Lage und eine solche Beschaffenheit der Localumstände zur Bedingung, in welchen nichts Wesentliches von dem mangelt, was dem Gedeihen desselben beförderlich ist. Fielen die Berathschlagungen über diese Voraussetzungen dahin aus, daß man gestehen mußte: individuelle Lage und Local begünstigten einen Plan der Art nur sehr wenig; so war es billig, die Liebe zur guten Sache über Selbstliebe siegen zu lassen und entweder günstigere Zeiten abzuwarten, oder einer genügenden und wahrhaft nutzbaren Ausführung von anderswoher entgegen zu sehen.

Wer

Wer die Lage Schlesiens in Rücksicht der Künste kennt und es weiß, wie gering die Aufmunterung ist, deren sie sich in diesem Lande erfreuen; wer die Armuth an Hülfsmitteln, den Mangel an Kunstwerken und Kunstsammlungen, selbst an Künstlern von mehr als gemeinen Fähigkeiten, in der Hauptstadt so wie in der ganzen übrigen Provinz, und endlich die Unmöglichkeit kennt, auch bey dem besten Willen, im gelehrten Kunststudium bedeutende Fortschritte zu machen, dem kann das Gewagte in der Absicht nicht entgehen, einen Plan auszuführen, welchem in jenem Lande so mannichfaltige, zum Theil unüberwindliche Hindernisse im Wege stehen.

Die Herausgeber des Torso verrathen offenbar schon dadurch, daß sie sich einem Werke unterzogen, welches, so anlockend die Lorbeern auch immer seyn mögen, die sich dadurch einärnten lassen, wenn man zu ärnten versteht, von ihrer äußern Lage nur sehr wenig begünstiget wurde, wie wenig sie die Schwierigkeiten ihres Unternehmens gekannt haben. Was Wunder, wenn die Vorbedeutung in Erfüllung gieng, die der Name Torso schon bey der Ankündigung zu enthalten schien! Freylich wohl hätte man erwarten sollen, daß Leute, die Muth genug besaßen, dem Drange vielfacher Hindernisse entgegen zu arbeiten, den Verlust äußerer Begünstigung durch eigenen Fleiß und Talente zu ersetzen bemüht seyn würden.

Allein, schon die vorangeschickte Ankündigung, wiewohl sie ihren Weg in die Welt mit ziemlicher Vermessenheit nahm, mußte gerechte Besorgnisse erregen. Zufolge derselben, sollten nicht mehr als fünferley Hauptzwecke mit einem Mahle erreicht werden: der Zeichenschüler sollte den Unterricht in den Elementen, der Kenner und Kunstliebhaber die Kenntniß der Meisterwerke in der Mahlerey, Bildhauerkunst und Baukunst alter und neuer Zeit, das Publikum sollte überhaupt die Bildung des Geschmacks in Sachen der Kunst, Fabrikanten, Manufakturisten und Handwerker schöne Formen, Muster und Ideen zu neuen Erfindungen, und endlich die größere Lesewelt eine anziehende Unterhaltung aus dieser Zeitschrift schöpfen können. Bewiesen die Unternehmer schon durch die Sache selbst, wie ganz unbekannt sie mit den Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung waren: so verriethen sie darin noch weit mehr, daß ihnen auch nicht einmal die gemeinsten Begriffe von Plan und Anordnung eines Werkes beywohnten. Wie hätte es ihnen sonst auch nur einfallen können, so viele fremdartige Zwecke zusammen zu stellen und die entlegensten Absichten verbinden zu wollen? Der eine Zweck schließt augenscheinlich den andern aus, und indem allen insgesammt Genüge geleistet werden sollte, konnte kein einziger von allen befriedigend erfüllt werden. Ueberdieß, was für Kenner mochten sich die Herausgeber denken, die ihre Kenntniß der Meisterwerke der Kunst erst aus einem dürftigen Journale erholen sollten? und welche

Begriffe erweckt dieß von ihrer eignen Kennerschaft? —

Nicht überlegter war der Wink, der dem Publikum im Voraus gegeben ward, um, wo möglich, die Rüstigkeit der Unternehmer bewundern zu können. „Zu diesen Hauptzwecken, heißt es in der Ankündigung, sind die nöthigen (?) Anstalten gemacht, und nur von der Unterstützung des Publikums hängt es ab, welchen Grad der Vollkommenheit das Werk erreichen soll.“ Also nur von der Unterstützung des Publikums hing der Grad der Vollkommenheit des Werkes ab, nicht von den Kenntnissen, den Fähigkeiten, dem Fleiße der Unternehmer? nicht von der thätigen Mitwirkung mehrerer Hände und Köpfe? nicht von einer immer vollkommenern Ausführung? —

Die Bearbeitung dieses Werkes zerfiel, ihrer Natur nach, in zwey Theile: der eine ward Antheil des Künstlers, der andere des Gelehrten. Beyde Theile erregten von ihrem Berufe zu diesem Unternehmen, von ihrer Tüchtigkeit und dem Umfange ihrer Talente und Kenntnisse zum voraus einen sehr erhabenen Begriff.

Der Zeichner, Hr. Bach, dessen Namen wir vergebens unter den teutschen Künstlern suchen, ausgenommen, daß er in einem Verzeichnisse Berlinischer Gelehrten und Künstler, eben nicht auf die ehrenvollste Art genannt wird, suchte zuerst durch Hinweisung auf seine funfzehnjährigen Rei-

sen in Italien und andern Ländern von Europa jede Bedenklichkeit von sich zu entfernen. Wer zweifelt daran, daß sich in dem Vaterlande der Künste, in einem so langen Zeitraume, mit Kopf und einem ausreichenden Schatze von vorerworbenen Kenntnissen nicht die größten Fortschritte in der Kunst machen ließen? Wir sagen: mit Kopf und den nöthigen Vorkenntnissen; die Reisen allein machen es nicht aus, wie leicht zu begreifen ist. Zudem lagen, zufolge der Ankündigung, die vorzüglichsten von jenen Kunstsachen bearbeitet da, und erwarteten nur den Zeitpunkt, um ans Licht zu treten. Wir haben Ursache zu wünschen, daß dieser Zeitpunkt nun bald eintreten möge; denn aus dem, was bis hieher vom Torso erschienen ist, ist weder eine Spur von den Früchten langer Reisen wahrzunehmen, noch ist überhaupt etwas geleistet worden, was für die Kunstkenntniß von einiger Bedeutung seyn könnte.

Ein nicht geringeres Geschäft erwartete den Schriftsteller, der seine Feder lieh, die sich bisher in diesem Fache noch gar nicht versucht, und überhaupt sich erst kaum durch einige Kleinigkeiten, dergleichen Charaden und Erzählungen sind, merkwürdig gemacht hatte. Daß dieser mit allen Zweigen der gelehrten Kunstkenntniß völlig vertraut zu dem Felsen hinzutreten würde, den er zu wälzen über sich genommen, war eine sehr natürliche Erwartung: er mußte im Stande seyn, durch den Besitz der mannichfaltigsten Kenntnisse und eines umfassen-

fassenden Studiums der Antike und des ganzen Alterthums, das freylich nicht so von Ohngefähr in die Hände fällt, die Ansprüche auf den Namen eines gelehrten Kunst- und Alterthumskenners, nach der Ausdehnung, welche Graf Caylus unter den Franzosen, Winkelmann und Heyne unter den Deutschen und Quirino Visconti unter den Italienern dem antiquarischen Studium gegeben haben, zu behaupten. Die erste Probe seiner Stärke in diesem Fache und seines Berufs zu dem übernommenen Geschäfte sollte er am Torso selbst ablegen. Indeß erschien der erste Heft, und die ganze gelehrte Erläuterung des Torso, die dem Werke die erste Empfehlung seyn sollte, bestand in nichts weiter als — in einem Paar ausgeschriebenen Stellen aus Winkelmann. Also war man unbekannt mit den Ideen eines Mengs, Bernini, Visconti, von Ramdohr u. a. über den Torso? — Wenn dieß nicht schreyende Unwissenheit ist: so giebt es keine.

Doch wir müssen bey unserer Beurtheilung etwas mehr ins Einzelne gehen, um den Lesern recht anschaulich zu machen, was in diesem Werke geleistet, oder eigentlicher zu reden, was darin nicht geleistet worden ist.

Im Allgemeinen drängt sich zuvörderst, bey einer flüchtigen Uebersicht des Inhaltes der sechs vor uns liegenden Hefte, nur zu bald die Bemerkung auf: daß bis jetzt auf alte Kunst, deren der Titel sich rühmt, eigentlich noch wenig oder gar keine

Rücksicht genommen worden ist. Und gleichwohl ward es als eine Hauptbestimmung des Torso angegeben: die Kenntniß der alten Kunstdenkmäler unter ein größeres Publikum zu verbreiten. Wofern wirklich, laut der Ankündigung, die vorzüglichsten von jenen Kunstsachen, auf funfzehngjährigen Reisen in Italien und andern Ländern gesammelt, bearbeitet da lagen: was hinderte, durch Mittheilung derselben, dem Torso eine lehrreichere und empfehlendere Ausstattung zu geben? Oder hielt man einige, gerade nicht der vorzüglichsten Werke der neuern Kunst, und eigene Erfindungen für wichtiger, als die unsterblichen Werke der Künstler von Griechenland und Rom, oder der Kunst eines Michel Angelo, Rafael, Titian, Rubens? —

Ein Schritt weiter führt uns auf die jedem Hefte beygefügten Kupfertafeln, wo der Zeichner Hr. Bach zeigen sollte, was seine Schultern zu tragen vermöchten. Es ist hier nicht thunlich, alle diese Platten, der Reihe nach, herzuzählen und zu beurtheilen: wir bemerken nur Einiges davon, was aber auf die Beschaffenheit des Uebrigen einen sichern Schluß machen läßt. Der Umschlag von lichtbrauner Farbe zeigt auf der Vorderseite den Torso auf einem viereckigten Steine, von einem Genius mit der Fakel beleuchtet; auf der einen Seite zwey andere Genien, einen zeichnenden, und einen zweyten, der die Zeichnung betrachtet; auf der Hinterseite die Bildnisse berühmter Mahler. Vier Kupfertafeln im ersten Hefte enthalten die

An-

Anfangsgründe der Zeichenkunst, wovon die Fortsetzung in den folgenden Heften gegeben wird, eine fünfte, das Ehrendenkmal des General von Tauenzien vor Breslau. Was den Umschlag anbetrifft, so ist vielleicht die dabey zum Grunde liegende Idee nicht ohne alles Verdienst: aber wir müssen auch frey bekennen, daß uns die Ausführung in ein Erstaunen gesetzt hat, welches bey so ganz getäuschten Erwartungen sehr natürlich in Verdruß übergehen pflegt, da dieser fackelbeleuchtete Torso mit seinem Zubehöre durch eine Menge der auffallendsten Fehler entstellt ans Licht tritt, die ein auch nur mittelmäßig geübtes Auge auf das unangenehmste beleidigen müssen. Wir würden hievon Anlaß nehmen, einer Fehde zu erwähnen, die zwischen den Herausgebern und einem Kupferstecher in Breslau, Namens Endler, über die Zeichnungsfehler im Torso entstanden ist, wenn der Gegenstand selbst erheblicher und des allgemeinen Interesse's würdig, das Benehmen der streitenden Parteyen aber nicht mehr possirlich, als für ernsthafte Zuschauer erbaulich wäre. Eben so wenig kann es unsere Absicht seyn, eine so undankbare Mühe zu übernehmen, als die Rüge aller übrigen Sünden des Zeichners in den folgenden Heften seyn würde. Ist es dem Hrn. Bach noch möglich, künftig zu der ihm höchst nöthigen Selbsterkenntniß zu gelangen: so dürfen wir hoffen, er werde der Bibliothek der sch. Wissensch. die Schonung Dank wissen, welche sie seinen Vergehungen angedeihen ließ. —

Was eine andere Seite der Beurtheilung des Torso, das Verdienst des Gelehrten nämlich, oder genauer zu reden, des Schriftstellers anlangt: so würde auch hier ein Verfolg aller einzelnen Aufsätze uns weit über die Grenzen dieser Recension hinausführen. Wäre es eine Mühe, für die wir uns den Dank der Leser versprechen dürften, so würden wir uns leicht anheischig machen können, bey jedem gethanen Schritte zu zeigen, wie wenig Hr. Benkowitz in jedem Betrachte dem Geschäfte gewachsen ist, welches er mit so viel Muth und Selbstgefühl übernommen hat, zu zeigen, daß ihm nicht nur ein ausgebreitetes Studium der Antike, nach seinem Umfange, gänzlich mangele, sogar daß er oftmals nicht einmal die ersten und gemeinsten Kenntnisse in diesem Fache verrathe. Um dieses letztere sehr begreiflich zu finden, braucht man bloß zu wissen, daß Hr. B. an einem Orte lebt, der in keinem Zweige der gelehrten Studien weniger Hülfsmittel und geringern literarischen Vorrath besitzt, als gerade in diesem Fache der Archäologie und Kunstkenntniß überhaupt. Wir haben schon vorher der befremdenden Dürftigkeit der Erklärung des Torso gedacht, wobey man die nöthige Belesenheit und Bekanntschaft mit der antiquarischen Literatur nur allzu sehr vermißt. Dieselbe Dürftigkeit herrscht durch das ganze Werk, und bey jedem Schritte merkt man den Fremdling, der kaum erst seit gestern die Rolle eines Antiquars übernommen hat. Vergleicht man diese Magerkeit mit der Fülle, dem Reichthume und der Uep-

pig-

pigkeit, wodurch ähnliche Arbeiten eines Heyne oder Böttiger sich auszeichnen: so findet sich ein Abstand, wie zwischen der reich besetzten Tafel des Schwelgers und dem mehr ärmlichen als frugalen Mahle in der Hütte des dürftigen Landmannes. Um hier nur Einiges anzuführen: durchaus unbefriedigend ist im 1. Hefte der Commentar über das Tauenziensche Ehrendenkmal. Bey der Note über den Sarkophag mußte wenigstens die Belegstelle aus Plinius Nat. Gesch. 36. 17. nachgewiesen werden. Auch die Erklärung der auf dem Sarkophage ruhenden weiblichen Figur ist mangelhaft. Wie Vieles war hier noch nach Anleitung Winkelmanns in den Monum. antichi ined. beyzubringen! Vor allen Dingen wünschten wir Beweise für die Idee, welche von der Abbildung einer Bellona gegeben wird, zu sehen. Wie wenig eindringend, wie sehr von der Oberfläche geschöpft sind die Erläuterungen anderer antiquarischer Gegenstände im zweyten und dritten Hefte, der Vasen, Dreyfüße, Instrumente u. a. Auch die Erörterung über die Propyläen des Perikles in Athen enthält nichts, was nicht schon die gemeinsten Compendien an die Hand geben. Nirgends entdeckt man auch nur die mindeste Spur vom Studium der Quellen: und von welchem Nutzen oder Verdienste kann es seyn, längst bekannte Dinge immer von neuem zu wiederholen? Nicht zu gedenken, daß die Abbildung der Propyläen selbst aus einer sehr unzuverläßigen Quelle, den Reisen des jungen Anacharsis, entnommen ist, da sich doch die vor-

treflichsten Abbildungen in den kostbaren Werken eines le Roy (Ruines de la Grece. Tom. I. pl. 26.) und Stuart (Antiquities of Athens. Tom. II. ch. 5.) darboten.

Da es ein Hauptwunsch der Verfasser war, der Lesewelt in diesem Journale eine anziehende Unterhaltung zu geben: so läßt sich erwarten, daß es an Materialien dieser Art in einer Schrift nicht fehlen werde, die sich, allem Anscheine nach, eben nicht im Stande befindet, über ihren Stoff frey gebieten zu können. In wiefern aber an sich die Absicht zu billigen sey, ein Werk von dieser Bestimmung, welches ein so weites Feld von nähern Gegenständen vor sich ausgebreitet sieht, mit fremdartigen Erzählungen, kurzweiligen Histörchen und Anekdoten aufzuputzen, darüber ist schon vorhin ein Wink im Allgemeinen gegeben worden. Die weit ausgesponnene Geschichte des Zauberers Angelion, welche der Verf. selbst sehr offenherzig eine Geschichte seltsamen Inhalts nennt, hat doch nur eine sehr entfernte Beziehung auf Kunst, und es ist schwer zu sagen, was sich eigentlich daraus lernen lassen soll. Ueberdieß fehlen ihr diejenigen Eigenschaften, welche die Aufnahme derselben noch entschuldigen würden. Von den erzählten Anekdoten ist der größte Theil ohne Kern, wie die im 3. Hefte S. 95. u. f. (wovon die erstere noch dazu einer eigenen Erfindung ähnlich sieht) und im 5. S. 145. u. f. Andere sind völlig im Geiste des Vademecums. Wie die Anfrage an die Amster-

dam-

damsche Gesellschaft zur Beförderung der Dichtk. und der schönen Wissensch. 3. Heft S. 98. sich in den Torso verlohren habe, begreifen wir nicht, da sie in das Intelligenzblatt der Allg. Lit. Zeitung gehörte. Als Probe der höhern Schreibart soll vermuthlich die halb poetische Apostrophe an das Jahr 1797. 4. Heft S. 133. angesehen werden. Aber wir müssen freymüthig gestehen, daß die ampullae und sesquipedalia verba unser Gefühl nie mehr beleidigten, als in dieser von Bombast und leeren Schallwörtern strotzenden Declamation. Eben so hat der Commentar über die Idee eines Denkmals Friedrichs II. 6. Heft. S. 194. an manchen Stellen einen übel angebrachten Schwung. Wir können hiebey den Wunsch nicht bergen, daß Hr. B. die Theorie des edlen Styls künftig sorgfältiger studieren und seinen Geschmack durch anhaltendes Betrachten der besten Muster mehr ausbilden und läutern möchte.

Wir sollten nun noch, wenn wir mehr darauf zu sehen hätten, was die Herausgeber selbst von uns verlangen, als was die Leser der Bibliothek wünschen werden, von demjenigen Theile des Journals reden, wodurch die Herausgeber ihren Ruhm am festesten zu gründen hoffen, nämlich von der Anweisung zum Zeichnen, die unter dem Titel: das Alphabet der Kunst, einen beträchtlichen Raum in jedem Stücke einnimmt: und wir würden in der That lieber in den Fehler einer unverhältnißmäßigen Weitläuftigkeit verfallen, als uns den Vorwurf

wurf zuziehen absichtlich dasjenige mit Stillschweigen übergangen zu haben, was dem in so vielen Rücksichten tadelhaften Werke noch zu einiger Empfehlung dienen könne. Angenommen aber, diese Anweisung wäre wirklich von der Art, daß durch dieselbe frühere Vorgänger entbehrlich gemacht würden, oder daß sie einen bisher unerforschten, leichtern und sicherern Weg zur Kunst zeigte, als die vorher mit dem besten Erfolge eingeschlagenen: so fällt ihr doch an und für sich schon der Umstand zur Last, daß sie in einem Kunstjournale durchaus am unrechten Orte steht, das keineswegs den Zweck haben kann, den Lehrling mit den ersten Anfangsgründen der Kunst bekannt zu machen, sondern ein Magazin seyn soll, worin neue Aufschlüsse und Beyträge zur Erweiterung des Faches niedergelegt werden. Auf der andern Seite gehört auch das Alphabet der Kunst, als solches, nicht in den Plan einer Bibliothek der schönen Künste. Und so ziehen wir die Hand von diesem Theile des Torso ab, von welchem ohnehin nur zu sehr das Lessingsche Wort gelten möchte: Er enthält viel Wahres und Neues; nur Schade, daß das Wahre nicht neu, und das Neue nicht wahr ist.

So sehen wir uns an den Grenzen dieser Recension, von welcher wir eines Theils hoffen, daß sie selbst die im Eingange aufgestellten Bemerkungen bey unsern Lesern rechtfertigen werde, andern Theils, daß die Unternehmer des Torso, mit Verläugnung alles Eigendünkels und aller lächerlichen

Anmaßung, sie zu ihrem und des Publikums Vortheile beherzigen werden. Wir dürften uns, nach der Erscheinung der zweyten Hälfte von diesem Jahrgange, leicht wiederum auf diesem Wege treffen; aber wir werden alsdann kürzer davon kommen können. Trügen uns nicht alle Ahndungen und Wünsche: so wird schon das Ende des laufenden Jahres uns in den Stand setzen, über den Torso ausrufen zu können: Es ist vollbracht!

V.

Französische Literatur.

L'ouverture de la Campagne d'Italie, Poême par Jean-François Mimaut; à Paris, de l'imprimerie de Lenormand. 1796. Die flüchtige Arbeit eines guten Patrioten, der die Thaten eines Buonaparte besingt, und einiges Talent für die Dichtkunst zeigt. Wir setzen den Schluß des Gedichtes hierher:

Honneur à tes talens, honneur à ton ouvrage.
O jeune Buonaparte! ô toi dont le courage,
Plus heureux que Condé triomphant à Rocroi,
Fait pour la liberté ce qu'il fit pour un Roi.

Guide,

Guide, guide aux combats les phalanges françaises;
Emplis de nos soldats les villes piémontaises.
Je vois Albe et Ceva, Tortone et Mondovi,
Et les remparts fameux du superbe Coni,
En te voyant paraître ouvrir soudain leurs portes,
Et remettre leur sort à tes fières cohortes.
Mais là, digne de toi, digne de ton pays,
Arbitre modéré d'un peuple entier soumis,
Scèle de ton épée, à Beaulieu si pesante,
Du sang autrichien encor toute fumante,
Scèle la douce paix, le voeu de tous les coeurs,
Le but de nos travaux, et le prix des vainqueurs.

Ohnstreitig ist die Absicht des Verf. um vieles besser als seine Verse.

Carite et Polydore par I. I. Barthélemi, Auteur du Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, précédé d'une notice sur la vie et les Ouvrages de l'Auteur. à Lausanne. 180. S. 12. Dieses kleine Gedichte eines berühmten Gelehrten erschien zuerst im J. 1760 und fand vielen Beyfall. Es enthält die Geschichte zweyer atheniensischen Kinder, die sich lieben und nach Creta geschickt werden, um dem Minotaurus zum Opfer zu dienen. Sie werden verschiedenemal durch unerwartete Zufälle getrennt, und nach einer Reihe von Unfällen wieder mit einander vereinigt. Man erkennt in dieser Erzählung den vortreflichen Verf. der mit dem Geiste des Alterthums genährt und durchdrungen war, und mit einem Reichthum gelehrter Kenntnisse das Talent

zu schreiben in einem hohen Grade besaß. Folgende schöne Anekdote wird hinreichen die Manier des Vortrags kenntlich zu machen: Polydor kömmt, indem er seine Geliebte aufsucht, nach Epidaurus: Environ à une demi-mille d'Epidaure, un vieillard qui conduisait des troupeaux l'arrêta: Jeune étranger, lui dit-il, si vous souhaîtez d'entrer dans la ville, je vous conseille d'attendre jusqu'à demain; il faut traverser cette forêt qui n'est pas longue à la vérité, mais dont les détours sont obscurs et difficiles; attendez jusqu'à demain, vous dis-je; déja l'ombre descend des montagnes, et déjà la fumée s'élève du toît des hameaux voisins: restez avec-moi; je vous offre du laît pour votre repas et des feuilles fraîches pour passer la nuit. J'accepte votre offre, lui-dit Polydore; puisse Jupiter hospitaliér vous en donner la récompense.

Ils s'avancent à ces mots: une nombreuse famille vient au devant du vieillard; on reçoit Polydore avec joie; chacun s'empressait autour de lui, lorsque le vieillard, élevant la voix, lui dit: Etranger, la paix, dont vous nous voyez jouir, n'a pas toujours regné dans ces climats: ce n'est que depuis peu de mois, et par la valeur d'un seul homme, que nous avons acquis la sécurité dans laquelle nous vivons.

Il n'y a pas longtems qu'il habitait dans ces lieux un géant féroce connu sous le nom de Sinnis: ce brigand fésait périr tous les voyageurs par le supplice le plus cruel; sa force était si prodigieuse qu'il pliait jusqu' à terre deux pins énormes, et après avoir attaché ses victi-

victimes à chacun de ces arbres, il les laissait aller à la fois l'un et l'autre, afin que le mouvement qu'ils fésaient en se relevant déchirât les membres de ces malheureux. Je fus moi-même le témoin du dernier de ces crimes; et je le vis recevoir le juste chatiment qu'il méritait: ce souvenir me glace encore d'effroi. J'allais à la ville et je traversais la forêt aussi vite que mon âge et mes forces pouvaient le permettre, lorsque je rencontrai un homme qui accompagnait une femme du même âge que lui; ils me demandèrent le chemin, et m'apprirent qu'ils étaient Crétois: je m'éloignai d'eux en leur souhaitant toutes sortes de prospérités. Mais à peine eus-je fait quelques pas, que je les entendis l'un et l'autre pousser de grands cris: je me retournai; le géant avait saisi le jeune homme, et le traînait par les cheveux. Son épouse le suivait en implorant ce barbare; mais loin de toucher son coeur, elle ne fesait que l'irriter davantage.

A peine le Crétois avait perdu la vie, que Thésée arriva dans ces lieux; il n'est pas possible, continua le vieillard, que vous n'ayez entendu parler de ce héros qui fait aujourd'hui l'admiration de la Grèce, et qui marche sur les traces d'Alcide: depuis la défaite du Minotaure, il a fait mordre la poussière à plusieurs brigands qui désolaient l'Achaïe, et quoiqu' Egée son père soit mort depuis un an, il préfère les combats et la gloire des armes à l'éclat tranquille du trône.

Thésée arriva, comme je vous l'ai dit, dans le moment que le jeune Crétois venait d'ex-

d'expirer: il attaqua le monſtre; et après l'avoir désarmé, il le fit périr par le ſuplice, qu'il avait lui-même inventé. Ce héros après avoir tué le géant, déracina lui ſeul les deux arbres qui avaient ſervi d'inſtrument à ſa cruauté, afin d'effacer jusqu'aux traces de cette affreuſe barbarie.

J'étais reſté à quelque diſtance, pénétré de douleur et d'effroi, lorsque je vis la jeune Grétoiſe qui reſſemblait en pleurant les membres épars de ſon époux; j'allais moi même la ſoulager dans ce pieux office, et je ramenai dans ma maiſon. Quelques jours après elle fit élever un tombeau dans le lieu où cet infortuné a perdu la vie; et tout auprès de ce monument, elle en a fait conſtruire un autre pour un de ſes frères qui était mort, diſait-elle, auparavant.

Dès que ces deux ouvrages ont été finis, on a bâti dans le même endroit une cabane pour elle; et depuis ce tems elle y demeure ſans ceſſe entre les mânes errans de ſon frère et de ſon époux. Il faut paſſer dans cet endroit pour aller à la ville; nous nous y-arreterons demain enſemble. Jeune homme, de tels exemples ſont faits pour votre âge: ſi vous aimez la vertu et la piété, celui-ci touchera votre coeur: préſentement allez-vous repoſer; j'aurai ſoin de vous avertir moi-même quand il faudra partir.

Ah mon pere! lui dit Polydore, qu'elle eſt à plaindre, et qu'il eſt affreux de perdre ce qu'on aime!

Le Seau enlevé, poême héroi-comique, imité du *Tassoni*, par Auguste C.... à Paris. 2 Volume. in 12. 1796. Der ungenannte Nachahmer des Tassoni zeigt weder einen vorzüglichen Grad von Geschmack noch von Erfindungskraft. Er hat die besten Stücke seines Originals zur Seite liegen lassen; er hat ihm andere Begebenheiten, andere Situationen, andere Charaktere untergeschoben; aber seine eignen Erfindungen wiegen die Erfindungen Tassonis nicht auf. Die Verse sind in eine Art von achtzeiligen Stanzen getheilt, die aber nur die Zahl der Zeilen mit den italienischen Stanzen gemein haben. Die Versification ist im Ganzen leicht, aber nicht correkt. Der Scherz ist oft fein und munter, aber auch oft gesucht und zugespitzt.

Contes et Nouvelles en Vers par Jean La Fontaine en 2 Vol. in 4to. tirés de 550 exemplaires sur grand raisin velin, ornés de 80 estampes gravées d'aprés les Dessins de Fragonard. Chez Pierre Didot, l'ainé. 1796. Unter den vielen Ausgaben der Erzählungen des berühmten Dichters, eine der schönsten; ganz gewiß aber die correkteste. Die Kupferstiche sind, unter der Aufsicht von Tilliard, de la Fosse und Saint Aubin von geschickten Künstlern gearbeitet.

Théatre de Pierre Corneille avec les Commentaires de Voltaire. Chez Didot. Tom. I. II. 4to. Dieser schöne Abdruck gehört

hört zu der Sammlung französischer Classiker, die anfänglich zum Gebrauche des Dauphins herausgegeben wurden, und von denen gegen dreyßig Bände erschienen sind. Die chronologische Ordnung ist in diesem Abdrucke der dramatischen Arbeiten Corneillens besser beobachtet, als in der Ausgabe von Voltaire, dessen sämmtliche Anmerkungen beygefügt sind.

La Jérusalem délivrée, en vers français. Par L. P. M. F. Baour-Lormian, Tom. I. à Paris de l'imprimerie de Didot l'aîné; l'an IV de la Republ. in 4to. avec deux belles figures à chaque chant. Dieser Band der kühnen Arbeit eines jungen Mannes enthält die ersten fünf Bücher des befreyten Jerusalems. Die Uebersetzung ist, wie sich schon von selbst versteht, in Versen, die ziemlich leicht und fließend sind, aber oft dem Original Züge entziehn, die man ungern vermißt, und noch öftrer etwas hinzusetzen, was niemand vermissen würde. Zur Probe mag die Uebersetzung der berühmten Stelle von der Versammlung der Teufel im vierten Buche hier stehn.

Les lugubres clairons de l'empire des mânes
Rassemblent aussi-tôt leurs phalanges profanes;
Leurs sinistres accens épouvantent les airs,
Et grondent sourdement dans le greux des enfers.
Les échos souterrains prolongent leur murmure:
Tels, dans ces monts brûlans, effroi de la nature,
Des torrens sulfureux s'embrâsent à grand bruit

Et roulent au milieu d'une éternelle nuit.
Soudain les habitans de ces sombres royaumes,
Les larves gémissans et les pâles fantômes,
A pas précipités accourent tour à-tour....
Ciel! quel spectres hideux peuplent ce noir sé-
jour!
Les uns avec effort de leur bouche enflammée
Vomissent des torrens d'une épaisse fumée;
La terreur et la mort respirent dans leurs yeux;
Un dragon traine ici ses anneaux écailleux;
Des Centaures, des Sphinx, des Gorgones im-
mondes
Abandonnent plus loin leurs cavernes profondes:
Jamais dans le sommeil le malade égaré
De monstres plus affreux ne se vit entouré.

Sur des trônes de fer tout le sénat se place;
Assis au milieu d'eux Lucifer les surpasse:
Il leur donne des lois: un sceptre souverain,
Symbole de son rang, s'agite dans sa main;
Son front est surmonté de cornes menaçantes.
Tel opposant sa base aux vagues écumantes,
Au rivage des mers un rocher sourcilleux
Insulte à leur courroux et menace les cieux.
Perçant la profondeur de ces voutes funèbres,
Ses regards foudroyants brillent dans les té-
nèbres;
Une barbe hideuse embrasse son menton.
Ses yeux sont abreuvés d'un funeste poison,
Et d'un sang empesté sa bouche dégoutante
S'ouvre comme le sein d'une fournaise ardente.

De cette bouche impure un souffle empoisonné
Se répand sur les flots de l'Erèbe étonné:
Tel l'Etna dévorant, sur le sol qu'il consume

Roule des rocs, des feux, du soufre et du bitume.
Il parle, tout se tait. Pour la première fois
Cerbère en frissonant retient sa triple voix;
Immobile d'horreur le Cocyte s'arrête,
L'abyme est enchainé, l'hydre même est muette;
Et du noir Achéron les gouffres frémissans
Retentissent au loin des ces tristes accens.

Epitre aux femmes par Constance D. T. Pipelet; à Paris chez Desenne, libraire. (1797.) Die Verfasserin, deren Name in der neuesten französischen Literatur nicht unbekannt ist, vertheidigt die so oft bestrittenen Ansprüche ihres Geschlechts auf schriftstellerische Verdienste, indem sie zugleich Lehre und Beyspiel zu vereinigen unternimmt. Sie geht davon aus, daß die Natur beyden Geschlechtern gleiche Rechte verliehen habe:

Si la nature a fait deux sexes différents
Elle a changé la forme et non les élémens.
Même loi, même erreur, même ivresse les guide:
L'un et l'autre propose, exécute ou décide:
Les charges, les devoirs entre eux deux divisés,
Par un ordre immuable y restent balancés.
Tous deux pensent regner, et tous deux obéissent:
Ensemble ils sont heureux, séparés ils languissent:
Tour à tour l'un de l'autre enfin guide et soutien;
Même en se donnant tout ils ne se doivent rien.

Der Mann hat dieses Gesetz der Natur verhöhnt und sich zum Tyrannen erhoben, und nur bisweilen führt ihn das Erwachen seiner Sinne zum Ge-

horsam zurück. Dann sinkt er zum Sclaven herab und gesteht dem Weibe, so lange seine Reize dauern, die Oberherrschaft zu. Will das Weib diese Macht jenseits der Gränzen ihrer Blüthe ausdehnen, so muß sie ihren Geist durch die Wissenschaften zu bilden suchen. Diese ruft die Dichterin im Namen ihres Geschlechtes an:

Science, poesie, arts, qu'ils nous interdisent,
Sources de voluptés qui les immortalisent,
Venez et faites voir à la postérité
Qu'il est aussi pour nous une immortalité.

Mais déja mille voix ont blâmé notre audace:
On s'étonne, on murmure, on s'agite, on menace:
On veut nous arracher la plume et les pinceaux;
Chacun a contre nous sa chanson, ses bons mots.
L'un ignorant et sot vient avec ironie
Nous citer de Molière un vers qu'il estropie:
L'autre vain par système et jaloux par métier,
Dit d'un air dédaigneux: *elle a son teinturier.*
De jeunes gens, à peine échappés du collège,
Discutent hardiment nos droits, leur privilège;
Et leurs arrêts dictés par la fatuité,
La mode, l'ignorance et la futilité,
Répétés en echos par ces juges imberbes,
Après deux ou trois jours sont passés en proverbes.
Envain l'homme de bien (car il en est toujours)
Envain l'homme de bien vient à notre secours,
Leur prouve de nos coeurs la force, le courage,
Leur montre nos lauriers conservés d'âge en âge,
Leur dit qu'on peut unir graces, talens, vertus;

Que

Que Minerve était femme, aussi bien que Venus:
Rien ne peut ramener cette foule en délire:
L'honnéte homme se taît, nous regarde et soupire.

Selbst der Umstand, den man so oft den Ansprüchen der Weiber entgegengesetzt hat, daß sie bestimmt sind, Mütter zu seyn, ist eine neue Stütze derselben. Um ihre Pflichten als Mütter zu erfüllen, müssen sie ihren Geist durch nützliche Kenntnisse bilden; sie müssen die Führerinnen und das Muster ihrer Kinder seyn:

Eh! quel maître jamais vaut une mère instruite?
Sera-ce un pédagogue enflé de son mérite,
Un mercenaire avide, un triste précepteur?
Ils auront ses talens; mais auront-ils son coeur?

Selbst den unterrichteten Mann, wenn er ein Freund der Wissenschaften ist, wird eine Frau, welche Kenntnisse besitzt, glücklicher machen. Er kann seine Neigungen mit ihr theilen und den Reiz geistreicher Unterhaltung mit den Reizen der Liebe vereinigen:

Qu'un tel homme est heureux au sein de sa famille!
Il voit croître aux beaux arts et son fils et sa fille;
Ecoutant la nature avant de la juger,
Il cherche à l'ennoblir et non à l'outrager.
Chez lui l'humanité ne connait point d'entrave;
L'homme n'est point tyran, la femme point esclave;
Et le génie en paix planant sur tous les deux,
De l'inégalité décide seul entre eux.

Die Dichterin segnet das Andenken ihres Vaters, welcher ihr frühzeitig Geschmack an den Künsten einflößte. Sie ermahnt die Weiber den Gesetzen zu huldigen, in deren Befolgung sie selbst ihr größtes Glück findet:

Il est des noeuds sacrés et d'honorables chaines:
Il est de doux plaisirs et de plus douces peines;
Et cet échange heureux des soins de deux époux
Fait leur bien mutuel et le charme de tous.

Wenn sie aber den Keim des Genies in sich spüren, sollen sie auch hier den Gesetzen und der Stimme der Natur gehorchen, ohne die Spöttereyen der Männer zu fürchten. — Ist dieses Gedicht auch nicht gerade geeignet, die Ansprüche der Weiber auf das, was ihnen Rousseau, man weiß nicht recht warum, abstritt, zu begründen, so giebt es doch, als ein Werk des Talentes, seiner Verfasserin ein neues Recht auf einen Platz unter den geistreichen Schriftstellerinnen. Gut zu raisonniren, ist eine nicht sehr häufige Gabe unter den Weibern; aber gut in Versen zu raisonniren verstehen auch unter den Männern nur Wenige.

Epitre sur la Calomnie par Marie-Joseph *Chénier*, Membre du conseil des cinqcents et de l'Institut national. à Paris. 1796. 16 S. Dieses Gedicht eines bekannten Verfassers ist mehr die Eingebung des Verdrusses und Unwillens als der Muse. Angegriffen von einigen Journalisten, klagt er die Verläumdung an, und rächt sich mit der Bitterkeit eines beleidigten Dich-

ters

ters an ihren Priestern. Daß man fast überall, vornemlich in der zweyten Hälfte dieser satyrischen Epistel, die Quelle so deutlich sieht, aus welcher der Verf. seine Begeisterung geschöpft hat, dient nicht zur Empfehlung derselben. Zorn und Eigenliebe, wenn sie sich das Geschäft der Musen anmaßen, geben selten etwas ein, das vor dem Richterstuhle des Geschmackes bestehen könnte. Unter ihrem Einflusse vertrocknen die Quellen der Phantasie, und indem sie den Geist auf subjective Zwecke richten, wird das was auf Vollendung in sich selbst Anspruch macht, zu den Gegenständen des Bedürfnisses herabgesetzt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn der so reichhaltige Gegenstand dieser poetischen Epistel mit einer Dürftigkeit behandelt ist, die sich durch den Flitterstaat des poetischen Ausdrucks und einiger glänzenden Tiraden keinesweges verbergen kann. In dem ersten Theile hat es der Verfasser mit den schlechten Dichtern und Schriftstellern überhaupt, in dem zweyten mit sich und seinen Verdiensten zu thun; von der Verläumdung erfährt man nur wenig und nichts, was nicht schon hundertmal und weit besser gesagt wäre. Die Empfindungen sind eben so schwach als die Gedanken. Statt des Unwillens der Tugend sieht man nichts als den Unwillen der gekränkten Eitelkeit; statt Laune und Witz nichts als Bitterkeit und Misgunst. Selbst eine der vorzüglichern Stellen, die dem Lobe einiger berühmten Männer gewidmet ist, hat diesen Fehler:

Ma voix pour décerner un hommage équitable,
N'attend pas que le tems de sa faux rédoutable
Ait réuni Saint-Pierre à son maître Platon,
Garat à Condillac, et la Grange à Newton.
J'aime à voir de Colin la décente Thalie
Des humains en riant crayonner la folie:
Parny dicter ses vers mollement soupirés;
Dans ses malins écrits avec goût épurés,
Palissot aiguiser le bon mot satyrique;
Lebrun ravir la foudre à l'aigle pindarique;
Delille nous rendant le Cygne aimé des Dieux,
Moduler avec art ses chants mélodieux;
Et de l'Eschyle anglais évoquant la grande ombre,
Ducis tremper de pleurs son vers tragique et sombre.
Si même il fût un tems, où la Harpe irrité
Velut noircir mes jours d'un fiel non mérité;
Oubliant sa brochure et non pas Mélanie,
Quand les Goths menaçaient l'auteur de Virginie,
N'ai-je pas temoigné tout mon mépris pour eux,
Et le respect qu'on doit au talent malheureux?
Des beaux arts opprimés relevant l'infortune,
J'ai de ces noms fameux embelli la tribune etc.

Zu den bessern Stellen des Gedichts gehört die, in welcher die Zeiten der Dictatoren beschrieben werden.

Narcisse et Tigellin, bourreaux législateurs,
De ces menteurs gagés se font les protecteurs;
De toute renommée envieux adversaires,
Et d'un parti cruel plus cruels émissaires,
Odieux proconsuls, règnant par des complots,
Des fleuves consternés ils ont rougi les flots:

D'un

D'un peuple trop crédule adulateurs impies,
De l'état épuisé dévorantes Harpies,
Gorgés de sang et d'or, ces tyrans du sénat
Aux juges meurtriers dictaient l'assassinat:
J'ai vu fuir à leur noms les épouses tremblantes,
Le Moniteur fidele, en ses pages sanglantes,
Par le souvenir même inspire la terreur,
Et dénonce à Clio leur stupide fureur:
J'entends crier encore le sang de leurs victimes;
Je lis en traits d'airain la liste de leurs crimes.
Et c'est-eux qu'aujourdhui l'on voudrait excuser!
Qu'ai-je dit? — On les vante . . . et l'on m'ose accuser?

Diese Stelle führt zu einem Selbstlob und einer ziemlich frostigen, ziemlich verlegenen Erwähnung eines hingerichteten Bruders. Man erwartet, daß der Dichter sich erwärme und hebe, aber die Rücksicht auf sein eignes Ich zieht ihn unabläßig zu Boden. Der Styl ist oft an einigen Stellen nachläßig und die Bilder durchkreuzen sich in seltsamer Verwirrung. z. B.

Ces reptiles hideux, sifflant dans la poussière
N'ont pas *semé la guerre* entre son ombre et moi.

oder:

Ils mettent leurs sottises aux gages des libraires.
Après un long orage *insectes éphémères*
Envieux par nature et *brigands par métier*
Ils vendent l'infamie à qui veut la payer.

Wir setzen zum Schluß eine Stelle hierher, welche man auch zu wiederholten malen mit Vergnügen liest,

ließt, ob man sich schon wundern muß, sie in dem Gedichte eines Mannes von Cheniers Grundsätzen zu lesen:

Vois dans ses premiers jours la république en deuil,
L'élite des Français descendant au cerceuil,
Les impurs échafauds servant de mausolées,
Les graces, les vertus d'un long crêpe voilées,
Près d'elle le génie éteignant son flambeau,
Et les beaux arts pleurant sur son vaste tombeau.
Ces malheurs sont récents: quel monstre les fit naître?
Sa trace ensanglantée est facile à connaître:
La calomnie, esclave et docile aux tyrans,
Dès qu'ils eurent parlés, déchaîna ces torrents,
Qui, du Var à la Meuse étendant leurs ravages,
Ont séché leurs lauriers croissants sur nos rivages.
Elle ouvrit les prisons, dressa les échafauds,
Et sur le tribunal fait siéger les bourreaux.
C'est elle, tu le sais, qui, dans Athène ingrate,
Exilait Aristide, empoisonnait Socrate;
Qui dans Rome opprimée égorgait Cicéron,
Ouvrait le flancs *glacés* du maître de Néron;
Qui livrait dans Paris aux fureurs populaires
Du sage Lamoignon les vertus *séculaires*.
Ainsi tombaient Thouret, Barnave, Chapelier,
L'ingénieux Bailly, le savant Lavoisier,
Vergniaux, *dont la tribune a gardé la mémoire*,
Custine et Beauharnais, noms chers à la victoire.
Condorcet dans les bois traînant ses pas errants,
Nous éclairait encor de ses rayons mourants;
Et des vainqueurs des rois les bourreaux despotiques,

Ambi-

Ambitieux servis par des sots fanatiques,
Souillant la liberté d'éloges imposteurs,
Immolaient en son nom ses premiers fondateurs.

Diese Epistel, in welcher mehrere lebende Schriftsteller mit Bitterkeit und Stolz angegriffen sind, veranlaßte eine Antwort:

Petite réponse à la grande Epitre sur la Calomnie de Marie-Joseph Chénier etc. Par F. P. A. Léger. à Paris. Der Verf. derselben war durch den Vers:

Le stupide Léger veut remplacer Piron

nicht wenig gekränkt. Das Gefühl eines bittern Verdrusses verbirgt sich auch nur wenig unter dem leichten Tone, den er in der Antwort annimmt, in welchem er Chenier seine ehemaligen Verbindungen mit Robespierre und den Jakobinern bitter genug vorrückt. Vorzüglich hat er die Unschicklichkeit nicht ungerügt gelassen, die in Chenier's Klagen über den Tod seines Bruders und einiger andern Schlachtopfer der Tyranney jedem, der in der Geschichte des Jakobinismus nicht fremd ist, auffallen muß.

Mais d'où naît ta douleur tardive
Pour l'immortel André Chénier?
Laisse en paix son ombre plaintive
Réposer avec Lavoisier.
Oui, tous les ans, près de sa tombe,
Les vrais amis des arts, en deuil,
Iront de pleurs, par hécatombe,

Baig-

Baigner son glorieux cercueil.
Et, sur la dépouille mortelle
D'un martyr qui n'est pas vengé,
Jurer une guerre éternelle
Aux brigands qui l'ont égorgé.
Mais garde toi, malheureux frère,
D'y porter tes pas chancelans!
Fuis, fuis cette urne cinéraire
Où dorment ses manes sanglans.
A ton aspect, je vois sa cendre
Se soulever avec effort;
Dans les tombeaux, je crois entendre
Ce cri, qu'Echo prolonge encor:
Vivant il fallait me défendre,
Non me pleurer après ma mort.

L'expédition des Argonautes, ou la conquête de la Toison d'or. Poëme en quatre chants; par Apollonius de Rhodes. Traduit pour la prémière fois du grec en français, par I. I. Caussin, professeur au collège de France; à Paris chez Moutardier, l'an cinquième de la Républ. 56 u. 400 S. Die Vorrede enthält Nachrichten über das Leben des Dichters, und die Literatur seiner Gedichte, nebst Betrachtungen über den Stoff des Werkes selbst. In der letztern zeigt der Verf. daß die Entdeckung des schwarzen Meeres durch die Griechen und der dadurch veranlaßte Handel mit den Bewohnern des Pontus Euxinus die Grundlage der ganzen Fabel sey. Die Uebersetzung selbst verbindet mit dem Verdienste der Treue eine gefällige Geschmeidigkeit und Eleganz. In den beygefügten An-

Anmerkungen werden Stellen der lateinischen Dichter angeführt, die den Apollonius nachgeahmt haben. In einem zweyten Bande verspricht der Uebersetzer den Scholiasten zu liefern.

Les Bataves par Bitaubé, membre de l'Institut national de France et de l'Académie royale des Sciences et Belles - Lettres de Prusse. à Paris, chez D. B. Garnèry. 1797. Dieses prosaische Heldengedicht besingt die Befreyung der Niederlande von dem spanischen Joch. Der Stoff ist rein historisch, aber der Verf. hat für gut gefunden einige Maschinen einzuweben, um, dem Vorurtheile seiner Landsleute zufolge, die Epopee mit dem nothwendigen Antheile von Wunderbaren auszusteuern. Diese Personen sind allegorische Wesen, der Fanatismus, die Tyranney, der Genius der Meere, Orcanor u. a. eine Vermischung von Wahrheit und Dichtung, welche, wie man leicht denken kann, weder die Wahrscheinlichkeit befördert, noch eine große Anstrengung der Erfindungskraft nöthig macht. Die Sprache ist lebhaft und das Colorit bisweilen warm; aber, abgerechnet, daß die Prosa den poetischen Flug nicht hinlänglich unterstützt, ist der dichterische Schmuck allzu oft und allzu sichtbar aus der Beute älterer Dichter zusammengeraft. Gleich die Exposition erinnert zu sehr an das befreyte Jerusalem: Je peindrai le courage de ce peuple peu nombreux, qui, combattant de formidables armées, surmontant les revers, conquit sa liberté, fit re-

revivre son antique gloire, digne descendant du Batave, arracha ses provinces des chaînes de l'Espagnol et les unit d'un lien fortuné. En-vain un roi, dont le sceptre menaçait d'asservir le monde, s'arma pour anéantir cette valeureuse nation qui luttait contre sa puissance; en-vain les monstres des enfers, la tyrannie et le fanatisme, secondant les efforts du monarque, la précipitèrent dans l'abîme de l'infortune; le Battave rejetta le joug, et levant sa tète victorieuse, environnée de ruines, il fonda la Hollande. Folgende Stelle, welche sich in Rücksicht auf Energie auszeichnet, mag zugleich als eine Probe dienen, wie der Verf. die allegorischen Wesen gebraucht: Enfin du sein de la Libye accourt la famine, fantôme hideux, que l'on confondrait avec la mort, et qui suit les pas de la guerre: Vas, lui dit le demon des combats, hâte-toi, descends dans ces murs, et dévore ceux qui me sont échappés; il dit: le monstre s'élance dans Leyde. Là, de maisons en maisons, il montre sa tète livide, dessèche de son souffle aride les canaux de l'abondance, s'immole de nombreuses victimes, et porte l'épouvante au sein du plus intrépide. Bientôt, comme si ce monstre s'était multiplié, on voit les citoyens errer languissament, et l'on croit être dans le séjour lugubre de la mort, au milieu des pâles ombres. Ce qui aggravait leur infortune, c'est qu'ailleurs on recueillait les présens de la terre; ils se représentent l'agrégable bruit des faucilles qu'aiguise le moissonneur, les nombreux épis abattus sous leur tranchant, les joyeux villageois formant des ger-

gerbes odorantes, en chargeant un char, qui gémit sous le lourd fardeau, et le conduisant en triomphe dans leurs granges ouvertes pour le recevoir, et où il n'entre qu'avec de pénibles efforts. A ces tableaux succède l'affreux spectacle de leurs calamités. Enfin accourt encore la contagion, plus formidable que la famine; ses bras multipliés sont armés de faulx énormes; son souffle est mortel. Autour d'elle tout s'abat; les vivans et les morts occupent les mêmes demeures. Encore quelque tems, et il ne restera plus assez d'habitans pour rendre les devoirs funèbres, et Leyde ne sera qu'un tombeau; déjà règne de toutes parts le silence du trépas interrompu par les adieux des mourans et par des cris lamentables. Die Charaktere der Hauptpersonen sind mit Geschicklichkeit dargestellt und ausgeführt. Wilhelm von Oranien behauptet überall den ersten Platz. Seine Standhaftigkeit und sein Muth werden durch eine interessante Empfindsamkeit gemildert, die in ihm das Bild eines vollkommenen Mannes vollendet. Auch seine beyden Brüder, Ludwig und Adolph; die unglücklichen Helden der Freyheit, Horn und Egmont: ihre Gemalinnen und Coligny spielen ihre Rollen in diesem Werke, dessen Fehler aus dem Wesen der Gattung selbst, welche auf den Grenzen der Poesie und Geschichte schwankt, entsprungen scheinen.

VI.

Englische Literatur.

The Triumphs of War, and other Poems. By W. Amphlett. 1796. 12. 138 S. Diese Gedichte sind die Kinder einer warmen Einbildungskraft und wahren poetischen Talentes. Der Styl ist belebt und bilderreich; was aber noch mehr werth ist, eine edle Denkungsart scheint überall durch. Die Sammlung enthält Oden, Elegien, Sonnette; das vornehmste Stück ist das auf dem Titel angezeigte, the Triumphs of War. Hier giebt der Dichter eine historische Uebersicht von den Verwüstungen des Krieges in mehrern Zeitaltern, und als er auf die neuern Zeiten kömmt, von deren Cultur man sich etwas besseres hätte versehen sollen, bricht er in folgende Klagen aus:

Rising from gothic darkness, science shines
Each rolling year with more resplendent light:
Invention roves exulting round the world,
Instructing nations in the useful arts:
And had the arts of peace alone employ'd
His studious hours, the happy race of man

Had

Had never wept: or had humanity
In ev'ry breaſt, as in our Bacons glow'd;
Arts that excite revenge, or ſtimulate
Ambitious projects, never had been known.
But 'twas for monks reſerv'd to teach mankind
More expeditious murder! — And ſeldom fail'd
The holy mother church in breeding broils,
Wherein the pious advocates may learn
The novel arts. Accurſed homicides!
'Twas your hot bigotry and baſtard zeal,
So long in darkneſs hid the human mind,
Clouding the ſky of reaſon with the ſtorms
Of ſuperſtition's ſombre hemiſphere.
Inexorable foes of man and truth!
To you may war attribute half his ills,
And all his modern terrors. — Many a ſlave
Expiring in the agonies of death,
Has breath'd his laſt anathema's on you:
Repenting ſore that unauſpicious day
He left his ſimple joys and native home,
To roam about the world an abject ſlave:
Bearing vile inſtruments of pain and death,
To level at the heads of unknown men.

Der Verfaſſer hat die Grille eine Menge lateiniſche Wörter anzubringen, die ſeinen Verſen bisweilen ein pedantiſches Anſehn geben und ihren Wohlklang ſtören.

Quaſhy or the Coal-Black Maid. A Tale. By Captain Thomas Morris. 1796. 8vo 26 S. Die Liebesgeſchichte eines Negers und ſeines Mädchens, in der Abſicht geſchrieben,

die Empfindungen des Lesers gegen den schändlichsten aller Handelszweige zu stimmen. Diese Absicht verdient mehr Lob als die Ausführung. Die Geschichte ist ohne sonderliches Interesse, so leicht es auch hier war, ohne großen Aufwand von Kunst, durch den Contrast eines zarten Triebes und den Mishandlungen hartherziger Grausamkeit zu rühren, den der Verf. in folgenden Zeilen andeutet:

Each ev'ning, when our lovers task was o'er,
And the dread sound of scourges heard no more,
With smiles they met; tho' still with toil subdu'd,
They scarce had strength to taste their scanty food.
At length, forgot the labours of the day,
Stretch'd on the ground the sable helots lay;
And when to sleep's invading pow'r resign'd,
A pleasing dream would oft refresh the mind.
Then fancy painted near a cane-topt hill,
A garden water'd by a falling rill;
And in midst a whiten'd cot was shewn,
The mimic whisp'ring »these are all your own;
For such sweet spots to franchis'd slaves are giv'n,
When dying sinners make their peace with heav'n?«

Das Verdienst dieses Gedichtes besteht hauptsächlich in einer fließenden und correcten Versification.

The Paradise of Taste. By Alexander Thomson Esq. Author of Whist; a Poem. 1796.

1796. 4to. 124 S. Dieses Gedicht, zu welchem der berühmte Temple de Goût Veranlassung gegeben zu haben scheint, führt den Leser durch die verschiedenen Gebiete des Geschmacks. Der erste Gesang, welcher als Einleitung angesehen werden kann, aber mit den übrigen nicht genug zusammenhängt, zeigt den Dichter in seiner Bibliothek, wo er die mannichfaltigen Klassen nützlicher und unterhaltender Werke durchläuft, und sie kurz charakterisirt:

And like the bee, in spring's favonian hour,
That wanders restless thro' a thousand sweets,
And visits blossoms of unnumber'd hues,
With aim unfix'd, as varying fancy sways,
Unwearied still thro' many a volume strays.

Der zweyte Gesang führt den Titel: The Vision. Der Dichter hat einen Wintertag im Genuß des Studirens geschwelgt, und überläßt sich seinen Betrachtungen über die Macht des Genies, als ihm die Gottheit des Geschmacks erscheint, und ihm, nach einigen Lobsprüchen, die sie seinem Eifer und Hange den Geist auszubilden macht, die Absicht ihrer Erscheinung auf folgende Weise erklärt:

Tho' much of me, my nature and my laws,
In various notes my tuneful sons have sang,
Not one has yet conceiv'd the bold design
To trace my progress from Creation's birth
Thro' all the changing scenes of place and time,
And lead his free and animated strain,
With equal vigour, thro' the circling maze

Of manners and of Art. — For thee alone
Was this great theme reserv'd — nor shall the task
Be wholly left to thy unaided pow'r;
For J will dictate to thy list'ning Muse,
And prompt thy spirit with the daring song.
But comme with me — for J will show thee first
The various wonders of my bright domain.

Sonderbar ist es, daß die Göttin bey der Ausführung des Planes ihr Versprechen vergißt und weit weniger erfüllt als sie hier erwarten läßt; noch sonderbarer aber ist die Entschuldigung, mit welcher der Dichter in der Vorrede das Mangelhafte der Ausführung entschuldigen will. Da es nur in seiner Gewalt gestanden hätte, die Stelle, welche das vielumfassende Versprechen enthält, umzuändern, sagt er: „er habe immer eine unbesiegliche Abneigung gegen die nächtliche Beschäftigung der Penelope gehegt, das was er einmal gewebt, wieder aufzulösen." — piger scribendi ferre laborem. — Indeß ergreift die himmlische Gestalt

like one of those
Resplendent shapes, with which Religion, rapt
In holy meditation, loves to cloath
The pure unbodied energies of Heav'n —

den Dichter bey der Hand und führt ihn zu einem diamantnen Felsen, welcher das Paradies des Geschmacks umgiebt. Ein riesenmäßiges Thor von Ebenholz öffnet sich dem Willen seiner Führerin und er tritt in den Garten der Schönheit. Die

Be-

Beschreibung desselben füllt den dritten Gesang. Er findet in seinen bezaubernden Schatten die schönsten Geister der Alten und Neuern. Um Theokrit und Geßner scherzen die Lämmer auf blühenden Rasen, während Anakreon und Catull in einer Laube von Myrthen und Reben ihre Leyer stimmen. Der Weg führt ihn im vierten Gesang in das Thal des Mitleidens, wo Sappho, Tibull, Petrarch, Shenstone, Oßian, Euripides, Göthe u. a. Tragiker und Romanschreiber, wohnen. Eine ganz verschiedene Scene öffnet sich im fünften Gesang, wo der Dichter in die Wohnung des Lächerlichen eingeführt wird, ein sonderbares, phantastisches Gebäude, in welchem sich Lucian und Swift, Plautus und Rabelais, Martial und Congreve, Butler und Prior, Cervantes, Moliere und Fielding aufhalten. In diesem Gesange, wo sich der Dichter bemüht, witzig und lustig zu seyn, zeigt sich der Einfluß seiner Führerin am allerwenigsten. Im sechsten Gesang besteigt er den Berg der Erhabenheit. Auf seinem Gipfel thront Homer und der Dichter des verlohrnen Paradieses. Pindar, Dryden und Gray schweben über zerrissene Felsen und dampfende Ströme, während Lukrez, Akenside und Thomson, von mannichfaltigen Farben und Pinseln umgeben, auf einem sanften Rasen ruhn. In dem siebenten und letzten Gesang führt eine beseelte Barke den Dichter auf die Insel der Phantasie, die von Ovid, Ariost, Spencer, Dante, Shakspear u. a. bewohnt wird. Die Beschreibung des Eylandes ist voll Leben und Wärme:

Encourag'd thus, away my fears I threw,
And saw without dismay, the strangest sight
Was ever yet reveal'd to mortal view;
Two Suns at once, in Heav'ns meridian height,
Of equal splendor and of equal might —
But oh! what tongue can all the glories tell,
With which their influence cloth'd that land of light,
Or from each burning orb what ardors fell,
Where Heat's whole strength appear'd omnipotent to dwell.

No common warmth, indeed, had equal been
To tinge the grass with their luxuriant grew,
Not, as in other lands, of vulgar green,
But painted rich with many a brilliant hue,
From the fierce crimson to the gentle blue.
Nor less of wonder did each flow'r disclose
That met our eyes, of shape and colour new;
The lily there in purple beauty glows,
And there, with thorns unarm'd, appears the azure rose.

Nor were the trees like those of other soils;
Each barren branch was rough with golden ore,
And each prolific blush'd with precious spoils;
The plum with sapphire fruit was cover'd o'er,
And emeralds the vine and rubies bore;
Each quiv'ring leaf was a melodious tongue,
That still untired the sweetest notes could pour;
And ev'ry bird that on the branches hung,
Accordant to the sound, in human accent sung.

The rivers here no vulgar boons bestow'd;
Some taught their yellow waves with gold to shine,

While

While some with honey, milk and nectar flow'd,
And others rolling down the richest wine,
Supplied their happy Lords with draughts divine.
Nor less the mountains huge did ours surpass;
One seem'd of glitt'ring gold a solid mine,
Of iron one, and one of burnish'd brass,
Of rugged diamond some, and some of polish'd glass.

Der Verf. hat sich, wie schon aus den angeführten Proben erhellt, die Freyheit genommen, das Sylbenmaas nach der Beschaffenheit der Gegenstände abzuändern. In dem ersten Gesange wechselt dasselbe mehrmals ab; der zweyte ist ganz in reimlosen Versen geschrieben; in dem dritten herrscht hauptsächlich der zehnsylbige gereimte Vers; der vierte ist im elegischen Sylbenmaas; der fünfte größtentheils in achtsylbigen gereimten Jamben, wie die im Hudibras; der sechste wiederum in blank verses; der letzte endlich in der von Spenser eingeführten Stanze. Mit mannichfaltigen Fehlern in der Ausführung, und einem oft fühlbaren Mangel an Richtigkeit und Sicherheit des Geschmacks, vereinigt dieses Gedicht viele Vorzüge, die das poetische Talent des Verfassers in ein helles Licht setzen.

Sappho and Phaon. In a Series of Legitimate Sonnets with Thoughts on poetical Subjects, and Anecdotes of the Grecian Poetress. By Mary Robinson, 1796. 8vo. 82 S. Diese Sonnette enthalten die Geschichte

schichte der Leidenschaft der lesbischen Dichterin in warmen Gemählden bis zu dem Augenblick, wo sie den leucadischen Felsen besteigt, um ihren Leiden ein Ende zu machen. Die mannichfaltigen Abwechselungen ihres Gemüthszustandes sind mit der Zartheit ausgedrückt, die der Gegenstand forderte, und wenn sich die Verfasserin bisweilen von der Einfalt entfernt, mit der sich Sappho selbst dargestellt haben würde, so hat sie doch wenigstens das negative Verdienst, den Schimmer witziger Einfälle besser vermieden zu haben, als in ihren frühern Produkten. Folgende Proben werden indeß zeigen, daß in diesen Sonnetten mehr der Geist der italienischen Sonnettisten, als des Alterthums herrscht:

Characteristics of Love.

Is it to love, to fix the tender gaze,
To hide the timid blush and steal away;
To shun the busy world, and waste the day
In some rude mountain's solitary maze;
Is it to chant one name in ceaseless lays,
To hear no words that other tongues can say,
To watch the pale moon's melancholy ray,
To chide in fondness and in folly praise?
Is it to pour th' involuntary sigh
To dream of bliss, and wake new pangs to prove;
To talk, in fancy, with the speaking eye,
Then start with jealousy, and wildly rove;
Is it to loath the light and wish to die?
For these I feel — and feel that they are Love.

Resol-

Resolves to take the Leap of Leucata.

Yes, I will go where circling whirwinds rise,
Where threat'ning clouds in sable grandeur lour;
where the blast yells, the liquid columns pour,
And madd'ning billows combat with the skies!

There, while the Daemon of the tempest flies
On growing pinions through the troublous hour,
The wild waves gasp impatient to devour,
And on the rock the waken'd Vulture cries!

O dreadful solace to the stormy mind!
To me more pleasing than the valley's rest,
The woodland songstres, or the sportive kind,

That nip the turf, or prune the painted crest;
For in despair alone, the wretched find
That unction sweet, which lulls the bleeding breast.

Fables by John Gay, illustrated with Notes and the Life of the Author. By William Coxe. Rector of Bemerton. 1796. 322 S. 12. In den Anmerkungen zu dieser beliebten Sammlung von Fabeln erläutert der durch seine Reisen bekannte Herausgeber die vorkommenden Anspielungen auf Mythologie und Geschichte, ungewöhnliche Ausdrücke, Naturhistorische Notizen u. dergl. Hin und wieder verbessert er die moralische Anwendung und vergleicht ähnliche Stellen aus andern Schriftstellern. Die Arbeit ist hauptsächlich für den Gebrauch von jungen Lesern berechnet. Vorzüglich schätzbar ist das vorausgeschickte Leben des Dichters.

The

The Chace; a Poem, by William Sommerville Esq. a new Edition. To which is prefixed a critical Essay by J. Aikin, M. D. 1796. 8vo. 186 S. Diese neue Ausgabe eines bekannten Gedichts empfiehlt sich durch ihre äußere Schönheit, und die vorangeschickte kritische Abhandlung. Der Verf. derselben würdigt das Verdienst des Dichters mit folgenden Worten: He is strictly and almost solely a descriptive poet; and his talent lies in delineating actual scenes with fidelity and spirit, adorning them with beauties of diction, but leaving them to act upon the imagination by their own force, without aid from the creations of fancy. In classical allusion he is not deficient, but it is of the more common kind, and little occurrs in his writings that indicates a mind inspired by that exalted enthusiasm which denotes the genius of superior rank. His versification is generally correct and well varied, and evidentlys flows from a nice and well practised ear. His language is well suited to his subjects, rising and sinking with them, and free from the stiffness and affectation so commonly attendant upon blank verse. It more resembles that of Armstrong, than of Thomson and Akenside. Some of his other poems shew him to have had a strong perception of the ludicrous; and in this too traits of humour are discernible. On the whole, Sommerville occupies a respectable place among our native poets; and his Chace is probably the best performance upon that topic which any country has produced.

The

The Way to get married; a Comedy in five Acts. By Thomas Morton Esq. 1796. 8vo. Uebertriebene Charaktere, einige humoristische und einige schauderhafte Scenen, einige witzige Einfälle machen das Verdienst dieser Comödie, so wie der meisten, welche jetzt auf dem englischen Theater erscheinen. Der Verf. scheint die Gesinnungen und die Sprache der verschiedenen Klassen von Charakteren, die er aufführt, gut zu kennen.

Poems by Robert Southey. 1797. 220 S. 8vo. Der Verf. der Joan of Arc, eines romantischen Gedichtes, dessen wir in einem der vorigen Bände dieser Bibliothek Erwähnung gethan haben, liefert hier eine Sammlung kleinerer Gedichte, in denen man dieselbe Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, dieselbe Zärtlichkeit des Gefühls und den melodischen Fluß des Ausdrucks bey noch weniger Fehlern wieder findet. Sonnette, Balladen, Hymnen sind hier unter einander gemischt; auch ein historisches Gedicht The Triumph of Woman, zu welchem der Stoff aus I. Esdra. 3. 4. genommen und ohne wesentliche Veränderung ausgeführt ist; und ein Monodrama. Original ist der Gedanke, den traurigen Zustand der Negersclaven zum Gegenstande einiger Sonnette zu machen, und demnach auch die Kraft der Poesie zur Aufhebung des Sclavenhandels wirken zu lassen. Eben so original und glücklich ausgeführt sind des Verf. Botany-Bay eclogues, unter denen sich

die

die erste auszeichnet. So mannichfaltig der Inhalt dieser Gedichte ist, so herrscht doch durchaus ein Ton des Trübsinns und der Schwermuth, der in den Balladen eine vortrefliche Wirkung thut.

Specimen of Arabian Poetry, from the earliest Time to the extinction of the Khalifat. Withi some Account of the Authors. By J. D. Carlyle. Chancellor of Carlisle and Professor of Arabic in the University of Cambridge. 1796. 260 S. 4to. Um die Kenntniß der arabischen Literatur in England zu befördern, hat der Herausgeber eine Auswahl arabischer Gedichte veranstaltet, diese übersetzt, und in chronologischer Ordnung neben einander gestellt. Vor den Arbeiten eines jeden Dichters geht eine kurze Nachricht von seinem Leben und den Veranlassungen seiner Gedichte vorher. Er fängt mit Mahomeds Zeitgenossen an, und geht, wie schon der Titel sagt, bis zum Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts herab. Um eine richtige Idee von der arabischen Poesie zu geben, hat der Herausgeber auch Räthsel, Scharaden und andere ähnliche Spielereyen, auf welche dieses Volk einen Werth legte, in seine Sammlung aufgenommen. Der Druck des Originaltextes fällt schön in die Augen; aber für die Correktheit desselben ist nicht hinlänglich gesorgt.

The Epistle of Horace to the Pisos, on the Art of Poetry. Translated into English

lish Verse. By William Clubbe. L. L, B. Vicar of Brandeston, Suffolk. 1797. 4to. 42 S. Eine ziemlich wohlgerathene Arbeit; in welcher der Gebrauch des Reimes den Verf. nicht gehindert hat, das Original mit Treue und Genauigkeit wiederzugeben.

A Dissertation concerning the War of Troy, and the Expedition of the Grecians, as described by Homer; shewing that no such Expedition was ever undertaken, and that no such city of Phrygia existed. By Jacob Bryant. 1796. 196 S. 4to. Daß der gelehrte Dr. Bryant die Absicht hätte, das schon von einigen alten Sophisten behauptete Paradoxon, daß es weder ein Troja noch einen Trojanischen Krieg gegeben, von neuem auf die Bahn zu bringen, ist bey Gelegenheit der Anzeige seiner Bemerkungen gegen Le Chevalier erwähnt worden. Hier erfüllt er dieses Versprechen, indem er, nach seiner Weise, große Gelehrsamkeit mit großem Scharfsinne gepaart zur Erweisung unhaltbarer Behauptungen aufbietet. Bey der gegenwärtigen Materie leitete ihn noch überdieß, seiner Versicherung zufolge, ein frommer Bewegungsgrund. „Ich unternahm, sagt er, diese Untersuchung mit desto größerer Bereitwilligkeit, je mehr sie Gelegenheit giebt, den Contrast zwischen der heiligen und Profan-Geschichte sichtbar zu machen. Je sorgfältiger wir die alten Denkmäler Roms und Griechenlands untersuchen, desto dunkler und ungewisser er-

erscheint alles. Keines besteht die Probe einer sorgfältigen Prüfung; sondern bey einer genauen Betrachtung erscheint alles in ihnen dunkel, zweifelhaft und unzusammenhängend. Nehmen wir dagegen die heiligen Bücher zur Hand, so erscheint alles ganz anders, und je tiefer wir selbst in die Theile, die das höchste Alterthum betreffen, eindringen, desto größere Schätze entdecken wir." u. s. w. Der Beweiß des Verf. gründet sich übrigens größtentheils auf Vermuthungen, die er historischen Factis entgegenstellt. Es ist nicht wahrscheinlich, sagt er, daß zwischen den mannichfaltigen und entfernten Staaten Griechenlands, in so frühen Zeiten, eine allgemeine Verbündung statt gefunden habe. Es ist glaublich, daß einige dieser Staaten damals noch gar nicht existirten; und die vorhandenen waren unbedeutend und trieben mit ihren Nachbarn keinen Verkehr. Die Größe des Heeres, welches nach Troja gegangen seyn soll, macht die Sache vollends unglaublich; denn sie übersteigt bey weitem die Größe der Armeen, die man in spätern Zeiten einem gefährlichen, in das Land selbst eindringenden Feind entgegensetzte. — Mit diesem Wahrscheinlichkeitsbeweise, dem man schwerlich eine große Kraft zugestehn wird, verbindet er einige historische Argumente. Anaxagoras hielt sich lange in Lampsacus auf, wenige Meilen von dem Orte, wo das alte Ilium gestanden haben soll, entfernt: er hatte also Gelegenheit genug, Untersuchungen anzustellen; gleichwohl hielt er das Gedicht Homers für eine Allegorie. Die Meynung, daß

daß der Zweck der Iliade moralisch sey, erhielt sich lange; (als ob dieses Urtheil den Glauben an die Wahrheit der zum Grunde liegenden Thatsachen ausschlösse!) Andere legten dem Dichter andere philosophische Absichten bey. Auch die Geschichte von dem Urtheile des Paris, der Grundlage der ganzen Iliade, wurde von Mehreren für eine Allegorie erklärt. Hierzu kömmt, daß keiner von den Alten, nicht einmal diejenigen, die sich ein eigenes Geschäfte daraus machten, im Stande waren, eine Spur des alten Troja zu entdecken. — Endlich muß auch sogar die Fabel, daß nicht Helena selbst, sondern nur ein Bild von ihr entführt worden sey, als ein Grund dienen, die ganze Geschichte des Krieges für ein Mährchen zu erklären. Ueber Homer selbst, sein Vaterland und seine Herkunft hat Br. einige Hypothesen, die man leicht für Aegri somnia halten dürfte.

Essays on some of Shakespeare's Dramatic Characters. To which is added an Essay on the Faults of Shakespeare. The Fifth Edition. By William Richardson M. A. Professor of Humanity in the University of Glasgow. 1797. 8vo. 401 S. Eine Sammlung der interessanten Aufsätze über Shakespeare mit einigen Verbesserungen und in einer bequemern Anordnung.

The Art of Poetry, according to the latest improvements, a Poem. By Sir Simon Swan, Baronet. Published by Joseph

Fawcett, Author of the Art of War. 1797. 16 S. 4to. Eine launige Satyre auf den neusten Geschmack in der Poesie, welche auch unter uns häufige Anwendungen leiden dürfte. In folgender Stelle ertheilt der Dichter der sentimentalischen Klasse Unterricht:

Would'st thou the sentimental tribes engage,
To hang enchanted o'er thy magic page;
Although thy secret soul should dance and sing,
Blithe as the birds whose notes salute the spring;
Though at thy side mirth's sportful goddess stands,
Along with Nature shouts and claps her hands
And, breathing all her Deity, supplies
Jests to thy lips, and laughter to thine eyes;
Although, the merriest of the muse's sons,
Thou sing the liveliest catch to Oxford's gowns;
Or dance at Bajae, gayest of the gay;
Yet, when you write, let sorrows shade the lay!
Still in your song, a deep dejection wear;
Dismiss each smile, and pour the tuneful tear:
Appear some wretch, whom cruel stars pursue,
Whom Peace and Joy have bad a long adieu:
As deep despair had breath'd it, let the strain,
In each smooth line, harmoniously complain etc.

One Thousand Seven Hundred and Ninety-Six; a Satire: in four Dialogues. Dialogue the first and second. By Peter Pindar Esq. 1797. 48 S. 4to. Nach einem mehrjährigen Stillschweigen des bekannten Pindar, das er in Liberty's last Squeak angekündigt hatte, tritt er von neuem mit lustigen Be-

trach-

trachtungen über die Begebenheiten des auf dem Titel genannten Jahres auf. Man kann leicht denken, daß die politischen Gegenstände, Pitt, Malmesbury's Gesandschaft, die Fasttage, eine Hauptrolle spielen; aber auch Gegenstände der Kunst und Poesie werden mitgenommen. Von den vier auf dem Titel angekündigten Dialogen sind nur zwey erschienen mit dem Versprechen, die beyden andern in kurzem nachzuliefern.

The Henriade, an Epic Poem, in Ten Cantos. Translated from the French of Voltaire into English Rhyme, with large Historical and Critical Notes. Part the first, containing the five first Cantos. 1797. 132 S. 4to. Diese Uebersetzung empfiehlt sich durch Treue und Eleganz. — Die Anmerkungen sind zum Theil aus den Voltairischen entlehnt, aber mit vielen eignen vermehrt.

The Poets Fate. a poetical Dialogue. By George Dyer. 1797. 8vo, 50 S. Der Dichter unterredet sich mit seinem Freunde über das Schicksal der Dichter, deren er eine Menge anführt, die bey vielen Talenten von dem Publikum vergessen worden. Diese Satyre zeichnet sich durch die seltne Eigenschaft aus, daß der Verf., von Bitterkeit und Haß entfernt, durch Einfachheit, Gutmüthigkeit und Lebhaftigkeit interessirt. Folgende Stelle des Dialogs mag als Probe dienen:

P. Then woe is me! to rove with empty purse,
My wit a torment, and my rhymes a curse,
To rove and rove, and keep on roving still,
A mere knight-errant of the grey-goose quill;
Now doom'd in penance of my former crimes,
To scribble mournful verse in starving times;
When gracious George proclaims, that days are bad,
And critics swear, that authors must be mad;
Kings, queens and princes touch not wheaten bread.
And booksellers themselves are meanly fed.

X. Who see their danger, should that danger shun,
When sinks the belly, and a scowling dun —

P. To slow for labour, yet too stout to beg,
Dextrous, as Foote, to hide his corken leg,
To proud to crouch, to stubborn for a bribe
And far to grave for epigram and gibe;
To catch the hues of this fantastic age,
To turn to sterling gold the lucky page:
Tossing and restless on my midnight bed,
Incessant rhymings ringing in my head,
What course must J pursue? — X. Take poor repast;
For such as needs must write, should learn to fast;
Take moderate exercise, and keep up stairs;
When hungry, smoke your pipe, or say your pray'rs:
Or plough in learned pride, the Atlantic main,
Join Pantisocracy's harmonious train;

Haste,

Haste, where young Love still spreads his brooding wings,
And freedom digs, and ploughs, and laughs, and sings.

P. God save your worship! lowly thus J bend,
And grateful bless the critic and the friend:
Fain would J climb for thee yon high abode,
Fain from Parnassus bear a blooming ode;
But Gray and Mason cropp'd each verdant tree,
Ambitious rogues! how little blooms for me!
See Pye and Hayley steal each relique bough;
That for great George, and this for Howard's brow;
And should J dare one sonneteering line,
Perchance in future Baviads J might shine.

Dem Gedicht sind erläuternde Anmerkungen, welche biographische Nachrichten enthalten, beygefügt.

Prison Amusements and other Trifles: principally written during nine months of confinement in the Castle of York. By Paul Positive. 1797. 200 S. 8vo. Eine Sammlung meist sehr geistreicher Gedichte, denen man den Ort ihrer Entstehung nicht ansieht. Jn einigen derselben schildert der Verfasser die Freuden eines Gefangenen.

* * *

Von deutschen Schriften aus dem Fache der schönen Wissenschaften sind seit kurzem folgende Uebersetzungen erschienen: Maurice a German Tale,

Tale, by Mr. Schulz, translated from the French. 2 Vol. 12. ein Werk, das dazu beytragen kann, die Engländer zu überzeugen, daß wir uns nicht blos in der Darstellung des Abentheuerlichen und Schrecklichen gefallen. Fiesco or the Genoese Conspiracy, a Tragedy. Translated from the German of Frederick Schiller. By G. H. N** and J. S. 1796. 8vo. eine wohlgerathene und ziemlich getreue Uebersetzung, die aber nicht überall die Kraft des Originals erreicht, oder zu erreichen gewagt hat. Daß auch A. H. Geßners **Laura oder der Kuß** einer Uebersetzung werth gehalten worden ist, wird dem Verf. vielleicht eine hinreichende Rechtfertigung gegen die Kritiken seiner Landsleute scheinen; Unpartheyische werden aus diesem, so wie aus mehrern andern Beyspielen schließen, daß man eben nicht Ursache habe, auf die Ehre in eine fremde Sprache übersetzt zu werden sonderlich begierig zu seyn. Einer gleichen Ehre ist der Genius des Herrn Große theilhaft geworden: The Genius, or the Mysterious Adventures of Don Carlos de Grandez. By the Marquis von Grosse. Translated from the German by Joseph Trapp. 2 Vol. 1796. 12. Hierher gehört auch folgende Sammlung: The German Miscellany, consisting of Dramas, Dialogues, Tales and Novels, translated from that Language. By A. Thompson. 1796. 12. Diese Sammlung enthält: die Indianer in England; die Nußschale, eine Erzählung; Bianka

Ca-

Tapello; die Geschichte von Lamberg; das deutsche Theater zu Venedig.

Außer den drey, neulich von uns erwähnten Uebersetzungen von Bürgers Leonore, ist noch eine vierte erschienen, welche den Rang vor allen andern zu verdienen scheint. Der Verf. hat die wilde Kühnheit des Originals glücklich nachgebildet; und indem er sich hierzu des alten Balladentons und der in dieser Gattung einheimischen belebten Sprache bedient, versetzt er seine Leser in das Zeitalter der Geistererscheinungen, in welches die ganze Geschichte eigentlich gehört. Da die alte englische Sprache, so wie die meisten alten Sprachen, eine Menge lebendiger mahlerischer Ausdrücke besitzt, deren sie sich in neuern Zeiten entschlagen hat, so gewährte dieß dem Uebersetzer den Vortheil, sich auch von Seiten der tonreichen Energie dem Original mehr als einer seiner Rivalen zu nähern. Wie sehr ihm dieses geglückt ist, wird folgende Stelle aus der Beschreibung von Wilhelms Ritt beweisen:

How swift they flood, the mead, the wood,
Aright, aloft are gone!
The bridges thunder as they pass,
But earthly sowne is none.

Tramp, tramp, across the land they speede;
Splash, splash across the see:
»Hurrah, the dead can ride apace;
Dost fear to ride with me?

»The moon is bright and blue the night;
  Dost quake the blast to stem?
Dost shudder, maid, to seeke the dead?«
  No, no, but what of them?

How glumly sownes yon dirgy song!
  Night-ravens flappe the wing.
What knell doth slowly tolle ding-dong?
  The psalms of death who sing?

Forth creepes a swarthy funeral train,
  A corse is on the biere;
Like croke of todes from lonely moores,
  The chauntings meete the eare.

»Go, bear the corse when midnight's past,
  With song, and tear, and wail;
J've got my wife, J take her home,
  My hour of wedlock hail!

»Lead forth, o clark, the chaunting quire,
  To swell our sponsal song:
Come, preast, and reade the blessing soone;
  For bed, for bed we long!«

* * *

Der in der Geschichte der Literatur so merkwürdige Betrug, Shakespeare's Papiere betreffend, ist nunmehr durch das aufrichtige Geständniß seines Urhebers vollkommen enthüllt: An authentic Account of the Shaksperian Manuscripts. By W. H. Ireland. 1796. 8vo. 44 S. Eine vollständige Erzählung, wie der junge Mensch es anlegte, seinen Vater und mehrere Männer von Ansehn zu hintergehn, mehr in dem Tone schamloser

ser Eitelkeit, als der Reue vorgetragen. Das wichtigste in dieser Schrift ist, daß ihr Verf. den Herausgeber der Papiere, seinen Vater, auf das feyerlichste von aller Mitwissenschaft um den Betrug losspricht. Hierauf bezieht sich eine Vertheidigungsschrift des Betrogenen selbst: Mr. Irelands Vindication of his Conduct respecting the Publication of the supposed Shakspeare MSS. Being a Preface or Introduction to a Reply to the critical Labours of Mr. Malone. 1796. 8vo. In dieser Schrift werden noch eine Menge Gelehrten nahmhaft gemacht, die sich durch den Betrug täuschen ließen, und sich zum Theil recht dazu drängten, unter denen genannt zu seyn, welche die Aechtheit der gemachten Entdeckung anerkannt hätten. Daß Hr. Ireland an dem Betrug keinen Antheil genommen und nicht einmal eine Ahndung desselben gehabt habe, läßt sich nach der Ausführung in diesen beyden Schriften nicht mehr in Zweifel ziehn. Merkwürdig ist es, daß, nach der gänzlichen Aufklärung des Betrugs, ein gelehrter Engländer, Sir George Chalmers Esq. es sich nicht verdrießen ließ, in einer sehr weitschweifigen, pedantischen Schrift diejenigen zu vertheidigen, welche an die Aechtheit der Manuscripte geglaubt hatten. Sein, vorzüglich gegen Malone gerichtetes Buch, führt den Titel: An Apology for the Believers in the Shakspeare Papers, which were exhibited in Norfolk-Street. 1797. 8vo. Er bemüht sich zu zeigen, daß eine Menge von Malone's Behaup-

hauptungen zu allgemein und zuversichtlich, andere ganz irrig wären.

VII.

Biographische Nachrichten.

Michel-Jean Sédaine war geboren zu Paris den 4. Junius 1719 und starb den 17. May 1797 in einem Alter von 78 Jahren. Den Ruhm, den er erwarb, verdankt er einzig und allein der Natur und seinem Genie. Das Glück hatte nichts für ihn gethan. In seinem dreyzehnten Jahre war er sich selbst überlassen, und da es ihm an aller Unterstützung mangelte, sah er sich genöthigt, ein Handwerk zu lernen. Er wurde Steinmetz, dann Mauermeister, endlich Baumeister. Die seltne Rechtschaffenheit, mit welcher er sein Geschäfte trieb, war beynah eben so merkwürdig, als sein entschiedner Hang zu der Poesie und vorzüglich zu dem Theater.

Ein artiges Lustspiel La Gageure imprévue und ein Drama in 5 Akten, le Philosophe sans le savoir *) sind seine vorzüglichsten Arbeiten. Aber

*) Von Gotter meisterhaft unter dem Titel übersetzt: Der Weise in der That. Engel behauptete von diesem Stück: es verdiene die nächste Stelle nach Diderots Hausvater im neuern Theater der Franzosen,

Aber vorzüglich haben ihn seine komischen Opern berühmt gemacht. Jedermann kennt Rose et Colas, On ne s'avise jamais de tout, les Sabots, le Roi et le Fermier... In seinem Félix, dem Déserteur, Richard coeur de lion, erhob er sich zu einer ernsthaftern Manier. Fast alle seine Stücke zeichnen sich durch wohlerfundene Charaktere, und überraschende, aber wohlherbeygeführte Situationen aus. Sie sind fast alle mit Beyfall gesehen worden und haben sich auf dem Theater erhalten, so oft man auch die Versification in seinen Arien lächerlich gemacht hat. In der That war seine Sprache, in den Versen vorzüglich, weder rein noch richtig; aber sein Dialog ist fast durchgängig von einer bewundernswürdigen Wahrheit. Ein denkender Künstler, Grétry, sagt in seinem Essai sur la Musique: „Wenn Sédaine den für den Gesang bestimmten Versen keine große Sorgfalt schenkt, so haben dafür die Situationen, die er herbeyführt, nicht findet, wie seine Gegner sagen, eine so gebieterische Kraft, daß sie den ganzen Eifer des Tonkünstlers rege machen. Er sagt fast immer das eigentliche Wort und glaubt sich dann der Mühe überheben zu können, es durch poetische Wendungen auszuschmücken. Dadurch zwingt er den Componisten neue Formen zu ersinnen, um die Originalität seiner Charaktere darzustellen.“ Und an einer andern Stelle: „Hr. Sédaine ist einer von den glücklich organisirten Dichtern, für welche die Natur keine Reize haben würde, wenn sie dieselbe nicht unter allen ihren wahresten

sten Verhältnissen fassen könnten. Jede Situation, die er wählt, wählt er bloß darum, weil er gewiß ist, daß sie diese Wirkung hervorbringen wird. Ich pflege deshalb, während der Vorstellungen, auf die kleinsten Aeußerungen seines Willens Achtung zu geben; wenn er einen Stuhl verschiebt, so sieht er gewiß zum voraus, daß man die Schauspielerin im Profil sehen muß, wenn die volle Wirkung erreicht werden soll. Aber er hat seine Situationen noch mehr gefühlt, als bedacht. — Bey der Vorstellung der berühmten Scene Blondels mit Richard hat man ihn in Thränen zerfließen sehn; so daß man nicht zweifeln darf, daß ihn bey seinen Arbeiten das Gefühl leitet, und daß eine Scene, deren Schöpfer er ist, ihn eben so sehr ergreift, als jeden andern Zuschauer." — Ohnerachtet seines geringen Talentes für die Versification gab Sedaine in seiner Jugend eine Sammlung von Gedichten heraus. Unter diesen sind die Epitre à mon habit und die Tentation de Saint-Antoine fast das einzige, was sich im Andenken erhalten hat. — Mit ausgezeichneten Talenten verband er viele häusliche Tugenden. Er war ein zärtlicher Gatte, ein guter Vater, ein treuer Freund. Er besaß den edeln Stolz und die Einfachheit des Charakters, welche von dem wahren Genie unzertrennlich scheint. Er starb als ein rechtschaffner Mann.

Das Théâtre du Vaudeville feyerte das Andenken dieses Dichters im Favart aux champs Eli-

ées, einem Stücke, welches in seiner Neu- vielen Beyfall erhielt, und jetzt mit einigen :nen vermehrt erschien. Zu der einen bot ein)auspieler des italienischen Theaters, Clairval, der andern Sedaine die Veranlassung dar. s Publikum sah den Dichter, dem es so viele gnügte Abende dankte, mit einem wehmüthigen :gnügen in die Elysäischen Gefilde eingehn. glückliche Gedanke, das Andenken eines be- ten Dichters und der Genossen seines Ruhms eine gefühlvolle und geistreiche Art zu feyern, b nicht ohne Beyfall.

* * *

Einige zufällige Hindernisse haben die Ver- er dieser Bibliothek bis jetzt abgehalten, die ichten der Freundschaft gegen einen ihrer ehema- :n Mitarbeiter, den im Jahre 1795 verstorbe- ı Georg Schaz zu erfüllen und seinem Anden- einige Blätter eines Werkes zu widmen, das ıer Theilnahme in dem verflossenen Decennium vieles verdankt. Wir entledigen uns jetzt dieser licht, in der Hofnung, daß unsre Leser gern ei- ge Augenblicke an dem Grabe eines Mannes ver- ilen werden, dessen Arbeiten sie bey seinem Le- ı ihren Beyfall nicht versagt haben.

Die Lebensumstände des Gelehrten, von wel- :m wir hier Nachricht zu geben haben, sind ßerst einfach. Er war den 1. November 1763 Gotha gebohren. Die außerordentliche Lebhaf- tig-

tigkeit des Knaben, die sich in seinen frühsten Jahren zeigte, hätte eine ungewöhnlich einsichtsvolle Erziehung erfordert; aber hier ging alles den gewöhnlichen Weg. Seine ersten Lehrer kannten keinen Zügel für diesen aufstrebenden rastlosen Geist, als Strenge; und es war noch ein Glück, daß Unterricht und Zucht so sparsam ausfiel, und in dem väterlichen Hause der freyen Entwickelung seiner Talente wenigstens keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Eine etwas schwächliche Constitution kam der eignen Bildung zu Hülfe. Da seine Kräfte für die Vergnügungen anderer Knaben desselben Alters nicht hinreichten, sah er sich bald genöthigt, eine gemächlichere Art von Unterhaltung aufzusuchen. Sehr früh bemächtigte sich seiner eine unwiderstehliche Begierde zu lesen. Ohne Anleitung und Führer las er anfänglich alles was er erhalten konnte. Der Zufall führte ihm einige gute Bücher in die Hände; sein französischer Sprachmeister machte ihn mit dem La Fontaine und Boileau bekannt, und sein guter Verstand lehrte ihn frühzeitig den Unterschied zwischen dem Guten und dem Schlechten, dem Bessern und dem Vortreflichen fühlen. Voll Begierde, alles kennen zu lernen, was seinen Geist nähren könnte, unternahm er in seinem funfzehnten Jahre die Lectüre der Literaturbriefe und der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche damals ein unumschränktes Ansehn genoß. Diese Wahl hat auf die Neigungen seines ganzen Lebens,

Lebens, auf die Richtung und Bildung seines Geschmacks einen großen Einfluß gehabt. Sein entschiedener Hang zur Kritik und der Ton, in welchem er am häufigsten schrieb, muß hieraus erklärt werden.

Schon vorher hatten ihn Lessings Schriften angezogen. Die Denkungsart dieses Schriftstellers, sein Witz und die Eigenthümlichkeit seines Styls war seiner eignen Denkungsart, seinem eignen Geiste am meisten analog. Er las ihn ohn' Unterlaß; er verehrte ihn mit einem Enthusiasmus, dessen nur wenige Jünglinge seines Alters gegen einen Schriftsteller dieser Art fähig seyn dürften. Er beweinte Lessings Tod aus der Fülle seines Herzens. In dieser Gemüthsstimmung schrieb er die schöne Vision Lessing, die man im Anhange zu seiner Uebersetzung von Merciers Träumen findet.

Für jedes nicht ganz blöde Auge war es unverkennbar, wie sehr das Studium dieser Schriften auf seinen Geist gewirkt hatte. Die frühe Gewöhnung, alles nach dem Maaßstabe der Richtigkeit und technischer Regeln abzumessen, war von der einen Seite eben so gefährlich, als sie auf der andern nützlich war; und es könnte leicht seyn, daß, indem er sich eine seltne Sicherheit des Urtheils über die Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks erwarb, er in Ansehung der Beurtheilung der Ideen selbst, bisweilen wenigstens, in eine gewisse Einseitigkeit des Geschmacks verfallen wäre. Die Eigenschaften des Styls, welche er am meisten schätz-

schätzte, Klarheit und Bestimmtheit, Richtigkeit, Lebhaftigkeit, Reichthum an Wendungen, und jenen epigrammatischen Ueberraschungen, die er bey Lessing schätzen gelernt hatte, zeigten sich in den mannichfaltigen schriftstellerischen Versuchen seiner Schuljahre auf eine höchst ausgezeichnete Weise.

Die Talente eines siebzehnjährigen Jünglinges, der mit so vielem Geist und Witz eine so ungewöhnliche Gewandheit des Ausdrucks verband, und eine Fertigkeit zeigte, die einem Manne Ehre gemacht haben würde, blieben dem verstorbenen Stroth, welcher damals dem Gymnasio zu Gotha vorstand, nicht verborgen. Er würdigte ihn sehr bald eines freundschaftlichen Umgangs. Stroth war ein liebenswürdiger Mann, ein Mann von Geist und ausgebreiteten literarischen Kenntnissen. Sein Umgang befestigte die Liebe zur Literatur in der Seele seines jungen Freundes, der seinen Lehrer bewunderte und liebte, und für den dieser Umgang von noch wichtigern Folgen hätte seyn können, wenn Stroth sein Ansehn hätte benutzen wollen, der noch mangelnden Bildung nachzuhelfen und vor den Gefahren der Laufbahn zu warnen, die sein Schüler betrat.

Im J. 1782 begab sich S. nach Jena, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Ich würde sagen, daß die Zeit, welche er dort zubrachte, für ihn verlohren gewesen sey, wenn er nicht einige Freundschaften gestiftet hätte, die bis an seinen Tod gedauert haben. Er setzte seine Lectüre, seine schriftstellerischen Uebungen fort; aber nie haben

seine

eine mehrmals wiederholten Versuche, öffentliche Vorlesungen zu hören, einigen Erfolg gehabt. Auch die stillen Beschäftigungen der Studierstube wurden oft unterbrochen; und die Zerstreuungen, zu welchem ein ausgebreiteter Umgang Veranlassung gab, vernichtete die Ausführung manches Studien-Plans, der vielleicht mit Eifer und Feuer entworfen worden war. In der letzten Zeit seines dortigen Aufenthalts beschäftigte ihn eine metrische Uebersetzung der Adelphen des Terenz mit dem meisten Erfolg.

Durch die Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er zu seinen ehemaligen Gewohnheiten zurückgeführt; und der vertraute Umgang mit Gotter und Schmidt, die ihn bey allen ihren poetischen Arbeiten zu Rathe zogen, trug nicht wenig dazu bey, ihm die Beschäftigung mit der Poesie und Literatur noch theurer zu machen. Der größte Theil seiner Zeit war der Lectüre gewidmet. Ohne Unterlaß studirte er die Meisterstücke der Franzosen, Italiener und Deutschen; sein Geschmack gewann an Umfang und Sicherheit, und sein Talent zu schreiben bildete sich immer mehr durch fleißige Uebungen aus. Er entwarf damals den Plan zu einer metrischen Uebersetzung des Taßo; und eine Uebersetzung der Florentinischen Geschichte von Macchiavell führte er größtentheils aus. Sein Lieblingsgedanke war, wenn er sich durch Vorarbeiten hinlänglich gestärkt haben würde, für die Bühne zu arbeiten. Im J. 1784 schrieb er an einen seiner Freunde: „Ja, mein Freund, ein

Gedanke, der mir sonst, zwar niemals als Ueberzeugung, aber doch oft als Ahndung, Hofnung, Vermuthung durch den Kopf fuhr, der Gedanke einmal — vielleicht — als Dichter zu glänzen, der Gedanke, der zu meinem Unglück nicht ohne Unterstützung von außen blieb, — ist gänzlich, gänzlich verloschen. Doch nein, er hängt wenigstens noch von einer Seite, an einem Faden der Hofnung! Daß mein Plan durchginge, daß ich Gelegenheit hätte, die Welt und den Menschen kennen zu lernen! Daß aus seiner trägen, zwar behaglichen Ruhe gerissen, mein Geist neue Spannung erhielte, und es mir dann verliehen wäre, von dem noch ziemlich dürren Anger unsrer dramatischen Poesie wenigstens ein Winkelchen urbar zu machen! Wie dauern mich die verflossenen Jahre — perdendo inutilmente tanti passi!" —

Sein Hang zu der leichtern Gattung der Poesie wurde kurz darauf durch Veranlassungen begünstigt, deren Erzählung nicht hierher gehört. Es gab eine Zeit, wo kein Tag verfloß, ohne daß ihm ein Madrigal, ein Epigramm, eine Fabel, eine Ode entfallen wäre; aber er selbst legte keinen sonderlichen Werth auf diese Arbeiten, und es bedurfte aller Ueberredungskünste seiner Freunde, um ihn zu einer öffentlichen Ausstellung zu bewegen. Dieses geschah zuerst in dem deutschen Merkur, dessen Herausgeber ihn zur weitern Ausbildung seiner Talente durch Worte aufmunterte — quae possent timido quoque addere mentem. Im

J. 1786

J. 1786 entschloß er sich seine kleinen Gedichte zu sammeln, und diese Sammlung erschien in dem folgenden Jahre unter dem Titel: **Blumen auf den Altar der Grazien.**

Schon seit einiger Zeit hatte ihr Verfasser an mehrern kritischen Blättern Theil genommen. Er hatte eine Anzahl von Schriftstellern durch misbilligende Urtheile beleidigt, und eine noch größere Anzahl, deren Arbeiten er vielleicht nicht einmal gelesen hatte, glaubten von ihm beleidigt zu seyn. Daß er es mit dem reizbaren Volke der Dichter zu thun hatte, machte seine Sache noch schlimmer, und daß er die Waffen des Witzes mit Geschicklichkeit führte, machte ihn allen denen verhaßt, denen ihr eigenes Bewußtseyn nicht viel Gutes erwarten ließ — sunt quos hoc genus minime juvet, utpote plures Culpari dignos. — Kaum waren also seine Gedichte erschienen, als man sich zu rächen suchte. Jedes Epigramm ward ausgedeutet, und, da es nirgends an Thoren fehlt, so war es kein Wunder, daß man überall die Originale des Dichters fand. Die beleidigten Autoren und ihre Freunde schrieben bittere und hohnneckende Rezensionen; die Ton angebenden Journale schwiegen *); der Verfasser hatte tausendfältigen Verdruß und wenig, sehr wenig Freude von seinem Werke.

*) Erst im J. 1792 erschien in der A. L. Z. eine Rezension, in welcher dem Dichter Gerechtigkeit wiederfährt.

Jetzt da der Tod alle persönlichen Verhältnisse aufgehoben hat, würde man wahrscheinlich günstiger über diese Sammlung urtheilen, wenn man sich die Mühe nähme, etwas zu lesen, was vor zehn Jahren gedruckt worden ist. Es würde unnütz seyn zu leugnen, daß sich in dieselbe eine Anzahl von Gedichten eingeschlichen habe, die ihres Verf. nicht würdig sind. Eine übertriebene Bescheidenheit hatte ihn abgehalten, seine Freunde zu Rathe zu ziehn. Keiner von ihnen wußte, was die Sammlung enthalten würde; und bey weitem das meiste war ihnen, bey der öffentlichen Erscheinung derselben, eben so neu, als es dem Publikum war. — Aber man müßte sehr ungerecht seyn, wenn man um einzelner, unbedeutender oder incorrecter Stücke willen, das Verdammungsurtheil über die ganze Sammlung aussprechen wollte. Wir sind fürwahr noch nicht so reich an guten Epigrammen und Madrigalen, um den feinen und treffenden Witz, das zarte Gefühl, die neuen und glücklichen Wendungen, in den Arbeiten dieses Dichters zu verschmähen; und noch ist Correktheit und Gewandheit des Ausdrucks keine so gemeine Eigenschaft unter unsern Dichtern, daß wir neben einem derselben, der sie in einem vorzüglichen Grade besitzt, mit Kaltsinn vorübergehn dürften.

Indeß war die Aufnahme, welche dieses erste Produkt seiner Muse erhielt, eben nicht sehr geeignet, einen Schriftsteller anzufeuern, der, jemehr er das Innere der Literatur unsers Vaterlandes kennen

nen lernte, immer gleichgültiger gegen den Ruhm wurde. Er beschäftigte sich von dieser Zeit an sehr wenig mit der Poesie, und man hat nach seinem Tode nur eine sehr kleine Anzahl späterer Gedichte gefunden, welche die Eingebungen glücklicher Momente waren. Wenn ihn seine Freunde auf die verlaßene Bahn zurückzuführen suchten, pflegte er zu sagen: das wahre poetische Genie kündige sich durch einen unwiderstehlichen Hang, die Kunst zu treiben, an; dieser Hang sey ihm fremd. Er wolle der Natur nicht Gewalt anthun.

Ueberhaupt scheint er von dieser Zeit an, größern Planen nicht mehr nachgehängt zu haben. Die Theilnahme an den angesehensten kritischen Zeitschriften, für die er mit einem Eifer arbeitete, welcher vielleicht ohne Beyspiel ist, kostete ihm bey weitem den größten Theil seiner Zeit. Diese Beschäftigung, deren Lasten er vorzüglich in den letzten Jahren seines Lebens fühlte, wurde bisweilen durch Uebersetzungen unterbrochen, von denen die meisten mit verdientem Beyfalle von dem Publikum aufgenommen worden sind. Wir wollen hier nur der **Denkwürdigkeiten von Goldoni**, der **Laura**, der **Träume von Mercier** (nebst einem Anhange neuer Träume, zur Berichtigung jener,) der **Erzählungen von Cazotte** und der **kleinen Schriften von Franklin** erwähnen, welche eine seiner letzten und vollendetesten Arbeiten war. Im J. 1790 übernahm er die Besorgung der neuen Ausgabe des **Home**, um welchen er sich ausgezeichnete Verdienste erwarb. Eine Menge Stellen sind richtiger über-

setzt, in andern ist der Ausdruck besser gerundet; alle poetischen Beyspiele sind in Verse übergetragen. Einige Jahre darauf fing er mit einigen seiner Freunde die Nachträge zum Sulzer an, welche mehrere sehr schätzbare Beyträge von seiner Hand enthalten.

Während er fast alle seine Zeit der Lectüre, der Erlernung fremder Sprachen und der Schriftstellerey widmete, nahm seine Gesundheit, welche von Jugend auf schwächlich gewesen war, sichtbarlich ab. Er verfiel in eine Art von Auszehrung, deren vornehmste Quelle eine fehlerhafte Organisation seiner Brust war. Nach einer schmerzhaften Krankheit von wenigen Wochen ward er zwischen dem 2. und 3. März 1795 der Welt und seinen Freunden entrissen.

Er hat nie ein Amt bekleidet, und sich nie um ein Amt beworben. Unabhängigkeit, und Freyheit in der Wahl seiner Geschäfte, hielt er für das höchste Gut, das er nur in dem äußersten Nothfall aufzuopfern willens war. Aber er scheute keine Arbeit, selbst die trockenste nicht, wenn er durch sie seine Kenntnisse vermehren, oder seinen Freunden nützlich werden konnte. Seine Gefälligkeit gegen die letztern war ohne Gränzen; während ihn eine oft zu weit getriebene Delikatesse abhielt, ähnliche Dienste, als er erzeigte, von seinen Freunden zu fordern. Sein Umgang war für die, welche ihn näher kannten, in einem hohen Grade anziehend. Die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse,

die

die Leichtigkeit sich mitzutheilen, seine muntere Laune und sein treffender Witz machten ihn zu einem unterhaltenden und liebenswürdigen Gesellschafter. Alle Pedanterey war ihm fremd. Sein Ausdruck war immer richtig, oft schön, aber niemals gesucht. Wer ihn nicht kannte, fürchtete ihn; wer ihn kannte, liebte ihn. Mit Recht hat man gesagt, daß er nie einen lauen Freund gehabt habe. Mit eben so vielem Rechte könnte man sagen, daß er nie einen ruhigen und kaltblütigen Gegner hatte.

So empfänglich er für das Schöne war, eben so reizbar war er für das Gute aller Art. Seine Gewissenhaftigkeit in der Ausübung seiner Pflichten, und die Pünktlichkeit mit welcher er seine Versprechungen zu erfüllen pflegte, war musterhaft. Alle Prahlerey mit Verdiensten und Talenten war ihm verhaßt. Nie erwähnte er seine Arbeiten; und es war ihm peinlich, sie von andern erwähnen und rühmen zu hören. Er haßte die moralische Heucheley so sehr, daß er bisweilen seine Tugenden unter dem Schein der Fehler verbarg, und in seinen Grundsätzen einen Leichtsinn zeigte, von dem er in seinen Handlungen weit entfernt war. Um ihn zu achten, wie er verdiente, mußte man ihn ganz kennen; eine flüchtige Bekanntschaft gab ein irriges und falsches Bild. Witz war das einzige, was er nicht verbergen konnte. Aber diese Gabe schien denen, die ihn verkannten, eine Fackel in der Hand eines Mordbrenners zu seyn. Die ehrlichen Leute hielten ihn für einen gefährlichen, die

Heuchler für einen furchtbaren Menschen; viele hätten ihm alles verziehn, wenn er nur eben so platt und alltäglich gewesen wäre, als sie selbst.

Nie hat sich ein Dichter wahrer geschildert, als er selbst in der Grabschrift gethan hat, die den Beschluß seiner Gedichte macht, und eine seiner vollendetsten Arbeiten ist. Dieses Gedicht wird hier an seiner Stelle stehn. Die Empfindungen und Gesinnungen, die es ausdrückt, sind aus dem Innersten seines Herzens genommen. Vielleicht kann es etwas dazu beytragen, seine Gegner mit ihm auszusöhnen, wenn es der Tod noch nicht gethan haben sollte; ganz gewiß aber wird es in dem Herzen derer, die ihn kannten, die wehmüthige Erinnerung an einen geliebten Freund auf das lebhafteste erneuern:

Ein Jüngling schläft in diesem stillen Grabe,
Der gern gelebt, und doch nicht ungern starb.
Ein zärtlich Herz war seine beste Habe,
Und aller Ruhm, um den er sich bewarb.
Die Musen liebt' er sehr — zwar liebten sie ihn wenig,
Und doch hätt' er dem größten König
Sein Fünkchen Witz, sein schalkhaft Saitenspiel,
Das seiner Fannia und ihm so wohlgefiel,
Für keine Krone hingegeben. —
Die Weisheit lehrt' ihm bald des Goldes wahren Werth,
Drum hat er es mit frohem Muth entbehrt,
Und, unbemüht, nach Würd' und Rang zu streben,

Sich

Sich früh gewöhnt, verkannt und ungeehrt,
Sich selbst und der Natur zu leben.
Zwar gänzlich blieb er nicht vom Loos der Menschheit frey:
Oft hat ein stolzer Wunsch ihm Ruh und Lust verbittert,
Und öfter noch sein Geist vor eitler Furcht gezittert,
Der Tochter banger Phantasey!
Zuletzt entflohn, mit schnellem Schritte,
Gesundheit, Muth und Scherz aus seiner kleinen Hütte,
Und mancher Freund in ihrer Mitte,
Allein sein Mädchen blieb ihm treu.
Dieß seltne Glück hat ihm die Nächte sonder Schlummer,
Die Schwermuth, die aus kranker Seele fließt,
Und allen Schmerz, und allen Kummer,
Das Leben und den Tod versüßt.

* * *

Vielleicht wird man einige von Schazens ungedruckten poetischen Kleinigkeiten hier nicht ungern lesen.

An Herrn * * *.

Auf hundert Stümper paßte sicherlich
Mein Epigramm, doch keiner regte sich,
Als du allein. — Nun paßt es nur auf dich.

An eine Maus in der Falle.

Verwegene, da hast du nun den Lohn
Für dein so strafbares Vergehn!
Du nagtest hier an Wielands Oberon,
Und sahst den Doolin in der Nähe stehn!

An Laura.

Deine Schönheit setzet jedes Herz in Gluth,
Aber deine Strenge raubt ihm bald den Muth.
Dich zu lieben lehrest du die Männer alle,
Willst du keinen lehren, wie er dir gefalle?

Vaterliebe.

Von seinen wohlgerathnen Kindern
Wird Bav geliebet und geehrt,
Bav aber ist nicht dieser Liebe werth.
Er hängt allein an seinen Geisteskindern,
Und diese machen dankbarlich
Vor aller Welt den Vater lächerlich.

Trost auf dem Sterbebette

Stirb unbesorgt! dein Tod erpresset keine Zähren,
Dich kann Welt, Land und Stadt, und Haus
und Weib entbehren.

An Ariadne.

(Beym Anblick einer schönen fast vollendeten Bild-
säule derselben.)

Ein Anbeter brach dir einst den Schwur der
Treue:
Pallas schenkt für Einen dir jetzt tausend neue.

Grabschrift eines unglücklichen Dichters.

Mit leichtem Sinn,
Ging er dahin,
Der Schöpfer süßer Lieder!
Verkannt blieb er, verfolgt, gehaßt,
Das Leben ward ihm eine Last,
Zehn setz' ich gegen eins, er kömmt nicht wie-
der.

An einen Katholiken
(am Schlusse seines ersten Ehejahres.)

Nun hoff' ich wirst du doch gestehn,
Die Herren Päbste konnten wohl auch fehlen,
Und wenn sie sieben Sakramente zählen,
Daß sie um Eins sich mindestens versehn:
Freund, oder glaubst du noch es sey
Die Eh' und Buße zweyerley?

Warnung an einen Jüngling.

Flieh die Syrenen, flieh, wenn schon von ihren Lippen
Verstand und Witz, selbst Tugendrede rinnt:
Oft strandet rettungslos das beste Schiff an Klippen,
Die in der glatten See dem Blick verborgen sind.

Das Gleichgewicht.

In Strömen fließt der Völker Blut und Geld,
Doch nicht umsonst. Des Gleichgewichts
Europens wegen ficht der Held,
Sengt, plündert, mordet — unsertwegen.
Und — seht ihr nicht des Himmels Seegen? —
Bald stehn die Schalen gleich, bald ist in beiden nichts.

Erlaubter Wunsch.

Ja, Strephons junge Braut ist reich an Cypris Gaben;
Frisch, rund und voll, und freundlich, sanft und mild!
Ich möchte wohl auch solch' ein reizend Bild
Auf meiner — Dose haben.

Auf

Auf eine Bildsäule der Zeit.

Du, die du keiner Macht auf diesem Erdball weichest,
Nur Thoren ist dein Zepter schwer;
Wenn du die Lust, den Scherz, die Freuden uns verscheuchest,
Dann führest du die Weisheit her.

Meiner Elise.

Dein war der letzte Ton der Laute,
Die siebzig Monden nun bedeckt vom Staube schlief;
Dein sey auch wiederum der erste, meine Traute,
Den meine Hand aus ihren Saiten rief.
Durch dich war mir manch Liedchen einst gelungen,
Und wenn ich mir ein kleines Lob ersungen,
Wem dank' ich's als dem Geist, womit du mich beseelt?
Nimm — Schöpferin von allen meinen Freuden,
Nimm, Trösterin in allen meinen Leiden:
Von dem, den sich dein Herz aus vielen auserwählt,
Die kleine Gabe hin! Was könnt' ich Armer geben,
Das deiner würdig sey? Und wär' ich groß und reich,
Und wär mein Eigenthum ein weites Königreich,
Ich könnte dich auf einen Thron erheben;
Doch tilgen meine Schuld? — auch dann vermöcht' ich's nicht.
Du meiner Tage Schmuck, du meiner Seele Licht,

Was

Was ich dir längst geweiht, der Rest von meinem Leben,
Ist ein Geschenk, dem du erst einen Werth gegeben.

Kunstnachrichten.

Dresden.

„Wir haben hier das Vergnügen gehabt, die seltenen alten Tapeten (Hautelisse) öffentlich im Japanischen Palais ausgestellt zu sehen, welche nach den bekannten Cartons des Raphaels, die sich in England befinden, gewirkt worden sind. Diese Tapeten, welche vor langer Zeit hieher gekommen sind, waren durch den ehemaligen Gebrauch völlig unkenntlich geworden. Herr Lechner, Inspektor der hiesigen Sammlung indischer und anderer fremder Porcellaine, besitzt die Kunst dergleichen Werke wieder herzustellen. Er hat diese Tapeten so gereinigt, daß sie, ganz frisch und neu, eben erst aus des Meisters Händen zu kommen scheinen. Ueberhaupt ist in diesen Kunstwerken viel Schönes. Es sind ihrer sechse *), und, wie Sie aus den Kupferstichen

*) Die siebente hat sich zur Zeit noch nicht wiedergefunden. Pabst Leo X. ließ diese Tapeten, nach colorirten Zeichnungen von Raphael, die itzt der König von England besitzt, dreymal zu Brüssel wirken; einmal für sich selbst, einmal für Kaiser Karl V. und einmal für den Churfürst von

chen wissen, Gegenstände aus der Geschichte Christi. Die Figuren sind über Lebensgröße."

Schubert.

Das vor einem Jahre von Herrn Bause angekündigte Bildniß Gustav Adolfs wird nach der Michael-Messe dieses Jahrs herauskommen.

von Sachsen, Friedrich den Weisen. Weder zu Madrit noch zu Wien weiß man, wo die dem Kaiser verehrten hingekommen sind; die neu wieder hergestellten zu Dresden fand der Hr. Hausmarschall Freyherr von Racknitz zusammengerollt auf einem Boden: sie sind wahrscheinlich nie aufgehangen worden, vermuthlich wegen der damaligen Disharmonie zwischen dem Sächsischen und Päbstlichen Hofe. Als Moritz die Churwürde erhielt, hatte man das päbstliche Geschenk entweder schon vergessen, oder wollte absichtlich es nicht öffentlich zeigen.

A. d. H.

Ende des ersten Stücks.

Von folgender, in jedem Betracht merkwürdigen Schrift erscheint nächstens im Verlage der Dykischen Buchhandlung eine deutsche Uebersetzung:

Le Culte des Théophilanthropes, ou Adorateurs de Dieu et amis des hommes; contenant leur Manuel et un Recueil de Discours, Lectures, Hymnes et Cantiques pour toutes leurs fêtes religieuses et morales.

Neue Verlagsbücher der Dykischen Buchhandlung in Leipzig.

Zur Michael-Messe, 1797.

Capua's Abfall und Strafe, von A. G. Meißner. 8. Mit Kupfern. Auf Velin-Papier 1 rthlr. 8 gr.
Auf gewöhnlich Schreibepapier 20 gr.

Geschichte des Revolutionskriegs in St. Domingo, von Bryan Edwards, Esqu. Aus dem Englischen. 1ster Theil, nebst einer Landcharte gr. 8. 1 rthlr.
(der 2te u. letzte Theil erscheint noch in d. Jahre.)

Entwurf von *Platons* Leben, nebst Bemerkungen über dessen schriftstellerischen und philosophischen Charakter. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehn von *Karl Morgenstern*. gr. 8. 16 gr.

R. Sullivans Uebersicht der Natur, in Briefen an einen Reisenden; nebst Bemerkungen über den Atheismus und dessen Verbreitung in itziger Zeit. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von D. B. E. G. Hebenstreit. 3ter Band. gr. 8. 1 rthlr. 8 gr.
(der 4te und letzte Band erscheint Ostern 1798.)

Bemerkungen über die Religionsfreyheit der Ausländer im Russischen Reiche, in Rücksicht auf ihre

verschiedenen Gemeinen, kirchlichen Einrichtungen Gebräuche und Rechte, von Joach. Christ. Grot. 2ter Band. gr. 8. 1 rthlr. 8 gr.

(der 3te u. letzte Band erscheint noch in d. Jahre.)

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche für praktische Aerzte, 17ten Band. 2tes Stück. gr. 8. 9 gr.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste; 60sten Band. 1stes u. 2tes Stück. gr. 8. jedes à 12 gr. 1 rthlr.

Gottesverehrungen der Neufranken; oder Ritualbuch der Theophilanthropen, einer unlängst zu Paris entstandenen religiösen Gesellschaft. Aus dem Franz. Nach der zweyten Auflage. 8.

Historisch- statistisch - topographische Beschreibung von Südpreußen und Neu - Ostpreußen; oder der Königl. Preus. Besitznehmungen von Polen, in den Jahren 1793 und 1795, von einer Gesellschaft von Gelehrten; 1ster Band, mit sechs Kupfertafeln. gr. 8. (erscheint zu Weihnachten.)

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Sechzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1797.

VIII.

Erholungen. Herausgegeben von W. G. Becker. Erstes Bändchen, 292 S. Zweytes Bändchen, 272 S. Drittes Bändchen, 284 S. Viertes Bändchen, 284 S. Leipzig, bey Voß und Compagnie. 1796. 8vo.

Die Absicht dieser Sammlung, von welcher jedes Vierteljahr ein Bändchen erscheint, wird durch ihren Titel angezeigt; über die Art aber, wie dieselbe erreicht werden soll, hat sich der Herausgeber nur auf eine negative Weise erklärt, indem er bemerkt, daß alles Politische und Wissenschaftliche von der Aufnahme in seine Quartalschrift ausgeschlossen seyn soll. Diese Erklärung wird in einer Vorrede von wenigen Zeilen, mit Vermeidung aller der marktschreyerischen Künste, mit denen jetzt Schriftsteller und Buchhändler das gutmüthige Publikum um ihre Bude zu versammeln suchen, abgegeben. Was dieses bescheidene und anspruchslose Auftreten für eine Wirkung gehabt habe, wissen wir nicht; aber es wäre um der Grazien des Anstandes und der Sittsamkeit willen zu wünschen, daß dies-

ses eine Beyspiel recht viele Nachahmer finden möchte. Kräftige und große Versprechungen ziehen große Forderungen und bittere Kritiken nach sich; Bescheidenheit und Ruhe aber theilt sich den Gemüthern der Leser und Kunstrichter mit. Stolz auf wirkliche Verdienste hat zu allen Zeiten Misgunst erregt; aber Hohn folgt dem Stolze auf Verdienste, die erst noch errungen werden sollen. Nun giebt es aber wenige Schriftsteller, die das Wohlwollen ihrer Beurtheiler gänzlich entbehren könnten oder möchten; und gleichwohl ist keine Gattung derselben reizbarer und zorniger, als gerade die, welche durch ihren Ton und Miene zu den allerstrengsten Urtheilen auffordert. Dieß ist freylich sehr natürlich. Wer nur immer die schmeichelnde Stimme der Eigenliebe in seinem Innern hört, wird in jedem Urtheile, das ihm nicht ohne Einschränkung huldigt, Partheylichkeit, bösen Willen und Unkenntniß sehn. Wir alle sind ziemlich geneigt, nur denen Einsicht und Geist zuzugestehn, die mit uns überein denken; wie sollte die entschiedene Eigenliebe in einem misbilligenden Urtheile Einsicht und Geist anerkennen?

Bey keiner Art von literarischen Produkten ist vielleicht der Kunstrichter so sehr in Gefahr, die Vorschriften der Billigkeit aus den Augen zu setzen, als bey periodischen Schriften, bey denen das plura nitent für die Vollkommenheit selbst gelten muß. Ein Journal, in welchem nichts mittelmäßig, alles vortreflich wäre, wird so lange ein frem-

mer Wunsch bleiben, bis sich die besten Köpfe der Nation ernstlich vereinigen werden. Aber wenn wird eine solche Vereinigung statt finden? Wenn wird der Geist der Partheysucht, der Einseitigkeit und örtlicher Verhältnisse in dem Geiste der Humanität und eines wahren Patriotismus untergehn?

Die vor uns liegende Sammlung empfiehlt sich durch eine Anzahl schätzbarer poetischer und prosaischer Arbelten, und einen liberalen, anständigen Ton. Aber etwas mehr Abwechselung und Mannichfaltigkeit dürfte ihr wohl zu wünschen seyn. Der ganze Inhalt dieser vier Bände läßt sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, unter zwey Klassen bringen: Gedichte und Erzählungen. Jene sind nicht alle von der Art, daß sie auf viele Leser rechnen dürften; und auch unter diesen haben mehrere eine gewisse Aehnlichkeit in der Anlage und Behandlung, die zwar zufällig, aber doch dem Interesse nicht günstig ist. Wir wollen die einzelnen Aufsätze durchgehn, und diese Anzeige mit einem kurzen Urtheile begleiten.

Erster Band. I. Marianne Rosenfeld, eine Erzählung von Kretschmann. Wenn jemals das amphora instituit eine Anwendung gelitten hat, so ist es hier, wo sich der Leser am Ende ganz überrascht findet, so mancherley Anstalten zu Nichts werden zu sehn. Die ganze Erzählung scheint um einiger recht vernünftiger Betrachtun-

gen über Weiber und Heyrathen willen erfunden zu seyn; aber die Erfindung selbst ist so unbedeutend, daß auch ein noch wichtigerer Schatz von Weisheit kaum hinreichend seyn dürfte, den Verdruß des Lesers über seine getäuschte Erwartung aufzuwiegen. Man dürfte sich schwerlich überreden können, daß der Verf. beym Anfange der Arbeit etwas von ihrem Ende gewußt habe; so auf gutes Glück, so ohne Zweck ist der erste Theil der Erzählung entworfen. Die ganze Geschichte von der Erziehung und den Reisen des Grafen, so wie die Schilderung seines Hofmeisters, der nur auftritt, um zu essen, zu trinken und zu sterben, konnte füglich wegfallen, oder auf Eine Seite zusammengezogen werden. Die Geschichte finge noch früh genug an, wenn sie auf der 21sten Seite begönne, und der Leser würde durch diese Abkürzung nichts weiter als einige humoristische Züge eingebüßt haben, die uns wenigstens nicht von dem besten Geschmacke scheinen. Wir wollen nur Eine Probe geben: S. 10. heißt es in der Geschichte der Reise des Grafen Franz: „So fuhr nun Herr und Diener in den großen Stiefel Europens hinein, von Turin bis Reggio. Sie kehrten zurück und blieben in der Gegend der heiligen Wade zu Rom sitzen, um da in aller Andacht Altes und Neues nach Herzenslust zu genießen. Auch hierzu fand der Graf mehr als eine Gelegenheit, und nutzte sie so gierig, daß dem ehrlichen Kammerdiener endlich das Herz im Leibe zu krachen anfing. Hier war nicht der Soff der vereinigten Niederlande,

nicht

nicht Großbritanniens Punschrausch, nicht Galliens Liqueurhieb; es war eine weit verwickeltere und feinere Art von Trunkenheit" u. s. w. Die Unterredung des Grafen mit dem alten Gerichtsdirector ist der beste Theil der Geschichte, wenn auch schon nicht mit sonderlicher Kraft behandelt, und, wie das meiste, ohne Ebenmaaß. II. An Lina, ein poetischer Brief, von Tiedge. Eine vierzig Seiten lange Epistel in fünf- und sechs-sylbigen Trochäen, die, so wie sie den Dichter in ein Labyrinth von Weitschweifigkeit verwickeln, den Leser in Schlaf wiegen. Der Verf. handelt die Thorheiten der Eitelkeit vorzüglich im Alter ab, und stellt eine lange Gallerie platter weiblicher Charaktere auf, in denen die Umrisse oft widerlich und hart, die Farben verblichen und matt sind. Wir wissen das Verdienstvolle der moralischen Tendenz des Verfassers sehr wohl zu schätzen; aber die Stimmung, aus welcher dieselbe entspringt, so achtungswerth sie den Menschen macht, ist für den Dichter doch nichts weiter, als was ein wohlgewählter Grund für den Mahler ist. Hier sieht man auf dem Grunde blasse Gestalten ohne Leben und Wärme umherschwanken; abstoßend durch ihre Häßlichkeit und eben so wenig durch die auf ihre Darstellung gewendete Kunst einladend. Es ist an sich schon ein gefährliches Unternehmen, eine Anzahl von Misgestalten nebeneinander aufzustellen; aber durch ästhetische Fülle und eine weise Auswahl der kräftigsten und bedeutungsvollsten Züge kann selbst die Misgestalt anziehend werden. Aber hier fin-

den wir nur Fülle von Worten, nicht von Einbildungskraft, und unter der Menge verbrauchter Züge manchen, welcher den Schönheitssinn des Lesers ohne alle Noth beleidigt. So S. 57.

Mirta hat — wie lange
Schon — ihr Herz verspielt!
Ob es draußen hagelt,
Donnert oder blitzt,
Weiß sie nicht; sie sitzt
An den Tisch genagelt,
Mischt die Kart' und schwitzt.

Der wüste Mund einer abgelebten Schöne, und der Spiegel, der voll Rosenhügel schöner Wangen blüht, verräth zugleich Mangel des Geschmacks in der Wahl und in der Zusammensetzung der Bilder. Jenes ist ekelhaft; dieses ist abgeschmackt. Wer mag in folgendem Portrait auch nur einen Funken der genialischen Kraft entdecken, ohne die der beste Versifikator doch nicht viel mehr als ein Handwerker ist:

Clara ist nicht witzig,
Ihre Lästerung
Ist nur eigennützig,
Ist nur Huldigung,
Die sie, sich zu bringen,
Andern Weibern raubt:
Solche Ehren, glaubt
Clara's Neid, umschlingen
Dann ihr eignes Haupt;
Ja sie meynt zum Engel

Sich hinaufgesiegt (?)
Wenn sie eigne Mängel
Dreist an Andern rügt.

In der That scheint zwar der Verfasser nach Eigenthümlichkeit zu streben; aber diese liegt dann nicht in der Neuheit der Form, sondern in geschraubten Ausdrücken, die einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, mit dem Scheine der Neuheit täuschen. Kann man den Gedanken, daß an einem Frauenzimmer alles fremd und erborgt sey, seltsamer ausdrücken, als in folgenden Zeilen geschieht: (S. 64.)

Stieß Aline nicht
Selber ihr Gesicht
Weg aus ihrem Wesen,
Als sie, Zug für Zug,
Wie des Kopfes Federn
Weit und breit aus Bädern
Sich zusammentrug?

oder in der Reflexion (S. 65.):

Ja, aus Freud' und Leid,
Kurz, aus allen Sachen
Weiß die Eitelkeit
Eitelkeit zu machen.

III. Leid und Freude. Eine Revolutionsscene in einem Familienschauspiele, von Weiße. Man gefällt sich in der Gesellschaft der braven wohlgesinnten Menschen, welche in diesem kleinen Stücke auftreten. Die Handlung, welche nur wenig Verwick-

wicklung hat, ist zu einem Vehikel benutzt worden, billige Gesinnungen über verschiedene mit der Revolution verwandte Gegenstände mitzutheilen. Der Ausgang thut nicht seine volle Wirkung, weil die Auflösung nicht genug vorbereitet ist. Die flüchtige Erinnerung der Madam Allemand (S. 112.) über ein zurückgelassenes Kind ist, wenn sie dem Zuschauer auch nicht entgehen sollte, doch zu unbestimmt und vorübergehend, um uns das Wiederfinden dieses Knabens so fühlen zu lassen, wie es wohl seyn sollte. IV. Moranzela, Sultanin von Granada; eine mohrische Erzählung, von A. W. Schlegel. Der aus Gines Perez Historia de las guerras civiles de Grenada entlehnte Stoff ist frey behandelt, und zu dem was eigentlich historisch ist manches hinzu erfunden worden, das der Geschichte mehr Zusammenhang und innere Wahrscheinlichkeit giebt. Das Interesse der Begebenheiten, in der Geschichte der Verwirrungen eines anarchischen Staats; der Contrast der Sitten, in dem öffentlichen Leben der Ritter und der stillen Eingeschlossenheit der Weiber; der Contrast der Charaktere und der Ereignisse, vorzüglich in der Geschichte der schönen Moranzela, ist von dem Verfasser mit Einsicht benutzt worden. Aber die Wirkung des interessanten Punktes der Geschichte, Moranzelas Gefahr und Rettung, wird durch die unverhältnißmäßig lange historische Einleitung geschwächt, und die Schicksale des Sultans nehmen einen größern Raum ein, als der Zweck der Erzählung rechtfertigen dürfte. Der Vortrag

ist

ist ungezwungen und lebhaft; aber vorzüglich die zweyte Hälfte zeichnet sich durch eine sanfte und gefällige Farbengebung aus. Moranzelas Betragen in ihrer Gefangenschaft, ihr schönes Verhältniß zu Esperanza, ihrer Freundinn, und das reizende Helldunkel, das sich aus der düstern Farbe des Unglücks und dem sanften Glanze einer schönen Schwärmerey mischt, wird in jedem empfänglichen Gemüthe einen angenehmen Eindruck zurücklassen. **V. Der dankbare Appenzeller, von Meißner.** Eine ziemlich unbedeutende Geschichte. **VI. An Fanny, von Jünger.** Eine witzige poetische Kleinigkeit, in welcher ein mehrmals gebrauchter Gedanke mit Geist benutzt ist. Eine sorgfältigere Bearbeitung des Ausdrucks und der Versification würde diesem Gedichte einen Platz unter unsern besten lyrisch-epigrammatischen Gedichten verschaffen. **VII. Der Pranger.** Ein Gemählde aus dem häuslichen Leben, von G. W. C. Starke. In der bekannten Manier des Verf. ein wenig breit erzählt und noch breiter dialogisirt. **VIII. A— an Tiedge und Antwort darauf.** Eine Freundin räth dem Verf. ab, Satyren zu schreiben; weil nichts dabey herauskomme, weil Gott selbst den Narren ihren Platz in der Welt gönne, weil jedes Laster durch eine Tugend bezahlt werde, und weil — doch das müssen wir die Briefstellerin selbst sagen lassen:

Gott hat das Laster selbst gezeichnet,
Die Tugend schuf er selbst so schön;
Und wer die Grenzen beyder läugnet,

Der

Der braucht ja beyde nur zu sehn.
Die Tugend wandelt hell und heiter,
Das Laster kriecht und scheut das Licht:
Was brauch' ich nun zur Tugend weiter,
Als nur ein Herz und ein Gesicht?

Wir zweifeln, daß dieses irgend jemand für Naivetät gelten lassen werde. Von der Antwort auf diese Aufforderung, in welcher die gute Meynung bey weitem das beste ist, müssen wir eben das sagen, was wir von der Epistel an Lina geurtheilt haben. Sie ist weitschweifig und zeigt mehr eine gewisse Fertigkeit Verse zu schreiben, als Anlage zum Dichten; mehr moralische Absichten, als einen reinen und richtigen Geschmack. In der Beschreibung des Geistlichen S. 247. f. welche mit einem glücklichen Zuge eingeleitet wird,

Wer ist der Mann von dessen Lippen
Das Lob der Tugend sich ergießt,
Wie eine Quelle, die von Klippen,
Von unfruchtbaren Klippen fließt —

zieht der geistlose Stoff den Verfasser recht sichtbar bis zum Niedrigen herab. Der Christenglaube, den der Oberhirt für einen guten Schmaus zum Fenster hinauswirft; die geistlichen Bücher, die er mit einem derben Spaße dem Mottenfraße und wer sie sonst noch fressen mag, überläßt; der Bauch, der von der Bank bis zum Tische hingereift ist; die gesattelte Postille, auf der er ins Christenthum hineinreitet; alles dieß ist in einem sehr schlechten Geschmack. Und warum verweilt

weilt nur der Verf. so gern in dem Kreise der allergeistlosesten Thoren, die viel zu tief unter der Satyre stehn, und durch keine Satyre verbessert werden können; Menschen, denen man mit Mitleiden aus dem Wege geht, und an denen sich nur Muthwillen, oder Geckerey, oder eine ihnen ähnliche Einfalt reiben mag? Wenn der Satyrendichter Geschöpfe der Art, wie der dumme Crispin, der Schlemmer Pull, die abgeschmackte Corinna u. a. eines einzigen Blickes würdigt, so ist es genug; ausführliche Schilderungen ihrer flachen, widerlichen Physiognomien würden durch den größten Aufwand von Witz und Laune doch nur erträglich werden. Wie aber, wenn auch diese Ingredienzien fehlen; wenn man überdieß in Sprache, Vers und Reim Spuren einer Peinlichkeit wahrnimmt, die überall, und am meisten bey einem Stoffe, der gar keiner Mühe würdig ist, misfällt? Unsre Leser mögen selbst urtheilen:

Corinna will nichts seyn; sie kann und will nur täuschen:
Und drum versteckt sie sich mit mühevollem Fleiß
Tief hinter ihren Glanz und tritt dann mit Geräuschen
In den erwartungsvollen Kreis.
Und was geschieht? Es wird ein großes Wesen,
Wie Aufstand der Natur, wie Aufgang eines Lichts!
Ein rednerischer Pütz, verrätherisch erlesen!

Sie

Sie trägt den ganzen Sinn (?) aus Cassel, Wien
und Dresen (?)
Und hinter diesem Glanz steckt dann so viel als
nichts?

IX. **Die Gewissensfrage**, von dem Herausgeber. Uns dünkt, daß das Zurückführen der Geschichte in ihren einzelnen Theilen auf einen etwas unbestimmten philosophischen Gesichtspunkt dem Interesse, welches wir an der Begebenheit selbst nehmen, Schaden thut. Ist die Geschichte wahr, so lassen sich gegen ihre Anlage keine weitern Einwendungen machen, und sie kann als ein Beytrag zur Sittengeschichte von Rom mit Vergnügen gelesen werden. Wäre sie erdichtet, so hätte die Katastrophe, unsrer Einsicht nach, ganz anders erfolgen müssen. Der Vorsatz, das schöne Mädchen zu befreyen, hätte nicht bloßer Vorsatz bleiben; aber das Unternehmen selbst hätte ihren Tod beschleunigen müssen. Dann würde auch die **Gewissensfrage** in ein ganz anderes Licht getreten seyn. Der Ton der Erzählung ist sehr gefällig. Der Verf. versteht die Kunst, durch kleine lebendige Züge auch das an sich Gewöhnliche anziehend zu machen.

X. **Sappho bey Erblickung des (eines) Lichtes.** Es herrscht in dieser Ode der verstorbenen Karschin der ächt lyrische Geist, der sie in ihren bessern Arbeiten beseelte, neben den Fehlern, in die sie so leicht durch ihren unsichern Geschmack verführet wurde. Der Anfang ist ganz in ihrer schlechten Manier:

Du brennend Fett vom schon verzehrten Thiere,
Du flammend Tocht, du schwaches Licht.

In folgenden Stanzen hingegen wird man wahres Genie, bey allen Mängeln des Ausdrucks, den sie nie ganz in ihrer Gewalt hatte, nicht verkennen:

Wenn um mich tausend Lampen angezündet
Helleuchtend wären, wie des Mondes Pracht,
Durch dessen Licht den Weg der Wandrer findet,
So blieb es doch in meiner Seele Nacht.

Da möcht' ich sitzen in der dunkeln Höhle,
In die der Schäfer seine Heerden trieb,
Als vor dem Donner die erschrockne Seele,
Sich nicht bewußt, noch in ihm blieb.

Bis über ihm ein starker Sturm die Flügel
Mit größerm Brausen, mit Gewalt erhub,
Den Sandfels schlug und dann ein Stück vom Hügel
Herunterschüttelnd warf und ihn begrub.

Zweyter Band. Friedrich der Große; ein episches Gedicht; Erster Gesang; von Kretschmann. Durch die Benennung episches Gedicht, glaubt sich der Verf. einen seiner Absicht angemeßnen Spielraum zu verschaffen, den ihm der Titel einer Epopöe entzogen haben würde. „Die Epopöe, sagt er in der Vorerinnerung, hat nur Eine Begebenheit, die durch Einen Helden bewirkt wird, zur Grundlage; das epische Gedicht hingegen ist an die Einheit der Begebenheit nicht gebunden.“ Es war die Absicht des Dichters in einer Art von

cyclischem Gedichte die Thaten Friedrich des II. an einander zu reihen. Vielleicht erregte Hrn. Jenisch Borussias diese Idee; aber, wie dem auch seyn mag, der Verf. hat sie auf einem originalen Wege verfolgt. Episch kann indeß dieses Gedicht wohl schwerlich genannt werden. Das freye, zügellose, immer abwechselnde Sylbenmaaß, das sich mit der Ruhe des epischen Vortrags ganz und gar nicht verträgt, würde den epischen Stoff in die Region der lyrischen Poesie hinüber spielen, wenn auch wirklich der Dichter von einer epischen Stimmung ausgegangen wäre. Aber vielleicht würde dann der Dichter ein solches Sylbenmaaß gar nicht gewählt haben. Die epische Begeisterung, welche, durch die Betrachtung einer ganz vollendeten Handlung erregt, in der Darstellung der Handlung selbst Befriedigung sucht, macht einen abgemessenen, regelmäßigen und steten Gang nothwendig; während die lyrische Begeisterung, die durch das so eben entstehende, augenblicklich auf das Gemüth eindringende hervorgebracht wird, ihren Charakter durch einen ungleichförmigern Schritt ausdrücken wird. Ob aber grade eine solche Ungleichförmigkeit, wie sich Hr. K. erlaubt hat, in irgend einer Gattung — die burleske etwa ausgenommen, — gerechtfertigt werden dürfte, möchte eine andere Frage seyn. Uns scheint die Zügellosigkeit eines solchen Sylbenmaaßes, das bisweilen in jeder Zeile einem andern Gesetze folgt, alle Vortheile wieder aufzuheben, welche aus dem Gebrauche des Sylbenmaaßes überhaupt entspringen. Wenigstens können wir in

die-

dieser Regellosigkeit keinen andern Vortheil wahrnehmen, als den Vortheil der Bequemlichkeit, welcher aber noch größer seyn würde, wenn man die Natur auch noch des kleinen Restes der Fesseln entledigte, mit welcher die Kunst sie nicht ohne dringende Gründe belastet hat. Aber auch abgesehn von dieser Anomalie, ist überhaupt in dem ganzen Gedichte nichts, das die Benennung eines epischen Gedichtes rechtfertigte. Es sind keine Begebenheiten, es ist keine Handlung, was der Dichter darstellt, sondern Empfindungen und Bilder, die sich bey der Betrachtung gewisser Begebenheiten in seiner Seele erheben; es ist also recht eigentlich lyrische Poesie. Aus diesem Gesichtspunkte muß das Gedicht betrachtet werden; aber wir fürchten, daß es auch aus diesem Gesichtspunkte nur wenigen Lesern Genüge thun werde. Man bemerkt zwar ein immer reges Bestreben, alles in das Gebiet des Erhabnen hinaufzuziehn; aber eben dieses bemerkbare Streben verbreitet einen rhetorischen Frost über das ganze Gedicht. An mehr als einer Stelle, in welcher die Einbildungskraft recht eigentlich zu herrschen begehrt, glauben wir wahrzunehmen, daß die Bilder, nicht, wie es seyn sollte, durch die Macht der Begeisterung aus ihren Tiefen hervorgelockt, sondern bald mühsam heraufgetrieben, bald nur von der Oberfläche geschöpft, bald durch eine leichte Operation des Gedächtnisses herbeygerufen sind. Einen so reichhaltigen Gedanken, wie in folgenden Versen angedeutet wird, (S. 5,) hätte der Dichter ent-

entweder gar nicht berühren, oder er hätte tiefer schöpfen sollen:

O so erhebet nur den stolzen Blick, ihr Fürsten,
Hierher, aus eurem Weyhrauchs-Wolkenduft!
Hier schläft ein König, dessen Namen
Die Ewigkeit durch Erd' und Himmel ruft;
Indeß sein Herz, sein Arm, sein Auge modert,
Hier in der finsterstillen Todtengruft.

Wenn wir nicht irren, so hat das Streben nach einer Fülle poetischen Schmuckes, welches von einer wahren Bewegung der Einbildungskraft nicht hinlänglich unterstützt war, an einigen Stellen eine Verwirrung von Bildern hervorgebracht, die sich vor dem Richterstuhle des Geschmacks nicht so leicht rechtfertigen lassen dürfte. Der Dichter fordert S. 6. seine Harfe, die er, etwas sonderbar, das Mädchen seiner Jugend nennt, um durch ihre reinen Melodien die Ungeheuer der Verläumdung und des Neides zu bannen, welche um Friedrichs Grab schleichen:

Du aber, Wahrheit, komm und salbe du den Ringer:
Hier ist die Hand auf treuen Bund!
Dein Muth ermanne mich; mit deinem Rosenfinger
Entsiegle Herz und Mund!
Denn ich will kämpfen, ich will ringen
Um diesen Kranz auf jenen Höhn:
Ich will ihn stolz zum Opfer bringen
Dem Einzigen!

Von

Von dir, o Göttin Wahrheit, fleh ich Wahrheit;
Fleh ich, sey du mir Recht und Licht!
Dann fürcht' ich vor mir her der hellen Fackel Klarheit,
Den irren Gang der raschern Muse, nicht.

Ist es nicht sonderbar, daß sich der Barde, der durch die Kraft seiner Melodien die Furien der Unterwelt verscheuchen wollte, mit einmal in einen Ringer verwandelt, der nicht mehr durch magischen Zauber, sondern durch eigentlichen Kampf, einen Kranz, der ihm in der Höhe ausgesteckt ist, erringen will? Er erfleht hierzu den Beystand der Wahrheit, die ihn nicht nur salben, sondern — was bey einem Ringer eben nicht sehr nöthig scheint — Herz und Mund aufsiegeln soll. Aber auch diese Bestimmung seiner Kräfte scheint er wieder zu vergessen, indem er der Fackel der Wahrheit, in der Begleitung oder unter der Führung der Muse, nachgeht. — Ziemlich sonderbar sind auch in folgender Stelle die mit unnützer Ueppigkeit gehäuften Bilder gruppirt:

Laß seyn, daß auf dem unbesorgten Wandel
Ein Dorn des Jünglings Ferse sticht;
Daß er am Stamme süßer Mandel
Auch bittre Frucht von falschen Sträuchern (Sträuchen) bricht;
Laß seyn, daß zwischen thauerfüllten Glocken
Die giftige Napell ihm winkt;
Daß aus der Dryas dichten Locken
Ihm eine Schlang' entgegen springt;

Daß er, vom goldbestaubten Schmetterling verführet,
Sich auf der Schwindelhöh' verlieret,
Wo tief im Abrund schon der Tod
Mit ausgestrecktem Arme droht!
Ihn schützt der Vorsicht Hand u. s. w.

Wozu mag es dienen, einen Gedanken durch eine solche Reihe von Bildern zu führen, wenn auch diese Bilder wirklich viel besser gewählt und contrastirt wären? Sollte dieß irgend jemand für Fruchtbarkeit halten können?

Es ist in diesem Gedichte ein großer Aufwand von allegorischen Personen gemacht. Diese machen das Gemählde ziemlich bunt; daß sie es aber sonderlich belebten, können wir nicht sagen. An die Vermischung der heidnischen und christlichen Mythologie scheint sich der Verf. gar nicht gestoßen zu haben. Aber wir zweifeln, daß seine Leser eben so nachsichtig seyn werden. Wenigstens braucht man nicht eben übrig strenge Grundsätze zu haben, um eine Verwirrung des Costume, wie in folgender Rede der christlichen Religion, widersinnig zu finden:

Ach Schwestern! ach ihr schönen Musen,
Ihr holden Grazien, was soll mit mir geschehn?
An eurer Hand, an eurem Busen
Wird er mich einst verschmähn!

Von dem Ton und Styl dieser Rede, so wie von der, welche zur Antwort gehalten wird, wol-

wollen wir nichts sagen. Es giebt Dinge, die sich selbst hinlänglich verurtheilen, um einen Richter nöthig zu haben.

Der erste Gesang beschäftigt sich mit Friedrichs Kindheit; der zweyte (im dritten Bande) mit der Jugend des Helden. Wir können nicht sagen, daß wir nach einer Fortsetzung sehr begierig wären.

II. Die Vernichtung; eine Vision, von Jean Paul Richter. Ein Traumgesicht eines Fieberkranken, von einer bewundernswürdigen Abentheuerlichkeit. Man fühlt die Wahrheit der Dichtung und zollt der Einbildungskraft, die die wilde Gesetzlosigkeit selbst mit Erfolg nachbildet, willig den Tribut der Bewunderung, ob man schon bisweilen geneigt wird, an seinen Kopf zu greifen und zu fragen: Wie steht's? III. Claudius in Halberstadt, von Klamer Schmidt. Ein Brief mit einigen ganz unbedeutenden Anekdoten über den Aufenthalt des bekannten Asmus in Halberstadt. IV. Der Reisende als er Montpellier verließ, von Thümmel. Ein einziger, vielleicht etwas allzulanger Periode, aber voll Laune, Salz und Witz, und mit dem Anfluge von Sentimentalität, der die Produkte dieses originalen Schriftstellers so höchst anziehend macht. In Rücksicht auf Ausdruck und Versification dürfte es leicht eine seiner vorzüglichern poetischen Arbeiten seyn. V. Die Glückseligkeit; zwey Erzählungen, die im Grun-

de nur Eine ausmachen, von Jünger. Ein Vater und eine Mutter, die der Glückseligkeit lange auf dem gewöhnlichen Wege in dem Geräusche der großen Welt nachgejagt haben, einander überdrüßig wurden, sich trennten, und, nach vielen vergeblichen Versuchen glücklich zu werden, wieder vereinigten, erzählen ihren Kindern die Geschichte ihrer Verirrungen, um sie gegen ähnliche Thorheiten zu warnen. Um diesem Zwecke vollkommen Genüge zu leisten, hätte der leichtsinnige Ton, der in einigen Stellen der Erzählung herrscht, vermieden werden sollen. Aber dieser Ton und der ganze Anstrich des Vortrags, der Grundsätze und der Sprache ist so ächt französisch, daß wir kaum zweifeln, hier eine Uebersetzung oder freye Bearbeitung eines französischen Originals vor uns zu haben. Wir glauben, daß unsre Leser derselben Meynung seyn werden, wenn wir ihnen einige Proben vorlegen. S. 97. „Man kann fast darauf wetten, daß eine Frau, die albern genug ist, in ihren Mann noch acht Tage nach der Hochzeit verliebt zu seyn, ihn am Ende des Jahres gar nicht lieben wird. Das setzt einen ungeheuren Vorrath von Zärtlichkeit bey ihr voraus, und mit einem zärtlichen Herzen kömmt eine Frau bey einem Manne, der sie bloß aus Familienrücksichten geheyrathet hat, nicht weit.“ Man denke, daß hier eine Mutter zu ihrer Tochter redet! S. 100. „Nichts ist unerträglicher, als ein Familienzirkel; er besteht mehrentheils aus alten Figuren, die sich Freunde eines Hauses nennen, weil sie seit vierzig und mehrern

ren Jahren das ausschließende Recht besaßen, Langeweile zu verbreiten.“ S. 106. „Ein Weib auf Kosten einer (eines) andern loben, ist der sicherste Weg, ihr den Kopf wirblich (?) zu machen. Das schmeichelt zugleich ihrem Neide und ihrer Eitelkeit: zwey sehr gefährliche (n) Feinde (n) des weiblichen Herzens! Man braucht nur einen von beyden auf seiner Seite zu haben, um seines Sieges gewiß zu seyn.“ In dem Munde einer Frau von Lebensart und Bildung sollte ein Ausdruck, wie alberner Vollwanst, (S. 108.) niemals gehört werden; so wenig als eine ehrbare Frau hätte sagen sollen (S. 101.) „Mädchen, die sich vor lauter Schaam und Züchtigkeit nicht getrauten einen Spargel anzurühren, oder den Blick auf einen gekochten Kapaun zu werfen, der etwa vor ihnen hingesetzt wurde“ u. s. w. VI. Die Elemente, nach de la Vergne, von Manso. Eine kleine geistreiche Cosmogonie, in welcher Amor, wie billig, die Hauptrolle spielt. Man möchte wünschen, daß die gelehrten Anspielungen etwas weniger gehäuft wären. Die Versification und Sprache ist so fließend und leicht, als man von einem so geübten Versificator, als der Uebersetzer ist, erwarten durfte. Wir setzen den Anfang des zweyten Abschnittes zur Probe hierher:

Schon wandelt, in des Weltalls Mitte,
Die Erde mit gemeßnem Schritte,
Geruhig, ihre sichre Bahn,
Und ihre weite Fläche füllen

Zahllose Thiergeschlechte an.
Der blinde Trieb, der ihren Willen
Nach der Natur Gebot bestimmt,
Er ist ein Funke von dem Strahle,
Der in der Schöpfung Ideale
Und ihrem Herrn, dem Menschen, glimmt.
Seyd mir gegrüßt, erhabne Wesen,
Hehr von Gestalt, an Anmuth reich!
Zum Herrschen wurdet ihr erlesen.
Der Gottheit Abglanz ruht auf euch.
Ihr Gatten, ihr, und du den Küssen
Fruchtbarer Lieb' entkeimte Saat,
Zählt eure Tage nach Genüssen
Und meßt nach Freuden euren Pfad.

Nur selten stößt man auf harte Zeilen, wie etwa folgende: (S. 148.)

Kein Räuber schreckt sie mehr in ihm,
Und die Begierde sich zu rächen
Muß, sanftern Trieben weichend, fliehn.

VII. Einige Winke über Volkssagen und Volkserzählungen, von Ottmar. Der Verf. zeigt, daß man aus alten Volkssagen, verbunden mit der Kenntniß der politischen Lage eines Volkes, manche Aufschlüsse über die Stimmung und Denkungsart einer Nation erhalten könne; auch sey die Kenntniß der Wanderung dieser Volkssagen für den eigentlichen Geschichtsforscher wichtig, theils um die Verbindung mancher oft entfernten Völker, näher darzustellen (?), theils für den großen Ueberblick (?) der Entwickelung des Menschengeschlechts. Der Verf. dieses Aufsatzes, dem es an

licht

Licht und Bestimmtheit, auch wohl an eigentlicher Kenntniß des Gegenstandes in seiner Ausdehnung fehlt, giebt selbst einige Proben niedersächsischer Volkssagen, welche, in Anlage und Ausführung gleich dürftig, nichts weiter beweisen, als daß vordem in den Gegenden des Harzes Ritter und Räuber und eine ziemlich unpoetische Art von Aberglauben einheimisch war. Die Manier des Verf. ist schleppend und langweilig. VIII. Sechs Fabeln von Lessing, in Verse gebracht von Ramler. Wir können nicht finden, daß diese Fabeln durch Verwandlung der raschen lebhaften Prose in einförmige vierzehnsylbige Jamben gewonnen hätten. IX. Der Affe, der sich in der Welt umgesehn. (Eine Erzählung von Gay.) Von Bürde. Es ist leicht zu sehn, daß die beyden Hälften dieser Fabel in keinem Verhältnisse zu einander stehen. Der Affe ist offenbar weiser und einsichtsvoller geworden, als er nach den gegebnen Prämißen hätte werden können, wenn nicht der Dichter, wie es in dieser Gattung so oft geschieht, die Wahrscheinlichkeit der Erfindung der Leichtigkeit der Deutung aufgeopfert hätte. Dieser Fehler kömmt nicht auf die Rechnung des Uebersetzers, welcher seine Pflicht vollkommen gethan hat. X. Die große Begebenheit aus kleiner Ursache. Geschichte eines gutmüthigen Schwärmers, von Fg. Die schlecht geschriebene Einleitung erregt wenig Erwartung. Der Anfang der Erzählung selbst mißfällt durch einen sichtbaren Anspruch auf Witz und Laune, die sich in ziemlich abgenutzten Wendungen und Ein-

fällen zeigt; mit einemmal hebt sich der Styl und das Interesse der Geschichte; bis sich der Leser am Ende in seiner Erwartung auf das vollkommenste getäuscht sieht. Der Verf. hätte seine Leser vielleicht rühren können, wenn er sie nicht hätte belustigen wollen; oder er hätte sie belustigen können, wenn er nicht auf Rührung gearbeitet hätte.

XI. An A—a. Zweyte Epistel, von Tiedge. Ebenfalls eine Vertheidigung seiner satyrischen Werke, aber den beyden Episteln des ersten Bandes weit vorzuziehn. Der größere Theil des gegenwärtigen poetischen Briefes ist der Darstellung von Empfindungen und dem Ausdrucke moralischer Gesinnungen gewidmet; und da ist der Verf. auf seinem eigenthümlichen Boden: der kleinere enthält Charakterschilderungen; aber auch diese sind hier etwas besser ausgeführt, als in den vorigen. Möchte sich doch Hr. T. der Ansprüche auf originale Laune begeben, die ihm nicht zu Gebote steht! Dann wird er die Andacht einer in Seide gekleideten Modethörin nicht mehr eine seidne Andacht, noch ihre Gebete diamantne Gebete nennen; er würde nicht von einer Grazie sanft wie Seide sprechen, noch sich, dem Satyrenschreiber, beylegen, daß er kaum durch das Vorgebäude des Bauches dringe, mit welchem sich Pull umbaue. — Möchte er überhaupt mehr auf dem Gebiete der Empfindung verweilen, und uns, statt ohne Erfolg die Fußtapfen Horatzens und Juvenals aufzusuchen, mehrere Stellen geben, wie folgende ist:

Drum nimm mich endlich auf, o Ruh;
Ich walle deinem Tempel zu!
Was kann den Mißwachs mir vergüten,
Der meine Freuden traf, als du?
In deinen Arm drückt sich mein Herz hinein, o Ruh!
Für Stellen, die geblutet haben,
Bist du nur weich und sanft genug!
Dein Abendschatten mög' ihn laben,
Den Müden, der das Leben trug!
Bereite du die Stelle meiner Hütte!
Nur eine Hütte, still und klein,
Ein wenig nah an einem Hain,
Ist alles, was ich mir erbitte:
Da soll die Ruhestatt des müden Wandrers seyn!
Nicht weit von einer regen Quelle,
Von Pappelschirmen übersproßt,
Und von der Reb' umarmt, von welcher süßer Most
In meine Schaal', und Ruh' — wie leicht umwölkte Helle
Des süßen Abendlichts — in meine Tage quölle,
u. s. w.

XII. **Denksprüche, von Gleim.** Größtentheils vortreflich. Die wackre Stimmung, in welcher der Greis dichtet, erfrischt das Herz des Lesers und richtet es zur Freudigkeit und zum Guten auf. Mehrere derselben empfiehlt die treffende Wahrheit, wie:

7.

Sey nicht der Stoa feind und fühle jeden Schmerz!
Gleichgültigkeit legt Eis ums Herz.

10. Gieb

10.

Gieb jedem deinen guten Rath,
Ist gleich der Boden deiner Saat
Nicht dankbar! Bloß aus Menschenliebe
Gieb jedem deinen guten Rath!
Wer Dank verlangt für seine That
Der that sie nicht aus reinem Triebe.

Einige empfehlen sich zu gleicher Zeit durch eine neue, glückliche Wendung:

In Gottes Welt sind wir, wie Pilger oder Gäste;
Wir gehen ein in sie und aus:
Wer für ein großes Narrenhaus
Am wenigsten sie hält, der, glaub' ich, ist der Beste.

Dritter Band. I. Klamersruh; eine ländlich mahlerische Dichtung, von Klamer Schmidt. Die gute Stimmung, in welche der Leser durch den muntern Ton, den heitern und gesunden Sinn, der ihn in dem Eingange dieses Gedichtes anspricht, gesetzt wird, dürfte doch schwerlich lang genug dauern, um ihn auch nur durch den größern Theil desselben zu begleiten. So lange uns der wünschende Dichter noch auf seiner Flur, in seinem Garten, auch wohl in seinen Ställen umherführt, geht es noch; aber wenn er an seine Bibliothek kömmt, und einen langen, unendlich langen raisonnirenden Catalog derselben giebt, verliert auch wohl der Geduldigste die Gedult. Die zweckwidrige Ausführlichkeit, welche in diesem und mehrern Theilen des Gedichtes herrscht, wird um desto

desto ermüdender, je öftrer wir an dem ungefeilten, oft gesuchten und dunkeln Ausdrucke, und allen den Nachlässigkeiten anstoßen, von denen vorzüglich die zweyte Hälfte wimmelt. II. Die Putzmacherin; oder Sieg der Tugend über Vorurtheile; von Weiße. Diese Erzählung vereinigt das Verdienst der Einfachheit und Wahrscheinlichkeit mit einem leichten und gefälligen Vortrage. Etwas zu rasch und unbesonnen dünkt uns das Betragen von Juliens Tante in der Scene, welche die Catastrophe herbeyführt; so wie vielleicht dieses Weib überhaupt zu verabscheuungswürdig und nicht schlau genug geschildert ist. III. An Herrn von Knesebeck, von Tiedge. Eine Kette von leichten Reimen, die aber weder die Phantasie noch das Herz fesseln. IV. Das Grab auf dem Hügel, von Kotzebue. Man kennt das Talent des Verf. Wirkung hervorzubringen, und seinen Erzählungen, wenn auch nicht gerade ein wahres, so doch fast immer ein anziehendes und piquantes Colorit zu geben. Aber nicht minder bekannt ist sein Fehler, zu Gunsten des Effektes dieses und jenes zu thun, was bald den Schönheitssinn, bald die Regeln der Wahrscheinlichkeit, bald auch noch höhere Gesetze als diese verletzt. So ist es freylich frappant, daß der Ausgewanderte, welcher die Geschichte der Frau von Birkenhayn mit anhört, ihr erster ungerechter Gemahl ist, welcher jetzt von seinem Irthume und seiner eignen Strafbarkeit überzeugt wird; es ist noch auffallender, daß er plötzlich nach dieser Erzählung stirbt: aber jenes ist nicht sonder-

lich

lich wahrscheinlich; dieses ist sogar gräßlich und macht der wehmüthigen Stimmung, in welche die Geschichte den Leser versetzt hat, auf eine unangenehme Weise ein Ende. Mit Verwunderung sieht man S. 208 daß sich eine so vorsichtige und fein empfindende Frau, wie die Frau v. B., so weit vergißt, den Vater ihrer Töchter, ihren zweyten Mann, in der Gegenwart derselben, tief unter sich zu setzen und ihre Verbindung mit ihm für eine Aufopferung zu erklären. V. **Friedrich der Große. Zweyter Gesang.** VI. **Fragmente aus Dante's Büßungs-Welt, von W. A. Schlegel.** Die Manier, in welcher der Verfasser den Dante bearbeitet, ist aus mehrern Proben, welche der Bürgerischen Academie der Redekünste und den Horen einverleibt sind, hinlänglich bekannt. Der Geist des Originals scheint uns mit Glück nachgebildet zu seyn; und auch den Ton desselben würde man vielleicht noch besser wieder erkennen, wenn nicht das gewählte Sylbenmaaß, das bey aller äußern Aehnlichkeit in seinem Innern sehr von dem Sylbenmaaße des Originals verschieden ist, dem Vortrage etwas Abgerissenes und Zerstückeltes gäbe, welches dem Originale fremd ist. VII. **Der Feyerabend, von dem Herausgeber.** Ein junger Mann, welcher alle Glückseligkeit in dem Leben des Landmannes vereinigt glaubt, wird durch eine glückliche Bauernfamilie von diesem Wahne geheilt. Der anziehendste Theil dieser Erzählung besteht in mehrern lachenden Landschaftsgemählden, die nur so weit, als es der Zweck der Dichtkunst fordert,

dert, verschönert sind. Die Beschreibung von der romantischen Lage der Hütte S. 265 dürfte indeß kaum gelungen seyn. Auch hätten vielleicht in dem, für den Zweck zwar nothwendigen Detail der Rückseite des Landlebens S. 278 einige Züge übergangen werden sollen. Die Episode S. 260 — 263 scheint uns überflüssig. VIII. Der Karrenschieber, von Langbein. Weder in Rücksicht auf die Erfindung, noch den Vortrag, noch die Moral merkwürdig.

Vierter Band. Die Tauben der Venus; ein erotisches Gedicht, von Manso. Philint, ein sicilianischer Hirt aus der Gegend von Eryx, liebt Adelinden, das schönste Mädchen der Flur; aber seine Bemühungen um ihre Gegengunst sind fruchtlos. Er wendet sich mit Gebeten und Opfern an den Gott der Liebe; seine Gebete bleiben unerhört. Amor liebt selbst Adelinden und

harrt nur seiner Zeit,
Um sie, wie Psychen einst, der Liebe Glück zu lehren.

Das Fest seiner Mutter ist für diesen Unterricht bestimmt:

An seiner Mutter Fest wird er sich, unerkannt,
In eure Reihn, ein Hirt aus fremder Flur, verliehren,
Und, unter lautem Scherz, an Adelindens Hand,
Den Tanz nach Eryx Schatten führen.

Dann

Dann wird mit einemmal der Sehnsucht zarte
Lust
Sie zu beseligen beginnen,
Und in des Gottes Arm der Kaltsinn ihrer Brust,
Wie Schnee am Frühlingsstrahl, erwarmen und zerrinnen.

Ein Thor, wer dann zu dreist nach ihren Augen
zielt!
Sie wird ihm einen Blick voll Glut und Flammen
senden,
Und sorglos welcher Schmerz sein Innerstes zerwühlt,
Den zweyten süßern Blick zurück auf Amorn wenden.
Unglücklich, wer in ihm den Sieger dann verkennt,
Und, trunken von des Festes Freuden,
Ihn tückisch durch den Tanz von seiner Schöne
trennt! —
O möchtest du, Philint, sein drohend Antlitz meiden!

Von Amor zurückgestoßen, wendet sich Philint an die Venus. Sie erhört sein Gebet; zwey ihrer Tauben begleiten ihn auf seinem Rückwege, und flattern ihm bey Adelindens Hütte in die Hände. Er versteht den Wink der Göttin und bringt das zärtliche Paar seiner Geliebten zum Geschenke. Zweyter Gesang. Der Anblick der Zärtlichkeit, mit welcher die Tauben der Venus sich lieben, zündet in Adelindens Herzen das Feuer der Sehnsucht an, und in kurzem sieht sich Philint auf dem Gipfel des Glücks. Während dieser Zeit hat Amor

Amor in stolzer Sicherheit geschlummert, und erst an dem Feste der Erycina, bey welchem er sich einfindet, entdeckt er das Verständniß der Liebenden und beschließt sich zu rächen. Ein trügerischer Traum muß das Herz des Schäfers mit Eifersucht erfüllen: „Fürchte," ruft die Traumgestalt ihm zu, „fürchte überall Verrath und scheue Cypris Tauben!" In derselben Nacht entführt Amor den Tauber aus Adelindens Hütte, und nimmt selbst die Gestalt desselben an. Mit Tages Anbruch eilt Philint zu seiner Geliebten; Unmuth und Trübsinn zeigen sich auf seiner Stirne; er entdeckt Adelinden die Ursache seines Kummers; und diese, ihrer Unschuld sich bewußt, ruft den Tauber herbey in ihren Schoos. Der Tauber verwandelt sich und liegt als Amor in den Armen der Hirtinn. Philint verläßt seine Geliebte. Dritter Gesang. Nach drey Tagen, welche die getrennten Liebenden in herben Schmerzen durchlebt haben, begiebt sich Philint zu der Göttin, die ihm Adelindens Herz versprochen hatte, und klagt ihr seine Leiden. Fast um dieselbe Zeit nimmt Adelinde den nämlichen Weg und bringt der Göttin ihre verlassene seufzende Taube zurück. Schon vorher hatte Venus dem Hirten den Tauber gegeben, und kaum erblickt sich dieses Paar, als es allen Schmerz der Trennung über dem frohen Gefühle des Wiedersehens vergißt. Philint und Adelinde folgen ihrem Beyspiele. Der Irthum ist entdeckt, und beyde kehren, von dem Tauber begleitet, in das Hirtenland zurück.

Die Anlage der Handlung in diesem Gedichte scheint uns nicht untadelhaft. Es war ohne Zweifel eine glückliche Idee, in dem Herzen einer jungen unerfahrnen Schäferin die Liebe durch den Anblick der Zärtlichkeit eines verliebten Taubenpaars entstehen zu lassen, und es war vielleicht um der Einheit willen nothwendig, die Aussöhnung des getrennten Paares ebenfalls durch diese Tauben zu bewirken. Aber warum muß alles dieß gegen Amors Willen geschehn? warum muß Amor sogar an der Trennung der beyden Liebenden Schuld seyn? Spielt er nicht hier eine Rolle, die seinem Charakter und Wesen ganz und gar nicht angemessen ist? Der Gott der Liebe liebt ein sterbliches Mädchen und ein Hirt wird ihm vorgezogen! Zwar hat dieser Hirt Amors Mutter auf seiner Seite; aber diese wirkt hier nicht etwa als mächtigere Göttin gegen den ihr unterworfnen Gott; sie pflanzt nicht etwa selbst den Keim der Liebe in Adelindens Herz, sondern dieser entwickelt sich ohne ihr Zuthun auf eine ganz natürliche Weise. Amor liebt Adelinden; diese Liebe macht ihn sogar traurig und nachdenkend (I. 29.); er hält sich um ihrentwillen oft in den Thälern der Hirten auf; gleichwohl zeigt er sich so unbekümmert um seine Schöne, daß er — dem das Innere der Herzen aufgeschlossen ist — ihre Liebe zu Philint nicht eher weiß und ahndet, bis sie allen sterblichen Augen sichtbar ist. Demüthigend genug ist es nun für ihn, daß ihm nichts als die Rache übrig bleibt; und diese Rache selbst, was ist sie anders, als ein Theaterstreich, dessen Wirkungen der Verlauf von eini-

gen

gen wenigen Tagen gänzlich vernichtet? Wir glauben also, daß, um eine so subalterne Rolle zu spielen, Amor gar nicht hätte eingeführt werden sollen. Und in der That, wozu war er so nothwendig? Bedurfte es gerade eines Deus ex machina, um das Misverständniß der beyden Liebenden zu bewirken? Und würde nicht alles weit natürlicher und zusammenhängender seyn, wenn Amor — wenigstens in der Qualität eines Nebenbuhlers — gänzlich aus dem Spiele geblieben wäre? Die größere Einfachheit des Planes würde dem Interesse nicht geschadet haben; ja wir sind sehr geneigt zu glauben, daß das Ganze gewonnen hätte, wenn es gleichsam nur ein einziges Gemählde der Unschuld, die Ausführung von Adelindens allmählich erwachender Liebe, wäre. Durch diese Vereinfachung der Handlung würden sich die schönen und interessanten Details des Gedichts in einen einzigen Gesang zusammendrängen lassen, und die minder fruchtbaren Parthien würden von selbst wegfallen. II. **Der Sachse und die Graubündnerin, von Kretschmann.** Das Eigenthümliche dieser Erzählung ist, daß dasjenige, was den Knoten aufzulösen scheint, ihn eigentlich knüpft; aber die Auflösung ist mißlungen. Die Unbekanntschaft mit Angelikens Verhältnissen, die bis auf den Augenblick, wo sie in Eginhards Armen ihre Unschuld verliehrt, um ihrer Räthselhaftigkeit willen, vielleicht etwas anziehendes hat, schadet doch in der Folge dem Interesse, und verschafft nicht einmal das Vergnügen der Ueberraschung. Die Erzählung selbst hebt zu früh

an; und alles, was bis zur 75. S. so ausführlich erzählt wird, hätte auf Einer Seite Platz gehabt, wenn das Verhältniß zu dem Ganzen hätte beobachtet werden sollen. Die Charaktere der handelnden Personen sind schwach gezeichnet. Kein Leser wird es Angeliken vergeben, daß sie einen Liebhaber, den sie nicht begünstigen will, in einer einsamen Grotte bewirthet, und sich dabey selbst lustig trinkt; wie denn überhaupt der gute Appetit, den das liebende Paar zu diesem Frühstücke mitbringt, ganz unerträglich ist. Daß ihrem Liebhaber, wie einst dem Aeneas, ein Ungewitter zu Hülfe kommen würde, konnte Angelika freylich nicht zum voraus wissen; aber was hatte sie in der Grotte zu thun, bey einem jungen unbekannten Manne, der sich für ihren Liebhaber erklärt hatte? Was hatte sie nöthig mit ihm zu trinken? Sie verdient ihr Unglück. Doch der Verf. hat gesorgt, daß das Unglück nicht zu groß wird. — Nichts ist ihm so mißlungen als der Dialog. Die Unterredung der beyden Liebenden S. 109 f. ist arm an Ideen und Innigkeit; die Reden der Graubündner Winzer S. 81 f. und 134 sind nicht naiv und volksmäßig, sondern platt und gemein. Mit einem Wort, es ist in der ganzen Geschichte niemand, den wir achten oder lieben könnten. Der Vortrag ist oft nachlässig; oft zur Unzeit scherzhaft. Was kann müßiger und witzloser seyn, als S. 97 der Zug: „Die Nacht verging zwischen abwechselnden Unruhen, so daß, wenn Eginhard ein fürstlicher Patient gewesen wäre, nächsten Morgen

das

das Bülletin im Vorzimmer nicht anders gelautet haben würde, als: „leidlich nach den Umständen, aber schlaflos.“ Was ist unzeitiger, als S. 119 der Scherz des Erzählenden nach Angelikens Fall und einer stürmischen Scene mit ihrem Liebhaber: „So hatte nun Venus und Bacchus, vereinigt mit Einsamkeit, Zufall und Schrecken, den Fall zweyer guten Seelen herbeygeführt: und mögen unsre Leserinnen (wenn sie sonst wollen) sich aus dieser moralisch-physikalischen Erzählung den Lehrsatz abziehn, wie die große Gewitterfurcht nicht minder gefährlich sey, als der Aufenthalt in einer einsamen Grotte, an der Seite des Geliebten, mit dem man so eben eine Flasche feurigen Weines ausgeleert hat.“ III. An Voß, von Nicolay. Eine gelehrte poetische Epistel, mit vielen Citaten, über die Kunst Steine zu schneiden. Wir wollen den Anfang hierher setzen:

Du forschest, tiefer Voß, in alter Griechen Blättern,
Und schneidest der Pelasger Göttern
Die frühen Flügel siegreich ab,
Die Heyn' und Herrmann ihnen gab.
Uneingeweiht in die geheime Lehre
Der Hesiode, der Homere,
Empfindlicher für Kunst als für Kritik,
Für Schönheit als für Mythenlehre,
Verschling' ich mit verliebtem Blick
Der Vorzeit jedes Meisterstück,
Das (trotz den ungestümen Jahren,
Trotz den noch ungestümeren Barbaren)

Auf unsre Tage glücklich kam
Und auf der Völker Lob sein Urrecht wieder nahm.

IV. Mir Machmud; eine persische Geschichte, von Meißner. Eine bekannte, aber hier, einige Kleinigkeiten ausgenommen, sehr gut erzählte Geschichte. V. Zwey Reliquien, von Johann Benjamin Michaelis. Die eine dieser Reliquien ist eine Probe einer Travestirung der Aeneide. Eine Probe dieser Arbeit aus dem ersten Buche, ist jedermann bekannt; die gegenwärtige ist in einem Sylbenmaaße, wodurch der Vortrag noch bänkelsängerischer wird. Die zweyte ist eine Kleinigkeit, die Michaelis bey Gelegenheit eines ausgeschlagnen Abendessens schrieb. Sie ist aus einer zwanzigjährigen, aber wahrscheinlich unvollständigen Erinnerung aufgeschrieben. Sollte es wohl erlaubt seyn, den Schatten eines verdienten Mannes durch die Aufbewahrung so unbedeutender und unvollkommner Arbeiten zu beunruhigen? Das angehängte Gedicht von Sander an Michaelis Grab scheint uns besser gemeint als gesagt. VI. Alles ist Spielzeug; ein Zweygespräch aus dem Französischen des vorigen Jahrhunderts. Zwar nicht aus dem Französischen, aber doch sehr artig. Der Verf. sagt sehr ernsthafte Dinge auf eine leichte, scherzhafte Weise. VII. An die Priester der Grazien; ein Lied von Starke. Der schöne Gedanke der zweyten und dritten Stanze hätte eine vollständigere Ausführung verdient:

Alles athmet Mild' und Güte
In der Charitinnen Hain,
Dessen Bäume Frücht und Blüthe
Auf den hellen Altar streun:
Milde tön' aus jedem Worte
An dem friedevollen Orte,
Jedes Grolles los und rein
Müss' ihr frommer Priester seyn.

Süß und züchtig schaun sie nieder,
Liebe giebt ihr sanfter Blick;
Liebe, Liebe heischt er wieder,
Ach und wendet sich zurück,
Wo des Streites Woge fluthet,
Wo ein Herz zerrissen blutet,
Das in wildem Zorn sich regt,
Oder wilden Zorn erträgt. (?)

Derselbe Gedanke wird in der nächsten Stanze unnützer Weise wiederholt, und dann eilt der Dichter schneller zu Ende, als man erwartet hatte. VIII. Maria Arnold, von M. Daß der Verf. kein Meister in der Beschreibung ist, kann folgende Probe zeigen: „Maria war damals 18 Jahr alt, und ob sie gleich nicht schön war, so hatte sie doch eine gewisse Sanftheit und einen Ausdruck in ihrem Gesichte, der eine gewisse Regelmäßigkeit der Züge bey weitem übertrift. Ihre Augen waren schwarz, voll und glänzend, ihr Haar sehr dunkelbraun, ihre Gesichtsfarbe blaß, aber wenn sie ein wenig erhitzt war, so goß sich ein zartes Roth über ihre Wangen." Die Absicht zu rühren hat der Verfasser ganz verfehlt. IX. Die Denk-

Denkmahle, von Gleim. Der Dichter fordert die Satyriker Falk und Friedrich Richter auf, es zu rügen, daß man Bodmern kein Denkmahl gesetzt habe. X. An Albert Sigismund Herzog von Baiern, nach Balde, von Kl. Schmidt. Ein kleines genialisches Gedicht.

IX.

Πλουτάρχου τοῦ Χαιρωνέως τὰ Ἠθικά. *Plutarchi Chaeronensis moralia*, id est, *Opera, exceptis Vitis, reliqua.* Graeca emendavit, notationem emendationum, et latinam Xylandri versionem castigatam, subiunxit, animadversiones explicandis rebus ac verbis, item indices copiosos, adjecit *Daniel Wyttenbach*, Hist. Eloqu. Litt. gr. et lat. in illustri Athenaeo Amstelod. Professor. Oxonii, e typographeo Clarendoniano. *Tomus I.* 1795. CLXXII S. Prolegomena, 974 S. Text in 4to. (*Tomi I. Pars I.* CLXXII S. 1—478. *Tomi I. Pars II.* S. 481—974. in 8vo) *Tomus II.* 1796. 1023 S. in 4to. (*Tomi II. Pars I.* S. 1—571. *Tomi II. Pars II.* S. 573—1023. in 8vo.

Nicht leicht ist eine Ausgabe eines alten Schriftstellers so lang und mit so reger Sehnsucht erwartet wor-

worden, als die vor uns liegende des Plutarchus: nicht leicht wird aber auch die gespannteste Erwartung sich in einem so hohen Grade befriediget fühlen, als nach Vollendung dieses Werks, von welchem gegenwärtig zwey Bände der Quart- oder vier der Octav-Ausgabe erschienen sind. Wir dürfen voraussetzen, daß unsere Leser die Einrichtung und den Gehalt dieser Edition bereits aus anderen kritischen Blättern*), vielleicht auch aus eigenem Gebrauche, kennen: gleichwohl säumen wir nicht länger, zur Charakterisirung und Empfehlung derselben auch das Unsrige beyzutragen. Denn wäre auch Plutarchus nicht an und für sich ein Schriftsteller, welcher in mehr als einer Hinsicht auf eine Aufführung in einer Bibliothek der schönen Wissenschaften Anspruch machen dürfte: so würde doch, nachdem die unsrige ihre Grenzen erweitert hat, die Uebergehung einer in der alten Literatur so klassischen Ausgabe als ein sehr wesentlicher Mangel dieses Journals gerügt zu werden verdienen. Man mag entweder auf die große Anzahl und reiche Ausbeute der Hülfsmittel sehen, welche der berühmte Herausgeber zur Bearbeitung seines Schriftstellers benutzt hat; oder man mag den kritischen Scharfsinn und die philologische Gelehrsamkeit in Anschlag

 brin-

*) Wir erlauben uns hier eine ausdrückliche Beziehung auf die weitläuftige Recension in der Allg. Literatur-Zeitung 1797. N. 85. 86. 87. weil diese mit der gegenwärtigen gewissermaßen ein Ganzes ausmacht.

bringen, welche theils aus der ganzen Behandlungsart, theils und vornehmlich aus den Prolegomenen hervorleuchtet; oder man mag endlich auf die ausdauernde Beharrlichkeit Rücksicht nehmen, mit welcher er seinen Plan verfolgt und sich durch eine sehr große Menge abschreckender Schwierigkeiten hindurch gearbeitet hat: so wird man in allen drey Hinsichten, die zusammengenommen den Beruf eines kritischen Editors zu seinem Geschäft zeigen, die mannichfaltigste Veranlassung zur Bewunderung so seltener und ausgezeichneter Verdienste finden.

Unsere Leser werden uns ein Hysteron Proteron erlauben: so, daß wir von dem, was wir als Erforderniß zu einer neuen Recension des Textes zuletzt erwähnten, hier zuförderst sprechen, sodann von den verschiedenen Hülfsmitteln, welche der Herausgeber benutzte, und die er selbst an mehreren Stellen beschreibt, eine kürzere und geordnetere Nachricht geben, und endlich den zweckmäßigen Gebrauch dieser Hülfsmittel, in Beziehung auf Feststellung des Textes, auf die dem Text untergesetzte kritische Annotation und die beyden folgende lateinische Uebersetzung, vorlegen und durch ausgehobene Beyspiele gleichsam beurkunden dürfen. Wenn, vor Erscheinung des vollständigen Commentars, die Prüfung des letzten Punktes ein sorgfältiges und durch hinlängliche Hülfsmittel unterstütztes Studium des Werkes selbst voraussetzt: so läßt sich der Stoff zu dem Uebrigen mit leich-

leichterer Mühe aus der reichhaltigen Vorrede entlehnen. Diese Vorrede, welche allein CXLV Seiten füllt, enthält nicht bloß einen Schatz philologischer und historischer Gelehrsamkeit, sondern kann zugleich, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, als eine kritische Gesetzgebung betrachtet werden: und es ist sehr zu wünschen, daß sie, verbunden mit den Wolfischen Prolegomenen zum Homerus, das erste Organ einer kritischen Revolution werden möge. Die Verbalkritik, wie sie heut zu Tage gewöhnlich ausgeübt wird, ist nicht selten mit sich selbst uneinig; ihr mangelt eine feste Grundlage, eine sichere Richtung, eine gesetzmäßige Consequenz: mit der Ankündigung neuer Textesrecensionen wird ein unverzeihlicher Mißbrauch getrieben. Diesen Mißbrauch wenigstens einzuschränken, und die voreiligen Abdrucks-Lieferanten auf die Gesetze der Kritik aufmerksam zu machen — dieß ist eine der wichtigen Bestimmungen dieser Prolegomenen, welche auch dem angehenden Bearbeiter der Alten durch den hier niedergelegten Ertrag der geprüftesten Erfahrung ungefähr das werden können, was für den noch nicht genugsam vorbereiteten Menschenbeobachter die Rousseauischen Selbstbekenntnisse sind. Selbst den tadelsüchtigsten Urtheiler, welcher etwa eine gedrängtere Darstellungsart vermissen sollte, wird der Geist der Freymüthigkeit und ächter Humanität, der durchaus in diesen Prolegomenen herrscht, so wie der gefällige, zu der gewöhnlichen Klasse von Lesern herabgestimmte Ton offener Treuherzigkeit sehr

sehr leicht mit manchen Wiederholungen und der hie und da wahrgenommen Weitschweifigkeit des angenehmen Erzählers aussöhnen.

Seitdem Hr. Wyttenbach durch die treffliche Ausgabe der Plutarchischen Schrift: de sera Numinis vindicta seinen Beruf zur Bearbeitung eines Schriftstellers bewährt hatte, welcher zwey Jahrhunderte hindurch fast ganz vernachläßiget worden war: widmete er vorzüglich den philosophischen oder moralischen Werken desselben seine Aufmerksamkeit, ohne jedoch die Lebensbeschreibungen unbenutzt bey Seite liegen zu lassen. Er bemerkte sehr richtig, daß in jenen sich nicht bloß die gemeinsamen Schwierigkeiten finden, die aus einem sehr fehlerhaften Texte und der so ganz charakteristischen Schreibart des Plutarchus hervorgehen, sondern daß sie überhaupt wegen der vielseitigsten Kenntnisse ihres Verfassers einen Bearbeiter erfordern, der durch ein gründliches und vieljähriges Studium der Alten sich in dem Besitz einer fast eben so ausgebreiteten Gelehrsamkeit gesetzt hat. Mit dem unermüdlichsten Fleiße suchte daher Hr. W. die zum Verständnisse seines Schriftstellers unentbehrlichen Kenntnisse aus den Quellen selbst zu schöpfen; mit der geordnetesten Aufmerksamkeit las er die Alten, und bezog das Gelesene auf Plutarchus, verglich jene unter sich, und zuletzt wieder mit seinem Lieblingsschriftsteller. Seine Vertraulichkeit mit diesem wuchs in demselben Grade, in welchem seine griechische Sprachkenntniß über-

überhaupt vermehrt und fester begründet wurde. Zugleich aber wuchs mit dem Umfange der erworbenen Kenntnisse auch die Schwierigkeit, diese für Plutarchus zu verarbeiten und den Lesern desselben auf eine zweckmäßige Art mitzutheilen. Der wackere Valckenaer hatte dieß alles geahnet: er hatte dem Herausgeber gerathen, die einzelnen Schriften des Plutarchus einzeln zu bearbeiten, einzeln zum Druck zu fördern. Allein Herr W. zog das Schwerere vor, im jugendlichen Gefühl seiner Kraft, und erweckt durch die Aufmunterung seines Lehrers, Ruhnkenius. Nicht in unvollständigen, abgerissenen Bruchstücken sollte seine Ausgabe des Plutarchus erscheinen, sondern vollständig, als ein in sich vollendetes Ganzes. Es ist lehrreich zu lesen, auf welchem Wege Hr. W. seinen Plan durchgeführt, und die oben erwähnten Schwierigkeiten überwunden hat. Ein genaues Auszeichnen alles dessen, was seine Lectüre der Alten zum Verständniß der Plutarchischen Werke ihm darbot, schien anfangs die Arbeit zu erleichtern: in der That erschwerte es dieselbe, weil die Excerpte sich allzusehr häuften. Hr. W. wählte daher die Abfassung verschiedener Register, die zwar an sich wieder mit mannichfaltigen Schwierigkeiten verbunden war, bey welcher er aber doch, mit geschickter Fügung in das Nothwendige, seinen Plan, im Ganzen genommen, am leichtesten und besten behaupten konnte. So entstanden vier Indices, welche dem Publikum künftig in einer bequemern Form mitgetheilt werden sollen: einer aller Nenn- und Zeit-

Wör-

Wörter in den Plutarchischen Schriften; ein grammatischer der Constructionen; ein dritter der Autoren, welche Plutarchus anführt; endlich ein vierter der Sachen und Personen. Je öfter Hr. W. auf diese Art zu den einzelnen Stellen seines Schriftstellers zurückkehrte: desto leichter mußte er die Corruptelen derselben wahrnehmen, desto sicherer sie verbessern. So lange er hier bloß seinem kritischen Gefühl folgte, war das Geschäft mehr unterhaltend, als mühsam: aber schwierig und mühvoll wurde es, nachdem er den zusammengebrachten, fast ungeheuren Apparat kritischer Hülfsmittel zu vergleichen, zu ordnen und zu verarbeiten angefangen hatte. Man kann ihm daher glauben, was er selbst sehr aufrichtig in der Vorrede versichert: Equidem nescio, an in editione hac Plutarchea aliquid ingenii sit. Hoc scio, quidquid, aut si quid in ea est inventionis, hoc me non volando assecutum esse. Unseren modernen Herausgebern, welche bey jeder herannahenden Messe das κοῦφον χρῆμα καὶ πτηνὸν καὶ ἱερὸν, das Platon den Dichtern zueignet, in sich fühlen, und welche sich oft ganz andere Erleichterungen der Arbeit zu verschaffen wissen, werden diese und ähnliche Aeußerungen des holländischen Philologen vielleicht ein mitleidiges Lächeln erregen. Ihnen empfehlen wir daher eine Stelle der Vorrede, die in unsern Tagen ganz vorzüglich beherziget zu werden verdienen: Omnia, sagt W., ipse agere et efficere debui. Nos, qui in hoc literarum genere ac munere versamur, non sumus ita

beati,

ti, vt in familia nostra *pueros literatos* ...eamus, quibus partem laboris mande-s. Quos etiam si haberemus, tamen ...tiusque lubentiusque per nos ipsi, quam ... alios hanc officii partem exsequeremur, ...nus, quod Socrates ait, *αὐτουργοὶ τῆς* ...*ίας*. Sint alii architecti doctrinae, ha-...unt suos operarios et bajulos, contem-...nt nos, qui nobis ipsi bajuli sumus, ha-...ant comitatum, catervas laudantium et ...antium speciem eruditionis, volitent vivi ...r ora hominum, videantur sibi aliisque ...ltum sapere: horum semper ego opta-... pauperrimus esse bonorum.

Während Hr. W. zu seiner Ausgabe noch ...aterialien sammelte, und die Verarbeitung der-...en kaum angefangen hatte; sah er zwey neue ...sgaben des Plutarchus in Deutschland ans Licht ...ten, zu welchen der Plan (wenn überhaupt ein ...in Statt fand) lange erst nach dem seinigen ent-...rfen worden war. Hr. W. urtheilt streng und ...günstig von diesen Ausgaben: aber welcher Un-...rtheyische wollte es ihm verargen, wenn Er, kun... des langen und beschwerdevollen Weges, den ... gewissenhafter Editor dieses Schriftstellers zu ...lenden hat, einen unfreundlichen Blick auf die-...igen wirft, denen, auf ihrer behenden Fahrt ...ch die Gefilde des Alterthums, die Lectüre und ...rt die Herausgabe der Plutarchischen Werke ...t viel mehr als ein unbedeutender Abstecher war?

war? Indeß verdanken wir diesem Umstande, so wie den zudringlichen Erinnerungen, über die an mehreren Stellen der Vorrede geklagt wird, zufälliger Weise das frühere Erscheinen dieser Ausgabe. Hr. W. gesteht selbst, daß bloß die Besorgniß, man möchte von der längeren Verzögerung derselben nachtheilig urtheilen, ihn vermocht habe, vor der Hand wenigstens einen Theil des berichtigten Textes, nächst einer kurzen annotatio critica und der neu revidirten Xylandrischen Uebersetzung, dem ungeduldigen Publikum in die Hände zu liefern. Noch sind von dem Texte drey Bände der Quart- oder sechs der Octav-Ausgabe zurück: die Animadversiones und Indices sollen in einer verhältnißmäßig geringeren Anzahl von Bänden folgen. Wie bald oder wie spät diese erscheinen werden, läßt sich freylich nicht bestimmen, da uns der Herausgeber über diesen Punkt zweifelhafter gelassen hat, als man bey einem so klassischen Werke wohl wünschen möchte. Animadversionum, sagt er, et Indicum materiam dudum congestam si fatum aut digeri a me, aut ab alio quoquam in lucem proferri, non sinat; opus tamen meliore sui parte salvum est, id est ea, quae ad ipsius Auctoris manum et scripturam sanandam et constituendam refertur; in qua proprium ac praecipuum Editoris officium versatur, quae vel ipsa per se sola iustae instar editionis censeatur.

Die

Die vorhergehenden Editoren des Plutar-
us eröffnen ihre Ausgaben gewöhnlich mit einigen
)ne Sichtung, Vollständigkeit und Beurtheilung
ngestellten Materialien, welche sie unter dem um-
ssenden Titel: Testimonia, oder Elogia
uctoris begreifen: auch schränken sie sich in ih-
n Vorreden da, wo sie von dem kritischen und
egetischen Apparat sprechen sollen, bloß auf Her-
ählung der Handschriften und alten Ausgaben ein,
elche zur Verbesserung und Erklärung des Schrift-
ellers von ihnen oder von anderen gebraucht wor-
n sind. Hr. W. wählt einen andern Weg, der,
ühsamer an sich, den Literator zum Ziel einer
ollkommneren Befriedigung führt. Indem er
er den Zeitraum hinaus, der seit Erfindung der
uchdruckerkunst verflossen ist, bis zu den Zeiten
s Plutarchus selbst emporzusteigen und auf die-
Art nicht bloß die Schicksale seiner Werke über-
aupt, sondern auch die Veränderungen und all-
ähligen Umbildungen des Textes durch alle Zeit-
rioden hindurch zu erforschen bemüht ist, faßt er
einer, auch für sich, sehr belehrenden kritischen Ge-
hichte alles zusammen, was von Plutarchus und
lutarchischen Schriften in den Werken, die seit
nem Zeitraum auf uns gekommen sind, angetrof-
n wird; und setzt uns durch dieses judiciöse Ver-
hren in den Stand, theils die Anzahl und Aecht-
it jener Schriften, theils den Ursprung des heu-
gen Textes richtiger, als gewöhnlich geschieht, zu
urtheilen.

Von gleichzeitigen Schriftstellern, deren Werke uns erhalten sind, wird Plutarchus nirgends angeführt: auch von seinem Leben ist wenig bekannt. Seine Schriften sind sein Leben: und von diesen hat schon frühzeitig sein Sohn Lamprias ein vollständiges Verzeichniß verfertiget. Der Πίναξ, welchen wir (leider nur lückenhaft, vergl. Reinesii Variae Lectt. lib. I. cap. III.) seither gebrauchten, (von Stephanus zuerst, aber unvollständig, vollständiger von Höschel edirt, und in den drey griechisch-lateinischen Ausgaben des Plutarchus wieder abgedruckt,) trägt nach Hrn. W's. Urtheile das Gepräge des Alterthums, und rührt, wo nicht von Lamprias selbst, doch gewiß aus den Zeiten her, denen er zugeschrieben wird. (Einige Gelehrte, neuerlich auch Herr Beck in der bey seiner Ausgabe de physicis philosophorum decretis befindlichen Epistola ad Harlesium, p. XV. bezweifelten dieß; ohne jedoch, soviel uns bekannt ist, ihre Zweifel durch Gründe zu rechtfertigen.) Unächt aber ist sicher auch bey diesem Werkchen, wie bey so vielen andern, die vorgesetzte Präfation: sie fehlt in den beyden Venetianischen Handschriften, deren Collation Hr. W. von Morelli erhielt, und welche übrigens den Πίναξ selbst (wie wir nunmehr auch durch die Bekanntmachung desselben von Siebenkees in Fabricii Biblioth. graec. Tom. V. p. 157 wissen,) an mehreren Stellen vollständiger, und dabey die interessante Bemerkung liefern: daß ehemals von vielen Plutarchischen Büchern, die uns verlohren sind, Ex-

ἐκλογαί

νόψεις oder Epitomae vorhanden waren. Herr W. vermuthet dieß von allen, und setzt die Abfassung solcher Auszüge, wie wir sie bekanntlich nur noch von drey Werken des Plutarchus besitzen, in das Zeitalter des Constantinus Porphyrogennetus. In der That waren Arbeiten dieser Art dem Geschmack des neunten Jahrhunderts sehr angemessen. — So wie nun die Schriften des Plutarchus durch jene Aufzeichnung seines Sohnes bekannter wurden: so suchten auch seine Freunde, Favorinus und Taurus, sein Andenken in ihren Werken zu verewigen. Aber diese gingen unter; da Appianus hingegen bey geflissentlicher Verhehlung des Plutarchischen Namens, in seinen uns erhaltenen Schriften überall den Nachahmer desselben verräth. Gellius ist der erste, welcher Schriften des Plutarchus namentlich erwähnt: Phrynichus im zweyten Jahrhundert beurtheilte sie sehr unrichtig: er betrachtete ihren Verfasser wie einen Rhetor oder Grammatiker, und musterte seine Sprache nach den Grundsätzen der attischen. Dagegen scheinen die christlichen Schriftsteller dieses Zeitraums die Plutarchischen Schriften gar nicht gelesen zu haben; denn Origenes im folgenden Jahrhundert führt sie zuerst namentlich auf, und Eusebius im vierten hat längere Stellen daraus erhalten, zum Theil auch aus solchen Schriften, welche uns nicht mehr übrig sind. Indeß mochten doch bereits Clemens von Alexandrien und Tertullianus die Plutarchischen Werke gebraucht haben: wenigstens tragen die Stromata des ersteren, der ohnehin nur

P 2 die

die älteren Schriftsteller anzuführen pflegt, sehr kennbare Spuren der Nachahmung an sich. Diogenes von Laerte, Athenaeus, Dio Cassius und andere Schriftsteller des dritten Jahrhunderts citiren nicht bloß die Werke des Plutarchus, sondern verrathen zugleich eine absichtliche Nachbildung seiner Manier und seines Ausdrucks. Nirgends aber offenbart sich dieselbe so deutlich, als in den beyden Werken des Aelianus. Unter den Schriftstellern des fünften Jahrhunderts, zu denen, nach Hrn. W's. chronologischen Angaben, auch der Scholiast des Nikander und Hesychius gehören, haben vorzüglich Theodoretus und Proclus bedeutende Stücke aus Plutarchus aufbewahrt; und aus dem sechsten verdient die reiche Ausbeute bemerkt zu werden, welche Joh. Stobäus schon jetzt zur Ergänzung, Verbesserung und Erläuterung der Plutarchischen Werke gewährt, und die nach Vollendung der angefangenen beyden Ausgaben desselben wahrscheinlich noch vermehrt werden wird. Mit Olympiodorus im sechsten Jahrhundert schließt Hr. W. die Periode der alten schönen Literatur. Unter Justinians Regierung wurde die Athenische Schule geschlossen, die Philosophen vertrieben und durch Verfolgung derer, die nicht Christen waren, eine allgemeine, drey Jahrhunderte hindurch dauernde Barbarey verbreitet. In diesen Zeitraum fällt der Untergang so vieler trefflicher Schriften des Alterthums, auch der Plutarchischen. Im siebenten Jahrhundert (641) wurde Alexandrien durch die Saracenen eingenommen,

und

und die berühmteste aller Bibliotheken vollends zu Grunde gerichtet (Rec. bedient sich absichtlich dieses beschränkenden Ausdrucks: denn auch Hr. W., wiewohl er sich nicht ganz deutlich über die Sache erklärt, scheint den fabelhaften, von Abulfaradsch und Abdollatiph fortgepflanzten Erzählungen weniger Glauben beyzumessen, und überhaupt den Verlust jener Büchersammlung in diesen Zeiten weit geringer anzuschlagen, als man sonst zu thun gewohnt ist; auch er urtheilt, daß nicht sowohl der Vernichtung der Alexandrinischen Bibliothek, als der Trägheit und Saumseligkeit, mit welcher man vorher nur hie und da Abschriften von den schönsten Werken des Alterthums genommen hatte, der Untergang des größeren Theils derselben zuzuschreiben sey.) Johannes von Damaskus hat zwar eigentlich nur Kirchenschriftsteller excerpirt: allein in einem florentinischen Codex seiner heiligen Parallelen befindet sich ein höchst schätzbarer Anhang, der auch Stücke Plutarchischer Werke enthält, wahrscheinlich aus dem noch unverstümmelten Stobäus abgeschrieben. Zu den Zeiten des gelehrten Patriarchen Photius im zehnten Jahrhundert bekamen die Wissenschaften einen neuen Schwung; und unter der Regierung Leo des fünften und Constantinus Porphyrogennetus begann die alte Literatur wiederum aufzuleben. Allerdings waren damals schon viele Schriften des Plutarchus untergegangen: aber man hatte doch immer noch mehrere übrig, als wir gegenwärtig besitzen. Photius selbst erwähnt in seiner Bibliothek die Moralia nur aus

Sopater. (Ob das noch unedirte und in so vielem Betracht wichtige Lexicon des Photius, dessen Bekanntmachung und Bearbeitung der gelehrte Porson in England unternommen hat, auch für Plutarchus einige Ausbeute geben werde, muß die Zeit lehren.) — In das zehnte Jahrhundert setzt Hr. W., außer den obengenannten Συνόψεις, den merkwürdigen Codex der Vitae zu Florenz (nach Montfaucons Angabe, Diar. Ital. p. 366) desgleichen mehrere Scholiasten, deren Fleiß wir nur aus Excerpten noch kennen: z. B. über Homerus, Hesiodus, Thucydides, Euripides u. a. Alle diese gingen dem Suidas voran, dessen Zeitalter, so wie die Abfassung des großen Etymologicum, ebenfalls in diese Periode fällt. Ueberhaupt erscheint uns in diesem unfruchtbaren Zeitraum nicht viel mehr, als hie und da eine Trümmer von Trümmern, da größtentheils die Sammlungen der bessern Literatoren sowohl, als die Quellen mangeln, aus denen jene Sammlungen geschöpft waren. — Johannes Euchaita im eilften Jahrhundert bat Christum in jämmerlichen Senarien, daß, wenn er einen Heiden von dem ausgesprochenen Fluche befreyen wollte, er diese Begnadigung dem Platon und Plutarchus möchte angedeihen lassen; und Eudocia wiederholt die Notiz des Suidas vom Plutarchus mit dem ihr eigenen Zusatze: ἔγραψε δὲ πολλὰ, ὧν τὰ πλείω οὐχ εὑρίσκεται. Es erhellt aus diesem Zusatze, daß alle die Schriften des Plutarchus, die wir unter die sehr ansehnliche Rubrik der Verlohrenen setzen, schon

da-

damals verschwunden waren, und daß Eudocia entweder einen eigenen Πίναξ, oder Excerpte der Plutarchischen Werke vor sich hatte, nach welchen sie das Fehlende berechnen konnte. Uebrigens läßt sich der von ihr bemerkte Verlust keinesweges auf das Zeitalter seit Suidas einschränken, weil dieser seine Nachricht von Plutarchus nicht auf eigene Durchsicht und eigenen Gebrauch der vorhandenen Schriften, sondern auf die Autorität eines älteren Gewährsmannes gegründet hat. Was von Plutarchus verlohren ist, scheint größtentheils von dem Jahre 560 bis 860 seinen Untergang gefunden zu haben: nach dieser Zeit mögen nur noch wenige Schriften entweder durch Vernachlässigung des Abschreibens vergessen, oder durch die beliebteren Auszüge verdrängt worden seyn. Man würde sich daher gewiß täuschen, wenn man aus den häufigen Anführungen des Plutarchus, die sich bey Johannes Tzetzes vorfinden, oder aus den vielfachen Abweichungen in den Citaten des letzteren von Proklus, den übereilten Schluß ziehen wollte, jener prahlhafte Compilator habe eine vollständige Sammlung aller Plutarchischen Schriften besessen. Was Tzetzes vom Plutarchus beybringt, ist durchgängig aus Proklus geschöpft: nur scheint er dessen Commentar weit vollständiger vor sich gehabt zu haben, als er auf unsere Zeiten gekommen ist. Hätte ihm dieser Commentar eine geringere Ausbeute geliefert, so würde er wahrscheinlich den fleißigen Verfasser desselben nicht mit so stolzer Miene verachtet haben. Weit sorgfältiger und besonner

ner ist der Gebrauch, den Eustathius in seinen Commentaren über Homerus und Dionysius Periegetes, obgleich in dem letzteren nur selten, von den Plutarchischen Schriften gemacht hat. Aus seinen Anführungen zieht der Kritiker zur Bestimmung der richtigen Lesart nicht selten Nutzen. Auch mag wohl Eustathius von einzelnen Büchern vollständigere und richtigere Abschriften benutzt haben; aber diejenigen Bücher, die wir heut zu Tage vermissen, hatte er nicht. Selbst die bekannten Ὁμηρικαὶ μελέται müssen ihm bereits abgegangen seyn.

War in diesem Zeitraum die Kenntniß der Alten unter den Griechen selten; so war sie unter den Lateinern fast völlig erloschen. Johannes von Salisbury, ein ausgezeichneter Kopf, ragte indeß über sein Zeitalter hervor. Er machte von den Plutarchischen Schriften, oder vielmehr von den lateinischen Versionen und Centonen, die damals statt des Plutarchischen Textes im Gange waren, einen so guten Gebrauch, als man ohne Kenntniß des Originals und der griechischen Sprache überhaupt machen konnte.

Im demselben Jahrhundert, noch mehr aber in den folgenden, wurden die Codices des Plutarchus verfertiget, von denen Hr. W. eine überaus große Anzahl verglichen hat. Er unterzog sich diesem Geschäft theils selbst während seines Aufenthaltes in Paris und Leiden, theils wurde es durch seine gelehrten Freunde Villoison, Villebrune, Saint-Croix und Larcher in Frank-reich,

reich, Morelli und Spalletti in Italien, Matthäi, damals in Moskau, zuletzt auch durch Vermittelung der Curatoren der akademischen Druckerey zu Oxford besorgt. Die noch unverglichenen Handschriften in England und Frankreich hofft Hr. W. wenigstens für den Commentar benutzen zu können. Diejenigen aber, welche er verglichen hat, sucht er unter vier Hauptklassen (quatuor recensiones vel aetates moralium) zu begreifen: I. vor dem dreyzehnten Jahrhundert. Aus diesem Zeitalter sind zwey Pariser Handschriften (D. F. num. Catal. 1956. 1957.) und die beyden Moskauer, sämmtlich so lückenhaft als die Aldinische und Basler Ausgabe; ferner die beyden Wiener Handschriften, und die Florentinischen Codd., deren Collation von Gronov an Hrn. W. kam. II. seit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts. Nachdem die Griechen Constantinopel wieder erobert hatten, wurden alle noch vorräthigen Schriften des Plutarchus gesammelt. Aus diesem Zeitraume stammt ein Pariser Codex ab. (A. num. Catal. 1671.), der im J. 1296, wahrscheinlich von Max. Planudes, geschrieben und mit einigen Verbesserungen desselben versehen ist. III. der trefliche Codex Parisiensis E. (num. Catal. 1672.) vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Er enthält zwar nicht mehrere Bücher, aber ältere und vorzüglichere Lesarten. In dieses Zeitalter setzt Hr. W. noch überdieß Cod. Moralium C. n. 1955. und H. n. 1680. desgleichen eine Pfälzer und mehrere italienische

Handschriften: IV. Codex Paris. B. (num. Catal. 1675.). Dieser Coder enthält zwar nicht alle noch übrigen Schriften des Plutarchus; allein der Text ist nach älteren und richtigeren Exemplaren verbessert, und die Lücken sind mit gleicher Sorgfalt ausgefüllt. — Sodann folgen die Handschriften des funfzehnten Jahrhunderts, welche fast sämmtlich in Italien, meistentheils nach der zweyten Recension, verfertigt worden sind.

Es ist auffallend, daß Petrarca hin und wieder aus den Schriften des Plutarchus solche Stellen anführt, die wir in den uns erhaltenen Büchern vergeblich suchen; da doch selbst die griechischen Grammatiker und Literatoren des vierzehnten Jahrhunderts, z. B. Theodorus Metochita, Thomas Magister, Nicephorus Gregoras, Macarius Chrysocephalos u. a. keine anderen, als die uns übrig gebliebenen Werke dieses Schriftstellers kannten. Allein wahrscheinlich wurde Petrarca durch ein falsches Gerücht, oder durch untergeschobene Schriften, dergleichen die Institutio ad Trajanum war, hintergangen.

In dem funfzehnten Jahrhundert gab es unter den Griechen einige wackere Gelehrte: Petrarca's Beyspiel hatte auch unter den Lateinern manche zur Nacheifrung geweckt. Jene begaben sich, nachdem Constantinopel von den Türken erobert war, größtentheils nach Italien: diese fingen wieder an, die Alten, auch den Plutarchus, in die lateinische

Spra-

Digitized by Google

sprache überzutragen. Die Anzahl dieser Ueber-
ßer wurde in dem folgenden Jahrhundert sehr
amhaft vermehrt. — Gemistus Plethon suchte
e Manier der Plutarchischen Lebensbeschreibungen
einer eigenen Schrift nachzuahmen: sein Schü-
r, Bessarion, fertigte neue Abschriften der Plu-
rchischen Werke, die sich noch jetzt in der venetia-
schen Bibliothek befinden; und Arsenius, Bi-
hoff zu Monembasia, der letzte Grieche, den Hr.
B. erwähnt, schmückte sein Violetum, das sein
Vater Michael Apostolius bereits zu sammeln an-
efangen hatte, auch mit Plutarchischen Apoph-
egmen und Sentenzen aus.

In dem zweyten Theile der Wyttenbachi-
chen Prolegomenen, werden die Ausgaben, be-
onders von den philosophischen Werken des Plu-
archus, sehr ausführlich und genau beschrieben.
Mit dieser Beschreibung muß man den kürzer ge-
aßten Index vergleichen, welcher jenen folgt, und
er sich nicht bloß über die vollständigen Samm-
ungen der Plutarchischen Werke, sondern auch
iber einzelne Ausgaben einzelner Schriften,
iber die Versionen derselben, über die zu jedem
Buche verglichenen Handschriften und andere kriti-
che Sammlungen mit belehrender Sorgfalt ver-
breitet. Der aufmerksame Leser findet auch hier
reiche Veranlassung, den großen Vorrath der zu-
sammen gebrachten und zur Prüfung und Berichti-
gung des Textes benutzten Hülfsmittel zu bewun-
dern: die scharfe und treffende Würdigung aller
die-

dieser Hülfsmittel würde noch mehr Bewunderung verdienen, wenn man sie bey dem Verfasser der Bibliotheca Critica nicht mit Grund voraussetzen dürfte. — Cicero gab ehemals dem lauen Atticus, der ihm eine zu große Wärme des Tones vorgeworfen hatte, die sehr einfache Antwort: vide, quam sim antiquorum hominum. Auf eine ähnliche Antwort mögen sich diejenigen gefaßt halten, die etwa das Treffende der Wyttenbachischen Urtheile, sein bedeutungsvolles Stillschweigen über manche empfohlene Ausgaben, und überhaupt seine Manier, das Kunstrichter-Amt zu verwalten, in einem mißfälligen Contraste mit dem schleichenden Complimentirton finden sollten, der leider in unsern Elenchis editionum, Introductionen und Bibliotheken wieder aufzuleben scheint. Der wakkere Wyttenbach suchte, ganz im Lessingischen Geiste, mehr das Lob der Bescheidenheit als der Höflichkeit. Die Bescheidenheit giebt jedem, was jedem gebührt: aber die schlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erlangen.

Recensent hat den größten Theil der von Hrn. W. verglichenen Ausgaben und Uebersetzungen vor sich, und sieht sich dadurch in den Stand gesetzt, die Urtheile über den Werth derselben nach eigener Prüfung zu bewähren. Allein es würde uns zu weit von unserm Plan entfernen, wenn wir jene Kritik durch eine neue Kritik rechtfertigen wollten. Wir können daher bloß einen allgemeinen Ueberblick

auf

uf die benutzten Hülfsmittel werfen, um auf diese Art die Schätzung der Wyttenbachischen Arbeit zu erleichtern.

Aldus Manutius war bekanntlich der erste Herausgeber der Plutarchischen Werke. Seine Ausgabe der Moralium (v. J. 1509), die unter der Aufsicht des berühmten Demetrius Ducas von Creta gedruckt wurde, verglich Hr. W. sorgfältiger, als vorher geschehen war. Er fand den Text nach Handschriften verbessert, aber zugleich durch eine sehr bedeutende Menge Druckfehler entstellt. (Nicht bloß Camerarius, dessen Urtheil Hr. W. hier allein anführt, sondern mehrere Gelehrte klagten schon ehemals über die monstrosa Aldini codicis menda, wie sie unter anderen Chr. Daumius in Epist. ad Bosium p. 7. nennt.) Die Basler Edition (1542.), in der man nirgends den Gebrauch alter Handschriften, wohl aber bedeutende Abweichungen von der Aldina wahrnimmt, konnte, dieser zweifelhaften Autorität halber, dem Herausgeber den Vortheil nicht leisten, den ihm die zahlreichen Verbesserungen und die aus vielen Codd. gezogenen Varianten des berühmten Nic. Leonicus und Dan. Jannot gewährten. Diese beyden Gelehrten hatten sich ehmals selbst mit einer neuen Ausgabe des Plutarchus beschäftiget, und ihre kritischen Bemerkungen einem Exemplar der Aldina am Rande beygefügt. Hr. W. erhielt dieses Exemplar von Rom, vermehrt mit Marginal-Anmerkungen seines

nes letzten Besitzers, Muretus: nachdem er vorher schon eine unvollständige Abschrift der beygeschriebenen Verbesserungen von der Leidner Bibliothek bekommen hatte. Er benutzte überdieß noch andere handschriftliche Sammlungen, die ihm das Glück zuführte: von Schott, Turnebus, Andr. Junius und einem ungenannten Gelehrten, der sie der Basler Ausgabe vom J. 1542. beygeschrieben hatte. Ganz vorzüglich aber kamen ihm die Emendationen des gelehrten und scharfsinnigen Cl. Bachet Meziriac zu statten, der unter den französischen Uebersetzern des Plutarchus wahrscheinlich den ersten Platz behauptet haben würde, wenn es ihm gelungen wäre, seinen in einer trefflichen Probeschrift angezeigten Plan auszuführen.

Die alten lateinischen Uebersetzungen des Plutarchus, welche in der Basler Folio-Ausgabe (ap. Mich. Isingrinum 1541.) gesammelt sind, haben vielleicht noch immer nicht eine so sorgfältige Vergleichung erfahren, als ihnen ihres kritischen Werthes halber unstreitig gebührte. Hr. W. benutzte sie zwar: aber er scheint doch der bekannten Traduction von Amyot eine verweilendere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. In der That findet der Kritiker, der von den häufigen Misgriffen in Ansehung des Sinnes und den willkührlichen Einschaltungen dieses Uebersetzers den Blick abzukehren weiß, die auf Vergleichung derselben verwandte Mühe reichlich vergütet. Amyot folgte nicht bloß der Autorität mehrerer,

vor-

Digitized by Google

vorher unverglichener Handschriften, sondern leitete auch von den Verbesserungen anderer Philologen, namentlich des oben erwähnten Turnebus, manches Trefliche in seine Uebersetzung ab.

Mit gleicher Sorgfalt verglich Hr. W. die Xylandrische Version, welche er überhaupt einer Revision und Aufnahme in seine Ausgabe werth achtete. Xylander hat unstreitig nicht bloß durch seine seltene Ausgabe der Moralium (Basil. 1574 f.) sondern auch durch seine Uebersetzung dieser Schriften, sich ein großes Verdienst um Berichtigung und Erklärung des Plutarchischen Textes erworben, Allein wenn Hr. W. dieser Uebersetzung ausschließend das Lob der Treue, Sorgfalt und Deutlichkeit beylegt, wenn er sie in allen diesen Hinsichten als Muster einer guten Version aufstellt, so verkannte er sehr die ersprießlichen Bemühungen eines Mannes, der zu derselben Zeit der Verbesserung und Uebersetzung der Plutarchischen Schriften seine Muse weihete. Hermann Cruserius trug nicht bloß die Lebensbeschreibungen (1561), sondern auch die philosophischen Werke des Plutarchus (Basil. 1573. Francof. 1580 f.) in die lateinische Sprache über. Die Uebersetzung der ersteren wurde in den Ausgaben dieses Schriftstellers, von der Stephanischen bis auf die Reiskische herab, dem griechischen Text zur Seite gestellt: allein die Uebersetzung der letzteren, welche dem Verfasser grade am vorzüglichsten gelungen war, blieb unbeachtet, wurde über der Xylandrischen vernachlässiget

get und zuletzt so sehr vergessen, daß neuere Literatoren sogar an der Existenz derselben gezweifelt haben. Auch Hr. W. kennt sie blos aus der Anführung anderer, und spricht daher von ihrem Gehalte mit unverdienter Geringschätzung. Rec. trägt kein Bedenken, dieser Version vor der so sehr gepriesenen Xylandrischen den Vorzug zuzugestehn, und wird weiter unten Gelegenheit finden, die Verdienste derselben in Hinsicht auf Wahrheit, Schönheit des Ausdrucks und treuer Nachbildung der Plutarchischen Schreibart ins Licht zu setzen.

Desto billiger und vortheilhafter beurtheilt Hr. W. die Stephanische Ausgabe, deren Werth von Reiske und anderen Gelehrten nur allzu sehr herabgesetzt worden ist. Die von Stephanus eingeführte Ordnung der Plutarchischen Schriften behielt Hr. W. bey, um die Bequemlichkeit des Lesens und Nachschlagens zu befördern. Uebrigens aber suchte er den häufigen Aenderungen des berühmten Mannes, welche er, ohne Angabe der Autorität, in dem Texte getroffen, durchaus auf die Spur zu kommen; er prüfte mit kritischer Unpartheylichkeit die aufgefundenen Gründe, und versichert, kein Wort, ja keinen Buchstaben aus dieser Ausgabe beybehalten zu haben, dessen Aechtheit nicht durch hinlängliche Zeugnisse erwiesen werden konnte. — Die drey Abkömmlinge des Stephanischen Textes, die so genannten editiones graeco-latinae (Frankf. 1599 f. Frankf. 1620 f. Paris 1624 f.) wurden von Hrn. W. ebenfalls

zu

zu Rathe gezogen, im Ganzen mit noch grösserem Nutzen, als die zuletzt erschienene Reiskische Ausgabe, welche nichts als eine verunglückte Buchhändler-Spekulation war. Der wackere Reiske starb allerdings auch für den Plutarchus zu früh: aber auch bey einem längeren Leben würde es ihm an Lust und Muse gefehlt haben, während des Lesens die hingeworfenen Conjecturen zu sichten, mit der Sprache des Schriftstellers sich vertrauter zu machen und für die Wiederherstellung des ächten Textes etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Unter hundert Verbesserungsvorschlägen fand Hr. W. kaum zwey, die sich durch Wahrheit und Neuheit zugleich empfohlen hätten. Wenn daher in Hrn. Ws. kritischer Annotation Reiske's Name noch häufiger erscheint, als man bey so bewandten Umständen erwarten sollte: so geschah es bloß, weil er auch die Verbesserungen anderer, so wie seine eigenen, wenn er sie bey dem Leipziger Herausgeber bereits vorfand, auf dessen Rechnung gesetzt hat.

Wir nahen uns hier dem dritten Theil unserer Kritik, in welchem wir unseren Lesern von dem Gewinn, den Plutarchus unter den Händen eines so gelehrten und mit kritischen Hülfsmitteln so reichlich ausgerüsteten Herausgebers erhalten hat, eine kurze Rechenschaft ablegen müssen. Vollständiger und gründlicher vielleicht wird diese Beurtheilung alsdann ausfallen, wann uns Hr. W. den versprochenen Commentar geschenkt haben wird. Ja, könnte man die baldige Erscheinung desselben mit

Wahrscheinlichkeit hoffen: so dürfte es leicht allzu voreilig scheinen, schon jetzt entweder die ganze Verfahrungsart des Herausgebers prüfen, oder wohl gar über einzelne Punkte mit ihm rechten zu wollen. Da indeß theils vermöge der oben angeführten Aeusserungen des Herausgebers selbst, theils aus anderen uns bekannt gewordenen Ursachen die Erfüllung jener Hoffnung noch ziemlich entfernt scheint: so ist es die Pflicht der Kritik, ein Werk, das in dem Fache der alten Literatur immer als ein klassisches glänzen wird, schon jetzt genauer zu untersuchen, und die Vorzüge und die Mängel desselben in Hinsicht auf Bildung des Textes sowohl, als auf die kritische Annotation und beygefügte Version aus einander zu setzen.

Was überhaupt das kritische Verfahren anlangt, das Hr. W. in dieser Ausgabe beobachtete: so folgte er in Ansehung des Textes weder der Stephanischen noch einer andern Edition, sondern lieferte im eigentlichsten Sinne des Worts eine ganz neue Recension desselben. Die Aldina war gleichsam die Basis, auf welcher das kritische Gebäude aufgeführt wurde: die Autorität alter Handschriften und Ausgaben gewährten ihm Festigkeit, und das durch eine lange Vertraulichkeit mit der Plutarchischen Schreibart geschärfte kritische Gefühl des Herausgebers bewahrte vor Uebereilung und Fehlgriffen. Auf diese Art gewann der Text der dritten griechisch-lateinischen Ausgabe vom Jahr 1624, den Hr. W. für den Druck zubereiten,

eine

eine ganz neue Bildung. Der Stephanische Text, welcher in dieser Edition gereinigter als in den beyden vorhergehenden erscheint, wurde nicht bloß von den übrig gebliebenen Druckfehlern gesäubert, und in bequemere Abtheilungen gebracht; sondern alles, was bewährten kritischen Zeugnissen entgegen war, wurde entfernt und mittelst derselben verbessert. Zur Aufnahme bloßer Conjecturen verstand sich Hr. W., auch bey offenbar verdorbenen Lesarten, nur selten; und zwar entweder da, wo seine Vorgänger sich dieselbe Freyheit verstattet, oder wo mehrere Kritiker auf gleiche Art und durch Einen Vorschlag die Schwierigkeit gehoben hatten.

Wie streng überhaupt die Grundsätze sind, die Hr. W. in Aufnahme kritischer Vermuthungen befolgte, dieß wird am deutlichsten aus folgendem Beyspiel erhellen. Zwey Stellen des Plutarchus sind ohne Autorität einer Handschrift, beyde aus Platon, und beyde mit gleicher Wahrscheinlichkeit, verbessert worden; eine in der Schrift: de Educatione puerorum p. 4. D.*), wo man auf

*) Wir führen in dieser Recension der Kürze halber, ohne die einzelnen Bücher und Kapitel genauer zu bezeichnen, die Seitenzahlen der Frankf. Edition vom Jahr 1599. an. Bekanntlich treffen diese mit den Seitenzahlen der anderen beyden griechisch-lateinischen Ausgaben durchaus zusammen, und sind auch von Reiske sowohl als von Wyttenbach, von jenem über dem Texte, von die-

auf Platons Zeugniß und zufolge einer alten, von Hrn. W. hier nicht erwähnten Wahrnehmung der Kritiker (s. Valkenaer ad Eurip. Phoen. p. 608.), statt πολλάκις ὁ Κράτης offenbar πολλάκις Σωκράτης lesen muß; die zweyte in Quaestion. platonic. p. 1001, A. wo Platons Phädrus anstatt des fehlerhaften Καλλιπίδαι ebenfalls die wahre Lesart καλλίπαιδα darbietet. In der letzten Stelle glaubte Hr. W. mit Recht, die Correction zur Lesart des Textes erheben zu müssen, weil es keinem Zweifel unterworfen ist, daß die Quaestiones das Werk des Plutarchus sind, und von diesem das Richtige gesetzt worden ist. Aber in jener unächten und höchst seichten Schrift, deren Verfasser nichts weniger als Plutarchische Belesenheit und Einsicht besaß, läßt sich doch der Fall als möglich denken, daß das bezweifelte Wort nicht aus Platon selbst, sondern aus einer anderen Quelle geflossen, und der Schriftsteller durch Aehnlichkeit der Namen getäuscht worden sey. Jenes war offenbar falsch; dieses nur fehlerhaft. Bey-

diesem am innern Rande seiner Ausgabe bemerkt worden. — In dem neulich erschienenen Leipziger Abdruck des ersten Theils des Wyttenbachischen Werkes, welcher in Ansehung der Correktheit, das englische Original selbst weit übertrifft, hat der Herausgeber und Verleger, Herr M. Schäfer, nicht bloß diese sehr zweckmäßige Einrichtung beybehalten, sondern noch überdies die Seitenzahlen der Wyttenbachischen Ausgabe am äußeren Rande beygefügt.

Beydes wird der vorsichtige Editor bemerken; aber nur jenes ändern, weil zu besorgen steht, daß er durch Veränderung des letzteren uns nicht das giebt, was der Autor geschrieben hat, sondern was er, den Foderungen der Geschichte zufolge hätte schreiben sollen.

Wenn diese Norm gültig ist: so begreift man nun leicht, warum Hr. W. auch anderwärts, wo es bald auf offenbare Verwechselung der Namen, bald auf einen leicht zu entdeckenden Gedächtnißfehler hinauslief, das Unrichtige beybehalten mußte, obgleich andere Kritiker, deren Erwähnung wahrscheinlich dem Commentar vorbehalten bleibt, schon das Wahre gefunden hatten. Z. B. p. 1. C. Κλεόφαντον statt Διόφαντον (s. Palmerii Exercitatt. in auctores graec. p. 214.); p. 89, B. Διογένης statt Ἀντισθένης; p. 171. D. Ἄμηστρις δὲ ἡ Ξέρξου γυνὴ δώδεκα (richtiger τέσσαρας καὶ δέκα, s. Wesseling. Observationes p. 252.) κατώρυξεν ἀνθρώπους.

Bey dieser Behutsamkeit, mit welcher Herr W. das Geschäft der Kritik verwaltete, und bey der äußersten Sorgfalt, mit welcher er die von Stephanus eingeführten Lesarten sogar in solchen Stellen prüfte, wo der erste Blick keinen Fehler ahnete, ist nur selten eine Emendation dieses Mannes beybehalten worden, die sich nicht durch die Autorität alter Handschriften bewähren ließ. Eine solche Verbesserung finden wir p. 41. A. βλὰξ ἄνθρωπος ἐπὶ παντὶ λόγῳ ἐπτοῆσθαι φιλεῖ st.

παιδεύεσθαι. Herr W. fand sie durch keinen Codex bestätiget; aber er behielt sie bey, wahrscheinlich, weil ihn die bekanntere Parallelstelle p. 28. D. zu diesem Verfahren zu berechtigen schien. Wir sind weit entfernt, dieses Verfahren hier und an einigen anderen Orten, wo wir uns den Grund der getroffenen oder fortgepflanzten Textes-Aenderung auf gleiche Weise angeben konnten *), in

*) Um nicht zu weitläufftig zu werden, machen wir den selbstprüfenden Leser nur auf folgende Stellen aufmerksam: p. 291. A. Διὰ τῶν μὲν ὀλυμπικῶν ἱερῶν εἴργεται, καὶ οὔτε ἐν Ἥρας Ἀθήνησι, οὔτε Θήβησιν ἐν Ἀφροδίτης, ἴδοι τις ἂν κιττόν· ἀγριωνίοις δὲ καὶ νυκτελίοις, ὧν τὰ πολλὰ διὰ σκότους δρᾶται, πάρεστιν. So hat Hr. W. nach Meziriacs glücklicher Verbesserung die Vulgata: κιττὸν ἄγριον· ἴσως δὲ καὶ ν. in dem Texte selbst geändert. Ἀγριώνια, ein Fest, das dem Bacchus Agrionius zu Ehren gefeyert wurde, kommt auch in Plutarch. Hellenic. p. 299 f. vor. p. 369. A. οὔτε γὰρ ἐν ἀψύχοις σώμασι τὰς τοῦ παντὸς ἀρχὰς θετέον, ὡς Δημόκριτος καὶ Ἐπίκουρος· οὔτε ἀποίου δημιουργὸν ὕλης, ἕνα λόγον καὶ μίαν πρόνοιαν, ὡς οἱ Στωϊκοί. Ἀποίου ist ebenfalls die Conjectur mehrerer Gelehrten (st. ἄποιαν, οἱ), an deren Richtigkeit nicht zu zweifeln ist. Die ἄποιος ὕλη der Stoiker, carens omni qualitate materia, ist bekannt. (Vergl. Davis. ad Cicer. N. D. I. 14. Diogenes Laërt. VII. v. 134. Sextus Empiric. IX. 75. p. 569.) — p. 371. E. hat Hr. W. statt διοικεῖν αὐτὸν (ἱέρακα) ἐλάχιστα τῇ τροφῇ πέφυκε seine eigene trefliche Verbesserung αὐ-

in Anspruch zu nehmen: wir befürchten vielmehr, daß Hr. W. durch Zurückweisung anderer, eben so evidenter Lesarten, die sich entweder nur auf das Zeugniß eines einzigen Codex, oder auf Conjectural-Verbesserung gründeten, den Vorwurf einer zu weit getriebenen Rigidität veranlaßt haben wird. Und dies wohl nicht blos bey Kritikern, welche dem Gesetz ihrer Kunst gern eine Laxität geben möchten, die es zum Spielwerk des Witzes und der Laune macht. So lehrt, unseres Bedünkens, gleich p. 2. A. der ganze Zusammenhang, gegen welchen der Gedanke an die Unächtheit der Schrift hier schwerlich einiges Gewicht haben kann, daß die Ergänzung: εἰσὶ δὲ αἱ μὲν ἀρχαὶ τῆς φύσεως, αἱ δὲ προκοπαὶ τῆς μαθήσεως, wie sie Herr Schneider auch in der Augsburger Handschrift fand, von der Hand des Schriftstellers sey. Rapp hat ihr, so viel wir wissen, zuerst, nachher Victor, Westhus u. a., zuletzt auch Hr. Hutten einen Platz im Texte angewiesen, und Amyot bereits durch seine Uebersetzung die Aufnahme vorbereitet: Le commencement nous vient *de la nature*, *les progrés & accroissement* des preceptes de la raison, & l'accomplissement de l'usage et exercitation. Von Hrn. W. sind die fehlenden Worte bloß in der Note bemerkt, aber nicht aufgenommen worden. Auf

αὐτὸν ἐλάχιστη in den Text gerückt. Der Sinn ist: Der Habicht hat zu seiner Subsistenz nur sehr wenig Nahrung nöthig.

Auf gleiche Art würde Rec., ohne sich der Sünden des Tübinger Abdrucks theilhaftig zu machen, an mehreren anderen Stellen kein Bedenken gefunden haben, die von Hrn. W. in die Noten verwiesene Lesart in den Text selbst zu erheben. Z. B. p. 46. B. εἰ μή τις ᾖς ἀναίσθητος καὶ ἀμαθὴς statt ἀπαθὴς, p. 320, I. ὡς ἐκείνῃ μέν ἐστι κοπώδης (st. κομπώδης) καὶ ἄσχολος, wegen der Parallelstelle Vit. Themistoclis p. 121. B. auf die Hr. W. selbst und vor ihm schon Bryan T. I. p. 95. aufmerksam gemacht hat. Desgleichen p. 371. E. von dem Habicht oder Falken, dem Symbol des Gottes Osiris: λέγεται δὲ καὶ νεκρῶν ἀτάφων σώμασι (st. des fehlerhaften ὄμμασι) γῆν ὑπερπετόμενος ἐπιβάλλειν. In den oft versuchten Versen p. 20. D. traf unstreitig Valckenaers scharfsinnige Verbesserung (ad Eurip. Phoen. p. 447.): Ἀγάμεμνον, οὐδεὶς κάματος εὖ σέβειν θεούς, das Wahre: allein da der erste Vers: τί δῆτα δεῖ σε κάμνειν; κατθανεῖν, weder von Meziriac noch von anderen mit gleicher Evidenz verbessert, durch die von Krebs und Hutten aufgenommene Lesart aber noch mehr verfälscht worden ist: so begreift man wohl, warum Hr. W. auch von jener Correktion für den Text selbst keinen Gebrauch machen konnte.

Desto sicherer, zulässiger und häufiger war der Gebrauch, den der Herausgeber zur Berichtigung des Textes von den Lesarten seiner Handschriften machen konnte. Eine große Menge verdorbener

bener Stellen, welche man vorher als unheilbar aufgegeben hatte, sind jetzt zuerst aus Handschriften hergestellt; andere, an denen ältere und neuere Kritiker ihre Divinationsfähigkeit vergeblich versucht hatten, sind durch dasselbe Hülfsmittel mit einer oft überraschenden Leichtigkeit und Evidenz verbessert, in sehr wenigen nur sind die Conjecturen der vorigen Herausgeber durch Beystimmung der Handschriften bestätiget worden. Einige ausgehobene Beyspiele werden hinreichend seyn, die Wahrheit dieser drey Behauptungen ins Licht zu setzen. p. 4. D. ist von der unverzeihlichen Sorglosigkeit solcher Aeltern die Rede, welche, auch nachdem sie von anderen erinnert worden sind, ihre Kinder der Aufsicht und der Gesellschaft untauglicher Erzieher überlassen: *ἐνίοτε γὰρ εἰδότες, αἰσθομένοις μᾶλλον αὐτοῖς τοῦτο λεγόντων, τὴν ἐνίων τῶν παιδευτῶν ἀπειρίαν ἅμα καὶ μοχθηρίαν, ὅμως τούτοις ἐπιτρέπουσι τοὺς παῖδας.* Man hat die Dunkelheit dieser Stelle auf vielfache Art (Vgl. Huttens Noten p. 15.) zu heben versucht. Gail, dessen Ausgabe einiger Plutarchischen Schriften (Divers Traités de Lucien, Xénophon, Platon & Plutarque — faisant partie de la collection des auteurs Grecs classiques, Paris 1788. 8.) noch von keinem Kritiker, soviel wir wissen, benutzt worden ist, verbesserte zuletzt: *αἰσθόμενοι μᾶλλον αὐτοί*, und brachte folgenden sehr gezwungenen Sinn heraus: le sachant pour le sentir mieux que ceux qui le leur disent, c'est-a-dire, pour le sentir

 mieux

mieux que personne. Hr. W. folgte kritischen Zeugnissen, und nahm mit Fabricius αἰσθομένων auf. Unstreitig eine weit leichtere und richtigere Aenderung als die Brunkische: εἰδότες ἢ αἰσθόμενοι ἄλλων αὐτοῖς τοῦτο λεγόντων, welche sich gleichwohl in dem Texte der Schneiderschen und Huttenschen Ausgabe befindet. — p. 291. B. wird die Frage aufgeworfen, warum die Priester des Jupiter bey den Römern nicht zugleich eine Magistratswürde im Staate bekleiden dürfen. Die Antwort: ἢ ὅτι τῶν μὲν ἱερῶν ὡρισμένας πράξεις ἐχόντων, *** ἀτάκτους καὶ ἀορίστους, οὐκ ἦν δυνατόν, εἰς ἓν ἅμα τῶν καιρῶν συμπεσόντων ἑκατέρῳ παρεῖναι τὸν αὐτόν; Die fehlenden Worte ergänzte Xylander durch τῶν δὲ βασιλέων, Meziriac durch τῶν δὲ ἀρχῶν. Keiner von beyden traf das Wahre, das jetzt dem Herausgeber ein Leidner Codex dargeboten hat: τῶν δὲ δημοσίων. Ἱερὰ und δημόσια — welcher Gegensatz könnte hier passender seyn? — p. 319. E. vom Augustus, der begünstiget durch die Zeitumstände und durch die Verbindung mit den treflichsten Männern im Staate emporstieg: Τύχη αὐτὸν ἐπιθεῖσα Κικέρωνι, καὶ Λεπίδῳ, καὶ Πάσσᾳ, καὶ Ἱρτίῳ, καὶ Ἀντωνίῳ, καὶ Μάρκῳ, ταῖς ἐκείνων ἀριστείαις καὶ χερσὶ καὶ νίκαις, καὶ στόλοις, καὶ πολέμοις, καὶ στρατοπέδοις γενόμενον πρῶτον εἰς ὕψος ἄρασα, καὶ καταβαλοῦσα, τούτους ἀναβῆναι μόνον, δι' ὧν ἀνέβη μόνος, κατέλιπεν. Wie verworren und dunkel! Mit Hülfe des einen Codex rief Hr. W. die richtigere

Interpunction zurück, und auf das Ansehen eines anderen warf er das anstößige Einschiebsel aus dem Texte. Darauf gewann die Stelle das schönste Licht: γενόμενον πρᾶτον, εἰς ὕψος ἄρασα, καὶ καταβαλοῦσα τούτους, δι' ὧν ἀνέβη, μόνον κατέλιπεν. — p. 165. F. spricht Plutarchus von der Unruhe, welche den Abergläubischen peiniget: ὥσπερ ἐν ἀσεβῶν χώρῳ, τῷ ὕπνῳ τῶν δεισιδαιμόνων, εἴδωλα φρικώδη καὶ τεράστια φαρμάκων, καὶ ποινάς τινας, ἐγείρουσα καὶ στροβοῦσα τὴν ἄθλίαν ψυχὴν, ἐκ τῶν ὕπνων ἐκδιώκει τοῖς ὀνείροις. Offenbar gewährt das Wort φαρμάκων hier keinen Sinn. Aber die ächte Lesart: φάσματα, welche jetzt Hr. W. hergestellt hat, ließ sich ohne Hülfe eines Codex schwerlich auffinden. Es scheint, Plutarchus hatte ein Dichterfragment vor Augen, das er in dieser Stelle nachbildete. Der Sinn ist nunmehr klar: Veluti in impiorum apud inferos regione, in somno superstitiosorum, superstitio excitans simulacra terribilia et monstrosa *visa* et furias quasdam, excitans et versans miseram animam somniis somno exturbat. — p. 22. D. wird eine Verbesserung von Krebs (Animadv. in Plut. de audiend. poët. p. 165.) καὶ τί τὴν Τύχην (st. Ψυχὴν) καὶ τὴν Μοῖραν ἀναμάζουσι, jetzt durch die Autorität einer Handschrift bestätiget, und in den Text gehoben. Gleiche Bestätigung einer von Valckenaer (ad Herodot IV, 114.) vorgeschlagenen Lesart findet man p. 271. D. ἐμφαίνοντες δεῖν τὴν νύμφην ἐμμένειν st. ἐμβαίνειν.

In

In solchen Stellen, wo den Herausgeber seine kritischen Hülfsmittel verließen, behielt er gewöhnlich, um nicht zu den verdorbenen und sinnlosen Lesarten der Aldina zurück kehren zu müssen, die Stephanischen bey: selbst da, wo ihre Quelle ganz unbekannt, oder ihre Autorität wenigstens zweifelhaft war. So ist in der öftmals versuchten Stelle p. 2. C. εἰ δέ τις οἴεται, τοὺς οὐκ εὖ πεφυκότας μαθήσεως καὶ μελέτης τυχόντας ὀρθῆς πρὸς ἀρετὴν οὐκ ἂν τὴν τῆς φύσεως ἐλάττωσιν εἰς τοὐνδεχόμενον ἀναδραμεῖν, das letzte unbezweifelt fehlerhafte Wort auch in der Wyttenbachischen Ausgabe unverändert geblieben. Sehr gezwungen ziehen es einige zu ἀρετήν, und suppliren vor den Worten: τὴν τῆς φύσεως ἐλάττωσιν, die Präposition κατά. Noch gewagter ist Heumanns Aenderung: πρὸς ἀρετήν, εἰς τὴν τῆς φύσεως ἐλάττωσιν ἐνδέχεσθαι ἀναδραμεῖν. Wir übergehen Heusingers unbestätigte, und Gesners allzu künstliche Erklärung, welche sich beyde mit einer dritten von Krebs in den Miscellaneis Lips. Nov. X. p. 296. befinden, und bemerken nur, daß der Tübinger Herausgeber des Plutarchus die letzten Erklärungsversuche gar nicht, die Heumannische Verbesserung aber verstümmelt mitgetheilt hat. Hr. W., der sich auf eine solche kritische Relation jetzt noch nicht einlassen konnte, schlägt kurz und gut ἀναλαβεῖν zu lesen vor. Gewiß die einzig richtige Lesart, auf welche bereits auch andere gefallen sind; und die, was Hr. W. nicht beygefügt hat, durch eine alte edit. Spirensis a. 1584.

584. bestätiget wird. Allein wenn kurz vorher
. 1. D. bey der Stephanischen Lesart: ὡς οὐ βα-
ιλέας, ἀλλὰ βασιλίσκους, von Hrn. Wy
rinnert wird: hoc Stephanus, nescio unde,
nvexit: so verweiset Hr. Hutten hier richtiger auf
stephani adnotat. ad Agesilaum, wo dieser
Kritiker sich auf das Zeugniß einiger Handschrif-
en beruft.

Wenn in dieser und anderen Stellen das Geschäft des Kritikers, welcher künftig einzelne Plutarchische Schriften bearbeiten will, vorzüglich dahin gerichtet seyn muß, die noch verborgenen Quellen dieser und jener Stephanischen Lesart aufzusuchen, und die Gültigkeit derselben entweder zu bewähren oder zu widerlegen: so wird man überhaupt nie vergessen dürfen, daß der Text dieses Schriftstellers noch an mehreren Orten einer neuen Revision bedarf. Auch dieses verdient, unseres Bedünkens, bey einer Ausgabe von solchem Gehalt und solcher Autorität erwogen zu werden, welche Unfähigkeit so leicht, und träge Bequemlichkeit so gern für das non plus ultra der Kritik gelten läßt. Allein abgesehen von so manchen treflichen Lesarten, die hier in den Noten versteckt, einer künftigen Aufnahme in den Text würdig zu seyn scheinen: so ist der verdienstvolle Herausgeber selbst so weit von dem Wahn entfernt, dem Plutarchus schon jetzt seine ursprüngliche Form durchaus wieder hergestellt zu haben, daß er an mehreren Stellen entweder seine noch übrig gebliebenen Zweifel verräth,

rückt, oder auf eine weitläuftigere Erörterung in dem Commentare verweiset. Das erste z. B. p. 35. A. bey den Worten: τῷ λέγειν ἐφεξῆς ἄριστ, welche der Kritik einen freyen Spielraum eröffnen; das zweyte p. 8. B. ἀπὸ πηγῆς τὴν ἐπιστήμην τηρεῖν, wo Hr. W. jetzt bloß die Corruption bemerkt, aber weder die Krebsische Muthmaßung (ἀρύειν), noch seine eigene (ἀρύτειν vergl. s. Not. ad Plutarch. de S. N. V. p. 33.) wiederholt.

Sehr viel ist indeß schon jetzt durch die dem Text untergesetzte Annotatio critica geleistet, sehr viel mittelst derselben vorbereitet worden. Sie vereiniget, bey der größten Kürze in der Darstellung und im Ausdruck, drey Hauptzwecke, welche Hr. W. selbst in den Prolegomenen dahin bestimmt: Notae versantur in triplici genere: primo, ubi nova lectio recipitur: altero, ubi conjectura proponitur: tertio, ubi dubia est vulgatae auctoritas lectionis, aut alia fertur aeque probabilis. Was den ersten und letzten Zweck anlangt; so sind beyde unstreitig auf eine befriedigende Weise erfüllt worden. Nur hie und da hat Recensent bey neu aufgenommenen Lesarten die Angabe der Vulgata vermißt: wie z. B. T. I. p. 24. ἐκ περιδρομῆς, p. 332. ἀλλοτρίων ζώων, To. II. p. 111. ἐμβαίνειν. In Ansehung der Conjecturen aber, deren Aufführung ebenfalls in den Plan dieser Annotation beschlossen lag, hat sich Hr. W. hauptsächlich auf seine eigenen und die von

den

den vorhergehenden Editoren, oder von einigen nahmhaften holländischen Kritikern vorgetragenen eingeschränkt. Solcher hingegen, welche in humanistischen, vorzüglich von deutschen Kritikern herausgegebenen Schriften zerstreut sind, ist selten oder gar nicht gedacht worden. Freylich hat man an einzelne Bücher des Plutarchus so viel Traumdeuterey verwendet, daß jetzt die Frage oft ist, wie bey jenem König, nicht was der Traum bedeute, sondern was eigentlich geträumt worden sey. Da mithin Hr. W., wie die Vorrede berichtet, uns gegenwärtig nur einen delectum et florem totius Plutarcheae materiae liefern wollte, so verdenken wir es ihm keinesweges, wenn er unrichtige und tadelnswerthe Vorschläge der Kritiker entweder ganz verschwieg, oder mit drey Worten abfertigte: wie Vol. II. p. 342, wo der kurz hingeworfene Tadel: ἐπισπαίρειν nolim sollicitare, ohne Zweifel eine Bemerkung Valckenaers (ad Herodotum p. 621.) trifft. Allein die Rede ist hier von solchen Verbesserungen, die mit den von Hrn. W. ausgezeichneten wenigstens auf gleichen Rang Anspruch machen durften, und deren Angabe demjenigen, welcher die Plutarchischen Schriften in dieser Edition ohne vollständigen Commentar lesen will, die Lectüre gewiß sehr erleichtert haben würde. Wir könnten auch in dieser Recension eine ziemliche Anzahl solcher übergangener Verbesserungen beybringen, wenn uns nicht der Anblick so vieler neuer Conjecturen, welche Plutarchus und seine Leser dem Scharfsinn des kleinen

Her-

Herausgebers verdanken, zu einem angenehmen Geschäft hinzöge.

In der That ist die annotatio critica so reich an scharfsinnigen und glücklichen Verbesserungsvorschlägen, daß die Ausgabe auch von dieser Seite die Disciplin eines Valkenaer und Rhunkenius auf die ausgezeichneteste Art verherrlichet. Es ist schwer, da, wo das Gute sich überall darbietet, eine geschickte Auswahl zu treffen, und immer wird man in dem Falle seyn, lieber zu viel als zu wenig zu geben. Indeß wollen wir hier bloß von solchen Conjecturen einige zur Probe darlegen, welche lediglich das Werk einer durch Uebung geschärften Beurtheilungskraft und eines gebildeten Scharfsinns sind, ohne uns bey denen zu verweilen, die allerdings gleich wichtig, aber bloß durch Anwendung einer grammatischen Bemerkung (z. B. p. 18. F. τῶν ἄλλων ἀνθρώπων, für ἄλλων ohne Artikel) oder durch richtigere Interpunktion (z. B. p. 35 F. καὶ γὰρ δίκαιον, καὶ ὠφέλιμον), ohne einen vorzüglichen Scharfblick zu fodern oder zu verrathen, sich dem aufmerksamen Leser gleichsam von selbst ergeben.

Pag. 135. C. Müßiggang, sagt Plutarchus, und Trägheit befördern keinesweges die Gesundheit. Ungefähr demjenigen, der dadurch, daß er gar nicht sieht, seine Augen, oder dadurch, daß er gar nicht spricht, seine Stimme zu schonen oder zu erhalten wähnt, gleicht der Thor, der Müßiggang und Unthätigkeit als eine unerläßliche Be-

Bedingung der Gesundheit betrachtet; ὁ τὴν ὑγείαν ἀχρηστία καὶ ἡσυχία χρήζειν οἰόμενος. So las Stephanus, nach dem Vorgang aller Handschriften und Ausgaben. Xylander etwas richtiger: ἀχρηστίᾳ καὶ ἡσυχίᾳ. Diese Lesart, welche sich auch in den drey griechisch-lateinischen Ausgaben findet, hat Hr. W. aufgenommen, ohne sie jedoch für die ächte anzuerkennen. Er vermuthet sehr richtig, daß Plutarchus ἀχρηστίας καὶ ἡσυχίας schrieb, sanitatem quiete et actionis abstinentia opus habere. Οὐδὲν γὰρ, heißt es in dieser Stelle weiter, ἑαυτῷ χρήσαιτο ἂν τῷ ὑγιαίνοντι κρείττονι; πρὸς πολλὰς καὶ ἀφιλανθρώπους πράξεις. Schwerlich sind diese Worte fehlerfrey. Meziriac schlug κρεῖττον ἢ, Xylander φιλανθρώπους vor, und Hr. W. der jene Vorschläge billigt, fügt noch die sinnreiche Correction π ο λ ι τ ι κ ὰ ς st. πολλὰς hinzu. Uns scheint indeß die Xylandrische Verbesserung hier die nöthigste zu seyn. Aber bald darauf muß man unstreitig mit Hrn. W. Οὔτε γὰρ Ξενοκράτης μᾶλλον δ ι υ γ ί α ι ν ε Φωκίωνος lesen. Das gewöhnliche δι' ὑγιείαν giebt keinen Sinn, welcher nunmehr durch Wiederherstellung eines seltenen und ausgesuchten Wortes (διυγιαίνειν, perpetua sanitate uti) sehr ungezwungen hervorgeht. — P. 136. A. σῶμα ἐν ἡδοναῖς τηκόμενον ἀμέτρως καὶ θ λ ι β ό μ ε ν ο ν. Das letzte Wort ist unpassend. Hr. W. verbessert leicht und glücklich διαλειβόμενον. — P. 341. D. vom Alexander, den das Unglück von allen Seiten bestürmt: τύχη διορύττουσα

πανταχόθεν, ὑπερείπουσα, πᾶν μέρος ἀνέχουσα τοῦ σώματος. Ὑπερείπουσα ist Verbesserung der fehlerhaften Vulgata: ὑπερείδουσα. Dieselbe Wort-Verwechselung findet sich auch p. 379. E. δόξα τοὺς ἀσθενεῖς καὶ ἀκάκους εἰς ἄκρατον ὑπερείπουσα τὴν δεισιδαιμονίαν, und wir begreifen nicht, warum Hr. W. nur in der ersten Stelle die richtige Verbesserung zur Lesart des Textes erhoben hat.

Nirgends aber konnte sich das kritische Talent des Herausgebers so glücklich offenbaren, als bey der Behandlung der zahlreichen Dichterstellen, welche uns der belesene Plutarchus bald wörtlich, bald in einer freyeren Paraphrase aufbewahrt hat. Hier war von den vorhergehenden Editoren so gut als gar nicht vorgearbeitet worden. Viele dieser Stellen sind von Hrn. W. zuerst als Dichterfragmente abgesetzt und von den Worten des Plutarchus gesondert worden; andere haben durch scharfsinnige Verbesserungen wiederum Sinn und lichtvolle Beziehung erhalten. Und wenn auch der zweyte Punkt vielleicht noch manchen Fortschritt und manche Erweiterung erlaubt, die von der verbessernden Hand künftiger Kritiker zu erwarten steht; so werden doch, was den ersten Punkt betrifft, sich gewiß nur wenige Stellen finden, welche nunmehro noch durch eine ausgebreitetere Belesenheit als Dichterfragmente bemerkbar gemacht werden müßten. Eine solche Stelle ist p. 1141. D. οὐδεὶς ἀγαθὸς ἄξιος θρήνων, ἀλλ᾽ ὕμνων καὶ ἐπαίνων· οὐδὲ πένθους,

ἀλλὰ

ἀλλὰ μνήμης εὐκλεοῦς· οὐδὲ δακρύων ἐπαοιδῶν, ἀλλ' ἀσεῖων (vielleicht ἀςόνων) ἀπαρχῶν, welche, wie wir anderwärts weitläuftig gezeigt haben, einem Gedichte des älteren Simonides (Analect. Brunck. T. I. p. 124.) mit zweckmäßiger Treue nachgebildet ist. Dahin gehört vielleicht auch eine andere Stelle p. 168. A., wo von dem Gottesläugner die Rede ist: πάντας ἐπὶ τὴν τύχην ἀπερειδομένου τοὺς ὀδυρμοὺς, καὶ βοῶντος ὡς πάντα συγκεχυμένως καὶ ἀκρίτως φέρεται. Vergl. damit Nicostrati fragm. ap. Athen. XV. p. 693. Menander Bentl. p. 62. — Allein die größte Anzahl dieser Stellen hat bereits Hr. W. bemerkt, und mit Glück verbessert. Man erinnert sich vielleicht jener dunkeln Worte p. 57. A., welche die Unverschämtheit eines zutappenden Schmeichlers schildern sollen: καθάπερ ὁ Στρουθίας ἐμπεριπατῶν τῷ Βίαντι, καὶ κατορχούμενος τῆς ἀναισθησίας αὐτοῦ τοῖς ἐπαίνοις, Ἀλεξάνδρου τοῦ βασιλέως πλείω πέπωκας, καὶ γέλωτι πρὸς τὸν Κύπριον ἐνδοθούμενος. Vergebens bemühten sich die Herausgeber, in diese Stelle Licht zu bringen (s. Not. Hutten. VII. p. 184.), und der gelehrteste Uebersetzer des Plutarchus, Hr. Kaltwasser, sah sich genöthiget, sie als unerklärbar auszulassen. Hr. Böttiger (in seinem trefflichen Specimen novae editionis Terentii p. 53. not.) nahm zuerst wahr, daß Menander in seinem Κόλαξ den Schmeichler, welcher die Hauptrolle spielte, unter dem Namen Struthias eingeführt; er verglich ferner eben so treffend ein Frag-

ment dieses Dichters bey Athenäus X. p. 434. (S. Clericus in Menandri Reliqu. p. 108.); verbesserte sodann γέλωτος πρὸς τὸν Κύπριον ἐμφθεϱούμενος, und fügte zur Erklärung Folgendes bey: Bias Menandri est ἄγροικος, et respondet Chremeti Terentiano. Κύπριος est miles vel Θρασωνίδης, vel Θρασυλέων appellatus. Mutavit in Eunucho nomina et multa omisit Terentius u. s. w. Die vorgeschlagene Verbesserung stößt nun zwar gegen das Metrum an; und die beygefügte Erklärung dünkt uns mehr scharfsinnig herbeygeführt, als durch wahrscheinliche Gründe unterstützt zu seyn. Indeß ist Hr. Böttiger in sofern doch dem holländischen Kritiker zuvorgekommen, als auch er, nach berichtigter Interpunktion, zwey Fragmente des Menander unterscheidet, und das zwischen beyde eingeschaltete καὶ bloß als Verbindungspartikel der Plutarchischen Relation betrachtet. Das erste Fragment ist, auch nach Hrn. Ws. Urtheil, dasselbe, das Athenäus a. a. O. erhalten hat:

Ἀλεξάνδρου τοῦ βασιλέως πλέον πέπωκας.

Das zweyte aber, welches Heusinger gar als ein Glossem aus dem Texte verbannen wollte, verbesserte Hr. W. folgendergestalt:

Γέλωτι πρὸς τὸν Κύπριον ἐκθανούμενος.

Beym Cyprischen Pokal vor Lachen sterbend.

So erklärt sich wenigstens Rec. diesen Vers, den Hr. W. ohne Erklärung gelassen, und durch die

beyge-

beygesetzten Worte: versus Menandreus, qui convenit cum Terentiano Eunuch. III, 2, 45. vielleicht manchem Leser noch schwieriger gemacht hat. Wahrscheinlich hatte er einen anderen Vers des Terentianischen Eunuchus im Sinn, III, 1, 42: *Risu* omnes, qui aderant, *emoriri*.

So wie hier und in anderen Stellen den Herausgeber eine ausgesuchte Belesenheit in den Werken der Alten auf die richtige Spur leitete: so war anderwärts ein feines, durch Dichterlectüre gebildetes Gefühl nöthig, um auch den zartesten Hauch des von Plutarchus aufbewahrten Dichtergeistes rein zu fassen, und von dem bloß dichterartigen Colorit, das auch wohl dem Plutarchus selbst zuweilen eigen ist, zu unterscheiden. Dieses Gefühl führte z. B. p. 72. D. zu der richtigen Bemerkung, daß in den Worten: τί γὰρ οὐκ ἄπει πρὸς τοὺς ἐμοῦ κρείττονας, ein aufgelöseter Senarius des Euripides oder Menander verborgen sey: τί δ' οὐ πρὸς τοὺς ἐμοῦ κρείττους ἄπει, den kein Herausgeber hier geahnet hatte. Dieses Gefühl ging p. 65. C. Xylandern ab, der die Stelle: κρυφίου δὲ λόγου κνίσαντος ἕλκος, für unvollständig erklärte: es fehlte auch, wie gewöhnlich, hier Reisken, der die Worte mittelst einer unglücklichen Aenderung mit den vorhergehenden verband: διαβολὰς, κρυφίους τε λόγους κνίσοντας ἕλκος. Hr. W. hebt die Schwierigkeit durch die einfache Bemerkung, daß die angeführten Worte aus einem Dichter entlehnt, mithin auch ächt sind.

p. 1119. F. ἐκείνῳ — οὐκ ἦν κατὰ φύσιν περαιτέρω τοῦ ἀπονεμηθέντος αὐτῷ χρόνου πρὸς τὸν ἐνθάδε βίον περιμένειν, ἀλλ' εὐτάκτως ταῦτα ἐκπλήσαντα πρὸς τὴν εἱμαρμένην ἐπανάγειν παρείαν, καλούσης αὐτῆς, φησὶν, ἤδη πρὸς ἑαυτήν. Xylander wußte mit dem φησὶν nichts anzufangen; der scharfsinnige Jakobs (Animadv. in Stobaeum p. 291.) änderte es in φύσεως um; eine Verbesserung, welche wenigstens der Zusammenhang begünstiget. Aber weit ungezwungener erklärt es Herr W.: ut ait poëta ille, unde hoc sumptum est. — Nicht anders muß eine bekanntere Stelle p. 463. A. verstanden werden; διὸ τῶν μὲν αἰσώπων ταῖς οἰκίαις παριόντες, αὐλητρίδος ἀκούομεν ἑωθινῆς, καὶ πηλὸν ὥς τις εἶπεν οἴνου, καὶ σπαράγματα στεφάνων u. s. w. Man hört in dieser ganzen Periode den lyrischen Dichter. Dorville (ad Chariton. p. 322. ed. Lips.) wollte ὥς τις ἐποίησεν lesen. Hr. W. setzt dafür ὥς τις εἶπεν, und man kann nun leicht vorhersehen, wem der Ausdruck οἴνου πηλός, (vgl. Casaubon. ad Athenaeum p. 662.) und überhaupt diese ganze Stelle in dem Commentar zugeschrieben werden wird.

Alle Conjectural-Verbesserungen, welche wir seither aus der Wyttenbachischen Ausgabe angeführt haben, gehören, so viel uns bekannt ist, dem Herausgeber eigenthümlich zu. Allein für manche Besitzer dieser Ausgabe dürfte wohl die Erinnerung nicht überflüßig seyn, daß nicht alle Con-

jectu-

jecturen, welche die Annotatio critica liefert, neu sind, sondern daß mehrere bereits vorher bekannt waren. Ohne überall die Namen ihrer Vorweser zu nennen, begnügte sich Hr. W. ihre Verbesserungen beyzubringen, entweder, weil auch er, unabhängig von jenen, auf dieselben Verbesserungen beym Lesen geleitet worden war, oder weil er die Namen mit den Gründen in dem Commentar und dem Variantenverzeichniß, das eine vollständige Sammlung aller Lesarten nach ihrer Genealogie enthalten soll, künftig nachzulesern gedenkt. Durch die eine oder die andere Voraussetzung glauben wir dieses Verfahren mit einer Erklärung der Vorrede (p. CXLIV.) in Uebereinstimmung zu bringen. Einzelne Beyspiele solcher Verbesserungen hier aufzuführen, würde unnöthig seyn. Der belesene Humanist weiß, wo er sie zu suchen hat; und seine Belesenheit wird ihm von selbst einen besonnenen Gebrauch dieser annotatio critica und eine dankbare Anerkennung der Verdienste anderer Kritiker um den Plutarchus zur Pflicht machen: dem gemeinen Philologen würde ein halbes Dutzend ausgehobener Beyspiele wenig helfen.

Zweckmäßiger dürfte es seyn, hier auf einige Stellen von der Art aufmerksam zu machen, wo die Bemerkung des Sprachgebrauchs oder überhaupt die Stimme der Kritik den von Hrn. W. vorgeschlagenen Conjecturen zu widersprechen scheint. Pag. 271. B. werden einige wahrscheinliche Ursachen angegeben, warum Knaben, wenn sie beym

Herkules schwören, diesen Schwur nicht innerhalb des Hauses, sondern unter freyem Himmel aussprechen müssen. Eine von diesen Ursachen liegt in folgender Frage beschlossen: Ἢ ταῦτα μὲν λέγεται καὶ παίζεται πρὸς τοὺς παῖδας, ἄλλως δὲ ἐπίσχεσίς ἐστι τῆς πρὸς τὸν ὅρκον εὐχερείας καὶ ταχύτητος τὰ γινόμενα; Hr. W. will entweder lesen: ἀληθῶς δὲ ἐπίσχεσις: oder ἄλλως, ἀληθῶς δὲ ἐπίσχεσις: oder ἄλλως, ἐπίσχεσις δέ. Wir nehmen an der Vulgata keinen Anstoß: nur darf man ἄλλως nicht, wie hier in der Version geschehen ist, durch alias, sondern muß es, wie oft (s. Toup. ad Longinum p. 288. Ruhnken. ad Timaeum p. 191. 229.), durch non nisi übersetzen. Der Sinn dieser Stelle ist dieser: Oder wird dieß im Scherz zu den Knaben gesagt, und ist es nur eine Zurückhaltung von dem leichtsinnigen und unbedachtsamen Schwören? — P. 73. F. wird die sanfte Zurechtweisung des Fehlenden empfohlen: ἠθικώτερον γάρ, οἶμαι, τοῦ Ἠδίκησας, καὶ Ἠσχημόνησας, καὶ Οὐκ ἐπέστησας, τὸ Ἠγνόησας. Hr. W. ändert, wie Reiske und Amyot: τὸ Οὐκ ἐπέστησας, καὶ Ἠγνόησας. Eine andere Verbesserung, die hier nicht angeführt worden, hat Abresch (Lectt. in Aristaenetum p. 342.) versucht. Recensent würde eine dritte für die wahrscheinlichere halten: ἠθικώτερον γάρ (nämlich, was vorher Nestor zum Agamemnon sagt: σὺ δὲ σῷ μεγαλήτορι θυμῷ εἴξας), οἶμαι, τοῦ Ἠδίκησας καὶ Ἠσχημόνησας, καὶ τὸ Οὐκ ἐπέστησας, τοῦ Ἠγνόησας, καὶ τὸ μὴ u. s. w. Auf dieselbe

ise Art hat auch Hr. Gail p. 496. die Stelle mschrieben: Vous cédez aux transports d'une me magnanime, dit Nestor à Agamemnon. Ce reproche a quelque chose de noins dur que s'il eût dit: Vous avez comnis une injustice, une action indigne. Vous n'avez pas bien compris, c'est une tournure plus douce que celle-ci: Vous êtes in ignorant. — p. 166. E. anstatt der Vulgata, welche den Auslegern so viel zu schaffen gemacht hat: πόσῳ δὲ δεινότερον οἴεσθε πάσχειν αὐτοὺς, ἀνεκφεύκτους, ἀνυποδράστους, ἀναποστάτους, schlägt Herr W. zu lesen vor: πόσῳ δὲ δεινότερον οἴεσθαι πάσχειν αὐτοὺς (λαβόντας δυσμενεῖς δεσπότας) u. s. w. quanto eum graviora pati putetis, qui sibi ipse sit dominus infelix ut nusquam effugere, transfugere, discedere nequeat. Durch diese Aenderung ist, wenn uns nicht alles trügt, ein ganz fremder Gedanke in den Plutarchischen Ideengang gebracht worden. Der Schriftsteller ging von der Idee aus: das Loos des Abergläubischen sey schlimmer, als das Loos des Sclaven. Diesem verstatte ein Gesetz, sich von neuem verkaufen zu lassen, um dadurch die drückende Sclaverey vielleicht zu mildern: der Abergläubische hingegen fürchte die Götter, ohne ihnen auf irgend eine Weise entgehen zu können. Xylander hat den Sinn getroffen: quanto deteriorem putatis esse eorum sortem, qui metuunt, quos evitare, a quibus profugere vel transire non licet. Nur wird da, wo Xylan-

der die Mehrheit ausgedrückt hat, ursprünglich in dem Plutarchischen Texte der Singular gewesen seyn: so wie vorher οἱ δοῦλοι und ὁ φοβούμενος, ὁ φρίττων, τρέμων, δεδοικώς, einander correspondiren. Diese Beobachtung der Gedankenfolge, der oft mit Nachdruck wiederkehrenden Synonymen, endlich des gleichmäßigen Ganges der Construction, führt uns näher zum Ziel; und wir glauben es durch folgenden Verbesserungsvorschlag nicht weit zu verfehlen: πόσῳ δὲ δεινότερον οἴεσθε πάσχειν πτώσσοντα τοὺς ἀνεκφεύκτους, ἀναποδράστους, ἀναποστάτους. Ueber die Richtigkeit der Construction des Wortes πτώσσειν läßt Schneiders Note zum Oppian S. 418. keinen Zweifel übrig. Offenbar aber hatte die Aehnlichkeit der Buchstaben des vorhergehenden Wortes hier, wie in mehrern Stellen, die Auslassung des folgenden bewirkt. Irren wir nicht, so tritt p. 71. D. derselbe Fall ein: διὸ δεῖ σφόδρα φυλάττεσθαι καὶ τοῦτο μετὰ τῶν ἄλλων, τὸ μὴ παρεπιδείκνυσθαι μηδὲ δημαγωγεῖν, ἀλλ' ὠφελίμως καὶ θεραπευτικῶς χρῆσθαι τῇ παρρησίᾳ βουλομένους. Non una est ratio, sagt Hr. W., qua sententiae defectus expleatur. Lenissima ea, si ἀλλ' mutemus in τούς. Schwerlich! Plutarchus schrieb vielmehr: χρῆσθαι τῇ παρρησίᾳ παρρησιάζεσθαι βουλομένους. Nach dieser Norm hat Hr. W. selbst p. 95. A. τοὐναντίον ἔοικεν ἡ φιλίας (sc. ἡ καλουμένη) πολυφιλία ποιεῖν, die richtige Lesart hergestellt. — p. 62. E. ἔστι μὲν οὖν καὶ ταῦτα δηλώματα — οὐκ ἀληθινῆς

ιλίας —— ἀλλ' ἀταιρούσης καὶ περιπλεκομένης
οιμότερον τῶν δεομένων. Wenn das letzte
Wort ächt ist: so kann es nicht, wie hier in der
Version geschiehet, quam oporteat, übersetzt
werden. Dieß wäre τοῦ δέοντος, wie Meziriac
verbesserte. Vielmehr bezeichnet es entweder solche,
denen die Freundschaft Bedürfniß ist, oder Bit-
tende. In dem letzten Fall wäre die Vergleichung
hier allerdings passend, und das περιπλέκεσθαι am
seinem Orte. Wer indeß mit Hrn. W. einen
Fehler der Abschreiber vermuthet, der würde viel-
leicht τῷ διωκομένῳ vorziehen. Der Sprach-
gebrauch begünstiget diese Verbesserung (s. Lenn.
ep. ad Phalarin p. 214.) und der Zusammen-
hang unterstützt sie. Erst, sagt Plutarchus, sucht
der Schmeichler emsig einen Freund auf, wie er ihn
brauchen kann, πρόσεισι, καταδιώκει, ἀσπάζεται πόρρωθεν; hat er einen solchen gefunden, dann
hängt er sich mit unverschämter Zudringlichkeit an
ihn. Vergl. eine ähnliche Stelle p. 94. E.

Der dritte Theil der Wyttenbachischen Ar-
beit, von welchem wir in dieser Recension noch ein
Wort zu sagen haben, betrifft die beygefügte latei-
nische Uebersetzung. Ueberzeugt, daß eine Ver-
sion nur größeren und vollständigeren Ausgaben
solcher griechischen Autoren, die weder von Anfän-
gern noch von bloßen Humanisten gelesen werden,
vorbehalten, von Schul- und Hand-Ausgaben
hingegen schlechterdings ausgeschlossen bleiben müs-
sen, wählte Hr. W. die Xylandrische Uebersez-
zung,

zung, welche ihm alle übrigen, die in ältern und neuern Zeiten von den Plutarchischen Werken erschienen sind, weit zu übertreffen schien. Bey der Durchsicht dieser Uebersetzung legte er sich strenge, aber wohl überdachte Pflichten auf, über die er sich selbst in der Vorrede folgendermaßen erklärt: Versionem *primum* ex melioribus codicum lectionibus et nostris aliorumque coniecturis ad veritatem, id est, germanam Auctoris sententiam correxi; existimans, plus mihi in ea quam in graeco contextu licere: quamquam initio quidem locos Versionis, qui aliquid dubitationis haberent, intactos reliqui, correctionem Animadversionibus reservans: mox intellecto, quantum incommodi haec ratio haberet ad legentium usum, corrigendos locos omnes ad iudicium meum statim in ipsa Versione corrigere perrexi. *Deinde* ad Plutarchi formam habitumque eam revocavi, cum in verborum delectu, tum constructionis ratione. *Porro* maximam perspicuitatis rationem habui; cavens, ne, quod aliis nonnullis, idem accideret mihi, ut mea Versio subinde ipsa opus haberet alia Versione. *Denique* latinitatem puritatemque curavi, quoad eius servandis caeteris officiis fieri poterat.

Prüfen wir nun nach dieser Versicherung des Herausgebers, welche wir absichtlich mit seinen eigenen Worten angeführt haben, die beygefügte

Ueber-

ebersetzung: so können wir es nicht bergen, daß e uns gerade der Theil seiner Arbeit zu seyn heint, der am wenigsten zur Vollendung gedieen ist. Wir können es nicht verhehlen, daß Hr. W., nach unserer Meynung, nicht bloß in der Wahl der Uebersetzung unglücklich gewesen, sonern auch bey der Durchsicht und Verbesserung derelben weit eilfertiger zu Werke gegangen ist, als ie Gewissenhaftigkeit eines solchen Editor auf der inen, und seine eigenen Erklärungen auf der anern Seite erwarten ließen. Hätte Hr. W. die refliche Uebersetzung des gelehrten Herrn Cruseius gekannt, von welcher wir itzt die erste nd zweyte Auflage vor uns haben *): so würde er

*) Da einige Gelehrte (wie z. B. Burette in Memoir. de l'Acad. des Inscriptions et belles lettres, T. VIII. p. 51.) sogar die Existenz dieses Werkes geleugnet haben: so wird es verstattet seyn, hier den vollständigen Titel der zweyten Ausgabe anzugeben: *Opera, quae extant, omnia Plutarchi Chaeronei, Ethica sive Moralia complectentia.* Interprete Excellentissimo ac Celeberrimo I. C. Doctore, *Hermanno Cruserio*, Illustrissimi Ducis Clivensis et Juliacensis Consiliario. Nunc denuo summa fide et diligentia recognita, multis in locis emendata et in lucem edita. Cum indice rerum et verborum locupletissimo et fidelissimo. Impressum Francofurti ad Moenum, MDLXXX, 742 Seiten in Folio. Die Vermuthung, welche Recensent in der Allg. Lit.

er sie wahrscheinlich der Xylandrischen vorgezogen, wenigstens günstiger von ihr geurtheilt haben, als in der Vorrede und dem beygefügten Index Editt. et Versionum p. CLIII. geschehen ist. Wir glauben uns daher keiner zwecklosen Arbeit zu unterziehen, wenn wir unser oben gefälltes Urtheil von der Vortreflichkeit der Cruserischen Uebersetzung hier durch einige Proben zu bestätigen, und auf diese Art ein allzu lang und allzu sehr vernachläßigtes Werk von neuem in das Andenken der Gelehrten zu bringen suchen. Zu diesem Behuf wählen wir den Anfang der Schrift περὶ πολυφιλίας, den wir nach Xylanders unveränderter und nach Cruserius Uebersetzung unseren Lesern hier mittheilen wollen.

XYLANDER.	CRVSERIVS.
Menonem Thessalum, qui *in disserendo* satis sibi videbatur exercitatus omninoque in summo (iuxta illud Empedocleum) sapien-	Menonem Thessalum, qui esse sibi ipsi persuadebat mire se *in litteris* versatum, atque, ut dictum est ab Empedocle, in sapien-

Lit. Zeit. a. a. O. äußerte, daß statt der Zueignungsschrift an den Landgrafen zu Hessen, die der Verleger der zweyten Ausgabe vorgesetzt, in der ersten (Basil. 1573. f.) eine Vorrede des Uebersetzers befindlich seyn möchte, muß er hier zurücknehmen. Auch in dieser ersten Ausgabe hat sich Cruserius über seine Absicht und Verfahrungsart in keiner Vorrede erklärt.

ientiae versari culmine, ocrates interrogavit, quid ffet virtus; cumque re-pondisset *satis prompte tque proterve, virtutem et ueri esse*, et senis, et viri, t mulieris, et magistra-us, et privati, et domi-ni, et servi: *Tu vero*, in-quit Socrates, *praeclare*, qui de una interrogatus irtute, velut *apiarium* irtutum excitasti, *non nale coniiciens abs te unam quidem cognitam ha-bente virtutem homine plu-res nominares.* Nonne nos quoque subsannaverit ali-quis, qui cum ne unam quidem firmam contraxe-rimus amicitiam, metua-mus, ne imprudentes in copiam complurium ami-corum incidamus? *Fere enim perinde hoc facimus, ac si mutilus caecusve* ali-quis vereatur, ne in cen-timanum evadat Briareum, aut Argum illum *oculorum multitudine nobilem.* At-qui maiorem in modum laudamus adolescentem il-lum Menandri, *qui se val-*

pientiae vertice versari, rogavit Socrates, quid vir-tus esset. Qui cum re-spondisset *ferociter et expe-dite, et pueri virtutem esse*, et senis, et viri, et fe-minae, et magistratus, et privati, et domini, et mi-*nistri*: *Probe sane*, inquit Socrates, de virtute inter-rogatus una, *examen ex-citasti virtutum*; *haud ma-le notans, quod iste, qui ne unam quidem virtutem nos-set, nominaret multas.* An nos quoque rideas, quod qui amicum paravimus fir-mum ne unum quidem, vereamur, ne multorum amicitiae imprudentes implicemur? *Nempe ni-hil prope inter nos et mutilum caecumque inter-est*, qui metuat, ne cen-timanus Briareus aut *ocu-lis plenus* Argus fiat. Et quidem adolescentem apud Menandrum mirifice prae-dicamus, *qui unumquem-que dixit pro bono inaesti-mabili, si amici umbram habeat, ducere.* In caussa est praeter alia multa, prae-

valde admirari ait unum quemque bonorum, cui amici vel umbra obtigerit. Jam inter multas alias haec non est minima caussa, cur nullos amicos paremus, quod multitudinem amicorum appetimus, cum instar impudicarum mulierum saepe et cum multis amicitiam coeuntes, primos quosque neglectos et dilabentes retinere non possumus: aut potius quemadmodum Hypsipylae alumnus ille in prato sedens carpebat alium post alium florem consectatus laeto animo, ut est apud poëtam, infantia inutilem reddente delectum: ita quivis nostrum studio quodam novitatis et praesentium fastidio recenti semper et quasi virente carpitur amico, ac subinde mutatur, multas simul imperfectasque ordiens amicitias ac familiaritates, et ob amorem eius, quem sectatur, praeterit iam partum.

praecipue ... quod in comparanda amicitia mul... tos appetamus amicos ... lascivas mulieres, quae quod saepe et multis ... substernant, cum eas retinere non valeant pri... negliguntur et ab ama... tribus excidunt. Vel p... tius sicut Hypsipyl... alumnus,

Qui consideat in prato ...
... carpens ...
Florum remisso animi ...
... modo ...
Illa, insipientiaque ...
... expl...
Pratum fere ... flo...
... floribus;

ita unumquemque ... strum ex novitatis cup... tate et nausea prist... novitia semper et flor... allicit et traducit cupid... dum multa simul et ... exordia facit amicitiae ... familiaritatis, qui ... eius, quem sectatur, pr... tervehit illum, quem ... capat.

Man muß die Uebersetzungen dieser Stelle mit dem griechischen Text selbst vergleichen, um zu beurtheilen, wie sorgsam Cruserius die seinige, in der Wahl sowohl als in der Stellung der Worte, dem Original angepaßt hat, da Xylander kein Bedenken trug, bald die griechische Wortfolge zu verlassen, bald die Kürze der Plutarchischen Schreibart durch Einschaltungen zu erweitern, bald die Simplicität des Ausdrucks durch ausgesuchtere Worte und Wendungen zu verschönern. Nicht bloß einzelne Worte (z. B. ἐν λόγοις — θεράποντας — ἐγκωμιαζόμενος), sondern ganze Säße hat Cruserius richtiger als Xylander ausgedrückt. Wir übergehen die höchst verworrene Uebersetzung des zweiten Perioden, wo Hr. W. statt apiarium ebenfalls examen gewählt, und das folgende so verbessert hat: nec male conjiciebat, abs eo, qui ne unam quidem cognitam haberet virtutem, plures nominari: auch der Schluß des ersten Kapitels, νέα σκον ὑπερζυὰς ἐπαινοῦμεν, ... ὅτι πάντα, θαυμαστὸν ὅσον νομίζειν ἕκαστον ἀγαθὸν, ἂν ἔχῃ φίλου σκιάν, ist in der angeführten Xylandrischen Version ganz unrichtig dargestellt. Die Wyttenbachische Aenderung: laudamus adolescentem — qui sieb t, quemlibet putare, se mirificum habere bonum, si vel umbram amici habeat, nähert sich dem Sinne nach dem, was uns Cruserius, mit geringerer Abweichung von den Worten des Originals, gegeben hat. Den folgenden Saß: αἴτιον δὲ μετὰ πολλῶν ἄλλων οὐχ ἥκιστά γ' εἰς φιλίας κτῆσιν ἡ τῆς πολυφιλίας

ὄρεξις,

ὄρεξις, ὥσπερ ἀκολάστων γυναικῶν, τῷ πολλάκις καὶ πολλοῖς συμπλέκεσθαι, τῶν πρώτων κρατεῖν μὴ δυναμένοις, ἀμελουμένων, καὶ ἀποῤῥεόντων, hat Xylander besser und deutlicher als Cruserius ausgedrückt, welcher die letzten Worte, die von den Freunden verstanden werden müssen, auf die Weiber bezog. Allein wenn Cruserius hier, wie an mehreren Stellen, die unverständlichen Worte des Originals eben so unverständlich übertrug; so bewährt dieß die Treue seiner Uebersetzung. Hr. W. verbessert dem Sinne gemäß, wie ihn schon Xylander und vorher Luscinius gefaßt hatte: ἐναντίον δὲ — ὥσπερ ἀκόλαστοι γυναῖκες — δυναμένη. Das erste und letzte unstreitig richtig, in der Mitte des Perioden aber ist vielleicht die Vulgata ὥσπερ ἀκολάστων γυναικῶν beyzubehalten, und sofort statt τῷ bloß τὸ πολλάκις κ. π. συμπλέκεσθαι zu lesen. Der Gegensatz: ἡ τῆς πολυφιλίας ὄρεξις — τὸ π. κ. π. συμπλέκεσθαι τῶν ἀκολάστων γυναικῶν ist nunmehr desto einleuchtender. Das eingewebte Dichterfragment (aus Euripides Hypsipyle, s. Valck. Diatr. Eurip. p. 12.), welches Xylander wie Prosa behandelt, und Hr. W. zuerst metrisch abgesetzt hat, ist von Cruserius zwar etwas freyer, aber im Ganzen so schön übertragen worden, daß seine Uebersetzung der Grotischen, die Hr. W. hier, statt der Xylandrischen, aus den Excerptis Tragicor. p. 463. gewählt hat, nach unserem Gefühl nichts nachgiebt. Auch ist dem darauf folgenden Satze: οὕτως ἕκαστον ἡμῶν u. s. w. mußte Hr. W. seinen Xylander verlassen:

sen. Er änderte die fehlerhafte Uebersetzung folgendergestalt: ita quemvis nostrum, prae studio quodam novitatis et praesentium fastidio, semper recentior quisque et quasi florens amicus allicit, ac sub inde mutat, dum multas simul imperfectasque ordimur amicitias ac familiaritates, et ob amorem eius, quem sectamur, iam partum praeterimus. Man halte diese Aenderung mit der Cruserischen Uebersetzung zusammen, und es wird aufs neue ein günstiges Vorurtheil für diese Uebersetzung erregen, daß Hr. W. ihr dann gewöhnlich sehr nahe kommt, wenn er die Xylandrische zu berichtigen sucht.

Wir könnten die letzte Bemerkung durch mehrere Beyspiele beweisen: dem kündigen Leser werden Drey genügen. p. 167. D. übersetzt Xylander: quod paternum est et tutelarem curam gerit, ac sincerum est, tyrannicum, damnosum et saevum existimant. Hr. W. getreuer und den Worten des Originals angemessener: quod paternum est, tyrannicum; quod tutelarem curam gerit, damnosum; quod mite ac placidum est, immane ac saevum existimant. Fast eben so Cruser: opinantur tyrannicum, quod est paternum; infestum, quod est salutare, et quod lene (ἀγαθὸν, nach einer richtigen, auch von Hrn. W. gebilligten, aber bloß in die Uebersetzung aufgenommenen Lesart), ferum et truculentum. — p. 166. A. τὴν πρᾳότητα ... χρηστότητα

Xylander unrichtig vetulam, quae pistrina assidet, gegeben. Lackenmacher (Observatt. phil. IV. p. 49.) rügte den Fehler, und Hr. W. änderte jetzt stillschweigend: vetulam expistricem. Nicht anders Cruserius: anum pistricem. — P. 89. A. übersetzte Xylander σοφὸς ganz falsch ingeniosus; eben so unrichtig der französischen Uebersetzer; Hr. W. dicax, Cruserius facetus. —

Diese Bemerkungen werden hoffentlich hinreichend seyn, die Wahrheit unseres obigen Urtheils (S. 269 f.) zu bewähren, und unseren Lesern einen Begriff von der Richtigkeit, vielleicht auch schon von der Treue, der Cruserischen Uebersetzung zu geben. Die Eleganz des Ausdrucks dürfen wir nicht durch besondere Beyspiele bewähren. Denn eben dieß ist diesem wackern Philologen zum Vorwurf gemacht worden, daß ihn das Streben nach einem durchgängig reinen und schönen lateinischen Ausdruck nur allzu oft verleitet habe, sich von den Worten des Originals zu entfernen. Mag indeß dieser Vorwurf die Version der Plutarchischen Lebensbeschreibungen treffen; die später übersetzten Moralia trifft er nicht. In diesen giebt es sogar Stellen genug, wo man den Uebersetzer einer allzu großen Treue, oder einer allzu ängstlichen Anschmiegung an den griechischen Text zeihen dürfte. So übersetzt er z. B. den Satz p. 237. A. τῶν ἄλλων παιδευμάτων ξενηλασίαν ἐποιοῦντο, οὐ μᾶλλον ἀνθρώπων ἢ λόγων, ganz wörtlich: cæ-

tera.

erarum disciplinarum urbe interdicebant non magis doctoribus quam artibus; Xylander verständlicher zwar, aber mit Uebergehung des schwierigen Wortes λόγων: reliquas disciplinas urbe sua exigebant, ut et peregrinos homines. Hier hätte Hr. W. vielleicht der Stephanischen Uebersetzung folgen sollen: quod ad reliquam eruditionem attinet, doctores non magis quam disciplinas ex urbe sua exulare iusserunt. — p. 210. B. *ἀντὶ ταύτης τῆς διαίτης, ὦ ξένε, τὴν ἐλευθερίαν ἀμώμεθα.* Xylander: hac e semente vitae libertatem metimus; Cruserius ohne Verschönerung: pro hac vivendi ratione, hospes, libertatem metimus. —

Wenn bey diesen und einer Menge ähnlicher Stellen die Frage entsteht, ob die Pflichten eines guten Uebersetzers, die Xylander selbst in der Vorrede aufstellt und in der Uebersetzung befolgt zu haben versichert *), mehr von ihm oder von Cruserius erfüllt worden sind: so könnten vielleicht diejenigen, welche, der Wahrheit gemäß, für den

*) Die merkwürdige Stelle der Vorrede ist folgende: Sicubi lectorem dictio non satis polita et elegans, et durior compositio verborum offendet; cogitet, graeca vestigia et sensum anxie persequenti interpreti facile evenire potuisse, ut stilum addictum alteri, et quasi alterius manu ductum, non optime semper regeret.

letztern entscheiden müßten, was den oft gepriesenen kritischen Werth der Xylanderschen Version entgegenhalten. Wir kennen diesen Werth und wissen ihn zu schätzen; allein wir müssen hinzufügen, daß die Cruserische Uebersetzung auch in dieser Hinsicht eine rühmvolle Erwähnung verdient. Hier einige Beyspiele, die vielleicht den Kritiker zu einem sorgfältigeren Gebrauch des Werkes einladen werden! p. 239. E. οἱ δὲ εἵλωτες αὐτοῖς εἰργάζοντο τὴν γῆν, ἀποφορὰν τὴν ἄνωθεν ἱσταμένην. Ἐπάρατον δὲ ἦν πλείονός τινα μισθῶσαι. Wenn Cruserius übersetzt Ilotes colebant eis agrum, vectigal pridem descriptum pensitantes. Locationis pensionem nefas erat intendere: so scheint er nach ἱσταμένην τελοῦντες, und ἀπόρρητον statt ἐπάρατον gelesen zu haben. Beydes wollte auch Hr. Gierig (p. 15.), das erste aus einer Parallelstelle in Vit. Lycurg. XXIV. wiederhergestellt wissen; und ἀπόρρητον hat jetzt aufs neue Hr. W. vorgeschlagen. — p. 440. A. ὡς γὰρ ὁ λέγων Δεῖ κώπην ἐλαύνειν μὴ μαθόντα, γελοῖός ἐστιν κ. τ. λ. Xylander: Sicut enim ridiculus est, qui remum agitari ait ab eo, qui didicerit: ita qui aliarum artium disciplinam ponens, virtutis tollens, contrarium videtur eius facere etc. Der Nachsatz hat einen Fehler der Construction, den Hr. W. nicht verbessert hat: aber ganz unverständlich ist der Vordersatz, wenn nicht etwa in diesem durch einen Druckfehler das Wörtchen non ausgelassen worden ist, das sich wenigstens in der Reiskischen

Ausgabe befindet. Cruserius übersetzt: quippe, quomodo ille qui dicit: qui remigare vult, discat oportet; qui gubernare vult, non habet opus, ut discat, ridiculus est: sic etc. Der Uebersetzer hat bereits, wie man sieht, die glückliche Emendation (δεῖ κώπην ἐλαύνειν μαθόντα, κυβερνᾶν δὲ καὶ μὴ μαθόντα) ausgedrückt, welche Hr. W. durch mehrere kritische Zeugnisse unterstützt hat. — P. 237. F. τὴν δ' ἀνοψίαν ἀποφέρειν, ὡς θρέμμα τὸ τυχὸν προσφέρεσθαι ὥστε ὑγιεινότερα τὰ σώματα ἀπὸ τῆς ἐλλειπούσης ποιεῖν τροφῆς, καὶ αὔξειν εἰς βάθος καὶ πλάτος μὴ πιεζόμενον, ἐπαίρειν εἰς ὕψος τὰ σώματα. Hr. W. verbessert: τὴν δ' αὖ, αὐφέρειν. ὡς θρέμμα τ. τ. προσφέρεσθαι, — καὶ μὴ αὔξειν εἰς βάθος καὶ πλάτος πιεζόμενον, ἐπαίρειν δὲ εἰς ὕψος τ. σ. und Hr. Hutten hat diese Aenderung ohne Bedenken in den Text gerückt. Ganz verschieden lautet Cruss. Uebersetzung: Item eo, quod non desiderarent pulmentum et quemvis pastum caperent, putabant corpora salubriora reddi et gliscentia, spiritumque sibi defectu non coactum in profundum et latum, attollere in sublime corpora. Woher diese Verschiedenheit? Plutarchus (Vit. Lycurg. XVIII. T. I. p. 109. ed. Bryan.) und Xenophon (R. Lacedaem. II, 5. p. 10. ed. Zeun.) bringen uns auf die Spur. Diesen Parallelstellen zufolge ergänzte und verbesserte Cruserius die verworrene Periode folgendermaßen: τὴν δ' ἀ. ἀποφέρειν, καὶ θρέμμα τ. τ. π., ὥστε

ὑγιαινότερα τὰ σώματα αὔξουσιν· ὁ δὲ πλοῦτος ἀπὸ τῆς ἐλλείψεως [illegible] περιεχόμενον, [illegible] εἰς [illegible] p. [illegible] A. Die richtige Lesart εὔποροι (st. ἔφοροι), welche Hr. W. in dem Texte sowohl als in der Version wieder hergestellt, findet sich auch bey Cruserius (pecuniosi), und vorher schon in der Erasmischen Uebersetzung. — Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient die berichtigte Stelle von der Ἀλίσεως in dem Tractat περὶ δεισιδαιμονίας (p. 170. B.), die keine im ganzen Plutarchus an Dunkelheit und Verdorbenheit des Textes gleichkommt. Xylander hat sie unübersetzt gelassen; Matthäi (in seiner Ausgabe §. 20.) unter allen Kritikern zuerst kritisch beleuchtet, und jetzt auch Hr. W. (vergl. Bibl. crit. II, I p. 125.) sorgfältiger zu verbessern gesucht. Seine Verbesserung ist diese: Ἧτ' ἐπ' ἀγχόνας ἄξασαν, Ἧτε καὶ λεχὼ κακαύσειεν, Ἧτε κἂν νεκροῦ μιανθεῖσα, κἂν πεφυρμένην ἐπεισῆλθεν, Ἧτε κἂν τριόδῳ καθαρμάτεσσιν Ἐμπετωμένα, παλαμναίῳ Συμπλεκοι σε — Allein Cruserius ist auch hier schon vorangegangen. Er übersetzt:

Vt quae ad laqueum homines adigat, quae lancinet

Animo fruentem tranquillo, ingressu et suo

Sedata turbet et composita, omnia

Et misceat, sociatque sicario,

Curru viatorem in trivio quoque detrahat.

Der Sinn der Stelle ist treffend und klar; weniger klar, wie Cruserius zuweilen seine Verse scandirt, am wenigsten, was er im griechischen Texte gelesen hat? Vielleicht folgendes: ἥ τε κἂν ἐπ' ἀγχόνας ἀναγκάσασα, ἥ τε καὶ ἥσυχοι κνίσασα, ἥ τε κἂν ἐκ νεκρῶν αἵματος πεφυρμένα ἔθηκεν, ἥ τε καὶ ἐν τριόδῳ καθ' ἅρματος ἐπισπωμένα τῷ παλαμναίῳ συμπλεχθεῖσα. Da übrigens die Wyttenbachische Verbesserung der Stelle ihrem Urheber selbst nicht Genüge leistet, so wird es uns erlaubt seyn, hier eine andere beyzufügen:

ἅ τε καὶ τινα
Ἐπ' ἀγχόνας ἀπηγξας, ἅ τε καὶ λεχὼ
Ἀπεκνίσας, ἅ τε κἂν ἐκ νεκρῶν αἵματος
Πεφυρμένα ἐσῆλθες, ἅ τε καὶ τινα
Ἐν τριόδῳ καθ' ἅρματος ἐπισπωμένα
Σὺν τῷ (l. εἰ τῷ) παλαμναίῳ συνεπλέχθης.

Der Sinn ist:

quae aliquam laqueo necas, quae etiam puerperam torques, et mortuorum adeo sanguine conspersa advenis, quaeque in trivio e curru aliquem detrahis cum maleficis iuncta.

Uebrigens wird der kritische Werth der Cruserischen Uebersetzung noch durch die hie und da dem Rande beygesetzten Varianten erhöhet. So steht z. B. p. 165. F. im Texte der Wyttenbachischen Ausgabe ἤσθησαν. Xylanders beybehaltene Uebersetzung: delectantur, bezieht sich nicht auf diesen, sondern auf den Text seiner eigenen griechischen Edition, welcher ἥσθησαν liefert. Cruserius

rius hat im Texte diffunduntur, am Rande fentiunt.

Wir halten diese Proben für hinreichend, das Urtheil, welches wir über den Werth der Cruserischen Uebersetzung und über die von Hrn. W. getroffene Auswahl gefällt haben, zu bekräftigen; allein wir wissen nicht, ob sie zugleich hinlänglich seyn werden, die Beschuldigung der Eilfertigkeit, mit welcher der Herausgeber die Xylandrische Version uns behandelt zu haben scheint, zu rechtfertigen. Für diese Beschuldigung werden wir auch in dieser Recension noch einige besondere Beweise führen müssen.

Wenn demnach Hr. W. zuförderst versichert, die lateinische Uebersetzung nach den neu aufgenommenen oder wohl gar nach den der Aufnahme würdigen Lesarten abgeändert zu haben: so kann diese Versicherung nur von einem, aber bey weitem nicht von dem größern Theile solcher Lesarten gelten. In sehr vielen Stellen sind Text und Uebersetzung in einer unerwarteten Disharmonie. Und dieß nicht etwa bloß in dem ersten Bande des Werks, wo Hr. W. selbst manche Abweichung von jener Regel zugesteht, sondern auch in den zuletzt erschienenen Büchern. Z. B. p. 256. C. Ἀλλ' ὑπὲρ μεγάλων, (εἶπεν) ὦ ἄνδρες, ἀγωνιζόμεθα τῆς τε τῆς ἀρχῆς καὶ δόξης, καὶ δυνάμεως, ἣν διὰ τὸ κατὰ μὲν εὐνοίας. So lautet die Vulgata. Hr. W. hat den Sinn wieder hergestellt, indem er das letzte Wort εὐνοίας nach ἀγωνιζόμεθα τῆς τε gesetzt hat.

hat. Aber die Xylandrische Version, welche sich der fehlerhaften Lesart zu fügen gewußt hat, ist unverändert geblieben: Magnis, inquit, est mihi de rebus certamen: qua enim gloria fruor, quaque potentia ob tuam erga me benevolentiam, ea me invisam multis reddidit malis mulieribus. — Pag. 342. F. statt εὐπορίαν hat Hr. W. aus Handschriften das richtigere εὐπαιίαν aufgenommen: die Version behält peritiam bey. — Pag. 369. A. im Texte steht: οὔτε ἄποιον δημιουργὸν ὕλης; die Version aber drückt noch wenigstens den ersten Theil der fehlerhaften Vulgata ἄποιον οὐ aus: neque *qualitatis expers* materiae opifex. — Eben so hat Hr. W. p. 291. A. die Version nach der neuen Lesart: οὐκ Θήβησιν ἐν Ἀφροδίτης ἱεροῖς ἀγρίῳ ... zwar geändert, aber doch nicht alle Spuren der Vulgata getilgt: neque Thebis in Veneris sacris rebus ullus *sylvestri* locus est: Agrionijs et u. s. w. — Pag. 371. Kai ... τῇ τροφῇ ... Die Version folgt wieder der gewöhnlichen Lesart, ... ea est natura, ut celerrime alimentum digerat. Allein jene Verbesserung, von welcher wir oben (S. 246 f.) sprachen, hat der vortrefliche Epikritiker ebenfalls accepirt: accipiter — tolerate se parcissima esca solet. — Pag. 378. D. Wer das Orakel befragen will, dem muß das Gesetz heilig seyn: ... Diese treffliche Correction mehrerer Kritiker, welche sogleich

gleich in den folgenden εὐφημίαν und δυσφημίαν ihre Bestätigung findet, hat Hr. W. mit Recht anstatt der Vulgata εὐσχήμα λέγειν in den Text erhoben. Der Commentar wird vielleicht auf ein ähnliches, ebenfalls noch verdorbenes Distichon des Xenophanes von Colophon (b. Athen. XI. p. 426.):

Χρὴ δὲ πρῶτον μὲν θεὸν ὑμνεῖν εὔφρονας ἄνδρας
Εὐφήμοις μύθοις καὶ καθαροῖσι νόοις

(denn so ist statt ὑμνεῖν und λέγειν zu verbessern) den Leser aufmerksam machen, und gewiß auch die Xylandrische Uebersetzung: ut sancte sentiat et *modeste* loquatur, nach jener Correction berichtigen. — Eine gleiche Bewandtniß hat es mit einer Stelle aus dem Tragiker Ion, p. 113. B. welche einem einzigen Codex ihre glückliche Restauration verdankt: ἐξῆλθον ὑμῶν ἱκέτις ἠδ' ... τροφός. Vorher las man ohne Sinn: ἐξῆλθον ἡμῶν καὶ τὰ ἡμῶν τροφός, Cruserius übersetzt: Ego plena lacrymis nutrix egressa sum. Er scheint verbessert zu haben: ἐξῆλθον ὑμῶν οὐ κατὰ δακρύων (oder δακρύων πλέα) τροφός. Xylander half sich, so gut er konnte. Allein seine Uebersetzung: Nutrix ego vestra, et vestrae prolis exii, hätte doch nunmehr verändert werden sollen.

Daß eine Veränderung der Version in solchen Stellen, wo bloß die annotatio critica die richtige oder doch wahrscheinliche Lesart darbietet, im Gan-

Ganzen genommen noch seltener getroffen seyn werde, dieß läßt sich nach den vorhergehenden Proben schon mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen. In der That verhält es sich so, und wir achten es nicht für nöthig, zum Erweis dieser Behauptung neue Beyspiele aufzusuchen. Daß sich aber in der Version noch immer offenbare Unrichtigkeiten, zuweilen selbst in Ansehung der Sprache finden, davon mögen sich unsere Leser durch folgende Stellen überzeugen. Pag. 141. C. der König Philippus hatte sich in eine Thessalierin verliebt, die ihn, wie das Gerücht sagte, durch magische Künste gefesselt hatte. Olympias, die Gemahlin des Königs, lernte ihre Nebenbuhlerin näher kennen. Man hat dich verläumdet, sagte sie. Eine Zauberin bist du zwar: aber du trägst den Zauber in dir, und in deinen Reitzen: σὺ γὰρ ἐν σεαυτῇ τὰ φάρμακα ἔχεις. — Ἄμαχον, fährt darauf Plutarchus fort, der von dieser Aeußerung der Olympias eine allgemeine Anwendung macht, ἄμαχον οὖν τι γίνεται πρᾶγμα γαμετὴ γυνὴ καὶ νόμιμος, ἂν ἐν αὑτῇ πάντα θεμένη, καὶ προῖκα, καὶ γένος, καὶ φάρμακα, καὶ τὸν κεστὸν αὐτὸν, ἤθει καὶ ἀρετῇ κατεργάσηται τὴν εὔνοιαν. Dieß wird so übersetzt: tibi tua in te ipsa sunt reposita veneficia: itidem eam benevolentiam mariti nulla res potest abolere, quam uxor moribus et virtute sibi paraverit, dotem, genus, medicamenta, ipsumque adeo Veneris cestum in sese ipsa collocans. In dieser Uebersetzung ist 1) der color orationis Plutarcheae, den Hr.

W. bey der Version derselben stets im Auge behalten zu haben versichert, durchaus verwischt; 2) sind die Worte, welche dem Plutarchus zugehören: ἀμαχον οὖν u. s. w. als fortgesetzte Rede der Olympias aufgeführt; 3) ist der Sinn ganz verfehlt, welcher bloß aus dem Vorhergehenden: σὺ γὰρ ἐν σεαυτῇ τὰ φάρμακα ἔχεις, bestimmt werden muß. Es ist von Erwerbung der Liebe, nicht von Erhaltung der bereits erworbenen, die Rede: ein Weib mit solchen Zauberkräften ausgerüstet, als das thessalische Mädchen war, ist ἀμαχόν τι πρᾶγμα, unwiderstehlich. — Von allen diesen Mängeln ist auch hier die Cruserische Uebersetzung frey: Venena, inquit Olympias, ista in te ipsa habes. Vnde res evadit invicta: iusta materfamilias, si omnia in se reponens, dotem, natales, praestigias, illecebras, modestia et virtute concilier benevolentiam. — Pag. 143. B. αἱ πρὸς τοὺς ἄνδρας διαφοραὶ καὶ ζηλοτυπίαι, discordiae et *obtrectationes* adversus maritos. Das letzte Wort ist falsch übersetzt. Cruserius richtig: contentiones et *aemulationes*. Derselbe Fehler ist gleich darauf p. 144. A. B. noch in zwey anderen Stellen der Xylandrischen Version unverbessert geblieben. — P. 144. C. τὸν αἴλουρον ὀσμῇ μύρων ἐκταράττεσθαι καὶ μαίνεσθαι λέγουσιν. Felem aiunt unguentorum odore ad insaniam redigi. Warum ist das Wort ἐκταράττεσθαι übergangen? — Pag. 153. B. Οὐδὲν, εἶπεν ὁ Θάλης, ἀνεπίληπτόν ἐστιν, ἀλλ' ἔχει

πάντα διαμαρτίας μεγάλας καὶ αγνοίας. Et vero, inquit Thales, examinandae sunt: omnes enim vitia magna erroresque habent. Wie kann ἀνεπίληπτον diesen Sinn haben? Cruserius übersetzt wiederum richtig: Atqui, inquit Thales, nulla est earum, quae reprehensione vacet. — Pag. 175. B. Die merkwürdige Inschrift in der Grabstätte der Semiramis: Εἰ μὴ κακὸς ἦσθ' ἀνὴρ καὶ χρημάτων ἄπληστος, οὐκ ἂν νεκρῶν θήκας ἐκίνεις, ist in der Engländischen Version so übergetragen: Nisi malus fuisses homo, et pecuniae insatiabilis, nunquam sane loculos mortuorum invasisses. Cruserius war mit der feinern Gräcität mehr vertraut: Nisi vir malus et auri esses insatiabilis, defunctorum loculos non moveres. — Pag. 177. C. ὁ Ἀριμάνης εὐθὺς προσεκύνησε, καὶ τὸ διάδημα παρέθηκεν. Statim coram eo Ariomenes genua flexit. Die letzten Worte sind noch immer nicht in der Uebersetzung ausgedrückt worden. — Pag. 198. E. Φειδοῖ δ' ἐξουσίας ist gegeben: parce usurpato potestate sua! Welche Construction! — Pag. 174. E. ἀνδράποδα, χρηστὰ καὶ ἀδέσποτα, proba et ignava mancipia. Keinesweges! Ἀδέσποτα ἀνδράποδα sind getreue Sklaven, die ihren Herren nicht entfliehen. Cruserius: frugi mancipia nec fugitiva.

Jedoch wir wollen aufhören, Mängel zu rügen, deren Vermeidung bey etwas größerer Auf-

merk-

merksamkeit leicht war, und denen der versprochene Commentar noch immer abhelfen kann. — Die Formel, daß man der Fortsetzung und Vollendung eines schätzbaren Werkes mit der begierigsten Erwartung entgegensieht, ist eine so alltägliche und verbrauchte Formel, daß wir durch Anwendung derselben auf das Wyttenbachische Meisterwerk dieses fast zu entweihen befürchten. Allein sie ist die einzig wahre, wodurch wir unseren Dank gegen den würdigen Herausgeber, und unsern Wunsch, die noch rückständigen moralischen Schriften des Plutarchus nebst dem versprochenen Commentar von seiner Hand recht bald zu erhalten, am Schlusse dieser Recension ausdrücken können.

E.

X.

Wielands Werke.

Fortsetzung.

Unmittelbar auf den Neuen Amadis, folgt der verklagte Amor; ein Gedicht, von welchem der Verfasser mit Recht sagt, daß es, eben so wohl wie Musarion, nicht leicht unter eine bekannte Rubrik gebracht werden könne.

Digitized by Google

Wenige Dichter der neuern Zeit dürften einen so entschiedenen Beruf zu der didactischen Gattung aufzuweisen gehabt haben, als der Verfasser der Musarion, derjenige unter allen didactischen Dichtern, der, wie sein Freund und Lehrer Horaz, die wenigsten Ansprüche auf das Amt eines Lehrers unter den Menschen gemacht hat. Aber er unterrichtet uns, indem er nur für unser Vergnügen zu arbeiten scheint; er bezaubert unsere Einbildungskraft, um unserm Verstande beyzukommen. Der letztere sieht sich unerwartet bereichert an Begriffen, während nur die erstere ihren Vorrath an Bildern vermehrt glaubte.

Pope und Boileau, um von andern minder berühmten Dichtern dieser Gattung nichts zu sagen, zeigen sich in ihren didactischen Gedichten als denkende Köpfe, welche den poetischen Ausdruck und alle mechanischen Kunstgriffe der Poesie auf eine ungewöhnliche Weise in ihrer Gewalt hatten; aber entweder beruht aller Unterschied der Prose und Poesie auf dem Sylbenmaße, oder man muß eingestehn, daß der Versuch über den Menschen und die Dichtkunst nur eine Abart der Poesie sey, und daß ihnen, bey den mannichfaltigsten und unleugbarsten Verdiensten, gerade das einzige fehle, das sie zu wahren Gedichten erheben würde. Oder sollte sich in der That ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Werken des Nachdenkens und des Talentes, und den Sentenzen des Syrus oder dem grammatischen Werke des Terentianus Maurus entdecken lassen?

Diejenige Klasse von Lesern, welche bey der Lectüre nichts als ihr Vergnügen sucht, wird Wielands Musarion, den verklagten Amor, die Epistel an Psyche, und einige andere ähnliche Arbeiten vielleicht auswendig wissen, ohne daß ihr jemals eingefallen wäre, diese Gedichte für didactisch zu halten; und wahrscheinlich werden sie es dem, der es ihnen zum erstenmal sagt, nicht auf sein Wort glauben wollen. Bey Haller und Withof fühlt man wohl, daß man lernen soll; auch kehrt man so oft nicht zu ihnen zurück. Sollte die Schuld hievon nur an der harten veralteten Sprache, in dem ungeschmeidigen Versbau dieser Dichter liegen? Zum Theil freylich. Aber man versuche es, wenn man will, und reinige sie von ihren Härten; wird darum die Anzahl ihrer Leser sonderlich zunehmen? wird das Uebel von Grund aus gehoben seyn?

Eine schöpferische Einbildungskraft macht den Dichter; Begeisterung macht das Gedicht. Nur der Denker ist zum Dichter berufen, in dessen Kopfe der Gedanke zum Bild, die Maxime zur Geschichte wird; der die Wahrheit nicht bloß erkennt, sondern fühlt; der sich für sie erwärmt und begeistert; der endlich andern seine Begeisterung durch lebendige Darstellung mitzutheilen vermag. Da die vortreflichen Dichter in jeder Gattung so selten sind, so ist es kein Wunder, wenn gerade die didactische Gattung die wenigsten aufzuweisen hat.

Der

Der verklagte Amor enthält einen Theil der bekannten Lebensphilosophie seines berühmten Verfassers in dem gefälligen Gewande einer komischen Erzählung. Es ist sehr leicht zu sagen, daß ein unschuldiger und mäßiger Genuß der Freuden des Lebens eine unnachläßliche Bedingung der Glückseligkeit unsers Daseyns sey; es ist noch leichter gegen den Genuß zu eifern, eine strenge Enthaltsamkeit zu predigen und die Freude als die Gegnerin der Tugend darzustellen; aber was ist mit Declamationen gewonnen, die nur den befriedigen, der schon vorher überzeugt war? Unser Dichter hat sich sehr gehütet, seinen Satz ernsthaft abzuhandeln. Das Ganze scheint nur ein Scherz, eine launige Vision, in welche gerade so viel Ernst eingemischt ist, als zum Schärfen des Geschmacks nöthig war. Eine feine, sokratische Ironie spielt durch den Ton des Ganzen, in welchem zu gleicher Zeit die Mannichfaltigkeit der Scenen, der Contrast der Charaktere, das Interesse der Handlung, die Bedeutsamkeit der Allegorie, die Frische und Anmuth des Colorits den Leser auf das angenehmste unterhält und vergnügt.

Auch dieses Gedicht, so wie es in der Ausgabe von 1784 erschien, ist doch nicht ohne Verbesserungen geblieben. Einige derselben sind beträchtlich und am Ende eines jeden Gesanges angezeigt; andere betreffen einzelne Ausdrücke. Zu den wichtigern Verbesserungen gehört die Rede des Sperlings im ersten Buche, welche eine ganz andere

Gestalt gewonnen hat. Der Ton einer schönen Schwärmerey, welcher vormals in dieser Rede herrschte, und um den Vertheidiger der niedrigsten Art von Liebe und Lebensgenuß einen Nimbus verbreitete, der, gegen den Willen des Dichters, auf seine Lehre zurückstrahlte, ist gänzlich verbannt. Der Sperling spricht, wie es ihm geziemt, und seine Rede ist nicht nur seinem Charakter, sondern auch dem Zusammenhange angemeßner geworden. Minervens Eule hat darauf angetragen, dem Menschen die Augen zu nehmen, um ihn klüger zu machen;

Die Augen, zwitschert ihm Cytherens Vogel zu,
Und dieß um klüger zu seyn? ich denke nicht wie du!
Gesetzt, wir würden dabey fürs Raisonniren gewinnen,
An Wohlseyn, glaube mir, Kauz, gewönnen wir nicht viel.
Wir Spatzen halten's mit den Sinnen,
Und gäben um alles andere nicht einen Pappenstiel.
Dank sey der Göttin, die uns von ihrem Nektar zu naschen
Freygebig erlaubt! wie wenden das Daseyn besser an,
Als Grillen in hohlen Aesten zu haschen.
Wir leben ohne Zweck und Plan,
In stolzer Freyheit von allen andern Gesetzen
Als, was uns lüstert, zu thun. Ist's wohl oder übel gethan

In andrer Augen, das sicht uns wenig an.
Was kümmert's uns, wenn Wir uns nur ergetzen,
Ob unser Zetergesang dem Hausherrn wohlgefällt
Von dessen Dache wir in Besitz uns setzen,
Und wer das Feld für uns bestellt
Worin wir die Schnäbel an jungen Erbsen wetzen?
Kurz, unsre geringste Sorge ist, ob wir Pflichten verletzen,
Und unser ist dafür die Welt!
Willst du, Freund Kautz, deswegen uns Narren schelten,
So lachen wir dazu; uns ist's Philosophie!
Die Worte, wie du weißt, sind alles was sie gelten,
Nur daß wir zu Narren uns denken, dazu bekehrst du uns nie!

Bey dieser Stelle und bey mehreren andern, welche neue und ausführliche Zusätze enthalten, wird man nicht ohne Bewunderung die Geschmeidigkeit des vortreflichen Dichters bewundern, der sich, auch nach einer langen Zwischenzeit, auf das vollkommenste wieder in die Stimmung zu setzen vermag, in welcher er ein Gedicht zum erstenmal ausführte. So glücklich ist das Neue in das Alte eingepaßt, daß das bloße Gefühl beydes schwerlich von einander unterscheiden, oder die Fugen der Zusammensetzung entdecken dürfte.

An einigen wenigen Stellen scheint uns die Feile noch nicht genug gethan; an einigen andern

 dünkt

dünkt uns die Verbesserung nicht vollkommen geglückt zu seyn.

In der Ausgabe von 1784. sagt der Kauz im ersten Gesange:

Kurz (denn wir andern, welche denken,
Sind nicht gewohnt, die Worte wegzuschenken)
Die Welt ist voller Narren

in der That etwas schleppend und nicht richtig genug. Die Worte zu verschwenden wäre der eigentliche Ausdruck. Gegenwärtig heißt es:

denn wir andern Denker pflegen
Auch unsre Worte, so leicht sie sind, zu wägen;

wodurch zwar die erste Hälfte der Parenthese verbessert, aber die zweyte, wie es uns wenigstens scheint, noch etwas schielender geworden ist. Freylich pflegt ein Denker seine Worte abzuwägen, denn er ist sorgfältig in der Wahl derselben; wenn er aber die Zeit schonen, wenn er kurz seyn will, so wird er dem Zuhörer oder Leser die Worte zuwiegen. Hier ist das erste statt des zweyten gesetzt. Der Zwischensatz: so leicht sie sind, ist, in diesem Zusammenhange, der Meynung des Redenden zuwider, der seine Worte gewiß nicht für leicht erklären wird. Der Gedanke, welcher dem Dichter vorschwebte, war ohne Zweifel: Auch Worte, so leicht sie an sich sind, pflegen von Denkern gewogen zu werden. Aber dieser Gedanke bekommt durch den Zusatz des Fürworts unsere eine ganz andre

dre Gestalt. — Gleich darauf ist uns der Ausdruck: ich stehe zu meinem Satze, fremd.

Im dritten Gesange ist in Hymens Rede der etwas harte Vers

Da wo die Rose verliebt sich mit der Myrte verschränkt.

so geändert:

sich um die Myrte schränkt.

ein Ausdruck, den der Sprachgebrauch schwerlich rechtfertigen dürfte. Weiter unten hätten wir den Vers:

Er soll mir bald aus anderm Tone sprechen,

in welchem der Mangel des Artikels nicht entschuldigt werden kann, gern verändert gesehn.

In die Rede des Momus sind nach den Worten: Man flieht doch gern den Schein, die Verse eingeschoben:

Und mag an den verhaßten Stempel,
Deß Bild der Unhold trägt, nicht gern erinnert seyn;

die, wir mögen sie erklären wie wir wollen, eine große Dunkelheit behalten.

Musarion bedurfte nur weniger Verbesserungen. Dieses Gedicht, auf welches man anwenden darf, was der Dichter von seiner Heldin sagt, daß man nie die Grazien und Musen in einem

nem schönern Bunde gesehn, noch die Stimme der Vernunft aus einem schönern Munde gehört habe, trat sogleich bey seiner ersten Erscheinung in einer Gestalt auf, welche keine wesentlichen Veränderungen zu erlauben schien. Mehreres trug dazu bey, ihm einen ungetheilten Beyfall zuzusichern. Der Zweck des Dichters, die Empfehlung jener anspruchslosen Weisheit des Lebens,

„Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;

der Reichthum des Inhalts, welcher zu gleicher Zeit die Einbildungskraft, das Gefühl und den Verstand beschäftigt; die leichte Anmuth der Form, in welche der Inhalt sich gefügt hat; der sanfte Glanz des Colorits, welche die mannichfaltigsten Gestalten und Gruppen zu einem gefälligen Ganzen zusammenschmilzt; und endlich die Vollendung des Ausdrucks, welcher Richtigkeit mit Anmuth, Lieblichkeit mit Fülle und Kraft vereinigt. Aber es ist hier nicht der Ort von neuem über ein Gedicht zu urtheilen, über welches schon längst nur Eine Stimme herrscht, und das, bey seiner ersten Erscheinung, in dieser Bibliothek durch einen Kunstrichter von anerkanntem Verdienste ausführlich beurtheilt worden ist. Bey einer sorgfältigen Vergleichung des gegenwärtigen Abdruckes mit der Ausgabe von 1789, finden wir, außer einem Dutzend kleiner Verbesserungen in einzelnen Wörtern, nur folgende zwey von etwas größerer Wichtigkeit. Im II. Gesange sind am Ende der Rede

Theo-

Theophrons zum Lobe der Musik, die etwas schwerfälligen Verse weggefallen.

> Theophron sprach als ein Adept davon,
> Dem nichts verborgen war, was unser Mattheson,
> Und Fricker und der Abt von Murrhard phantasiren:
> Nichts, meynt er, sey so gut, die Seele zu purgiren,
> Als Diapent' und Diatessaron.

Gleich darauf wird Kleanths Absicht, die Behauptungen seines Gegners zu Boden zu schlagen, durch die Ankunft von Musarions Sklavin gestört. Hier hieß es vormals:

> Der Saal eröffnet sich, und eine Nymphe tritt
> Herein, das Haupt mit einem Korb beladen,
> Den Busen leicht bedeckt, nach Art der Dryaden,
> Und hoch genug geschürzt, daß jeder Schritt
> Den feinsten Fuß verräth. Nicht schöner mahlt Albanen
> Alban, der, wie ihr wißt, so gerne Nymfen mahlt;
> Nicht schöner —

Dieses Gemählde hat in der neuen Ausgabe um vieles an Haltung gewonnen. Der Zweck des Dichters bey der Einführung dieser Nymphe erlaubte eine etwas üppigere Mahlerey; und die poetische Billigkeit sogar forderte es, für die Niederlage des Theophron noch einige Entschuldigungsgründe mehr beyzubringen:

„Der Saal eröffnet sich, und eine Nymphe tritt
„Herein, das Haupt mit einem Korb beladen,
„Den Busen leicht verhüllt, und gleich den Oreaden
„So hoch geschürzt, daß jeder schnelle Schritt
Den schlanken Fuß bis an die feinsten Waden,
Und oft sogar ein Knie von Wachs entdeckt,
Das eilend wieder sich in dünnem Flor versteckt.
Nicht schöner mahlt die Heben und Auroren
Alban, der, wie ihr wißt, so gerne Nymphen
mahlt — —

Der Inhalt der Aspasia, welche zunächst auf Musarion folgt, ist eine von des Dichters Lieblingsideen: daß die Schwärmerey der Mystik nichts anders als eine gefährliche Dienerin der Sinnlichkeit sey, und eben auf den Punkt führe, den sie am meisten zu fliehen scheint. Wir bekennen, daß uns die Ausführung dieses Gedankens etwas trocken vorkommt. Einem Nachahmer Wielands würde das Gedicht Ehre machen; von W. selbst aber haben wir die nämliche Idee schon öfterer mit einem größern Aufwande der Einbildungskraft und unter lebendigern Bildern darstellen sehn. Gedichte an Olympia. I. Zweyerley Götterglück. (Zevs, Apollo und Olympia) Dieses Gedicht, welches dem Lobe einer geistreichen Fürstin gewidmet ist, ist zugleich selbst eine schöne und gehaltvolle Dichtung. Der selbstsüchtige Jupiter, der sich seiner Regierungssorgen in eigennützigem Genusse entladet, ist ein treffendes Gemählde der meisten Großen, welche die Humanität nicht gelehrt hat, die Last ihrer Würde zu tragen; und diese

tyrische Allegorie steht mit der Geschichte Apolls, essen zarte Empfindsamkeit im Wohlthun, Mitgeühl und Theilnahme an menschlichen Empfindunen Glück sucht, in einem gefälligen Contrast. Der Ton des Gedichtes, welches mit satyrischer aune anhebt, verwandelt sich in dem zweyten Theile in sanften Ernst, und steigt in dem dritten, welcher Olympiens Lobe gewidmet ist, zu einer hinreißenden Innigkeit hinauf. Doch dünkt es uns, um die Wahrheit zu gestehn, als ob dieser Ton sich, durch die Verwandlung der directen Anrede, in eine indirecte Beschreibung (in der Stelle: das ist's, das uns Olympiens hehren Wald — zu singen?) ein wenig in den Ton der Höflichkeit und Ehrerbietung umgesetzt hätte. Aber noch findet man hier die schöne, ächte Begeisterung athmende Beschreibung von Olympiens ländlichem Aufenthalte; eine Stelle, in welcher die Bilder der reichsten Einbildungskraft in der vollsten Harmonie einer wohlklingenden Versification auftreten:

Der Ruhm, dieß Wunder zu erneun,
Olympia, der seltne Ruhm sey dein!
Der schönste aller deiner Preise!
Wohl dir, die in dem Weihrauchkreise
Der Erdengötter nicht den hohen Sinn verlor
Für Freyheit und Natur, nach alter deutscher
Sitte
Sich einen Wald zum Ruhesitz erkohr,
Und in der moosbedeckten Hütte,
Wenn tief im nächtlich stummen Hain

Auf

Auf offnem Heerd die heil'ge Flamme lodert,
Sich glücklich fühlt und nichts vom Schicksal fo-
dert. —
Des Waldes Geister sehn den ungewohnten
Schein
Ringsum die hohen Buchen weissen,
Und nähern freundlich sich und heißen
Willkommen dich in ihrem stillen Reich.
Wir spüren sie bald, leichten Nebeln gleich,
Um halb bestrahlte Erlen lauschen,
Bald über uns durch hohe Wipfel rauschen.
Ein leises Graun schleicht sich um unsre Brust,
Doch stört es nicht — erhöht nur unsre Lust.

II. Wettstreit der Mahlerey und Musik. Olympia wird von den Musen beyder Künste gefeyert; die Muse der Mahlerey gewinnt den Sieg. Hierauf folgen noch einige Gedichte der Feyer des Geburtstages und des neuen Jahres gewidmet, größtentheils artige, geistvolle Kleinigkeiten. Die erste Liebe, an Psyche. Wir hätten gewünscht, in diesem Gedichte, welches selbst die Begeisterung der ersten Liebe athmet, folgende Zeilen des Einganges geändert zu sehn:

Was meynst du, Freundin, was sie war?
Dein Beyspiel macht die Sache klar;
Du kennst nun Amors Wundertriebe;
Von diesem Lethe sehen wir
Die klaren Wirkungen an dir:
Dieß Zauberwasser ist die Liebe.

Sie sind, die letzte Zeile ausgenommen, fast ganz unter der Prose. Vielleicht hätte auch noch ein-

nigen andern etwas allzu wortreichen Stellen die schneidende Kritik mit Glück angewendet werden können. — Sixt und Klärchen, oder der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein. Dieser kleine Roman, welcher die Leiden einer heimlichen hofnungslosen Liebe mit warmen kräftigen Farben schildert, ist, wenige Worte ausgenommen, ganz unverändert geblieben. Das Leben, ein Traum. Gedanken bey einem schlafenden Endymion. Der Verf. hat dieser unvollendeten Rhapsodie, die weniger Verbesserungen bedurfte, eine Nachschrift angehängt, in welcher er den Zusammenhang der einzelnen Theile und den Plan, nach welchem das Ganze vollendet werden sollte, entwickelt. Er wollte nicht da aufhören, wo das Fragment endigt; er wollte weder den Stoiker noch den Aristipp siegen lassen; er selbst wollte zwischen sie treten und Frieden machen. Er wollte in einem lebhaften Gemählde gegen den Stoiker vorstellen, wie viel Träumerisches selbst in dem Leben des besten Menschen ist; aber er wollte auch in der warmen kunstlosen Sprache der Empfindung gegen Aristippen beweisen: „Daß die Thätigkeit des Weisen und Tugendhaften allein den Namen eines wahren Lebens verdiene, und daß, mitten unter den angenehmen oder unangenehmen Täuschungen unsrer innern und äußern Sinne, die Vervollkommnung unsrer selbst, und die Bestrebung, alles Gute außer uns zu befördern, unserm Daseyn Wahrheit, Würde und innerlichen Werth mittheile, und ein Leben, welches ohne sie der Zustand einer sich ein-

spin-

spinnenden Raupe wäre, zu einer Vorübung auf eine bessere Zukunft, zu einem wirklichen Fortschritte auf der langwierigen, aber herrlichen Laufbahn machen, auf welcher die Geister einem Ziele, das sie nie erreichen können, sich ewig zu nahen bestimmt sind." **Bruchstücke von Psyche. Einem unvollendet gebliebenen allegorischen Gedichte.** Diese Bruchstücke, welche zuerst in der Vorrede zu Musarion, in dem Anhange der Grazien, und im deutschen Merkur (1774.) erschienen, sind die Ueberbleibsel eines größern Werks, das seine Entstehung der Lectüre des Apulejus dankte, und eine Art von Naturgeschichte der Seele seyn sollte. Ein Theil dieses Gedichtes wurde im Jahr 1767 in einzelnen, abgestohlnen Stunden niedergeschrieben; aber da die Umstände die Vollendung desselben hinderten, wurde ein Theil des Stoffes, woraus es hätte gewebt werden sollen, nach und nach in dem Idris, im neuen Amadis und den Grazien verarbeitet; aus einem andern Theil entstand die Erzählung Aspasia, und von dem, was das erste, zweyte, dritte und vierte Buch von Psyche ausgemacht haben sollte, erhielten sich bloß die gegenwärtigen Bruchstücke. Das dritte und längste derselben, die Beschreibung des ersten Tages und der ersten Nacht, welche Psyche in Amors Reiche zubrachte, ist mit allem, was die Dichtkunst Schönes und Reizendes kennt, so reichlich ausgestattet, daß die ganze Fabel der Psyche, auf diese Weise erzählt, zu den schönsten Stücken einer Gattung gehören würde, in welcher uns Wieland mit

Digitized by Google

mit so manchem Meisterstücke bereichert hat. Nadine; eine Erzählung in Priors Manier. Ein Wagstück des Witzes, den schlüpfrigsten Gegenstand mit Dezenz und Freiheit zu behandeln. Den Dichter zu fragen, was er bey der Jagd des Scherzes, welche die Handlung des Gedichtes macht, gedacht habe, dürfte bey einem so leichten Stoffe pedantisch scheinen; und wir möchten um alles in der Welt willen nicht, daß man glaubte, wir würden an der Stelle des Scherzes lieber das übelberüchtigte Thier sehn, welches in der Erzählung des Franzosen, von dem die Idee geliehen ist, die Hauptrolle spielt. — Erdenglück, an Chloe. In dem Tone der Schwermuth, der in diesem Gedichte herrscht, und der hin und wieder vernachlässigten Versification, erkennt man die Wielandische Muse nicht. Der Reiz der wehmüthigen Stimmung, welcher dasselbe verschönert, ist von der Anmuth der meisten Werke dieses Dichters wesentlich verschieden, und daher sind diejenigen, die in W. nur den Sänger der Liebe kennen, unstreitig eine neue Erscheinung. Das Gedicht ist von 1766. — Celia und Damon; nach dem Englischen. Der Schluß dieses Gedichtes ist unerwartet, und entspricht der Anlage desselben nicht. So wie wir Celien in den sechs ersten Strophen sehn, hätte die Selbsttäuschung der Begierde bis zur gänzlichen Auflösung getrieben werden sollen. Die Grazien; ein Gedicht in sechs Büchern. Die Veränderungen, die wir bemerkt haben, betreffen insgesammt nur Kleinigkeiten, einzelne Wörter, hin

und

und wieder eine Wendung. Gern hätten wir an diesem Gedichte den Ton der Galanterie verbannt gesehn, der sich damals, als es geschrieben wurde, in unsre Literatur einzuschleichen anfing. Die etwas manierirte Grazie, die sich hier vorzüglich in den Anreden an Danae, bisweilen auch in die Schilderungen der Götterwelt eingeschlichen hat, fällt in einem den Huldgöttinnen gewidmeten Gedichte zwiefach auf. Ein Dichter, der die vertrauteste Bekanntschafft mit den wahren Grazien, den Kindern der Natur und Humanität, auf eine so mannichfaltige Weise beurkundet hat, hätte jenen immer den Franzosen überlassen können. Wenn aber dieser Ton, welcher nur denen gefallen kann, die den glänzenden Theil von Wielands Verdiensten nicht zu schätzen wissen, ohne eine gänzliche Umschmelzung nicht verbannt werden konnte, so hätten doch vielleicht noch einige Stellen mehr verbessert, einige Nachlässigkeiten der Versification, einige Unrichtigkeiten des Ausdrucks entfernt werden sollen. Die Worte Thaliens im zweyten Buche:

Ein Kuß macht Schmerz,
Ich hört es oft die Mutter sagen,
Es ist kein Scherz!
Er macht die Lippen hitzig
Und Kinn und Nase spitzig,
Und fällt auf's Herz!

würden uns in jedem schönen Munde misfallen; aber in dem Munde einer Grazie scheinen sie uns ganz unerträglich zu seyn. Komische Erzählungen.

gen. Im Kombabus finden wir nach dem 85. Vers einen kleinen Zusatz:

Der König stellt ihr zwar noch manchen Grund entgegen,
Worauf nicht viel zu sagen war;
Auch setzte sich die Dame der Gefahr
Nicht aus, ihn schwach zu widerlegen:
Sie hatt' ein Mittel bey der Hand,
Das jede schöne Frau noch immer kräftig fand
Die männliche Vernunft zum Schweigen zu vermögen;
Sie wurde krank.

Wo es vordem ganz kurz hieß:

Der König hielt ihr zwar noch manchen Grund entgegen
Allein — sie wurde krank

Dagegen sind nach V. 326. folgende Zeilen weggeschnitten worden:

Die Gegend war ein wenig wilde,
Doch wunderschön; die lieblichsten Gefilde
Mit dunkeln Haynen untermischt,
Und beyde mit schlängelnden Quellen und silbernen Bächen erfrischt.

Gleich darauf hieß es nach dem 335. Verse:

Sein inneres Verdienst entbehrt zwar leicht Verstärkung
Von außen her: allein, da man ihn täglich sieht,
Wird doch allmählig die Bemerkung
Gemacht, er habe feines Haar,

 Und

Und Augen, deren Glanz sich kaum ertragen ließt,
Wenn nicht was schmachtendes, das einem Wölkchen gleicht,
Ihr Feuer dämpfte! Und o! welche Süße
Sein Lächeln ist! wie sanft es sich ins Herz schleicht!
Und seine Farb'! ein Weiß, dem die Narcisse,
Ein Incarnat, dem selbst die Rose weicht.
Wie fein sein Wuchs! und jede Bewegung wie leicht!
Wie ungezwungen! kurz, vom Kopf bis auf die Füße
Ist Freund Kombab so schön, daß nur Apoll ihm gleicht,
Und jede Göttin ihn verzeihungswürdig deucht 2c.

Unstreitig hat der Dichter — außer daß ihn einige Sprachlicenzen zur Umänderung dieser Stelle nöthigten — die Bemerkung gemacht, daß durch die Aufzählung der einzelnen Reize Kombabs die Liebe der Königin zu ihm herabgesetzt würde. Eine wahre, eine innige Liebe ist das Resultat so mannichfaltiger Eindrücke, daß es ganz unmöglich seyn wird, ihre einzelnen Quellen aufzuzählen. Ueberdieß ist körperliche Schönheit an einem Manne, in so fern sie auf einzelnen Theilen beruht, etwas so unbedeutendes, daß ein Frauenzimmer von Geist und Seele kaum sich selbst gestehn wird, wie viel Antheil an seiner Liebe die Farbe oder der Wuchs seines Geliebten habe. Mit Recht ist also dieses Detail verworfen und an dessen Statt die Schönheit Kombabs nur mit einigen allgemeinen Zügen, die aber

aber hier offenbar eine größere Energie haben, angedeutet worden:

Sein inneres Verdienst entbehrt zwar leicht Verstärkung
Von außen her allein, da man ihn täglich sieht
So macht (wiewohl sie sich's zu läugnen sich bemüht)
Ihr Auge doch allmählig die Bemerkung,
Kombab, der unbemerkt das Herz ihr abgewann,
Sey nicht der beste nur, sey auch der schönste Mann,
So schön, so tadellos von Kopf bis auf die Füße,
Daß, hätt' ein Bildner je dieß Ideal erreicht,
Er ohne Widerspruch der erste Künstler hieße;
Und jede Göttin ihr verzeihungswürdig deucht,
Die sich von ihm ein wenig lieben ließe.

(Die Fortsetzung folgt.)

XI.

Titus Lucretius Carus, von der Natur; ein Lehrgedicht in sechs Büchern; übersetzt und erläutert, von Johann Heinrich Friedrich Meinecke, des Fürstl. Quedlinburg. Gymnasii Rektor rc. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1795. 8. Erster Band. XXIV. und 414 S. Zweyter Band. 405 S.

Die Schwierigkeiten, welche ein Uebersetzer des Lukrez zu besiegen hat, dürfen nicht nach dem gewöhnlichen Maaßstabe gemessen werden. Wenn eine Uebersetzung der Aeneide oder der Georgica ein kühnes Unternehmen ist, so ist eine Uebersetzung des Lukrez nicht viel weniger als ein halsbrechendes Wagstück. Immerhin mag dort der Uebersetzer dem Originale einen Theil seiner Schönheiten entziehn; das, was übrig bleibt, wird doch noch immer hinreichend seyn, um dem, der das Original nicht sehr genau kennt, Bewunderung abzufordern; aber dem Lukrez darf man nur wenig entziehn, um ihm alles zu nehmen. Man verstehe uns recht. Es ist hier nicht die Rede von einzelnen berühmten

und

und nie genug bewunderten Stellen, sondern von dem Ganzen, das man, bey aller Vorliebe für das Alterthum, keineswegs in allen seinen Theilen gleich unterhaltend und lesbar finden wird. Ein Uebersetzer, welcher über die zahlreichen rauhen und dornigten Gegenden dieses Gedichtes mit unverletztem Fuße hinwegkäme, der dem Kenner des Originals immer volle Genüge leistete, dem Nichtkenner immer gleiche Unterhaltung gewährte, müßte eben so viel als Lukrez, ja in dem zweyten Falle, noch mehr als Lukrez seyn. Dem römischen Dichter kam bey der Behandlung seines spröden unpoetischen Stoffes doch wenigstens einiges zu statten, das der Neuere, und vorzüglich der Deutsche entbehrt; eine volltönende Sprache und ein harmonischer Vers. Wenn sein Ausdruck bis zur Prose herabsinkt, täuscht uns doch oft der Rhythmus mit dem Scheine der Poesie; und wo der Sinn der Worte die Einbildungskraft ruhig läßt, wird sie doch oft durch die alten ehrwürdigen Formen derselben in ein Spiel gesetzt, das dem Spiele mit ästhetischen Ideen ähnelt. In dem einen wie in dem andern steht der Deutsche dem Römer so weit nach, daß eine befriedigende Nachbildung des Originals etwas unmögliches seyn dürfte. Vielleicht aber sollte diese mit dem ganzen Umfange des Werkes nicht einmal versucht werden. Die Nachbildung derjenigen Stellen, auf welche sich Lukrezens Ansprüche auf den Dichternahmen gründen, würde eine Bereicherung unserer Sprache seyn; aber warum sollte man den Rest, der nur dem Gelehrten

interessant ist, dem größern Publikum in einer Uebersetzung anbieten? Was dem Römer in seinem Zeitalter verstattet war, dürfte in dem unsrigen kaum noch thunlich seyn. Die Physik und Theologie des Epikurs hat für uns weder den Reiz der Neuheit, noch irgend eine anziehende, tröstende und überzeugende Kraft. Die Materie kann also bey der Lectüre der Uebersetzung gar nicht in Anschlag gebracht werden. Die Form aber bietet im Ganzen dem Schönheitssinn wenig Genuß dar. Die wenigen poetischen Blumen, mit denen er bestreut ist — abgerechnet, daß sie keinesweges hinreichen, die Trockenheit des Vortrags vergessen zu machen — werden unter den Händen des Uebersetzers, zum Theil wenigstens, verwelken müssen.

Dem Verfasser der vor uns liegenden Uebersetzung sind diese Schwierigkeiten nicht unbemerkt geblieben. „Ich fing, sagt er S. VIII. die Uebersetzung in einer sehr traurigen Periode meines Lebens gerade darum an, weil ich eine Arbeit suchte, die mich durch ihre Neuheit fesseln, durch ihre Schwierigkeiten anhaltend zerstreuen, und von dem Gegenstande meines Kummers ableiten möchte.“ Weiterhin, S. XIX. sagt er: „Lukrez ist nicht übersetzt für Kenner; denn diese halten sich an das Original, und dieses ist ihnen auch nicht zu verdenken. Auch nicht für Dilettanten: denn dem Gaumen dieser Leser möchte Lukrez vielleicht, selbst in der vollkommensten Uebersetzung, nicht behagen. Ich richtete vielmehr mein Augenmerk auf junge

Studi-

Studierende, die den spekulativen Geist der Alten aus ihren eigenen Schriften wollen kennen lernen, und denen es an hinlänglichen Vorkenntnissen, oder, welches noch öfter der Fall ist, an Hülfsmitteln fehlt, diesen in der That nicht leichten Dichter mit einiger Fertigkeit zu lesen und in den Umfang seines ganzen Systems einzudringen. Für diese soll meine Uebersetzung ein bequemes und, wenn es mir gelang, nicht ganz geschmackloses Erleichterungsmittel ihrer Privatstudien seyn.“ Dann setzt er hinzu: „Und wenn ich überhaupt nun gestände, daß ich meinen Versuch bloß als ein ausgestelltes Kunstwerk angesehn wissen wollte; wer würde auch gegen diese Absicht etwas einwenden, dem ich übrigens sein Recht, es frey zu beurtheilen, ja es selbst zur vollkommneren Bearbeitung des nemlichen Gegenstandes, wenn er Lust dazu hat, zu benutzen zugestände.“

Man müßte in der That sehr unbillig seyn, wenn man dem Verfasser das Verdienst bestreiten wollte, eine Menge von Schwierigkeiten mit Gewandheit und Glück überwunden zu haben. Der Ausdruck schmiegt sich dem Original mit ziemlicher Treue und ohne merklichen Zwang an; er ist fast durchgängig verständlich und klar, und, da wo der römische Dichter die Hände bot, sogar schön. Bey diesen unleugbaren Verdiensten, die hier nicht leicht zu erringen waren, kann man sich doch auf der andern Seite nicht verbergen, daß der Versbau bisweilen allzu nachlässig, der Ausdruck bisweilen allzu

allzu prosaisch und ungleich sey. Wir wollen hier einige Stellen von verschiedner Art ausheben, und das, was wir bey denselben einer Verbesserung bedürftig glauben, unserer Pflicht und dem eignen Wunsche des Uebersetzers gemäß, anzeigen.

Jedermann kennt die vortrefliche begeisterte Anrede, mit welcher Lukrez, im Anfange des dritten Buches, den Verdiensten seines Lehrers und Meisters huldigt. Sie ist dem Uebersetzer nicht übel gelungen:

O du, der du zuerst der Wahrheit leuchtende Fackel
Aus dem tiefsten Dunkel erhobst, des froheren Lebens
Bahn zu erhellen, o Schmuck der Grajen, dir folg' ich, und deines
Ganges richtige Spur betret' ich, sicheren Fußes,
Nicht dein Gegner zu seyn; nein, weil ich dich schätze, dich liebe;
Weil ich dir nachzuklimmen mich sehnend wünsche. Wie könnten
Schwalben mit Schwanen streiten, auf wankenden Füßen den Wettlauf
Zarte Böckchen beginnen mit starken kriegrischen Rossen?
Dich verehr' ich als Vater, als großen Erfinder der Wahrheit.
Väterlich sind die Lehren, die göttlicher Mann du ertheilest;

Und wie Bienen im Wald' aus allen Blumen den Nektar
Saugen, so ziehen auch wir aus deinen Schriften die goldnen,
O die goldnen Lehren, die alle, alle verdienen
Ewige Regel zu seyn des weisen und glücklichen Lebens.
Denn seit deine Vernunft des Satzes Prediger wurde,
Daß kein Götterplan die Natur der Dinge gebildet:
O da schwanden die Schrecken der Seel'; ich sehe die Pforten
Aller Welten geöffnet, ich seh' der Schöpfungen Werkstatt
Im unendlichen Leeren, die majestätischen Götter
Auf dem Throne der Ruhe, den nie erschüttert der Sturmwind,
Nie ein Nebel befeuchtet, und nie gefrorene Flocken
Reifs mit blendendem Schnee bedeck'n, den ein heitrer Himmel
Immerwährend umfließt mit sanftem, gefälligen Lichte.
Nichts vermindert den Frieden in ihren Seelen, und aller
Reichthum der Natur steht ihnen offen. Hingegen
Zeigen sich nirgend wo die Acherusischen Tempel. —
O des Forschers Blick durchschaut die Erd', es entgeht ihm

Nichts von dem, was unten im leeren Raume geschiehet.
Göttervergnügen ergreift mich, und heiliges Staunen, wie Deinem
Geiste die große Natur so ganz enthüllet erscheinet.

Uns dünkt, der Uebers. habe hier fast alles erreicht, was von einem Uebersetzer gefordert werden kann. Wer das Original nicht eben im frischen Andenken hätte, wird vielleicht nur bey einigen wenigen Worten anstoßen, im Ganzen aber die poetische Kraft des römischen Dichters zu finden glauben. Dieß ist alles, was ein billiger Leser fordern kann. Indessen wird er doch vielleicht bey einiger Aufmerksamkeit wahrnehmen, daß der Gang des Verses mehr leicht als rasch, mehr anmuthig als würdevoll sey, und daß der Ausdruck der Empfindung hier und da eine leise Farbe des Modernen habe. Es geht mit einer Uebersetzung wie mit einem Gemählde. Es ist oft nur eine Kleinigkeit, was der Vollkommenheit der Nachbildung im Wege steht; ein etwas stärkeres Licht, ein tieferer Schatten; ein Zug, der im Original der Aufmerksamkeit fast entschlüpft; hier ein kleiner Zusatz, dort eine kleine Weglassung, und die Aehnlichkeit ist verfehlt. Daß hierbey der Uebersetzer in seiner Kunst ein weit schwereres Geschäft habe, als der Mahler in der seinigen, dürfte leicht dargethan werden können, wenn die Untersuchung dieses Gegenstandes fruchtbar genug wäre, um eine Abschweifung von unserm Wege zu rechtfertigen.

Hier

Hier wollen wir das, was in der angeführten Stelle, unserm Gefühle nach, nicht vollkommen gelungen ist, kürzlich anzeigen. Sogleich bey den ersten Worten — O du, der du zuerst — stoßen wir an; nicht sowohl wegen eines gewissen Uebelklangs, als wegen des Unvorbereiteten, womit sie den Leser überraschen. Dieser Ausdruck der Verwunderung, schwächt die folgende Anrede: o Schmuck der Grajen; die erst da an ihrer Stelle steht, wo die Ausführung eines großen Verdienstes die Empfindung rechtfertigt, indem sie dieselbe gleichsam vor unsern Augen entstehn läßt. Im 4. V. ist die richtige Spur des Ganges nicht richtig gesagt, und sicheren Fußes schleppt nach. Nach der Versicherung des Dichters, daß er den Spuren seines Meisters folge, kommen die Worte: Nicht dein Gegner zu seyn etwas unerwartet. Im Texte findet man Non ita certandi cupidus nicht mit: mit dir zu wetteifern, dir den Preiß streitig zu machen. Dieß kann auch der Schüler und Anhänger eines Systems; aber er hört auf dieses zu seyn, wenn er der Gegner seines Meisters wird. In den nächsten Worten: nein, weil ich dich schätze, dich liebe, weil ich dir nachzuklimmen mich sehnend wünsche — wird man leicht, auch ohne das Original zu Rathe zu ziehn, den Geist und Styl des Alterthums vermissen. Weil ich dich schätze ist Sprache der Conversation, die gegen das folgende unangenehm absticht; in mich sehnend wünsche, abgerechnet, daß die Wortverbindung etwas undeutsch ist,

schwächt

schwächt das letzte Wort das erstere; weil ich dir nachzuklimmen mich sehne wäre offenbar nachdrücklicher. Vielleicht wird man auch nach dem Ausdrucke hoher Bewunderung die Worte: weil ich dich liebe unerwartet und unpassend finden. Und nicht mit Unrecht. Fragt man das Original, so findet man: propter amorem quod te imitari aveo: wo, wenn wir den Dichter recht verstehn, nicht von seiner Liebe zum Epikur, sondern von seiner Begierde ihm nachzuahmen die Rede ist: propter amorem (ἔρωτα i. e. cupiditatem) te imitandi. Da im 8. V. die Bilder von einem Wettstreite hergenommen sind, so ist nachklimmen nicht auf das beste gewählt. Die wankenden Füße geben ein unbestimmtes Bild; wir würden zitternden oder kraftlosen vorgezogen haben. Kriegrische Rosse ist ein müßiges Beywort, das durch das Original nicht gerechtfertigt wird; so wenig als im folgenden Verse, großen Erfinder, wo, wenn wir nicht irren, der Begriff durch das Beywort geschwächt wird. Dagegen schwächt im 10. Vers in der Anrede göttlicher Mann das Substantiv. — V. 13. misfällt uns die Wiederholung von alle, worinne wir den Ausdruck moderner Empfindsamkeit wahrzunehmen glauben. Daß die Vorschriften Epikurs ewige Regel des weisen und glücklichen Lebens zu seyn verdienen, ist Zusatz des Uebersetzers, obschon ein den Gesinnungen des Dichters gemäßer Zusatz. Den Worten des Textes getreuer würde es heißen: o die goldnen Lehren, die ewige Dauer verdienen;

ten; wodurch zugleich der schleppende Genitiv vermieden worden wäre. In dem 15. Vers findet man die membra poëtae nicht mehr. Deine Vernunft, der Prediger des Satzes — dieß ist ungemein prosaisch! Kein Plan, wenn es auch ein Götterplan wäre, kann die Natur der Dinge bilden; aber wohl ein göttlicher Verstand, eine göttliche Weisheit, mens divina. Vers 17. In den Worten: o da schwanden, wird man, in Beziehung auf V. 15. eine Mishelligkeit in den Zeiten wahrnehmen, die dem Original fremd ist. Lukrez spricht nicht von der Zeit, wo Epikurs Weisheit zuerst bekannt wurde, sondern von den Wirkungen derselben in dem Gemüthe eines jeden, dem sie bekannt wird. Wir würden daher etwa so übersetzt haben:

Denn sobald deine Weisheit uns zu verkünden beginnet,
Daß kein göttlicher Geist die Natur der Dinge geordnet,
Fliehen die Schreckensbilder der Seele, die Schranken des Weltalls
Weichen zurück — — —

Was für ein Bild dem Uebers. vorgeschwebt habe, indem er die moenia mundi in die Pforten aller Welten verwandelte, wissen wir uns nicht klar zu machen. Lukrez kennt nur Eine Welt, diese ist unendlich; nur die Unwissenheit wagt es ihr Schranken zu setzen. — Die schöne Beschreibung der Wohnsitze der Götter wird hier durch den Vers:

Reifs

Reifs mit blendendem Schnee bedeck'n, den ein heitrer Himmel

entstellt, abgerechnet daß die gefrorenen Flocken Reifes mit blendendem Schnee ein verworrenes Bild geben.

Wenn es dem Uebers. nicht immer gelungen ist, uns die Kraft des römischen Dichters ungeschwächt wiederzugeben, so hat er dafür in den eigentlich wissenschaftlichen Stellen den Sinn größtentheils mit so vieler Richtigkeit und Deutlichkeit ausgedrückt, daß er in dieser Rücksicht den ersten Zweck seiner Arbeit vollkommen erreicht zu haben scheint. Eine Stelle aus der berühmten Beschreibung der athenienfischen Pest mag zur Probe dienen:

Ueberdem zeigten sich noch der Todessymptome die Menge;

Schwermuth, drückende Angst, und Geistesverwirrung, ein dunkles

Trübes und starres Aug', ein wüthender Blick; vor den Ohren

Unaufhörliches Sausen, ein mehrentheils kurzer, zuweilen

Schwer, aus tiefer Brust und langsam gezogener Athem.

Glänzend schien Busen und Hals von kaltem Schweiß überzogen;

Wenig und dünn war der Speichel, und wie mit Saffran gemischet;

Dabey pricklender Husten, aus heisrer Kehle, nicht ohne

Schmerz und Beschwerde gestoßen; ein Zucken in Händen, in allen
Gliedern ein Zittern. Allmählig zog von den Füßen die Kälte
Sich zum Körper hinauf, und bey der Nähe des Todes
Sah man die Nüstern gedrückt, die Nase dünner gespitzet,
Hohl die Augen und Schläfe, die Haut zusammen geschrumpfet,
Hart und kalt; der Mund stand offen, die Stirn war gespannet,
Und der Leichnam kaum entseelt, so war er auch starr schon.
Acht bis neunmal durchlief Sol (89) seinen Zirkel, dann endlich
Löschte das letzte Fünkchen des Lebens; entging ja zuweilen
Einer, durch Absatz des Giftes in scheußliche Beulen und Auswurf
Schwarzer Galle, dem Tode: so mußt er Schwindsucht befürchten,
Oder verdorbnes Blut floß unter dauerndem Kopfweh
Aus der Nas', und so entschwanden Leben und Kräfte.

Wenn man schon hier bey diesem, doch wenigstens in die Sinne fallenden Stoffe, nur den versifizirenden Arzt hört, der die technische Beschreibung bloß hier und da mit einem schmückenden Ornamente der poetischen Sprache zu verschönern sucht; so findet man an noch weit mehrern Stellen, wo

wo er die Grundsätze seiner Philosophie demonstrirt, nur den Docenten, der, mit Beyseitesetzung aller sophistischen Künste, nichts als Deutlichkeit sucht. Daß hier der Uebersetzer eine sehr misliche Rolle spielt, begreift man von selbst; und wenn man in seinem Geschäfte nicht ohne alle eigene Erfahrung ist, wird man sich sehr geneigt fühlen, seinen Muth zu bewundern und seine Mängel zu entschuldigen. Indessen dürfte man doch bisweilen zweifeln, ob der Uebers. seine volle Pflicht gethan habe, oder ob er sich nicht, durch den schwachen Flug des römischen Dichters zu einer allzu grossen Sorglosigkeit habe verführen lassen. In folgenden Worten: „Doch keine Sache ist so begreiflich, die nicht im Anfang unglaublich schien; auf der andern Seite, ist nichts so groß, so erstaunend, nichts so bewundernswerth, wogegen Menschen am Ende nicht gleichgültig würden" wird man nicht einmal durch einige Spuren des Rhythmus, geschweige denn der poetischen Sprache erinnert, daß man Verse gelesen habe:

Doch keine
Sach' ist so begreiflich, die nicht im Anfang unglaublich
Schien'; auf der andern Seit' ist nichts so groß, so erstaunend,
Nichts so bewundernswerth, wogegen Menschen am Ende
Nicht gleichgültig würden. (II. 1024 ff.)

Das

Das nämliche gilt von folgenden Stellen: IV. 936.)

Die Luft, die die Thiere beym Athmen
Einziehn, und von sich hauchen, hat auf die inneren Theile
Starke zerstöhrende Kraft; und da nun der Körper von innen
Und von außen leidet; des Luftzugs wirkende Stöße
Durch die kleinsten Poren bis zu den ursprünglichen ersten
Elementen bringen: so wird der Körper allmählig
Dadurch aufgerieben. Die Stellung der Körper und Seelen-
Stoffe wird gestört. —

II. 581.

Besonders, mein theurer Memmius, bitt' ich
Dich hiernächst recht sehr, zu beherzigen folgenden Grundsatz,
Und es nie zu vergessen, daß keins der erkennbaren Dinge
Nur aus einer Art von Elementen bestehe.
Nein, es ist alles gemischt aus mannichfaltigem Stoffe;
Und je verschiedner dann die Eigenschaften und Kräfte
Dieser Wesen sind, um desto deutlicher lehren
Sie die Verschiedenheit des Grundstoffs, welcher sie bildet,
In den Arten sowohl, als in den Formen: Zum Beyspiel:

Digitized by Google

Wenn hier dem römischen Dichter, obgleich nicht ganz ohne seine eigne Schuld, durch eine allzu prosaische Sprache, eine allzu nachlässige Versification mehr, als billig war, entzogen worden ist, so dürfte ihm an andern Stellen hier und da etwas mehr, als sein Charakter verträgt, und vorzüglich bisweilen eine gewisse ihm fremde komische Laune geliehen worden seyn. So z. B. I. 474.

Ilium wäre nie durch Ausgeburt der berühmten
Griechischen Heldenbrut aus einer breternen Stute,
Während der Troer schlief, verzehrt vom feindlichen Feuer.

Was ist eine Ausgeburt? Warum heißen die edeln vor Troja versammelten Helden eine Ausgeburt der Heldenbrut? Warum ist das hölzerne Pferd, der equus durateus — das griechische Wort ist wohl nicht unabsichtlich zur Veredlung des Ausdrucks gewählt — in eine breterne Stute, und warum gerade in eine Stute verwandelt worden? — Mit Vernachlässigung der dem Lukrez eigenthümlichen Würde des Ausdrucks heißt es I. 639. vom Heraklit:

Ob der Orakelsprache war er bey windigen Köpfen
Weit berühmter, als bey den ächten griechischen Denkern.
Denn es bewundert und liebt nur das am meisten der Schwachkopf,
Was er unter der Hülle von Worten nicht deutlich erkennet.

So

So wie I. 656. von den Anhängern Heraklits, die das Feuer zum Grundstoffe der Dinge machten:

Glaubten die Herren Verbindung des leeren Raums und der Körper,
Nur dann ließe recht gut ihr Feuerstoff sich verdicken,
Oder verdünnen; allein sie schütteln bedenklich die Köpfe,
Denn sie sehen wie sehr dieß ihren übrigen Grillen
Widerspricht.

Und II. 10. von dem Pöbel, der sich um Kleinigkeiten bemüht:

Wie er nach Beyfall geizt, nach Adel und Würden sich dränget,
Tag und Nacht sich zerblaut mit unablässiger Arbeit,
Um nur Klumpen Goldes und Kron' und Scepter zu haschen!
O die Sklavenseelen, die blinden erbärmlichen Menschen!

Eine größere Ausbildung des Verses dürfte einer von den Punkten seyn, auf welchen der Uebersetzer, bey einer nochmaligen Bearbeitung seines Werkes, vorzügliche Aufmerksamkeit zu richten hätte. Seine Hexameter fließen zwar bisweilen leicht genug; aber es fehlt ihnen, wenn wir so sagen dürfen, an Festigkeit. Nicht immer stehen die Wörter an ihrer rechten Stelle, und es sind hier

und da so viele müßige Sylben und Partikeln eingeschlagen, daß man immer den Einsturz des metrischen Gebäudes erwarten zu müssen glaubt. Bisweilen sind die Verse nicht richtig gemessen: I. 303. Oder die Töne sehn, die gleichwohl Körper seyn müssen. Liest man diesen Vers so wie es die Gesetze der deutschen Prosodie fordern, so hat er gar kein Sylbenmaaß. Folgender Vers II. 9. Der Philosophie zuweilen mit edelem Stolze fängt mit einem Anapäst an. Dasselbe gilt von IV. 61. Die Erfahrung, Freund, und folglich — 80. Und je mehr das Licht des Tages durch sie hindurch scheint. 82. Sich ergießen können. Bisweilen werden sie durch eine Folge von Trochäen schleppend. IV. 92. Richtung, schlechterdings zertheilen müssen; hingegen. 116. Wie so klein sie sind, besonders da sich die ersten. 118. Herz und Augen seyn, und schließe weiter auf jene. 120. Seel und Geist besteht; wie müssen diese unendlich u. s. w.

Zur Belehrung für Leser, denen das System Epikurs noch fremd ist, hat der Verf. eine Abhandlung über das Leben, den Charakter und die Philosophie desselben vorausgeschickt und den Text mit erläuternden, zuweilen auch polemischen, Anmerkungen begleitet.

XII. Ue-

XII.

Ueber Ifflands neuestes ungedrucktes Schauspiel: Das Gewissen, und die Vorstellung desselben auf dem Provinzial-Theater zu Breslau. Eine Didaskalie. 90 S. Breslau, bey Wilhelm Gottl. Korn.

Ein Mensch, der sich ohn' Unterlaß das moralische Gesetz vorhält und doch nicht entschließen kann, darnach zu handeln, gleicht einem Kranken, der eine für ihn bestimmte Arzney beriecht, Zuckungen macht und ansteht, sie zu verschlucken; weder dieser, noch jener, sollte man denken, wäre ein schicklicher Stoff für ein ernsthaftes Drama: denn beyde erzeugen ein peinliches, widriges Gefühl bey dem Zuschauer, der dem Kranken zuruft: aber so verschlucke doch die Arzney! und dem von seinem Gewissen Gefolterten: aber so erfülle doch das Gebot der Moral! Der Verf. vorliegender, sehr gut geschriebner Schrift ist gleichwohl anderer Meynung, wenigstens in Ansehung des durch sein Gewissen Beängstigten; denn einen Mann, der sich eine ihm dienliche Arzney einzunehmen weigert, wird er ge-

wiß auch für einen Gegenstand halten, den nicht der tragische, sondern allein der komische Dichter mit Glück auf die Bühne bringen könnte. Gleichwohl, wenn unser Vergleich passend ist, kann auch jener dem tragischen Zwecke: sympathische, und also angenehm-schmerzhafte Empfindungen zu erregen, nicht entsprechen. Auch haben uns alle, die der Vorstellung des Iffländischen Schauspiels, das Gewissen, beygewohnt haben, versichert: sie hätten gelitten; sie wären mismuthig aus dem Theater nach Hause gekommen. Unser Kritiker gesteht selbst: das Stück habe in Breslau die nämliche Empfindung hervorgebracht; das Publikum habe ein anderes neues Stück von Hrn. Iffland, den Hagestolzen, dem von ihm in Schutz genommenen weit vorgezogen, und nur der denkende Theil desselben sey nicht nur anderer, sondern gerade der entgegen gesetzten Meynung. Lessing hat aber schon bemerkt: daß man sich auch in den Irrthum leicht hinein raisonniren könne; und etwas Aehnliches, dünkt uns, ist dem Verfasser und den Gelehrten zu Breslau begegnet, sofern sie anders wirklich mit ihm über den Gehalt der beyden neuesten Stücke von Hrn. Iffland gleich denken. Ihre Gelehrsamkeit spielte ihnen wahrscheinlich einen Taschenspielerstreich, schob, an die Stelle des Raths Talland, den von Furien geängsteten Orest des griechischen Theaters unter, und nun tragen sie auf jenem über, was nur von diesem gilt. Wir vermuthen dieß, weil unser Kritiker wirklich diese beyden Personagen mit einander vergleicht. Aber

st ihr Zustand denn der nämliche? Die Furien
ind ja nicht das personificirte moralische Gesetz,
ondern die Executoren desselben. Die Bestra-
ung eines Menschen, d. i. eines Wesens unserer
Natur, erregt unter allen Umständen Mitleid; die
öchste Sympathie aber, wenn er durch seine Ei-
enschaften sich unsere Achtung erwirbt und durch
eidenschaften, die auch die unsrigen sind, unglück-
ich wird. Unangenehme Gefühle erregt hingegen
in Mann, der, wie Rath Talland, es in seiner
Gewalt hat, rechtschaffen zu handeln, und es doch
interläßt, weil durch die Erfüllung seiner Pflicht
ine schlechte Handlung von ihm ans Licht käme, die
r ehemals begangen hat. Eine solche Situation
st allerdings interessant, aber nicht tragisch. Der
rzählende, nicht der darstellende Dichter wird sie
um Hauptstoff eines Kunstwerks mit Erfolg wäh-
en. Hätte Rath Talland es nicht mehr in seiner
Gewalt, seine Pflicht zu erfüllen, hätte er zum
Beyspiel das Geld, das er unrechtmäßiger Weise
in sich gebracht hat, darauf verwendet, den ihm
chnöde begegnenden Sohn von Gefängnißstrafe zu
befreyen, dann würde die Situation tragisch; aber
r hat noch das durch ein ungültiges Testament an
ich gebrachte Geld vorräthig liegen, und will nur
aus falscher Schaam es nicht der rechtmäßigen
Erbinn zustellen. Diese ist überdieß ein sanftes,
gutes Mädchen, das bey ihm wohnt, so daß er
von ihrer Seite gar keine öffentliche Beschimpfung
zu befürchten hat; so daß sie sich gern dazu würde
verstanden haben, etwa vorzugeben, sie habe das

Geld in einer auswärtigen Lotterie gewonnen, so wie man hätte vorgeben können. Talland habe die nämliche Summe bey einem Bankerot, oder bey einer Speculation auf französische Assignate verloren, um seine Ehre zu retten. Dem steht indeß im Wege, daß seine Haushälterinn um den gespielten Betrug mit dem Testamente weiß. Ja sie hat das der rechtmäßigen Erbinn günstige Testament aus Tallands Schreibepulte entwendet, und verlangt, um zu schweigen, die halbe Erbschaft. Mit der Pistole in der Hand nimmt Talland ihr das Testament wieder ab, und ihre gerichtliche Angabe wird durch die Drohung zurückgehalten, ihren Bruder, der als Accisebedienter seit acht Jahren im Einverständniß mit Contrebandiers steht, gleichfalls anzugeben. So handelt allerdings das böse Gewissen, aber Sympathie können solche Handlungen nicht erregen. Daß Tallands jovialischer Freund, Hellof, die Betrügereyen des Accis-Einnehmers für nicht angebungswürdig hält, sobald nur Talland von diesem Elenden nicht angegeben wird, zeugt auch von keiner gewissenhaften Denkart; denn daß ein Staatsbedienter das auf ihn gesetzte Vertrauen hintergeht, ist doch wohl ein so strafbares Vergehen, als daß Talland des sterbenden Solltans auf ihn gesetztes Vertrauen hinterging? Ja, es ist ein ärgeres Vergehen, denn das gemeine Wesen wird dadurch gefährdet; mit Recht wird es daher auch härter bestraft. Herr Iffland hingegen belohnt den Accißeinnehmer und seine schändliche Schwester; ob er beyde schon als

habsüchtige, gewissenlose Menschen schildert, wendet er ihnen doch eintausend Thaler zu. Ein freylich sehr gewöhnliches Mittel, schlechten Menschen den Mund zu stopfen, aber auf keine Weise ein moralisches: daher es auch nicht von dem dramatischen Dichter gebraucht werden sollte.

Nicht minder gewöhnlich ist Tallands Denkart, sich mit seinem Gewissen zur Hälfte abfinden zu wollen, und doch auf völlige Beruhigung zu hoffen. Zu diesem Ende wünscht er die rechtmäßige Erbinn mit seinem Sohne zu verheyrathen, um das liebe Geld nicht aus seiner Familie kommen zu lassen, und es doch an die rechtmäßige Besitzerinn gewissermaßen wieder zu bringen. Welche kleinliche Denkart! Welcher Mangel an ächter Moralität! Und doch sollen wir den achten, der sie äußert.

Auch sollte Herr Iffland, bey seinen Erfindungen, das Corpus juris ein wenig mehr zu Rathe ziehen. Schon in den Jägern (im 5ten Akt) ist auf dasselbe nicht die mindeste Rücksicht genommen worden, und eben dieß ist der Fall mit der Geschichte, worauf sich die Handlung in dem Gewissen gründet. Ein gewisser Solltan, kinderlos und unzufrieden mit seinen nächsten Verwandten, hat dem Rath Talland sein Vermögen verschrieben, ändert aber nachmals seinen Entschluß, macht ein Testament zu Gunsten seines Bruders Kinder und giebt dieses in Tallands Hände, mit dem Begehren, das frühere, zu seinem eignen Vortheil, zu vernichten. Wir wollen nicht rügen,

 daß

daß kein vernünftiger Mensch wie Solltan handeln und denjenigen, dem er ein gethanes Versprechen entzieht, einen solchen Auftrag geben wird; wiewohl ein Dichter immer übel thut, auf einer Widersinnigkeit ein dramatisches Gebäude aufzuführen. Aber hat denn ein Testament Gültigkeit, wenn es nicht bey einem Gerichte niedergelegt wird? Eine Einrichtung, die aus der Natur der Sache fließt, und daher auch in allen Staaten dieselbe ist. Denn das Recht zu testiren ist kein natürliches Menschenrecht: man erhält es erst in der Societät; folglich kann es nur unter ihrem Vorsitze rechtskräftig ausgeübt werden. Hat sie die Ausübung in einem einzelnen Fall sanctionirt, so ist, was dagegen geschieht, nicht mehr ein Gewissensfall, sondern ein Verbrechen; wie es denn auch dem gemäß, dem Diebstahl gleich, bestraft wird. Ein anderes wär es, wenn Talland seinen Freund verhindert hätte, ein zweytes Testament, zum Vortheil seines Bruders Kinder, aufzusetzen; oder wenn er die gerichtliche Bestätigung desselben verhindert hätte; oder auch, wenn sich unter des Verstorbenen Papieren ein Aufsatz gefunden hätte, der anzeigte, daß sein Freund mit dem Gedanken umgegangen wäre, ein neues Testament zu machen. Aber in allen diesen Fällen konnte die Haushälterinn von der Entwendung einer solchen ungerichtlichen Disposition wenig Vortheil ziehen; und diese Entwendung schürzt den Knoten des Stücks. Wollte man annehmen, in dem ersten gerichtlichen Testament habe die Clausel gestanden: alle noch hinzukommende Dispositio-

nen,

en, wenn sie auch nicht gerichtlich bestätigt wären, sollten so angesehn werden, als wären sie dem Testament einverleibt; so könnte durch diese Clausel doch das Testament nicht völlig umgestoßen und ein anderer Haupterbe eingesetzt werden.

„Im Allgemeinen betrachtet, (heißt es S. 4.) gehört das Stück in die Klasse der Charakterstücke.“ Aber es beruht ja auf einer Intrigue, eine Thatsache lieh dazu den Stoff. Hierdurch ward der Dichter veranlaßt, die peinliche Lage eines Mannes zu schildern, der von seinem Gewissen getrieben wird, ein begangenes Verbrechen, das er nicht gern will stadtkundig werden lassen, wieder gut zu machen. Der Gewissenhafte und der Gewissenlose könnten zum Stoff eines Charakterstücks dienen: aber die Folgen des bösen Gewissens geben eine Tragödie, die, ihrer Natur nach, weil sie auf einem Vorfall beruht, nie ein Charakterstück seyn kann, obschon die meisten Tragödien den Namen von Individuen führen. Hieraus ist wohl der Irrthum des Verf. entstanden. Das Charakterstück schildert aber nicht ein Individuum, sondern die Eigenheiten einer besondern Klasse von Individuen. Der Held eines Charakterstücks ist der Repräsentant dieser Klasse. Welche Klasse von Menschen sollte wohl Rath Talland repräsentiren? Etwa die Testamentsverfälscher? Empfinden diese alle wie er? —— Auch führt das Stück ja nicht diese Aufschrift. —— Oder alle, die ein Gewissen haben? Aber dann repräsentirte er ja nicht eine besondere

Klasse

Klasse von Menschen, sondern die ganze Menschheit. Das Stück entspricht überhaupt nicht seinem Titel. Denn wir lernen daraus nur die Folgen eines bösen Gewissens bey einem individuellen Falle, nicht überhaupt, noch die Vortheile des guten Gewissens kennen. Niemand wird darin durch sein Gewissen vom Unrecht zurückgehalten; Niemand durch den Richter in sich heiter und frey. Vielmehr stirbt Talland an einer moralischen Beängstigung, die sein durch Furcht aufgeregtes Gewissen hervortreibt, und seine Gegner, gewissenlose Menschen, bleiben am Leben, genießen bürgerliche Ehre, und werden in den Besitz irdischer Güter gesetzt. Das Stück reizt also zu dem Wunsche: kein Gewissen zu haben! Hatte Herr Iffland die Absicht, uns die Folgen eines bösen Gewissens in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu zeigen; dann hätte er auch einen tragischen Stoff tragisch behandeln, nicht possenhafte Scenen einmischen, Spitzbuben nicht lachend abgehen lassen sollen.

Die Einheit des Tons ist eine unerlaßliche Pflicht des dramatischen Dichters; denn sie ist eine nothwendige Eigenschaft zu einem schönen Kunstwerk. Nur der rohe Geschmack liebt das Buntschäckige. Als man noch in den Kirchen die Eselsfeste feyerte, da konnte auch ein Maler einen betrunkenen Kriegesknecht beym Kreutze Christi anbringen: Niemand stieß sich daran. Hat sein Bild Verdienste in Absicht der Zeichnung, des Ausdrucks, oder des Colorits, so wird man es freylich

um-

mmerfort schätzen, aber doch eine schicklichere Behandlung des Gegenstandes, beym jedesmaligen Beschauen, wünschen. Denn obschon unter dem Kreutze Christi ein betrunkner Soldat kann gestanden haben, so gehört er doch nicht zur Darstellung von Christi Kreutzigung, weil er der Empfindung Eintrag thut, die hervorzubringen der Maler beabsichtigte. Wodurch unterscheidet sich in der Malerey die Landschaft vom Prospekt? Dadurch, daß in der Landschaft die Gegenstände so geordnet sind, um das Gefühl des Schönen in der Natur beym Beschauer zu wecken. Der Prospekt hingegen zeigt alle Gegenstände eines bestimmten Raums, wie sie sich in der Natur vorfinden. Jene bewundert nur der Kenner; d. h. der Mann, der das Schönheitsgefühl in sich durch Studium ausgebildet hat; dieser gefällt allen, welche die Gegend kennen, wegen der getreuen Nachahmung. Man könnte Hrn. Jffland den dramatischen Prospektmaler des häuslichen Lebens der deutschen Mittelstände nennen; so wie Shakespear der dramatische Prospektmaler des Universums ist. Von diesem, der zur Zeit der kirchlichen Eselsfeste schrieb, Einheit des Tons verlangen, wäre ungereimt; aber von Hrn. Jffland kann man sie verlangen, und unser Kritiker hätte ihm S. 22. die Versündigung dagegen nicht so leicht sollen durchschlüpfen lassen. Oder meynt man etwa, ein gut gemalter Prospekt sey einer gut gemalten Landschaft vorzuziehen, weil jener dem großen Haufen und dem Kenner, diese dem Kenner allein gefällt? Wer so spräche,

würde verrathen, daß er das Wesen der Kunst nicht kennt, daß er für die Einheit im Mannichfaltigen, für die Anordnung der Dinge zu einem bestimmten Zweck keinen Sinn hat, und die Nachahmung der Natur nicht wegen der Kunst der Nachahmung, sondern bloß wegen des Nachgeahmten liebt. Ein Bild aus der Camera obscura aufgenommen hätte dann mehr Werth, als eine Landschaft von Diederich. Der Verf. der Didaskalie denkt gewiß anders; er stimmt gewiß mit uns in den Wunsch ein, daß Hr. Iffland künftig mehr den Kenner als den großen Haufen zu befriedigen trachten möge. Wenn er so nachsichtsvoll über diesen Punkt urtheilt; so geschah es wohl in Rücksicht auf die Beschaffenheit unserer Bühnen, und auf die besondere Lage des Dichters. Da der Dichter Iffland bey dem Schauspieler Iffland zu Tisch geht, so kann man es jenem freylich nicht verdenken, wenn er das Bedürfniß und die Fähigkeiten seiner Schauspieler-Commilitonen bey seinen Arbeiten mit in Anschlag bringt. Nur ist das kein Gegenstand des Lobes, was Entschuldigung leidet. Möchte er wenigstens sein gleichfalls noch ungedrucktes Schauspiel: der Hausfriede, vor dem Druck nochmals durchgehen, und mehr Harmonie zwischen den fein komischen und den burlesken Theilen desselben herzustellen sich bemühen! Da der Stoff dieses Stücks komisch ist, so sind indeß burleske Scenen darin doch noch eher duldbar, als in dem Gewissen. Die Vergleichung dieser beyden Stücke kann, was wir über den wesentli-

chen

chen Unterschied eines Charakter- und eines Intriguen-Stücks gesagt haben, schon allein ins Licht setzen. Zum Hausfrieden gab die Eigenschaft eines Charakters die Veranlassung; nämlich die Jovialität eines Mannes in seinen besten Jahren, der seine würdige Gattinn zwar herzlich liebt, durch sein feuriges Temperament aber getrieben wird, alle hübsche Mädchen und Weiber zu lieben, und sich daher zuweilen eine kurze Untreue gegen seine Gattinn zu Schulden kommen läßt. Hierauf hat der Dichter eine sehr zweckmäßige Intrigue gebaut: er nimmt nämlich an, dieser joviale Mann wolle seinem Schwiegersohn darüber den Text lesen, daß er eine schöne Fremde in sein Haus genommen hat, und seiner Frau vorzieht. Der Alte sieht die Fremde und verliebt sich selbst in sie. Welch ein glücklicher Stoff! welch eine glücklich erfundene Fabel, um die Eigenheiten des für die Darstellung gewählten Charakters hervorzutreiben! Wenn dieses Stück zu Breslau wenig gefallen hat, so liegt die Schuld davon sicher an der Vorstellung. Nur der Liebhaber der Schwester des Helden in demselben ist eine zu burleske Figur, um in einer Gesellschaft gebildeter Menschen nicht widrig aufzufallen, und auch diese Schwester contrastirt etwas zu hart mit der übrigen Familie.

Dem Ifflandischen Dialog wird S. 27 unter andern auch Feinheit und Geschmeidigkeit zugeschrieben. Beyde zusammen machen allerdings das aus, was man einen leichten fließenden Dialog

log nennt. Der Gottersche kann zum Beyspiel dienen. Ist aber wohl der Ifflandische diesem ähnlich? Er ist ja zerhackt, und kann also unmöglich fließend seyn. Den Ideen fehlt es sehr oft an der erforderlichen Klarheit, dem Ausdruck an Nettigkeit. Die Ausarbeitung verräth Eile. Der Witz ist meistens gesucht, zuweilen platt, wie das Spåschen in den Jägern mit Käse und Glace, (Gefrornem.) Selbst die Stellen, die hier als Muster angeführt werden, sind nichts weniger als musterhaft für die Diction; z. B. „Grämlichkeit tödtet, aber Fröhlichkeit ist der Urquell stattlicher Handlungen." Der Werth der Ifflandischen Sprache liegt in der Tiefe des Gefühls, die sie verräth. Fast immer ist daher das rechte Wort gebraucht, um die Empfindung zu bezeichnen. Und dieß ist allerdings die erste, die wesentlichste Erforderniß eines nachgeahmten Gesprächs; aber es macht den guten Dialog nicht allein aus. In Absicht der Wahrheit der Gesinnungen, der Stärke des Gefühls, der Richtigkeit der Zeichnung stehen die Kotzebueschen Lustspiele, die der Verf. der Didaskalie mit den Ifflandischen verschiedene male vergleicht, allerdings diesen weit nach: aber die Sprache in jenen ist denn doch leichter, der Witz belebter, und die Farbe daher frischer; nur oft nichts als Farbe, ja mitunter falsche Farbe. Die besseren Stücke von Kotzebue können schon den schlechtern von Iffland die Wage halten; Menschenhaß und Reue dürfte das Gewissen aufwiegen: aber der Dichter Iffland ist hoch über den Dichter Kotzebue erha-

erhaben. Es gab eine Zeit, wo es Pflicht für den Kritiker war, die Kotzebueschen Arbeiten aufs schärfste zu beurtheilen, weil sie unsern ohnedem schwankenden Theatergeschmack nur noch schwankender machten: aber diese Zeit ist vorbey; Hr. von **Kotzebue** hat, so gut als **Brandes**, **Stephanie** und **Jünger**, das Quinquennium seiner Berühmtheit bereits überlebt; — denn aller fünf Jahre wenigstens müssen wir Deutsche einen neuen Theater-Götzen haben, den wir beräuchern und, nachdem wir uns satt an ihm gesehn haben, zerschlagen; und auch in jener Zeit, dünkt uns, wäre es ungerecht gewesen, von ihm, wie der Verf. thut, als von einem Stümper zu sprechen. Daß Engel seine ersten Arbeiten auf die Bühne brachte, und zu verbessern würdigte, zeigt allein schon, daß sie nicht schlecht sind.

Wir haben uns bey dieser kleinen Schrift etwas lange verweilt, weil sie einen jungen Mann zum Verfasser hat, der mit dem Geiste des Alterthums genährt ist, und den wir hochschätzen, wenn wir schon nicht seinen dramaturgischen, hier geäusserten, Urtheilen beystimmen. Verrathen diese Urtheile keinen Eingeweihten in die dramatische Kunst, so zeugen sie doch von Scharfsinn, schätzbaren Kenntnissen und einem feinen Gefühle, und ihr Vortrag allein würde hinreichen, in dem Verfasser einen Mann zu erkennen, der wahren Beruf zum Schriftsteller hat, und dessen Fleiß nur auf dankbare Gegenstände fallen darf, um Werke her-

vorzubringen, die ihren Urheber berühmt machen.

Das September-Stück des Journals des Luxus und der Moden für 1791 liefert eine Charakteristik des Spiels von Herrn Iffland als Rath Talland, die also anhebt: „Man möchte „das ganze Stück mit einem en transparent ge„malten Nachtstücke vergleichen, da nur die Theile „in Flammen erscheinen, wo das Licht dahinter an„gehalten wird.“ Dann gliche es ja den Entwürfen für die alte italienische Komödie, die auch erst durch eine gute Vorstellung Geist und Leben erhalten. Ein Transparent ist am Tage unscheinbar: wird Hr. Iffland wohl Schauspiele schreiben wollen, die man zwar mit Vergnügen vorstellen sieht, aber nicht mit Vergnügen liest? Wir unserer Seits wollen das Gewissen noch lieber lesen, als vorstellen sehen; denn die Erzählung der Leiden eines Delinquenten auf der Folterbank ist minder peinlich, als das Anschauen dieser Leiden. Der Verfasser der Charakteristik, Herr Consistorialrath Böttiger, berichtet, die Berliner wären der Meynung, Hr. Iffland habe bey der Schilderung der letzten Schmerzensscene in diesem Stück vergessen, daß die naturgemäßeste Darstellung eines solchen Auftritts die Würkung haben müsse, daß kein Zuschauer sie aushalten könnte. Aber, sagt er, „man übersieht vorsetzlich, oder aus Mangel an „richtig geleiteter Aufmerksamkeit, die sanftigende

„Mil-

„Milderung und Oekonomie des Spiels, wo gerade in dieser Rolle Iffland sich selbst übertrifft.“ Es kann ja nicht vom Sehen, sondern vom Empfinden hier die Rede seyn. Der Zuschauer fühlt sich unbehaglich bey dieser Scene, und dieses Gefühl wird dadurch nicht weggeschafft, daß man ihm demonstrirt: Hr. Iffland spiele doch mit großer Einsicht, und das dreymalige Anschlagen des untern Kinnbackens am weitgeöffneten Munde, so wie das krampfhafte Schnappen nach Luft, im Augenblick des nachgeahmten Sterbens, sey ganz nach der Natur. Nichts ist freylich schön, als das Wahre; das Wahre ist aber nicht allezeit schön. Dieß dürften die gelehrten Männer übersehen haben, welche unsere Aufmerksamkeit, in Rücksicht auf das neue Ifflandische Schauspiel das Gewissen, zu leiten unternahmen.

Die Ursachen, welche in den zu Zürich kürzlich herausgekommenen Souvenirs de mon dernièr voyage à Paris, von Hrn. Meister, über den Verfall der französischen Bühne seit der Revolution angegeben werden, zeigen auch, warum die unsrige sich nicht erhebt, und nicht eher erheben wird, als bis unsere Fürstenhöfe deutschen Sinn mit Feinheit des Geschmacks verbunden äußern werden.

L'art du theatre, ainsi que les autres, a sa langue particulière, et le charme qu'il exerce sur nos yeux et sur notre imagination,

suppose toujours plus ou moins de connoissances, de réflexion ou d'habitude. Ce n'est qu'aux hommes doués d'un gout fin et délicat, formés par l'étude des grands modèles, et qui reçurent de bonne heure les soins d'une éducation distinguée, qu'il appartient de partager vivement les impressions d'un théatre aussi noble, aussi pur que l'est en général le théatre français. On sait que ceux qui se signalerent dans cette lice glorieuse ont dû chercher d'abord à plaire à la cour la plus brillante et la plus polie de l'Europe; et quoique cette vue particulière les ait détournés souvent du premier objet de l'art, il faut bien convenir, qu'il est du moins un genre de perfection dont ils lui sont redevables; il faut convenir, que c'est encore au caractere donné par cette circonstance au théatre français, que la nation doit essentiellement la grace et la politesse qui la distinguerent si longtems dans ses moeurs, dans ses usages et dans ses manières.

Le théatre et le public se forment mutuellement. Ainsi l'on ne sauroit douter, qu'une majorité de spectateurs ignorans et grossiers, dont l'opinion ne se laisseroit plus guider par le jugement d'artistes et de connoisseurs éclairés, auroit porté bientôt l'atteinte la plus funeste à toutes les parties de l'art. Que de défauts j'ai vu contracter à nos meilleurs acteurs, pour obtenir des applaudissemens qui leur eussent été bien mieux assurés, s'ils avaient su les dédaigner d'abord! Sans émouvoir vivement les spectateurs, comment espérer quelque succès au théatre? On veut donc les remuer à tout prix.

Mais

Mais la plus grande gloire du talent et du génie ne seroit-elle pas de former des spectateurs dignes d'être émus, susceptibles de l'être par des beautés réelles et tellement, qu'il ne fut plus possible de les toucher que par des beautés de ce genre?

XIII.

Englische Literatur.

English Lyricks. 1797. 66 S. Eine Sammlung von Gedichten, in denen sich wahres Genie mit Geschmack und Anmuth gepaart zeigt. Die Zartheit des Ausdrucks und die Wärme des Gefühls, welches fast keinem derselben fehlt, entschädigt den Leser für einige Unrichtigkeiten, die mehr einem Mangel der Aufmerksamkeit als der Uebung oder der Geschicklichkeit beyzumessen sind. Am häufigsten zeigen sich diese Fehler an den größern lyrischen Gedichten von unregelmäßiger Bildung, in denen die Freyheit und Ungebundenheit nur allzu oft eine Veranlassung zu Nachlässigkeiten wird. Wie dem ungenannten Verf. der Ausdruck zärtlichen Wohlwollens gelinge, wird folgendes

Lied auf das Blinden-Hospital zu Liverpool zeigen; —

Stranger, pause — for thee the day
Smiling pours its smiling ray,
Spreads the lawn and rears the bower,
Lights the stream, and paints the flower.

Stranger, pause — with soften'd mind,
Learn the sorrows of the Blind;
Earth and seas, and varying skies,
Visit not their cheerless eyes.

Not for them the bliss to trace
The chizzel's animating grace;
Nor on the glowing canvas find
The poet's soul, the sage's mind.

Not for them the heart is seen,
Speaking thro' th' expressive mien;
Not for them are pictured there
Friendship, pity, love sincere.

Helpless as they slowly stray,
Childhood points their cheerless way;
Or the wand exploring guides
Fault'ring steps, where fear presides.

Yet for them has Genius kind
Humble pleasures here assign'd;
Here with unexpected ray,
Reach'd the soul, that felt no day.

Lonely blindness here can meet
Kindred woes and converse sweet;
Torpid once can learn to smile
Proudly o'er its useful toil.

He,

He, who deign'd for man to die,
Op'd on day the darken'd eye;
Humbly copy — thou canst feel —
Give thine alms — thou canst not heal.

Mehr Feuer der Einbildungskraft herrscht in folgenden Stanzen, in denen der Dichter den Genius des Südwindes anredet:

For thee of all the cherub train,
Alone my votive muse would woo
Of all that skim along the main,
Or walk at dawn yon mountains blue;
Of all that slumber in the grove,
Or playful urge the gossamer's flight,
Or down the vale or streamlet move,
With whisper soft, and pinion light.

J court thee thro' the glimmering air,
When Morning springs from slumbers still,
And waving bright his golden hair,
Stands tiptoe on yon eastern hill.

J court thee when at noon reclined,
J wath the murmuring insect throng
In many an airy spiral wind,
Or silent climb the leaf along.

J court thee, when the flow'rets close,
And drink no more receding light,
And when calm eve to soft repose,
Sinks on the bosom of the night.

And when beneath the moon's pale beam
Alone mid shadowy rocks J roam,
And waking visions round me gleam,
Of beeings and of worlds to come.

Smooth

Smooth glides with thee my pensive hour,
Thou warm'st to life my languid mind;
Thou cheerst a frame with genial power,
That droops in every ruder wind u. s. w.

My Night-Gown and Slippers; or Tales in Verse. Written in an Elbow-Chair, by George Colman, the Younger. 1797. 4. 33 S. Die drey in dieser Sammlung enthaltenen Erzählungen: the Maid of the Moor, the Newcastle Apothecary, und Lodgings for Single Gentlemen, lauter slipshood Tales, wie der Verf. sie nennt, waren für eine Vorlesung auf dem Haymarket-Theatre bestimmt; dieses unterblieb. But as it is my custom, sagt der Verf., to avoid the accumulation of my own papers in my Bureau, J hold it more advisable to print my three Stories (light as they are) than to burn them. Sie verdienten in der That das erstre mehr als das letztere. Das schätzbarste Stück der Sammlung ist die erste Erzählung, the Maid of the Moor, eine Satyre auf die neusten Romanenschreiber. Wir setzen den Eingang hieher, von dem man auch auf unsre Literatur eine leichte Anwendung machen wird. Tom, Richard und William kommen in einem Ale-House zusammen, und führen ein gründliches und gelehrtes Gespräch über die neueste Poesie. Von den dramatischen Dichtern kommen sie auf die Romanenschreiber:

„A No

»A Novel now, says Will, is nothing more
Than an old castle — and a creaking door —
A distant novel —
Clanking of chains — a gallery — a light —
Old armour — and a phantom all in white —
And there's a Novel.«

»Scourge me such catchpenny inditers,
Out of the land, quoth Will, rising in passion,
And fye upon the readers of such writers
Who bring them into fashion!«
Will rose in declamation — 'Tis the bane,
Says he — of youth; 'tis the perdition:
It fills a giddy female brain
With vice, romance, lust, terror, pain —
With superstition.«

»Were I Pastor in a boarding school,
I'd quash such books, *in toto*; — if I could n't
Let me but catch one Miss that broke my rule,
I'd flog her soundly; damme if I would n't.«

William, 'tis plain, was getting in a rage;
But Thomas drily sayd — for he was cool —
»I think, no gentleman would mend the age
By flogging Ladies at a Boarding-school.«

Dick knock'd the ashes from his pipe;
And said: »Friend Will,
You give the Novels a fair wipe;
But still,
While you, my Friend, with passion run 'em down,
They're in the hands of all the town.«

»The reason's plain, proceeded Dick,
And simply thus —

Taste, over-glutted, grows depraved and sick
And needs a stimulus.
Time was, when honest Fielding writ —
Tales full of Nature, Character and Wit,
Were reckon'd most delicious boil'd and roast:
But stomachs are so cloy'd with novel-feeding,
Folks get a vitiated taste in reading,
And want that strong provocative, a Ghost.
Or to come nearer,
And put the case a little clearer; —
Minds, just like bodies, suffer enervation,
By too much use;
And sink into a state of relaxation,
With long abuse.
Now, a Romance, with reading Debauchees,
Rouses their torpid powers, when nature fails;
And all these Legendary Tales
Are to a worn-out mind, Cantharides.
But how to cure the evil? you will say:
My *Recipe* is, laughing it away.
Lay bare the weak farrago of those men
Who fabricate such visionary schemes;
As if the Night-mare rode upon their pen,
And troubled all their ink with hideous dreams.
For instance — when a solemn Ghost stalks in,
And, through a mystic cale is busy,
Strip me the Gentleman into his skin;
What is he?
Truly, ridicolous enough;
Mere trash — and very childish stuff.
Draw but a Ghost, or Fiend, of low degree,
And all the bubble's broken. — Let us see etc.

A Let-

A Letter to Jacob Bryant Esq. concerning his Dissertation on the War of Troy. By Gilbert Wakefield. B. A. Late Fellow of Jesus-College. Cambridge, 1797. [illegible] 26 S. Eine sehr vollständige und gelehrte Widerlegung der Gründe, mit denen Bryant die Existenz von Troja und eines Trojanischen Kriegs bestritten hätte.

A descriptive Catalogue of the Works of Rembrandt and of his Scholars, Bol, Livens and Van Vliet, compiled from the Original Etchings, and from the Catalogues of De Burgy, Gersaint, Hell and Glomy, Marcus, and Yver. By Daniel Daulby. 1796. 4. u. 8. Der Verf. dieses Catalogs hat durch einen langen und anhaltenden Fleiß eine beynah vollständige Sammlung der Kupferstiche Rembrands und seiner Schüler zusammengebracht. Dieß hat ihn in den Stand gesetzt, eine Menge Irrthümer seiner Vorgänger zu berichtigen. In der Einleitung handelt er mit eben so viel Einsicht als Klarheit von Rs. Verdiensten und Geist, und bestimmt den Charakter dieses Meisters. Die Beschreibungen der Kupferstiche selbst sind genau und deutlich.

Sonnets and other small Poems, by T. Park, 1797. 120 S. 8. Die meisten von diesen Gedichten verdienen Beyfall. Der Verfasser verfällt bisweilen in den Fehler eines affectirten

Aus-

Ausdrucks und sucht veraltete Worte, um den poetischen Ausdruck zu heben und von der gemeinen Sprache zu entfernen. Das Recht dieses Gebrauchs an sich kann nicht bestritten werden, so lange der Dichter Geschmack genug zeigt, um das Alte mit dem Neuen zu verschmelzen und jenem durch die callidam juncturam das Bürgerrecht wieder zu erwerben. Folgendes Sonnett, welches sich in Rücksicht des Inhalts auszeichnet, ist auch von jenem Fehler frey:

To Mrs. P.

For thee, best treasure of an husband's heart,
Whose bliss it is that thou for his art so,
That thy fond bosom bears a faithful part,
In every casual change his breast can know.
For thee, whom virtuous passion made his choice,
Whom Genius and Affection make his pride,
Connubial rapture tunes his grateful voice,
And hails the mother dearer than the bride:
And tho' thy worth deserves a brighter palm
Than laureate hands round diadems entwine
Love's simple chaplet happily may charm
With truer, tenderer ecstacy, from mine!
And let me still but reign thy bosom's lord,
Be fame or wealth their votaries reward.

Auf die Sonnette folgt eine Anzahl vermischter Gedichte, einige Aufschriften, Episteln und Epigrammen. Der Druck ist ausgezeichnet schön und geschmackvoll.

The

The Minister, a Tragedy, in Five Acts translated from the German of Schiller, by M. G. Lewis, Esq. Author of the Monk. 1797. 220 S. Eine treue und wohlgerathene Uebersetzung von Schillers Cabale und Liebe.

The Mysterious Mother, a Tragedy. 1781. 8. Diese Tragödie ist das Werk des bekannten Horace Walpole, Earl of Orford, und weniger gekannt als berühmt. Die erste Ausgabe, welche in der Privatdruckerey des Verf. veranstaltet worden war, wurde nur an seine Freunde ausgegeben. Im Jahr 1781 wurde eine Ausgabe für das grössere Publikum unternommen, von welcher aber nur ein kleiner Theil wirklich ausgegeben worden ist. Gesetzmäßig wird sie erst seit dem vorigen Jahre verkauft. Die Scene dieses Stücks ist vor dem Castell von Narbonne, in welchem eine Gräfin, eine bejahrte Dame wohnt, welche wegen ihrer Wohlthätigkeit und ihres Verstandes eben so sehr als wegen ihres unerschütterlichen Glaubens berühmt ist. Sie hat eine Waise, Adeliza, erzogen, die jetzt in einem Kloster zu Narbonne lebt. Ihrem Sohne Edmund, welcher bisher Kriegsdienste gethan hat, hat sie das Haus seiner Vorfahren gänzlich untersagt, sorgt aber mit der grösten Zärtlichkeit für seine Bedürfnisse, und verwaltet sein Vermögen mit einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit. Das geheimnißvolle Betragen seiner Mutter reizt die Neugierde des jungen Menschen. Er kömmt

kömmt unbekannt, mit seinem Freunde Florian, nach Narbonne; sie lernen Adelizen kennen, und Edmund bewirbt sich um ihre Hand. Die Gräfin, welche etwas von dem was vorgeht erfähret, aber glauben muß, daß Florian der Liebhaber sey, begünstigt diese Bewerbung. Edmund und Adeliza werden vom Pater Benedikt getraut. Bey einer Zusammenkunft der Gräfin mit Edmund entdeckt sie ihren Irrthum, und gesteht Adelizen, daß sie ihre und ihres Bräutigams Tochter ist. Sie tödtet sich hierauf. Adeliza nimmt den Schleyer und Edmund eilt auf das Schlachtfeld. — Diese Handlung macht ein wohlverbundnes, interessantes Ganze, voll treflicher Scenen, in einer kräftigen, geistreichen Sprache geschrieben. Bey der Wichtigkeit dieses dramatischen Produkts, welches lange vorher, ehe es in die Hände des Publikums kam, einer großen Achtung genoß, wird die Mittheilung einer der pathetischten Scenen desselben, nicht unschicklich seyn:

Countess (alone.)

The monument destroy'd! Well! what of that?
Were ev'ry thunderbolt address'd to me,
Not one would miss me. Fate's unerring hand
Darts not at random. Nor, as fractious children
Are chid by proxy, does it deal its wrath
On Stocks and stones to frighten, not chastise us.
Omens and prodigy are but begotten
By guilt on pride. We know the doom we merit;
And self-importance makes us think all nature

Bus-

Busies to warn us when that doom approaches:
Fie, fie! I blush to recollect my weakness.
My Edmund may be dead: the house of Narbonne
May perish from this earth: poor Adeliza
May taste the cup of woe, that I have drug'd:
By light'nings play not to announce our fate,
Nor whirwinds rise to prophecy to mites:
Nor, like inquisitors, does heav'n dress up
In flames the victims it intends to punish;
Making a holyday for greater sinners. —
Greater! oh! impious! Were the faggots plac'd
Around me, and the fatal torch applie'd,
What wretch could view the fatal apparatus,
And be blacker criminal than I am? —
Perhaps, my virtues but enhance my guilt.
Penance attracts respect, and not reproach.
How dare I bee esteem'd? Be known my crimes!
Let shame anticipate the woes to come!
— Hah monster! wouldst disclose the frightful scene?
Wouldst teach the vicious world unheard-of sins,
And be a new apostle of perdition?
— My Edmund too? has not a mother's hand
Afflicted him enough? Shall this curs'd tongue
Brand him with shame indelible, and sting
His honest bosom with his mother's scorpions?
Shall Adeliza hear the last of horrors,
E'er her pure breast, that sighs for sins it knows not,
Has learn'd the rudiments of human frailty?
No hapless maid —

Coun-

Countess. Benedict. Edmund.

Benedict. This gentleman
Beheld thy Edmund breathless on the ground

Countess. Hah! is this sorcery? or is't my husband? (*swoons*).

Edmund. Stand off, and let me clasp her in my arms!
The flame of filial fondness shall revive
The lamp of life, repay the breath she gave,
And waken all the mother in her soul.

Benedict. Hah! who art thou then?

Edmund. Do not my fears tell thee!
Look up! O ever dear! behold thy son!
It is thy Edmund's voice; blest, if thy eyes
Awake to bless him — Soft! her pulse returns;
She breathes — oh! speak. Dear parent, mother, hear!
'Tis Edmund — Friar, wherefore is this horror?
Am I than deadly to her eyes? Dumb still?
Speak, tho' it be to curse me — I have killed her!
My brain grows hot — —

Benedict. My lord, restrain your passion —
See, she revives. —

Edmund. Oh! if these lips, that quiver
With dread of thy disdain, have force to move thee
With nature's, duty's or affection's voice,
Feel, how I print thy hand with burning zeal
Tho' tortur'd at this awful interval!
Art thou, or not, a mother?

Coun-

ountess. Hah! where am J?
Why do you hold me? Was it not my Narbonne?
J ſaw him, on my ſoul J did. —

dmund. Alas!
She raves — recall the wand'ring apprehenſion —
It was no phantom: at thy feet behold —

ountess. Hah! whom? quick, anſwer — Narbonne, doſt thou live?
Or comeſt to tranſport me to perdition?

enedict. Madam, behold your ſon: he kneels for pardon.
And J, J innocent, J ignorant
Of what he was, implore it too —

ountess. Diſtraction!
What means this complicated ſcene of horrors?
Why, thus aſſail my ſplitting brain? — be quick —
Art thou my husband wing'd from other orbs
To taunt my ſoul? What is this dubious form,
Impreſs'd with ev'ry feature J adore,
And every lineament J dread to look on!
Art thou my dead or living ſon?

dmund. J am
Thy living Edmund. Let theſe ſcalding tears
Atteſt th' exiſtence of thy ſuff'ring ſon.

ountess. Ah! touch me not —

dmund. How! — in that cruel breaſt
Revive then all ſenſations, but affection?
Why, ſo ador'd the memory of the father —
At leaſt for that reſemblance-ſake embrace me.

Countess. Horror on horror! Blasted be thy tongue!
What sounds are those!

Benedict. Lady, tho' J excuse not
This young lords disobedience, his contrition
Bespeaks no rebel principle. J doubt not,
Your blessing first obtain'd and gracious pardon,
But soon as morning streaks the ruddy East,
He will obey your pleasure and return
To stranger climes.

Edmund. 'Tis false: J will not hence.
'J have been foold too long, too long been patient.
Nor are my years so green as to endure
The manacles of priests and nurseries.
Am J not Narbonne's Prince? wo shall rule here
But Narbonne? Have J sapp'd my country's laws,
Or play'd the tyrant? Who shall bannish me?
Am J a recreant knight? Has cowardine
Disgrac'd the line of heroes J am sprung from?
Shall J then skulk, hide my inglorious head?
Or does it please your worship's gravity
Dispatch me on some sleeveless pilgrimage,
Like other noble fools, to win your empires;
While you at home mock our credulity,
The masters of our wealth, and states and wives?

Countess, (aside) Brav Youth! there spoke his sire.
How my soul yearns
To own its genuine offspring! —— Edmund, hear me!
Thou art my son, and J will prove a mother.
But J'm thy Souverain too. This state is mine.
Learn to command, by learning to obey.

Tho' frail my sex, I have a soul as masculine
As any of thy race. This very monk,
Lord as thou thinkest of my ductile conscience,
Quails-look if 'tis not true — when I command.
Retire thee to the village. 'Tis not ripe
As yet my purpose. — Benedict attend me.

A Series of Poems, containing the Plaints, Consolations and Delights of Achmed Ardebeili, a Persian Exile. With Notes Historical and Explanatory. By Charles Fox. 1797. 276 S. 8. Der persische Verf. dieser Gedichte lebte unter der Regierung Schach Sefi des II. welcher im J. 1664 zur Regierung kam. Achmed war ein Günstling dieses Sultans; fiel aber wahrscheinlich in Ungnade und wurde exilirt. In seinem Exil schrieb er den größten Theil der hier übersetzten Gedichte, die eine zärtliche Melancholie athmen. Sein Trost im Unglück ist die Religion. Ueberhaupt herrscht in ihnen eine edle, männliche Denkungsart, die mit Feinheit und Reizbarkeit des Gefühls verbunden ist. Wenn der Uebersetzer nicht vieles von dem Seinigen hinzugethan hat, so verdiente Achmed allerdings in Europa bekannt zu werden. Hier mag eines seiner Gedichte an Selima zur Probe stehn:

Where are you flown, ye hours of gay delight,
When countless beauties crowding on my view,
Seem'd by some mystic concord to unite,
In forms of fair enjoyment ever new?

When, as the nectar'd goblet pour'd around
Its smiling treasures to the sons of Joy:
The echoing roofs learnt only to resound,
„These, these are pleasures, that can never cloy!"

Then spurning ev'ry fear of Fortune's frown,
Time's rapid progress, or the shafts of Fate;
J fondly call'd thee, Selima, my own,
And deem'd my raptures of no mortal date.

„Let holy dervishes of Eden dream,
And clasp the visions of celestial bliss,
They ne'er beheld heav'nly beauties beam,
Nor from thy lips received a Houri's kiss.

„O let my soul, transported as J gaze,
Proclaim thy triumph o'er the raising day;
See, light-wing'd clouds obscure his blushful blaze,
While gladden'd Nature hails thy living ray!

„Oh Selima, enchantment reigns around,
When e'er thy magic fingers touch the lyre;
But when thy voice accords its sweeter sound,
E'en list'ning seraphs with delight expire!"

Thus J exulting in each rapturous hour,
Ne'er bade my heart with grateful ardors glow
To him, whose goodness gave: his vengeful pow'r
Reversed each charm, and plunged me deep in woe.

Yet, can my wounded spirit e'er repine?
Has it not known the hearts supremest joy?
The blest idea ever shall be mine,
Nor can eternity that bliss destroy.

Der Herausgeber und Uebersetzer dieser Gedichte zeigt in der Einleitung, daß man die Mahometaner mit Unrecht der Intoleranz gegen anders gesinnte beschuldige, und daß auch das, was man gewöhnlich von ihrem sinnlichen Paradiese glaubt, auf Irthum und Mißverständniß beruhe. In den Gedichten Achmeds findet man keine andre als erhabne Vorstellungen von der Gottheit, und auf seine Erwartungen künftiger Glückseligkeit scheinen Bilder grober Sinnlichkeit keinen Einfluß gehabt zu haben.

XIV.

Französische Literatur.

La Dunciade, poëme, nouvelle Edition corrigée par l'Auteur, augmentée du tableau du Jacobinisme, à laquelle on a joint une pièce, qui fut long-tems un secret d'Etat, et qui n'avait jamais paru; à Paris, chez Barrois l'ainée. 1797. Dieses bekannte Gedicht Palissot's, welches zuerst im J. 1764, und dann in mehrmals veränderten Gestalten erschienen ist, hat auch in dieser neuen Ausgabe, die sich schon in Rücksicht auf das Aeußere empfiehlt,

die verbessernde Hand des 70 jährigen Dichters erfahren. Eine der vorzüglichsten Vermehrungen ist das Gemälde des Jacobinismus. Der Gesang: de la Vision, welchem es eingeschaltet worden ist, enthält ein großes Gemälde des mannichfaltigen Unglücks, welche der Fanatismus und der Dämon der Unwissenheit und Beschränktheit (la stupidité) über die Menschheit gebracht hat; und er konnte nicht schicklicher beschlossen werden, als mit der Geschichte der Lächerlichkeiten und Abscheulichkeiten, deren sich eine Bande unwissender, roher und übelgesinnter Menschen in dem Vaterlande des Verf. — der selbst beynah ein Opfer ihrer Wuth geworden wäre — schuldig gemacht haben. Das Gemälde selbst ist mit aller Kraft und allem Feuer der Jugend entworfen:

Eh qui pourrait se résoudre à décrire
Ces jours marqués d'opprobre et de délire,
Où les Français, à leur perte acharnés,
L'un contre l'autre à l'envi déchaînés,
Impatiens du joug de leurs ancêtres,
Et désormais ne voulant plus de maîtres,
Avaient choisi, pour se donner des lois,
Un noir essaim de pédans, de légistes,
De charlatans, d'histrions, de sophistes,
Enorgueillis de remplacer les Rois,
Et colorant de nom de République,
Aux yeux des sots leur régime anarchique.

O des grands coeurs mâle divinité!
Toi dont le nom si cher, si respecté,
Fait sous le dais pâlir la tyrannie,

Besoin

Besoin de l'homme, auguste liberté!
Qu'ils étaient loin de sentir ton génie!
Tous ces brigands parlaient d'humanité,
Tous invoquaient la sainte égalité,
Et cependant sous leurs mains homicides,
D'or et de sang également avides,
En longs ruisseaux, coulant de tous cotés,
Le sang français inondait nos cités.

Stupidité, qui se plait au carnage,
En bonnet rouge assiste à leur sénat,
Souffle sur eux les poisons de la rage,
La soif du meurtre et l'ardeur du pillage.
Ici Marat, le féroce Marat,
Enveloppé de sa toge sanglante,
L'oeil teint de fiel et la bouche écumante,
Un glaive en main prêchait l'assassinat;
O tems! ô moeurs! qui n'ont point eu d'exemples!
A ce brigand j'ai vû dresser des temples.
Là, plus obscur, et non moins scélérat,
Un vil Chabot, méprisable apostat,
Jaloux du monstre, et voulant lui complaire,
Le proclamait arbitre de l'état.

Plus loin, Couthon, Saint-Just et Robespierre,
Qui de tombeaux couvrit la France entière,
Formaient les noeuds de leur triumvirat.
Sous les efforts de leurs mains sacrilèges
On voit tomber ces prodiges des arts,
Ces monumens, l'orgueil de nos remparts;
Jusqu'aux autels n'ont plus de privilèges!
Les voyez-vous, ces monstres inhumains,
Conspirateurs, factieux, assassins,
Sur nos débris élevant leur fortune,

A flots pressés assiéger la tribune,
Tandis qu'au loin tout un peuple hébété
Fait retentir le nom de liberté.

Das auf dem Titel angekündigte Gedicht schrieb der Verf. auf Verlangen des Herzogs v. Choiseul zur Antwort auf eine satyrische Ode des Königs von Preußen, in welcher dieser Ludwig den XV. und die Pompadour angegriffen hatte. Der König unterdrückte hierauf seine Ode. Dieser Verfall wurde als ein Staatsgeheimniß betrachtet, und nach vierzig Jahren ist hier zum erstenmal die Rede davon.

Les Plantes. Poëme par René Richard Castel; à Paris, 1797. 8. Dieses Gedicht ist nach den vier Jahrszeiten in vier Gesänge getheilt. Jeder enthält einen Abriß der Geschäfte des Botanikers in jeder Jahreszeit, und der Pflanzen, die sie hervorbringt. Um seinem Gegenstand mehr Mannichfaltigkeit zu geben, hat er hier und da Episoden eingewebt. Er fängt mit einer wohlgelungenen Apostrophe an die Gottheiten der Gärten an:

Champêtre deités, Pan, Sylvains et Dryades,
Faunes, légers Zéphirs, bienfesantes Naïades,
Soit que vous habitez les sauvages forêts,
Soit que de nos jardins vous gardiez les bosquets,
Je veux suivre vos pas, daignez, Dieux tutélaires,
Daignez initier ma muse à vos mystères.

Et toi qui, remplissant leurs utiles loisirs,
Des sages, des héros fis toujours les plaisirs;

Toi,

Toi, qui d'un vif éclat relevant la verdure,
Donner à chaque plante une aimable parure:
Flore, sois ma déesse, et répands sur mes vers
Ces poëtiques fleurs qui charment l'univers.
Ton empire s'étend du couchant à l'aurore;
Tu couvres de tes dons les rivages du More;
Des bergers de Lapland tu réjouis les yeux;
Tu pares les rochers d'un émail gracieux;
Et jusqu'au fond des mers les blanches Néréides
Te doivent le corail de leurs grottes humides.
C'est toi qui pour l'abeille as, dans le sein des fleurs,
D'une manne secrette épanché les douceurs;
C'est toi, qui, préparant une essence choisie,
Sur la table des Dieux fais briller l'ambroisie.
Bacchus reçut de toi l'éclat de ses raisins;
Les fertiles épis sont un don de tes mains;
Sans toi l'arbre, privé du plus bel avantage,
N'offrirait aux humains que son stérile ombrage.
Ta présence embellit l'eau, la terre, les airs,
Et ton souffle divin parfume l'Univers.

Im Ganzen besteht das Verdienst dieses Gedichtes in einer korrekten Sprache und der Freyheit von den Fehlern welche der verdorbne Geschmack erzeugt. Dagegen aber vermißt man oft den poetischen belebenden Geist, Fülle der Einbildungskraft und Reichthum in den Erfindungen. Der Ausdruck ist bisweilen gesucht und schwach. Am besten ist dem Verf. der vierte Gesang gerathen. Als eine der vorzüglichsten Stellen verdient folgende Anrufung an das höchste Wesen bemerkt zu werden, die sich in dem II. Gesange befindet:

Père de la nature, être puissant et bon,
Protège cet empire où la saine raison
Cherche aujourd'hui dans l'ordre et les lois naturelles
De la sociétés les bases éternelles.
Fais-y du haut des cieux descendre l'équité,
La paix et l'union, la tendre humanité,
La sagesse qui règle et guide notre vie,
Et l'amitié par qui la course est embellie.
Daigne, daigne toujours à ses représentans
Inspirer des desseins salutaires et grands.
Des ses nouveaux Linus éternise les veilles;
Découvre à ses savans tes secrètes merveilles.
Donne à la jeune fille une aimable pudeur,
Et répands sur ses traits la grace et la candeur.
Qu'à nos yeux chaque mère, ainsi que Cornélie,
Fasse de ses enfans sa parure chérie.
Avec la liberté raffermis et maintiens
L'amour sacré des lois, son plus ferme soutien.
Puisse l'astre éclatant, où brille ta puissance,
Ne rien voir dans son cours de plus grand que la France! —

XV.

Kunstnachrichten.

Auf Subscription kündiget, unter dem Schutz Sr. Brittischen Majestät, Hr. von Mecheln aus Basel und Valent und Rupert Green in London ein paar

paar wichtige Kupferblätter nach zwey großen Gemälden von Philipp-Jacques de Loutherburg, 1) Le Siège de Valenciennes, sous les Ordres de S. A. R. le Duc de York le 13. Juin. 1793., von William Bromley gestochen, [die landschaftliche Parthie dazu ätzt Thomas Medland]; und 2) Le Combat naval vom 1. Jun. 1794. zwischen der englischen Flotte unter dem Lord Howe und der französischen unter dem Admiral Villaret Joyeuse, von James Fittler gestochen.

Jedes Blatt wird 28½ Zoll breit und 19½ Zoll, nach franz. Fuß seyn, mit Anfange des nächsten Jahres 1798 erscheinen; von einem genauen Plan der Seeschlacht vom 1. Jun., einem erklärenden Umrisse und endlich von einer historischen Beschreibung begleitet seyn.

Der Preis der Subscription von jedem Blatte ist 3 Guineen oder 36 Reichsgulden, 5 Guineen oder 60 Gulden für Probedrücke, avant la lettre: die Hälfte bezahlt man bey der Subscription, die andre bey der Ablieferung.

Eine weitläuftige und interessante Beschreibung beyder Blätter findet man der Ankündigung beygedruckt, die hier in Leipzig bey Sommer auf ½ großen Quartbogen abgedruckt zu haben ist.

Dessau. Die Chalcographische Gesellschaft, die man unter dem Schutze des vortreflichen Fürsten allhier errichtet, ist durch die Ankündigung in öffent-

öffentlichen Blättern so bekannt, daß es überflüssig seyn würde, von dem edlen und für die Ehre von Deutschland beabsichtigten Unternehmen etwas zu sagen. Indessen, da sie bereits den Anfang in den beyden Messen des vergangenen Jahres zu der Ausführung desselben, durch die meisterhaftesten Blätter gemacht hat, die der Erwartung und Ankündigung vollkommen entsprechen; so können wir wenigstens nicht umhin die Liebhaber auf das Verzeichniß, das bereits aus 45 Nummern besteht, zu verweisen. Wenn wir ihnen sagen, daß sie hier eine heil. Magdalene in der Einöde, nach Battoni, von Seidelman gezeichnet; den heil. Johannes in der Wüsten, nach denselben Meistern, beyde von Pichlern, in schwarzer Kunst gestochen; den Tod des Germanicus, nach Poussin, von Freidhof in derselben Manier, die übrigen nach den besten Meistern von den würdigsten Künstlern finden: so werden sie mit uns die vortheilhafteste Meynung von den herrlichen Früchten fassen, die wir noch in der Zukunft von dieser Anstalt zu erwarten haben.

Nürnberg. Die Frauenholzische Kunsthandlung fährt fort mit den meisterhaftesten Blättern ihren Verlag in jeder Art zu bereichern. Jeder Liebhaber, es mag Porträte, historische Blätter, Ansichten großer Naturscenen, Landschaftsgemälde, selbst ganze Werke von Alterthümern, Mythologie und Naturgeschichte, Ankündigung neuer Unternehmungen betreffen, findet seine Befriedigung

in

n dem Verzeichnisse zur Jubilate-Messe 1797, as zu lang ist, um es hier einzurücken. Zu allen hat der geschmackvolle Verleger die berühmtesten Künstler unserer Zeit gewählt, einen Müller in Stuttgard, Klauber in Petersburg, Guttenberg dermalen in Nürnberg, Gmelin, Morace, Mechau und Reinhard in Rom u. a. m. Von den neuesten Blättern, die er uns mitgebracht, wollen wir nur von den großen Römischen Ansichten die Halle im obern Stock der Villa des Mäcenas zu Tivoli, und die Aussicht derselben im untern Stocke als Gegenstück, von dem berühmten Gmelin zu Rom, — einen Raum aus dem Coloßeum, von Reinhard gezeichnet und Hoge gestochen, anzeigen; — von den Porträten das Bildniß unsers Bause, nach Graf, von Klauber, das die höchste Aehnlichkeit mit dem schönsten Stiche verbindet — von historischen Blättern eine herrliche Auferweckung des Lazarus, von unserm Dietrich, und Guttenberg gestochen, aus dem hiesigen Cabinet des Herrn Otto. Aus demselben Cabinet werden wir von denselben Meistern das Gegenbild zu erwarten haben.

A Description of the Country from thirty to forty Miles round Manchester. The Materials arranged and the Work composed, by J. Aikin, M. D. Embellished with 73 Plates. 4to. p. 630. 3l. 3s. Stocdale. Kein Land liefert uns so prächtige Topogra-

graphien, als England, und in keinem würden sie auch solche Unterstützung finden, da die Literatur immer durch die Kunst des Zeichners und Kupferstechers unterstützt wird, die die Beschreibungen des Schriftstellers versinnlicht. Der Bezirk des Landes, der hier beschrieben wird, macht einen ansehnlichen Theil des Nord-Westlichen Theils von England aus, der sich wegen seines Ackerbaus, seiner Künste und Manufakturen so sehr auszeichnet. Die vortrefliche Beschreibung der Städte, Ländereyen, Flüsse, Produkte, bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen u. s. w. die sie umfaßt, erhält einen doppelten Werth von den unterrichtenden historischen und biographischen Anekdoten, und den feinen politischen, moralischen und lehrreichen Bemerkungen, die man überall eingestreut findet. Die zahlreichen Kupfer sind sich freylich nicht gleich: die meisten aber nicht ohne Verdienst. Eine große Charte von dem Lande um Manchester her, und ein noch größerer Plan von der Stadt selbst mit seinen Vorstädten, sind vorzüglich schätzbar.

An History of the Principal Rivers of Great Britain. Vol. II. Fol. 4l. 45. Boydell and Nicol. Den ersten Band dieses kostbaren und unterhaltenden Werks das 1794 erschien, haben wir zu seiner Zeit angezeigt. In diesem verfolgt der Verf. einen Fluß, dessen Ufer mit den reichsten Erzeugnissen der Natur und den edelsten der Kunst prangen, und die zugleich Wohn-

und

und Landsitze der größten Männer Britanniens gewesen sind, wobey er uns gelegentlich mit merkwürdigen Anekdoten unterhält. So fängt er mit Strawberry-hill, dem Sitz des verstorbenen Grafen von Orford an, der der Welt noch mehr unter dem Namen Horace Walpole bekannt ist. Nicht weit davon ist die schöne Villa, wo Pope den größten Theil seiner Gedichte geschrieben hat. — Es folgt Richmond-hill, durch die reizende Beschreibung von Thomson bekannt. — Das Dorf Sheen, der Aufenthalt von Sir William Temple. — Sion-house. — Die Königl. Gärten von Richmond und Kew-Battersea, wo Lord Bollingbroke sein Lob erhält. — Chelsea Hospital. — Westminster Abtey. — Die Geschichte von Londonbridge; von wannen er nach Greenwich kömmt, verschiedene Ausflüchte nach Maidstone, Penshurst und Tunbridge macht, und mit Rochester und Sheerneß beschließt. In Absicht der Schreibart zieht man diesen Theil noch dem ersten vor, und die schönen Darstellungen der Kupferstiche tragen zu seiner Pracht und zum Vergnügen und Nutzen des Lesers nicht wenig bey.

Gothic Ornaments in the Cathredal Church of York, drawn and etched by Joseph Halfpenny. 4to. Taylor Holborn. Es ist kein übler Gedanke die Verzierungen der Gothischen Architektur in den großen Gebäuden, die überall noch hauptsächlich an Kirchen und Klöstern prangen, durch den Grabstichel zu erhalten,

da sie oft unendliche Mühe und eine große Feinheit des Meisels, obgleich die ängstlichste Nachahmung der Natur verrathen, aber hin und wieder durch die alles zerstöhrende Zeit unscheinbar werden und endlich gar verloren gehen. Das angezeigte Werk wird in Heften ausgegeben: jede Nummer enthält 5 Platten: ihrer sind bereits 7 erschienen und sollen bis auf 20 steigen; sie sind getreu copiert, und die Ausführung verdient das größte Lob. Jedes Heft kostet 6 Sch.

Ein anderes großes Werk dieser Art sind die Specimens of Gothic Ornaments, selected from the Parish Curch of Lavenham in Suffolk. 4to. On Forty Plates. 18 J. auf groß Papier 1 Pf. Diese Skizzen sind von einem Künstler, der sie 1790 daselbst sorgfältig abgenommen hat, und sollen zur Beförderung des Geschmacks in dieser Art von Baukunst dienen. Es ist eine große Mannichfaltigkeit in der Wahl, die von den interessantesten Theilen dieses großen Gebäudes gesammelt sind.

Ende des sechzigsten Bandes.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Stück.

V. Französische Literatur:

VI. Englische Literatur

The

Zweytes Stück.

Nach-

Nachricht.

Die am Schluß des vorigen Stücks angekündigte Uebersetzung des Ritualbuchs der Theophilanthropen, oder Gottesverehrer und Menschenfreunde zu Paris, ist bereits erschienen, und kostet 12 gr. Angehängt ist ein Auszug der den 1sten May 1797 im National-Institut gehaltnen Vorlesung von Reveilliere-Lepaux über den Cultus. Die den Gebeten und Betrachtungen eingewebten Hymnen und Lieder findet man französisch und deutsch abgedruckt.

Von dem zu Paris gedruckten Vie de Xenophon, suivie d'un extrait historique et raisonné de ses ouvrages erscheint zur Ostermesse 1798 eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel:

Ueber Xenophons Leben und Schriften. Aus dem Französischen des Bürgers Fortia übertragen. Mit kritischen Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätzen von C. F. Heinrich.

Von zwey politischen, kürzlich herausgekommenen, französischen Schriften erscheint eine Bearbeitung unter dem Titel:

Frankreichs monarchische Staatsverfassung, im Widerspruch mit seiner ehemaligen Regierung; Enthüllung der Ursachen der Revolution, und Darlegung ihrer Resultate.

Von dem für Statistik und Kirchengeschichte gleich wichtigem Werke des Petersburgischen Predigers Grot: Ueber die Religionsfreyheit der Ausländer im Russischen Reiche, ist der 3te und letzte Band unter der Presse, welcher auch mit einem vollständigen Register über alle drey Bände versehen ist.

Der

Der zweyte und letzte Theil von Bryan Edwards Geschichte des Revolutionskriegs in St. Domingo, aus dem Englischen, wird mit einem Schreiben über Europens Interesse in Beziehung auf die Wohlfarth der Westindischen Colonien von Herrn Malouet begleitet seyn, und in einigen Tagen die Presse verlassen.

Der Druck des dritten Theils von des Hrn. Professor Hebenstreits Bearbeitung von Sullivans Uebersicht der Natur, in Briefen, welcher durch verschiedene Hindernisse verzögert worden, ist nun geendiget. Den vierten und letzten Theil dieses interessanten, dem berüchtigten Système de la Nature entgegen gesetzten Werks, welches eine geschichtliche Erörterung der Naturbegebenheiten zur Bestreitung atheistischer Principien enthält, hofft man zur nächsten Ostermesse zu liefern.

Von den Nachträgen zu Sulzers allgemeinen Theorie der schönen Künste ist das 2te Stück des 5ten Bandes, und von Spallanzani's für die Naturgeschichte und Mineralogie so wichtigen Reisen ist der 5te Band unter der Presse.

Von der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte erscheinen das 3te und 4te Stück des 17ten Bandes, zusammen, in einigen Tagen.

Eine Gesellschaft von Gelehrten ist beschäftigt eine historisch-statistisch-topographische Beschreibung von Südpreussen und Neu-Ostpreussen, oder der Königl. Preussischen Besitznehmungen von Polen in den Jahren 1793 u. 1795, in 3 Bänden, mit Landcharten und Prospekten herauszugeben. Der 1ste B., mit 3 Charten u. 5 Prospekten, erscheint nächstens.

Auch wird zur Ostermesse 1798. der erste Band des Commentars zur Anthologia graeca von Hrn. Prof. Jakobs zu Gotha, in lateinischer Sprache, nun gewiß herauskommen.

Digitized by Google